Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

11-11

Acht und sechszigster Band.

Januar bis Juni 1861.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Gymnasium
Richtern-Zeitung.

Herausgegeben
von
C. W. Schuphenberg.

Mit und ferbindlicher Band.
Immer bis Ende 1881.

Berlin.
Verlag von Schlemmer.

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort:

Die Verheißungen für die Kirche. Psalm 107, 23—32 1
Matth. 8, 23—27 12
Joh. 6, 14—21 20
König Friedrich Wilhelm des IV. Tod 25
Jubelfeier der Berliner Universität 27
Secularfeier des Todes Melanchthon's 38
David Strauß 41
Die Versammlung zu Erfurt 46
Der ev. Kirchentag 52
Die Ehesachen 54
Generalsynode der separirten Lutheraner 67
Die kirchliche Gemeinde-Ordnung 75
Absetzung des Oberprediger Melcher 83
Sachsen: Entwurf einer Kirchen-Ordnung 84
Hessen-Darmstadt: Unionsformular 84
Baierische Pfalz: Gesangbuchsnoth 85
Baden: kirchlicher Umsturz 85
G. H. v. Schubert. General v. Gerlach 86
Gedächtnißpredigt auf weiland Se. Majestät, König Friedrich Wilhelm IV. 89. 97
Geschichte der deutschen Kaiserzeit v. W. Giesebrecht. I. Band. Gründung des Kaiserthums. Braunschweig 1860. II. Band. Blüthe des Kaiserthums. Ebendas. 1858 101
Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's, von Ludmilla Assing. Berlin, 1859 105
Vom Eide 118. 121
Aus Rom: Die Peterskirche 124. 129. 145. 153
Moderne römische Gottesdienste. (Aus dem Englischen.)
I. Abtheilung 465. 481
II. Abtheilung 705. 721
Prof. Leo an den Herausgeber 137
Die Juden im Verhältniß zur christl. Schule und zum christl. Staat. Die Anstellung israelitischer Lehrer an Preußischen Gymnasien und Realschulen. Ein Wort zur Aufhellung der Sachlage von einem practischen Schulmann 169. 177. 193
Ueber Wangemann's preußische Kirchen-Geschichte 209. 217. 230. 282. 293. 297
Die Erfurter Conferenz 211
Das menschliche Erkennen 225. 241. 249. 275. 289
Erweckungen auf deutschem Boden 257. 265. 273
Oberammergauer Passionsspiel 313. 333. 337
Ueber Vespergottesdienste I. Artikel 321. 345
— — — — — II. Artikel 487. 493. 505
Gottfried Menken. 1. Briefe an Achelis. 2. Leben und Wirken, v. C. H. Gildemeister. 361. 369
Das alte Pfarramt in der neuen Gemeindeordnung.
1. ob mit gutem Gewissen? 377. 385. 393
2. was es mit den Kirchen-Räthen zunächst beginnen soll? 873. 889

Seite

Suchen und finden. Berlin 1861. 380
Siehe darein und schilt, daß des Brennens und Reißens ein Ende werde 381
Das practische Christenthum namentlich der Gebildeten. 409. 417. 433
Das Königreich Gottes 438. 441
Th. Großgebauer 454. 457. 473. 489
Moderne christliche Poesie 474
Der Staatsminister v. Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten in Preußen 513. 529
Die Brüder des Herrn 532
Aus Pommern: Ehescheidung und Civilehe 535. 537
Shakespeare's Stellung zum Christenthum 545. 566. 569. 592
Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoral-Conferenz von Dr. Stahl 553
Ob die Erweckung im methodist. Sinne aus der heiligen Schrift begründet werden kann 577. 585
Ueber die Gestaltung des Rationalismus in der neuesten Zeit 601. 609
Die Proselyten der Römischen Kirche von Fr. K. v. Moser. Aus dessem patriotischen Archiv 7. 1787 622
Die katharistische Tendenz der neueren Zeit mit besonderer Beziehung auf den Baptismus 625. 633
Die Partei des Missionar Ochs und die Praxis des Leipziger Missionscollegiums in der Behandlung der Kastenfrage in den ostindischen Gemeinden 639. 649
Was ist von Gelübden zu halten? Von Gelübden im evangelischen Sinne von Dr. Wiese 652
Fr. Chr. Oetingers Leben und Briefe als urkundlicher Commentar zu dessen Schriften herausgegeben von K. Ehmann.
Erster Artikel 657
Zweiter Artikel 837
Dritter Artikel 893. 906
Vierter Artikel 929
Gegen Veränderung der lutherischen Bibelübersetzung 665. 676
Warum so langsam 673. 681
Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I. Bd. 688. 697. 709
Ueber Döllingers Werk: Christenthum und Kirche. 2 Briefe 689. 774. 779
Der Altar in der evangelischen Kirche 729. 745. 753
Vorwärts in der Jünglingssache. Erster Artikel 739. 750
Zweiter Artikel 822. 830
Dritter Artikel 910. 913. 921
Aus Baden. Verfassungsfrage 758. 769
Tod des Ober-Consistorial-Rath Professor Dr. Stahl 777
K. J. Ph. Spitta, ein Lebensbild von Dr. Münkel 787. 793
Dr. Rothe's Rede über Kirchen-Verfassung. Von einem Juristen 801. 817
Die Brüderschaft des Rauhen Hauses und Prof. v. Holtzendorf 825
Die christliche Sittenlehre. Handbuch von Professor Wuttke. I. Band 841. 849
Die Diaspora-Arbeiten der Brüder-Gemeinde 852. 865

Seite

Ob und in wie weit der Geistliche sich bei den bevorstehenden Wahlen zu betheiligen habe ... 897
M. Chemnitz. examen concilii Tridentini ed. Ed. Preuss ... 937. 945
Die ungleichen Kinder Evä von Hans Sachs ... 956
Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen. Zweiter Theil ... 958. 961. 969. 1019. 1033. 1177. 1201. 1223
Die Schriften der Gräfin Ida Hahn-Hahn aus den Jahren 1850—1860 ... 985. 993. 1036
Etwas über unsere s. g. Orthographie ... 998. 1009. 1017
Zur Sammlung und Verständigung II. ... 1049. 1057
Der Tag des Herrn ... 1065. 1081. 1105
Noch ein Wort über die evangelische Allianz ... 1068
Aus der bayrischen Rheinpfalz ... 1089. 1113
Papstthum und Kirchenstaat. Erster Artikel ... 1109. 1129
Zweiter Artikel ... 1145. 1158
Aus der neusten Schrift Guizot's ... 1117. 1124. 1142
Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Tagebücher. 2 Bände. 1121
Auch eine Königskrönung ... 1153
Die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Eine christologische Meditation ... 1169. 1193. 1213
Der Glaube der Väter im heiligen Schmucke der Lieder. 24 Lieder der Kirche mit Randzeichnungen von J. v. B. ... 1183
Bekanntschaft mit der Bibel ... 1198
Die evangelische Mission unter den Deutschen in Paris 1217. 1225
Luthers Evangelien-Auslegung aus seinen homiletischen und exegetischen Werken für Schriftforscher, Prediger und erbauungsuchende Leser, zusammengestellt von Chr. G. Eberle, Pfarrer im Württembergischen ... 1238

II. Nachrichten.

Baden ... 220. 427
Bayern. Passionsspiel zu Oberammergau ... 183
Bayrische Pfalz. Gesangbuchsfrage ... 304. 872. 880
Berichtigung ... 1079
Bückeburg. Missionsfest zu Frille ... 1162

Seite

Coburg-Gotha ... 864. 886
Verfassungsmacherei der kirchlichen Gegenwart 858
England. Essays und Reviews ... 790. 800. 808
Hannover ... 87
Erstarkung der katholischen Kirche ... 125
Kirchliche Verfassungsentwürfe ... 162. 173
Erklärung des Dr. Ehrenfeuchter ... 240
Erwiderung ... 816
Zur Katechismusfrage ... 816
Exemplum religionis non structurae ... 1102
Hessen. Ordinationsformular ... 478
Errungenschaften der katholischen Kirche ... 983. 1005
Italien. Aus dem Briefe eines am Katholicismus irre gewordenen Italieners ... 174
Religionsfreiheit in Piemont ... 237
Freuden und Leiden der Protestanten Italiens ... 597
Lippe-Detmold. Missionsfest auf dem Eickhofe ... 760
Preußen. Brandenburg.
Gustav Adolphs-Verein ... 179
Pommern. Wahl des Gemeinde-Kirchenraths ... 312
Sachsen. Versammlungen des kirchlichen Central-Vereins der Provinz Sachsen zu Gnadau 388. 398. 1052. 1060 ... 1069
Berichtigung ... 1080
Schlesien. Berichtigung von Dr. Huschke ... 285
Conferenz des evangel.-luth. Vereins zu Gnadenberg ... 701. 714
Einführung der kirchlichen Gemeindeordnung in Prittag ... 422. 628. 855
Eine Segenswoche in Grünberg ... 1086. 1101. 1110
Kirchliches Leben ... 1175. 1186
Westfalen. Kirchliches Aergerniß ... 814
Rheinprovinz. Vorgänge im Waisenhaus zu Elberfeld ... 245
Aus dem Wupperthale ... 696
Schweiz. Kirchliche Zustände ... 1076. 1085
Thüringen. ... 1165. 1174
Weimar ... 233
Aufruf an evangelische Christinnen von Pastor Fliedner ... 158
Confirmationsscheine ... 208
Aus dem Kanton Waadt ... 1240

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 2. Januar. № 1.

Vorwort.

Während in den Zeiten Davids sich der Psalmengesang weiter ausbreitet und alle Beziehungen des Menschen zu Gott zum Gegenstande nimmt, z. B. in Ps. 8 die Größe Gottes besingt in den herrlichen Gaben, die Er dem Menschen zugetheilt hat, den Er zum Herrn gemacht über seiner Hände Werk, dem er Alles unter seine Füße gethan, in Ps. 19 die edle Israel gewordene Gabe des Gesetzes feiert, zieht sich in den späteren Zeiten des sinkenden und des gesunkenen Staates, den Zeiten, da die Herrlichkeit Israels dahin ist, da es seinen Nachbarn zur Schmach geworden, zu Spott und Hohn seinen Umgebungen, da Heiden in das Land des Herrn gefallen, der Psalmengesang in einen einzigen Punkt zusammen. Alles zielt in diesen Zeiten darauf, die Hoffnung auf den endlichen Sieg des Reiches Gottes zu beleben, dem lähmenden Einfluß der Todesgedanken durch die Hinweisung auf die bevorstehende fröhliche Auferstehung zu wehren, die Wahrheit lebendig zu machen, daß Gott im Zorne des Erbarmens gedenken wird. Wir entnehmen daraus die Lehre, daß es erlaubt, ja daß es geboten ist, in Zeitläuften, wie die jetzigen, da die Lage der Kirche Gottes auf Erden wiederum eine vielfach bedrängte und gefährdete ist, mit einer gewissen einseitigen Vorliebe die reichen Verheißungen ins Auge zu fassen und im Gemüthe zu bewegen, welche der Herr seiner Kirche ertheilt hat. Wird doch solche den Umständen folgende Einseitigkeit auch durch den Apostel legitimirt, wenn er sagt: Leidet jemand unter euch, der bete, ist jemand guten Muthes, der singe u. s. w. Wir dürfen nicht fürchten, daß über solcher Einseitigkeit die anderen Seiten zu kurz kommen. Wird die eine Saite kräftig angeschlagen, so klingen die anderen mit. Die Versenkung in Gott, die auf Grund der vorliegenden Umstände vollzogen wird und durch sie eine besondere Lebendigkeit erhält, kann nicht anders als nach allen Seiten ihre Wirkung ausüben. Freilich kommt es darauf an, daß wir in dem Gebiete, auf das wir durch Gott selbst angewiesen sind, uns nicht in zweifelhafte Grübeleien und willkürliche Träume einlassen, wie z. B. diejenigen thun, welche das angebliche tausendjährige Reich der Zukunft in den Mittelpunkt stellen wollen. Dergleichen kann kein Leben und kein Genüge gewähren. Wir sollen vielmehr die Seele speisen mit dem nahrhaften Brote der klaren und sich unmittelbar an das Herz legenden Verheißungen und uns auf ihren Adlersflügeln über die gemeine Wirklichkeit erheben. Solcher ist die Schrift so voll, daß wir es gar nicht nöthig haben, in dem Unsicheren und Zweifelhaften das Fundament unserer Zuversicht zu suchen. Wir wollen bei diesem Wendepunkte der Zeiten einmal die Stellen der Schrift ins Auge fassen, welche in Bild und symbolischer Handlung das Thema behandeln: Das Meer ist ein Schauplatz der Wunderwerke Gottes. Es gilt wahrlich auch jetzt, was Jo. Arnd, mit dessen Worten wir das Thema bezeichnet haben, (zu Ps. 107) im Angesichte des dreißigjährigen Krieges sagte: „Die Welt ist ein ungestümes Meer und ist jetzt sehr unruhig und brauset hier eine Tiefe, da eine Tiefe: Gott wolle es gnädig stillen, das Schifflein der heiligen Kirche erhalten, Wind und Wetter bedräuen, daß es stille werde, wie es im 65. Psalm steht: der du stillest das Brausen des Meeres.“ Unser Zweck ist, das Wort des Buches der Weisheit in den Gemüthern der wahrhaftigen Glieder der Kirche lebendig zu machen: „Deine Vorsicht, o Vater, regieret es, denn du auch im Meere Wege gibst und mitten unter den Wellen sicheren Lauf. Damit du beweisest, wie du aus Allem helfen kannst, ob auch Jemand ohne Kunst sich aufs Meer begäbe.“

Wir könnten beginnen mit der Arche des Noa, in der die Kirche von jeher ihr eignes Vorbild erkannt hat, eine Gewähr ihrer Errettung bei der Fahrt auf dem unruhigen Meere der Welt. Wir könnten von da fortschreiten zu der Theilung der Wasser des rothen Meeres, in welcher schon die Weissagung des A. T. eine Weissagung und ein Unterpfand erblickt, daß der Herr zu allen Zeiten das Meer der Welt theilen und in ihm die Wellen schlagen wird, also daß seine Erlösten hindurchgehen können. Wir ziehen es aber vor, bei dem unmittelbar Klaren und Durchsichtigen stehen zu bleiben, aus welchem das Dunkle und Verhüllte erst sein Licht erhalten muß. So machen wir zuerst Ps. 107, 23—32 zum Gegenstande unserer Betrachtung. „Die das Meer befahren auf Schiffen, Geschäft treiben in vielen Wassern. — V. 24. Sie sahen die Werke des Herrn, und seine Wunder auf der Tiefe. V. 25. Und er sprach und bestellte einen Sturmwind, der erhob seine Wellen. V. 26. Sie steigen herauf zu dem Himmel, herab zu den Fluthen, ihre Seele in Leid zerfließet. V. 27. Sie tanzen und wanken gleich dem Trunkenen, und all ihre Weisheit ist vernichtet. V. 28. Und sie schrieen zum Herrn in ihrer Noth, und aus ihren Bedrängnissen errettet er sie. S. 29. Er wandelt den Sturm in Stille, und es schwiegen ihre Wellen. V. 30. Und sie freuten sich, daß sie Ruhe hatten, und Er führte sie zum Ziele ihres Wun-

sches. — V. 31. Die sollen preisen dem Herrn seine Huld, und seine Wunder den Menschenkindern. V. 32. Und ihn erhöhen in der Versammlung des Volkes, und auf dem Sitze der Alten ihn loben."

Nach vielen Auslegern soll der Psalm den beständigen Lauf der göttlichen Vorsehung schildern, die Errettungen, die Gott den verschiedenen Klassen der Leidenden zu Theil werden läßt. Danach wäre in unserem Abschnitte an Seefahrer im gewöhnlichen Sinne zu denken. Dagegen aber spricht gleich der Anfang des Psalmes, in dem der geschichtliche Ausgangspunkt ausdrücklich und geflissentlich angegeben wird. Er soll nach V. 2 und 3 gesungen werden von den „Erlöseten des Herrn, die er erlöset hat aus der Hand der Noth, und die er gesammelt hat aus den Ländern, von Aufgang und von Niedergang, von Norden und vom Meere." Eine solche Situation kommt in der Geschichte Israels nur einmal vor. Es gibt unter dem A. B. nur Eine große nationale Zerstreuung, die, von der Jeremias weissagt in C. 15, 4: „und ich will sie in allen Königreichen auf Erden hin- und hertreiben lassen", und eben so nur eine große nationale Sammlung, die aus dem Babylonischen Elend. Bezieht sich der Psalm auf diese, feiert er die Gnade der Wiederbringung des Volkes aus dem Exil, so steht auch fest, daß unser ganzer Abschnitt bildlichen Charakter trägt, daß unter dem Bilde der Seefahrer, welche durch Gottes Gnade einen großen Sturm auf dem Meere glücklich bestanden haben und in den Hafen eingelaufen sind, die aus dem Exil errettete Gemeinde des Herrn erscheint.

Mehrere Andeutungen in dem Psalme führen darauf, daß er an dem Genesungsfeste der Nation gesungen wurde, bei der ersten Feier des Laubhüttenfestes, zu dem sich ganz Israel nach Jerusalem versammelte, um dem Herrn den Dank darzubringen für die erste gesegnete Ernte, die sie in dem wiedergeschenkten Lande erhalten hatten. „Und da man erlangt hatte den siebenten Monden — heißt es im 3. Cap. des Buches Esra — und die Kinder Israel nun in ihren Städten waren, kam das Volk zusammen wie Ein Mann gen Jerusalem — — und hielten das Laubhüttenfest und brachten Brandopfer dar, alle Tage nach der Zahl, wie sichs gebührt, einen jeglichen Tag sein Opfer." Sie brachten dies Symbol der erneuerten Weihe und Hingebung, zu der sie durch die große Wohlthat des Herrn angelockt waren, nach dem: „dies that ich für dich, was thust du für mich", dies Gelübde des neuen Gehorsams, zu dem unter derselben Form sich einst Noa mit den Seinen verpflichtet hatte, da sie aus der Arche gekommen, dar auf dem eben neu errichteten Altar, da der Grund des Tempels des Herrn noch nicht gelegt war.

Die Errettung der Gemeinde des Herrn wird in unserm Psalme gefeiert unter einer Reihe von wechselnden Bildern, derjenigen, die hungrig und durstig in der Wüste umherirrten und nun zur bewohnten Stadt geführt wurden, der Gefesselten in dunklen Kerkern, die nun befreit sind, der Todkranken, die nun genesen, endlich in unserm Abschnitt derjenigen, die einen großen Sturm auf dem Meere glücklich bestanden haben.

Der Abschnitt vollendet sich in der Zehnzahl. Der 23. V.: „Die das Meer befahren auf Schiffen, Geschäft treiben in vielen Wassern", und der 31. u. 32. V.: „Die sollen preisen dem Herrn seine Huld und seine Wunder den Menschenkindern. Und ihn erhöhen in der Versammlung des Volkes und auf dem Sitze der Alten ihn loben", gehören zusammen. In der Mitte wird in einer Siebenzahl von Versen die Situation geschildert, welche die Seefahrer zum Lobpreise des Herrn einladet, die Errettung aus großer Noth, die sie so eben erfahren haben, die Noth in V. 24—27, die Errettung in V. 28—30.

„Die das Meer befahren auf Schiffen, Geschäft treiben in vielen Wassern", so beginnt der Abschnitt, der schon als Grundlage wichtiger und tröstlicher symbolischer Handlungen des Herrn für die Kirche von der größten Bedeutung ist und welcher die sorgsamste Erwägung verdient, weil durch sein Verständniß die tiefere Einsicht in die Bedeutung dieser Handlungen bedingt ist. Das Meer ist in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes Symbol der Welt. Daniel sieht in Cap. 7 vier große Thiere aus dem Meere hervorsteigen, eins je anders als das andere, aus der Welt die nach einander folgenden Weltreiche. In der Offenbarung Johannis heißt es in Cap. 13, 1: „Und ich sah ein Thier aus dem Meere steigen", eine Weltmacht sich aus der Welt erheben. Der Vergleichungspunkt ist zuerst das Massenhafte. Dann die beständige Unruhe, in der sich wie das Meer, so auch die Völkermasse befindet, wie Jesaias (57, 20) von den Gottlosen, den Bürgern der Weltreiche sagt: „sie sind wie ein erregtes Meer, welches nicht ruhen kann." Als das Princip dieser Unruhe in dem geistigen Meere der Welt erscheint in Ps. 46, 4 der Hochmuth, der, nicht zufrieden mit dem von Gott zugetheilten Loose, stets es den Anderen zuvorthun, Alles an sich reißen will. Endlich stellt sich als Vergleichungspunkt das von Zeit zu Zeit sich einstellende wilde Toben dar, besonders das Antoben gegen das Reich Gottes. „Es toben, schäumen seine Wasser", so heißt es von dem geistigen Meere der Welt in Ps. 46, und in Ps. 93 wird dem wider die Kirche tobenden Meere der Welt der Herr in seiner ruhigen allmächtigen Majestät entgegengestellt: „Es erheben Ströme, Herr, es erheben Ströme ihr Getöse Mehr als die Stimme vieler Wasser, der herrlichen Wogen des Meeres, ist herrlich in der Höhe der Herr." Wie das weite, unruhige, tobende, verderbende Meer Symbol der Welt, so ist der in enge Gränzen eingeschlossene, ruhige, sanftfließende, erfreuende und erquickende Fluß in der Schrift Symbol der Kirche. — Die Gläubigen, die ihr Wesen in der Welt haben, erscheinen hier unter dem Bilde solcher, die das Meer befahren und dort ihr Geschäft betreiben, als Schiffs- oder Handelsleute oder Fischer. Das weist uns von vornherein dahin, daß ihre Lage eine sehr exponirte ist. Kein gefährlicherer Beruf, keiner der so gewaltig nach oben weist als der des Seemanns. — Durch die Schiffe, „da viele Leute bei einander sind und einerlei Zweck, Gefahr, Nutzen und

Schaden haben", werden in dem symbolischen Sprachgebrauche der Schrift die Gemeinschaften bezeichnet. In Jes. 33, 21. 23 erscheinen unter dem Bilde der Schiffe die Staaten. Und in Ps. 48, 8 sind Tarsisschiffe, solche, welche die Fahrt nach dem fernen Tarsis unternehmen können, mächtige Staaten. Ebenso dienen zur Bezeichnung der Staaten und Städte die Schiffe auch in Offenb. 8, 9, wo es in der Ankündigung einer großen weltverheerenden Catastrophe heißt: „Und das dritte Theil der lebendigen Creaturen im Meere (dem Meere der Welt; gemeint sind die Menschen) starben, und das dritte Theil der Schiffe wurden verderbt." In den symbolischen Handlungen des Herrn, mit denen wir uns später beschäftigen werden, ist das Schiff die Kirche. Diese wird auch schon hier durch die Schiffe bezeichnet. „Wir Alle — sagt Augustinus — sind in dem Schiffe. Die Einen arbeiten, die Anderen werden nur getragen; Alle zusammen aber leiden in dem Sturme Gefahr, und werden im Hafen errettet." — Es kommt nicht sowohl auf die Festigkeit des Schiffes an, als auf Gottes Wohlgefallen und Behütung. Der Wucht des Sturmes können auch die festesten Schiffe nicht widerstehen, wie wir das so eben an dem Beispiele der Römischen Kirche sehen. Dagegen, wenn Gott will, sagt ein Griechisches Sprüchwort, so kannst du auch in einem Weidenkorbe schiffen, Θεοῦ θέλοντος κἂν ἐπὶ ῥιπὸς πλέοις. Darauf wollen wir die ganze Energie unseres Strebens richten, daß wir Gottes Wohlgefallen auf uns herablenken, daß seine Augen immerdar auf uns sehen und über uns offen stehen mögen Tag und Nacht, daß wir sein Wort und Sacrament rein und lauter wieder gewinnen, daß der Geist des Gebetes unter uns mehr und mehr lebendig werde, des Gebetes zu dem, der einst zu Hiskia sprach: „ich habe dein Gebet gehöret und deine Thränen gesehen." Dann dürfen wir uns aus dem Spotte unserer stolzen Schwester über den leichten Bau unsers Schiffleins, den sie auch jetzt noch nicht verlernt hat, da an ihrem eignen Schiffe alles kracht und die Masten schon anfangen zu zerbrechen, da sich an ihr das Wort des Psalmisten bewährt: „durch den Ostwind zerbrichst du die Schiffe von Tarsis", nichts machen, dann dürfen wir zuversichtlich zu ihr sprechen: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich daniederliege, ich werde wieder aufkommen. Und so ich in Finsterniß sitze, so ist doch der Herr mein Licht. Er wird sich unser wieder erbarmen, unsere Missethat dämpfen und alle unsere Sünde in die Tiefe des Meeres werfen." — Wie natürlich das Bild der Seefahrt ist für das Leben und sich Bewegen der Gläubigen in der Welt, zeigt ein merkwürdiger Traum Melanchthons, in dem ihm die Gefangenschaft des Herzogs Johann Friedrich von Sachsen unter dem Bilde eines Schiffbruches sich darstellte, und den er erzählte, noch ehe er in Erfüllung ging. Am 9. April 1547 erschien es ihm im Traume, als lese er in einem Griechischen Schriftsteller, Timotheus (der Gottesfürchtige) sei in einer Seeschlacht gefangen worden, dabei die Zahl 15. Am 24. April wurde Johann Friedrich in der Schlacht bei Mühlberg gefangen. — „Es sind drei Meere — sagt ein älterer Ausleger — in denen das Schiff der Kirche

von den Wellen des Meeres in großer Gefahr, aber mit dem glücklichsten Ausgang hin- und hergeworfen wird, die Jüdische Welt, die Heidnische und die Antichristliche." Den auf dem Jüdischen Meere Gefährdeten rief der Apostel zu: „Ihr habt den Raub eurer Güter mit Freuden erduldet. Werfet euer Vertrauen nicht weg, denn noch über eine kleine Weile, so wird kommen, der da kommen soll und nicht verziehen. Der Gerechte wird des Glaubens leben. Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele kein Wohlgefallen haben." Da das Heidnische Meer anfing zu wüthen und zu wallen, sprach der Apostel, dem vor allen Anderen der Beruf geworden war, seine Brüder zu stärken: „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge. Dem widerstehet fest im Glauben." In dem letztgenannten Meere schiffen wir jetzt. Die Wellen sind schon groß und brausen gräulich und sie werden noch viel größer werden und noch viel gräulicher brausen. Wir sprechen aber mit den Alten in guter Zuversicht: „Ducke dich gut Gesell, laß übergahn, das Wetter will seinen Willen han." Der Herr ist noch größer in der Höhe und der Hafen und die „große Stille" ist uns gesichert.

„Sie sahen — fährt der Psalmist fort — die Werke des Herrn und seine Wunder auf der Tiefe." Diese Werke und Wunder werden im Folgenden näher dargelegt. Es sind die herrlichen Errettungen, die der Herr den Seinen gewährt, wenn sie durch seine Schickung auf dem Meere der Welt von einem heftigen Sturme der Bedrängniß überfallen werden. Der Uebermuth des Sturmes und der Wellen, die Erschütterung des Schiffes, die drohende Gefahr des Unterganges, die verzweifelnde Rathlosigkeit, was mehrere mit unter den Werken und Wundern begreifen, kommen nach V. 31, wo Huld und Wunder im Parallelismus stehen, nur als Unterlage der Werke und Wunder in Betracht, als dasjenige, was dem Herrn der Kirche die Gelegenheit bereitet, seine Wunderkraft zu entfalten.

„Er sprach — heißt es ferner — und bestellte einen Sturmwind, der erhob seine Wellen." Die Winde bedeuten in der Schrift die von Gott verhängten Leiden und Anfechtungen. Hiob klagt in C. 9, 17 über Gott, der im Sturme ihn zermalmt und mehret seine Wunden ohne Grund. In Ps. 103, 16 heißt es: „Denn ein Wind gehet über ihn und er ist nicht mehr und nicht erkennet ihn mehr sein Ort." Gemeint ist der Wind der Leiden, Trübsale, Krankheiten, der auf den schwachen Sterblichen einstürmt. In 1 Kön. 19, 11 bezeichnet der „große starke Wind, zerspaltend Berge und zerbrechend Felsen vor dem Herrn" den Sturm der Anfechtungen und Trübsale, welche über die Kirche und ihren Repräsentanten, den Propheten, ergingen und denen zuletzt auch seine Felsennatur zu unterliegen drohte. Der starke Sturm aus Norden bei Ezechiel in C. 1, 4 bildet die Chaldäische Catastrophe ab. Die Winde, welche in Matth. 7, 25 wehen und an das Haus stoßen, sind Bild der Anfechtungen, wodurch der Glaube geübt und die Solidität des geistlichen Hauses auf die Probe gestellt wird. In

Offenb. 7, 1 sieht der heilige Johannes „vier Engel stehen auf den vier Ecken der Erde, die hielten die vier Winde der Erde, auf daß kein Wind über die Erde bliese, noch über das Meer, noch über einigen Baum", anzudeuten, daß alle Trübsale aus Gottes Hand kommen, daß er sie aufhält und er, wo es angebracht ist, sie sendet.

Es ist gar tröstlich, daß der Herr den Sturmwind bestellt. Es reicht nicht hin für die vollkommene Ruhe des Gemüthes, daß der Herr in den Bedrängnissen uns beisteht, es ist von der größten Bedeutung, überzeugt zu sein, daß sie von ihm, der einzigen wirklichen Macht im Himmel und auf Erden, kommen. Dann wird der Blick abgelenkt von denjenigen, welche sie zunächst über uns herbeiführen, wir sind der bösen Gefahr enthoben, uns wider sie zu erregen, wir richten den Blick unverwandt nach oben, wir lassen den Wind gehen wie er will und flehen nur zu dem, der ihn gesendet, daß er uns gnädig sei und uns nicht über Vermögen versuche. Wir betrachten den Wind mit Andacht, ja mit Freude mitten in dem Leide, weil er uns ein Bote Gottes ist, ein Sendling des Vaters, dessen Herz gewogen bleibt, auch wenn er stürmt und schlägt. „Lobet den Herrn Feuer und Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwind, der sein Wort ausrichtet", heißt es in Ps. 148. Daraus ersehen wir, daß der Sturmwind bei allem seinem wilden, scheinbar keiner Regel und keinem Gesetze unterworfenen Ungestüm doch nicht weniger wie die Engel, Gottes Befehle ausrichtet. Ich will lieber in Gottes als in der Menschen Hände fallen, spricht David. Das ist ein Gegensatz, der nicht in der Sache selbst, der nur für die menschliche Schwäche und Kurzsichtigkeit vorhanden ist, deren Blick gar leicht an den menschlichen Vordergrund geheftet bleibt. Wem die Augen geöffnet sind, der erblickt überall auch hinter den Menschen Gott, und der Aufruhr seines Herzens wird gestillt, weil er weiß, daß er es überall nur mit dem Vater im Himmel zu thun hat, dessen Herz von Liebe brennt, wenn auch die Hand schlagen, unbarmherzig schlagen muß. „Was Gott gefällt, mein frommes Kind, nimm fröhlich an, stürmt gleich der Wind und braust, daß Alles kracht und bricht: so sei getrost, denn dir geschicht, was Gott gefällt." — Auf das: Und er sprach und bestellte einen Sturmwind, folgt: „der erhob seine Wellen." Gemeint sind nicht die Wellen des Meeres, denn nicht von diesem, sondern von der Tiefe war im unmittelbar Vorhergehenden die Rede, sondern die Wellen des Herrn, wie es in Ps. 42 heißt: „alle deine Wogen und deine Wellen gehen über mich." Daß hier die Wellen dem Herrn zugeeignet werden, geht Hand in Hand damit, daß Er den Sturmwind bestellt. Der Herr errettet nicht blos in den Gefahren, die anderswoher kommen, er führt selbst die Gefahren herbei. Dem: seine Wellen, hier, correspondirt das: ihre Wellen in V. 25. Dem Herrn gehören die Wellen insofern an, als

er sie erregt, der Gemeinde, als sie von ihnen überfluthet wird. Es ist gar tröstlich, daß alle Wellen der Kirche zugleich Wellen ihres Herrn sind. Die Wellen gebährden sich, als kämen sie auf eigne Hand, die Gemeinde zu verschlingen. Assur spricht: „Ich habs durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug, ich habe die Länder anders ausgetheilt und ihr Einkommen geraubt, und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen." Aber in Wahrheit verhält es sich gar anders. Mag sich auch eine Axt rühmen wider den, der damit hauet, oder eine Säge trotzen wider den, so sie zeucht? Der Herr in der Höhe sendet die Wellen und darum gilt auch unbedingt das: Er kann das Unglück wenden, Er hats in seinen Händen.

Warum bestellt der Herr den Sturmwind, warum läßt er seine Wellen über sein Zion gehen, dem er sich zu ewiger Liebe und Treue verlobt hat? Die Antwort auf diese Frage wird nicht hier gegeben, wohl aber in den früheren parallelen Gleichnissen der Noth und der Errettung. In Bezug auf diejenigen, die da sitzen mußten in Finsterniß und Dunkel, gefangen in Elend und Eisen heißt es: „Denn sie empörten sich gegen die Worte Gottes und verachteten den Rath des Höchsten. Darum beugte er in Leid ihr Herz, sie strauchelten und war kein Helfer." Und die Todkranken werden bezeichnet als Narren wegen ihres Wandels in Frevel, und als solche, die wegen ihrer Missethaten gestraft wurden. „An denen, die mir nahe sind, will ich mich heiligen" und „das Gericht muß an dem Hause Gottes anfangen", das ist das Geheimniß des Leidens der Erwählten, die viel schwächer, viel sündiger sind, als sie es selbst wissen. Wer das erkannt hat, der hört auf zu murren, er demüthigt sich vielmehr unter die gewaltige Hand Gottes. Die wahrhafte Kirche des Herrn ereifert sich im Leiden weder gegen Gott, noch, in der Weise der Römischen Curie, gegen die Menschen, in denen sie seine Werkzeuge erblickt. Sie spricht: „Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde. Und laßt uns forschen und suchen unser Wesen und uns zum Herrn bekehren. Laßt uns unser Herz sammt den Händen aufheben zu Gott im Himmel. Wir, wir haben gesündigt und sind ungehorsam gewesen. Darum hast du billig nicht verschonet." Der Gesichtspunkt der Strafe ist aber nur der erste, nicht der einzige. Auf Anderes wird in unserem Abschnitte selbst hingewiesen. Was sich als der Erfolg der Führung Gottes darstellt, das muß als ihr Zweck betrachtet werden. Qui nescit orare, lautet das alte Sprüchwort, discat navigare, wer nicht beten kann, werde ein Schiffsmann. „Sie schrieen zum Herrn in ihrer Noth", heißt es, und ferner: „die sollen preisen dem Herrn seine Huld und seine Wunder den Menschenkindern."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 5. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Die höchste Aufgabe der Kirche in diesem Leben ist die, daß sie beten lernt, flehen und danken, und diese edle Kunst kann nicht erlernt werden ohne Sturm und Wellen und die Erweisung von Gottes Wunderkraft in ihrer Beseitigung. Um recht bitten zu können, muß man vorher tanzen und wanken gleich dem Trunkenen, denn „ohne die bittere Noth unser Gebet ist todt", und um das Halleluja von Herzen singen zu können, muß man das: „Er wandelt den Sturm in Stille, und es schwiegen ihre Wellen" erfahren haben. Selig ist der Mann, der das Kreuz erduldet, weil es ihn lehrt, Gott zu gewinnen, was das einige Ziel unseres Daseins ist. „Sonst verdirbt alle Zeit, die wir zubringen auf Erden." Was sollten wir in dem Himmel anfangen, wo Alles nur Gott ist, wenn wir ihn nicht auf Erden gewonnen hätten?

Es heißt in der malerischen Schilderung der Noth der von Sturm und Wellen bedrängten Kirche: „All ihre Weisheit ist vernichtet." Zuweilen, sagt Augustinus, gehen alle menschlichen Rathschläge aus: wohin sich einer wendet, toben die Fluthen, wüthet der Sturm, ermatten die Arme. Wohin das Schiff getrieben, vor welchen Klippen es bewahrt werden soll, damit es nicht zu Grunde gehe, wird durchaus von den Leitern nicht erkannt." In solcher Lage mußte sich einst selbst der hohe Apostel befinden. „Wir wollen euch nicht verhalten, liebe Brüder, schreibt er, unsere Trübsal, die uns in Asia widerfahren ist, da wir über die Maaßen beschweret waren und über Macht, also daß wir uns auch des Lebens erwegten und bei uns beschlossen hatten, wir müßten sterben." „Das geschah aber darum, fügt er hinzu, daß wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst stellten, sondern auf Gott, der die Todten auferwecket." Wenn aber unsere Weisheit im Leiden so völlig zerfließet, so ergibt sich daraus die Regel, daß wir auf sie auch im Glücke nimmer vertrauen mögen, sie, die namentlich in den Angelegenheiten der Kirche so unendlich wenig vermag, daß wir uns vielmehr an Den halten, der Alles weiß und kann, der Alles was er will thut, im Himmel, auf Erden, im Meer und in allen Tiefen.

„Er wandelt den Sturm in Stille und es schwiegen ihre Wellen", das ist der selige Ausgang, welcher der Kirche Gottes auf Erden stets zu Theil wird, das ist ihr großes Vorrecht vor der Welt, über welche so oft die vernichtenden Stürme des göttlichen Gerichtes ergehen, weil sie es nicht versteht, zum Herrn in ihrer Noth zu schreien und weil von ihr nach der Errettung kein Dank zu erwarten ist. Unter dem Bilde der Windstille nach dem Sturme erscheinen die Zeiten der Ruhe und Erquickung auch in der herrlichen Erzählung 1 Kön. 19, die leider gewöhnlich mißverstanden wird. Sturm, Erdbeben, Feuer, in denen der Herr nicht ist, sind Bild der schweren Trübsale, in denen sich der Kirche, als deren Repräsentant der Prophet hier zu betrachten ist, der Herr verbirgt, wie Hiob in seinen Leiden so oft klagt, daß der Herr nicht mehr bei ihm sei, wie er den Wunsch ausspricht: „ach daß ich ihn zu finden wüßte, kommen möchte an seinen Ort"; das stille Säuseln ruft dem Propheten zu: nach harten Anfechtungen die liebliche Hülfe des Herrn, „nach Sturmesbrausen und Windessausen leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht." Völlig mißverstanden und seiner erbaulichen Bedeutung beraubt wird der Vorgang durch die Auffassung Herders und vieler Anderen: „Das Gesicht sollte dem Feuereifer des Propheten, der Alles im Sturm verbessern wollte, Gottes linden Gang zeigen und seine langmüthige sanfte Natur predigen." Solche freilich der mattherzigen Schlaffheit gar wohlthuende Bestrafung des bis auf den Tod angefochtenen Propheten, der Alles im Namen und im Geiste seines Gottes, des eifrigen Gottes des A. B. gethan hatte, ist gar wenig an ihrer Stelle. Es galt hier vielmehr, den Balsam des Trostes in die brennende Wunde des Herzens zu gießen. Was aber völlig entscheidend ist, wo in der Schrift Gesicht und wörtliche Rede zusammen sind, da ist die letztere immer die Ausdeutung des ersteren. Hier aber trägt die folgende Rede Gottes nicht strafenden, sondern tröstenden Charakter. Alles in ihr weist darauf hin, „daß Gott für die Erhaltung des wahren Glaubens in Israel durch Strafe und Wohlthat schon Sorge tragen werde." Alles geht auf den einen Zweck hin, der verzweifelnden Stimmung des Propheten, wie sie sich in den Worten ausspricht: „es ist genug jetzt, Herr, nimm meine Seele" und: „ich habe geeifert für den Herrn, den Gott der Heerschaaren, denn es verließen deinen Bund die Kinder Israel, deine Altäre zerstörten und deine Propheten tödteten sie mit dem Schwerte, und ich allein blieb übrig und sie stehen mir nach meiner Seele" ein Ziel zu setzen. Der Herr trägt ihm auf, Hasael zum Könige über Syrien, Jehu zum Könige über Israel und Elisa zum Propheten an seiner Statt zu salben. „Und es wird geschehen, wer dem Schwerte Hasaels entrinnt, den wird Jehu

tödten, und wer dem Schwerte Jehus entrinnt, den wird Elisa tödten." Noch ist das Reich Gottes nicht, wie der Prophet wähnt, verloren. Gott wacht über die Erhaltung desselben, da seines Dieners Kraft zu Ende ist, da er müde und matt geworden in dem ungleichen Kampfe. Alle drei Genannten sollten Werkzeuge Gottes zur Führung seiner Sache in Israel werden. Hasael sollte das ganze Volk für seinen Abfall züchtigen, Jehu sollte die Urheber des Götzendienstes Ahab und Jesabel sammt den Baalspfaffen ausrotten, Elisa soll als geistliche Macht den Kampf gegen den Abfall fortführen. „Ich lasse übrig in Israel — spricht der Herr ferner — siebentausend, alle Kniee, die sich vor Baal nicht gebeugt haben, und jeglichen Mund, der ihn nicht geküsset hat." Steht die Sache so, erweckt der Herr solche Streiter, erhält er sich also in allen Stürmen eine heilige Gemeinde, so darf der Prophet nicht sprechen: „ich habe umsonst gearbeitet, um Nichts und Eitles meine Kraft verschwendet", so hat er nicht bis zur völligsten Erschöpfung für eine verlorene Sache gekämpft. Da haben wir das linde Säuseln nach dem Sturm und Feuer und Erdbeben. Auch für seine Person wird dem Propheten ein solches lindes Säuseln in Aussicht gestellt. Hinter dem Worte: „Und Elisa sollst du salben zum Propheten an deiner Statt", ist die Aussicht verborgen, daß er, wonach seine Nieren schmachteten in seinem Busen, nun bald sein müdes Haupt wird zur Ruhe legen, bald wird eingehen können in den Hafen der Ruhe, wo er nach Sturmesausen und Windesbrausen vor dem Angesichte des Herrn erquickt wird. „Freude die Fülle und liebliche Stille hab ich zu warten im himmlischen Garten, dahin sind meine Gedanken gericht", das war der Widerhall, den diese Verkündung in der Seele des Propheten hervorrief.

„Die sollen preisen dem Herrn seine Huld, und seine Wunder den Menschenkindern. Und ihn erhöhen in der Versammlung des Volkes und auf dem Sitze der Alten ihn loben" das ist der Ausgang. Was auch über die Kirche und ihre Diener ergehen mag, so oft sie auch sprechen müssen: „mich hat auf meinen Wegen manch rauher Sturm erschreckt", zuletzt ist ihnen stets das Tedeum gewährleistet, während die Wege der Welt in Verzweiflung enden. „Siehe meine Knechte, spricht der Herr, sollen vor gutem Muthe jauchzen, ihr aber sollt vor Herzeleid schreien und vor Jammer heulen." Am Ende, sagt Augustinus, werden gepriesen nicht unsere Verdienste, nicht unsere Kräfte, nicht unsere Weisheit, sondern seine Erbarmungen. Der werde geliebt in all unserer Befreiung, der angerufen ward in all unserer Anfechtung.

Was nun in dem Psalme als Bild uns entgegentritt, das wird von unserm Herrn in einer doppelten sinnbildlichen Handlung verleiblicht, deren Schlüssel und Ausdeutung eben in der vorangehenden bildlichen Darstellung des Psalmes gegeben ist. Es ist das ein Verhältniß, welches auch sonst vielfach vorliegt. Schon unter dem A. T. kommt häufig der Fall vor, daß ursprüngliche Bilder von den späteren Gottesmännern zu symbolischen Handlungen, innerlich oder äußerlich vorgenommen, verdichtet werden. So ruht z. B. die symbolische Handlung, welche Jeremias in C. 25. vornimmt, da er den Auftrag des Herrn erhält: „nimm diesen Becher Weins voll Zorn von meiner Hand, und schenke daraus allen Völkern, zu denen ich dich sende, daß sie trinken, taumeln und voll werden vor dem Schwerte, das ich unter sie schicken will", auf Jes. 51., wo der Herr spricht: „Wache auf, stehe auf Jerusalem, die du von der Hand des Herrn den Kelch seines Grimmes getrunken hast. Siehe ich nehme den Taumelkelch von deiner Hand, du sollst ihn nicht mehr trinken, sondern ich will ihn deinen Schindern in die Hand geben." Unter dem N. T aber ruhen die symbolischen Handlungen des Herrn gewöhnlich auf Bildern des A. T. Der Einzug in Jerusalem z. B. verkörpert das Wort Sacharja's: „Juble sehr, Tochter Zion, jauchze, Tochter Jerusalem. Siehe, dein König wird kommen dir, gerecht und geschützt ist er, elend und reitend auf einem Esel, und auf einem jungen Esel, der Eselinnen Füllen." Die Austreibung der Käufer und der Verkäufer aus dem Tempel stellt das Wort Maleachis: „plötzlich wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet und der Bundesengel, den ihr begehret, siehe er kommt, spricht Jehova Zebaoth" und das Wort Zacharia's: „Es wird nicht ferner ein Kananiter, ein Kaufmann (einer von Kanaans, des Schacherers Art und nicht von Juda) kommen in das Haus des Herrn" in plastischer Anschaulichkeit dar. Die Verfluchung des Feigenbaumes endlich ruht auf dem Ausspruche Michas: „Wehe mir, es ergeht mir wie nach der Sommererndte, es ist keine Traube zum Essen, nach Frühfeigen verlangt meine Seele", dessen Sinn der Prophet selbst durch die Worte ausdrückt: „Verschwunden ist der Fromme aus dem Lande und ein Rechtschaffner ist nicht mehr unter den Menschenkindern," und dann die Drohung des Gerichtes folgen läßt.

Das Ufer des Sees von Genezareth war schon von Jesaias (8, 23) als Hauptschauplatz der Thätigkeit Christi bezeichnet worden. Daß der See selbst nicht leer ausgehen werde, werden wir danach schon erwarten. In einer doppelten, zu verschiedener Zeit vorgenommenen symbolischen Handlung muß er als ein Abbild das Meer dieser Welt darstellen.

Die erste dieser Handlungen wird uns in der Stelle Matth. 8, 23—27 beschrieben, der Marc. 4, 35—41, Luc. 8, 22—25 zur Ergänzung dienen. Der Vorgang bildet in der bedeutsamsten Weise das Verhältniß Christi zu seiner ganzen Kirche und ebenso auch zu jeder einzelnen Seele ab. Es ist eine thatsächliche Weissagung, die fortwährend in Erfüllung geht, die sich am herrlichsten am Ende der Tage bewähren wird. Christus läßt die Seinen in die mannigfachste Anfechtung gerathen. Oft scheint er zu schlafen, indem sich seine Hülfe verbirgt, aber wenn der Kleinglaube wähnt, den völligen Untergang vor Augen zu sehen und mit Händen zu greifen, wenn es als gränzenlose Thorheit erscheint noch zu hoffen, zeigt sich plötzlich seine Hülfe.

„Und er trat in das Schiff und seine Jünger folgten ihm." „Wir haben hier, sagt Quesnel, das Bild der Kirche inmitten

der Welt. Jesus ist dort mit seinen Jüngern, das ist unser Trost. Wer diese Wahrheit im Geiste gegenwärtig hat, betrachtet Alles, was in der Kirche geschieht, mit andern Augen, als mit denen der Welt." Bengel bemerkt: „Jesus hatte eine wandernde Schule und in dieser wurden die Schüler viel gründlicher unterrichtet, als wenn sie unter dem Dache eines Collegiums ohne irgend welche Bekümmerniß und Versuchung gelebt hätten." Was hier zunächst von den Jüngern gesagt wird, das gilt auch von ihrem Gegenbilde, der Kirche. Was würde aus ihr werden, wenn sie immer in gutem Frieden lebte! Ohne das Meer wird die streitende Kirche ein Sumpf und erst die triumphirende kann das Wort: „und das Meer ist nicht mehr," ohne Beben und Bangen und mit freudigem Frohlocken vernehmen. Die Welt ist der Kirche, so lange sie noch nach Luthers Ausdruck aus werdenden Christen besteht, nicht weniger nothwendig, wie die Kirche der Welt. In Wind und Wellen muß der Glaube der Kirche erstarken, wird ihr Gebetsgeist angefacht, lernt sie erkennen, was sie ist und was sie an Christo hat. Nach Marcus hatte Jesus selbst die Jünger veranlaßt, das Schiff zu besteigen. Wir sehen da, daß es sich nicht um ein zufälliges Ereigniß handelt, von dem Jesus nicht minder wie die Jünger überrascht wurde. Er führte sie mit bewußter Absicht der Gefahr entgegen um ihren Glauben zu üben und vor Allem um der Kirche eine Lehre zu geben. „In diesem Schiffe — sagt Chemnitz — versammelt Christus seine geliebten Jünger, läßt den stolzen Schriftgelehrten und das undankbare Capernaum hinter sich, und zieht mit ihnen zu dem jenseitigen Ufer. Also sammelt Christus in der Kirche die Frommen und Gläubigen, diese folgen ihrem Meister durch das Meer dieser Welt, verlassen und verschmähen die undankbaren Diener der Welt und begleiten ihn zu dem Thore des ewigen Vaterlands." „Und er sprach zu ihnen — heißt es bei Marcus — an demselbigen Tage des Abends: laßet uns nach jenseits fahren." Das Leben des Einzelnen ist nichts Anderes als eine Ueberfahrt von einer Seite zur anderen, aus der Zeit in die Ewigkeit. Ebenso ist auch die ganze Geschichte der Kirche nichts Anderes als eine Ueberfahrt aus dem Diesseits in das Jenseits. Und Sturm und Wellen, Seufzer und Thränen, Verfolgung und Noth sind nur Uebergangszustände, deren man, wenn man an dem jenseitigen Ufer angelangt ist, gedenkt gleich Wassern, die verronnen. „Und sie fuhren ab", sagt Lucas. Und Niemand dachte, daß es Noth haben könnte, weil sie Christum bei sich hatten. Christus aber kennt die Seinen besser als sie sich selbst. Er weiß, daß sie, gerade weil sie Ihn bei sich haben, in Noth gerathen müssen. — Die Römische Kirche hat in Bild und Rede sich vielfach mit unseren Worten beschäftigt. Am Steuerruder des Schiffes steht bei ihnen der Papst, im Geleite der Cardinäle und Bischöfe. Die Priester fungiren als Ruderer. Uns Evangelische stoßen sie aus dem Schiffe heraus in das wilde Meer, sie lassen uns dort eine Zeit lang gegen das Schiff antoben und dann schmählich zu Grunde gehen. Warum aber soll die Kirche an Rom gebunden sein, an Rom, an das

sie ihrem ganzen Umfange nach auch vor der Reformation nie gebunden gewesen ist?*) Auf diese Frage wird man nie eine gründliche Antwort geben können. Augustinus setzt eine andere Bedingung der Theilnahme am Schiffe, er betrachtet alle diejenigen als würdige und wahrhaftige Genossen desselben, die mit Wahrheit sprechen können: „in meines Herzens Grunde Dein Nam' und Kreuz allein funkelt all Zeit und Stunde." Er sagt (sermo 75. zu Matth. 14.): „Wenn im Schiffe Gefahren sind, so ist ohne das Schiff sicherer Untergang. Denn wie kräftige Arme auch einer haben mag, der im Meere schwimmt, so wird er doch zuletzt durch die Größe des Meeres überwunden und versenkt. Es ist also nöthig, daß wir in dem Schiffe sind, das ist, daß wir von dem Holze getragen werden, auf daß wir vermögen durch dies Meer zu kommen. Dies Holz aber, wodurch unsere Schwachheit getragen wird, ist das Kreuz des Herrn, womit wir bezeichnet sind. Wir erdulden die Wellen, aber Er ist der Gott unserer Hülfe." Und ein Anderer als Augustinus hat gesprochen: „Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden." Und „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Er kennt die Schaafe, die seine Stimme hören, und weder Welt noch Papst wird sie aus seiner Hand reißen. Die dem Lamm folgen wohin es geht, die werden dereinst nach glücklich vollbrachter Fahrt über das Meer dieser Welt mit ihm auf dem Berge Zion stehen und das neue Lied singen. Wo Christus ist, da ist auch das Schiff, die Kirche. Sie ist sichtbar zwar, sie tritt in der mannigfachsten Weise in die Erscheinung, denn die Stadt auf dem Berge kann nicht verborgen bleiben, aber sie ist viel zu geistlich, um handgreiflich sein zu können, und man beschädigt sie in ihrem inneren Wesen, wenn man ihr solche handgreifliche Sichtbarkeit beilegt.

„Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm im Meere, also, daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und er schlief." Als derjenige, der das Ungestüm in dem gewöhnlichen sogenannten Meere erregt, erscheint überall der Herr, „der das Meer bewegt, daß seine Wellen wüthen, seine Name heißet Herr Zebaoth", Jes. 51, 15. So verhält es sich auch bei dem Sturme der Anfechtungen. Satan, Welt und ihre Rotten sind bei aller ihrer vermeintlichen Selbstständigkeit nur seine Werkzeuge. Was hier vorgebildet wird, das liegt uns, die wir in dem letzten Greisenalter der Welt leben, schon in einer langen Reihe geschichtlicher Verwirklichungen vor. Wie tief mußte sich das Wort: „Da erhob sich ein groß Ungestüm" der Seele der

*) „Ist doch Grücia nie unter dem Papst gewesen" — sagt Luther in den Tischreden — „India, Scythia auch nicht, wie St. Hieronymus schreibt, da doch viel frommer Christen sind gewesen. Wie kommen sie doch mit dem faulen Argument her, daß die Kirche ein äußeres Haupt haben muß, nämlich den Römischen Bischof. Ist doch die ganze Kirchengeschichte dawider, ganz Occidens ist nicht unter den Papst gewesen, totus Oriens auch nicht." (Th. 3 der Ausg. von Förstemann S. 265.)

Kirche einprägen in der Zeit der Römischen Verfolgung, da das Märtyrerblut in Strömen floß und der Herr seiner Kirche und der großen Gefahr, in der sie schwebte, ganz vergessen zu haben schien. Der Haupterfüllung dieser uns in der Form der Geschichte entgegentretenden Weissagung sehen wir aber erst entgegen, und sie bereitet sich mit überraschender Schnelligkeit so eben vor unsern Augen vor. Das „Ungestüm" in dem Meere der Welt nimmt von Jahr zu Jahr zu, und dies Zunehmen zu beobachten, das ist jetzt unter allen Schauspielen das interessanteste, zugleich mit Schauer und mit Freude erfüllende. „Und das Meer und die Wasserwogen werden brausen", was es mit diesem Worte des Herrn auf sich hat, das fangen wir schon jetzt an zu sehen. Ein Geist der Unruhe und der Empörung geht durch die Völkerwelt hindurch, und mächtig beginnen schon die schäumenden Koth und Unflath auswerfenden Wogen dieses Meeres an die Kirche zu schlagen, die scheinbar so hülflose und doch von der Allmacht getragene. Schon längst, ehe diese Bewegung ihren Anfang nahm, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, hat ein Ausleger (in der Berleburger Bibel) gesagt: „Die letzten Zeiten des N. T. werden auf prophetische Weise auch gar schön in diesem Bilde vorgestellt. Das Kirchenschifflein, worin sich Christus mit seinem gläubigen Häuflein befindet, gerathet endlich in ein großes Ungestüm des antichristlichen Verfolgungsgeistes, da es scheinen wird, als ob Christus seines Häufleins nicht mehr achtete. Das ängstliche Seufzen aber der Seinigen erweckt ihn, daß er die Wellen und Winde des antichristlichen Babels dämpft, und darauf eine Ruhe und Stille auf dem Weltmeere entsteht." — Das Schifflein wird von den Wellen bedeckt: „Die Gefahr", sagt Bengel, „kommt auf das Höchste, dann kommt die Hülfe." Käme sie früher, so würde das Gefühl der eignen Ohnmacht ein minder lebendiges, der Dank ein kalter sein. Das Schreien aus der Tiefe gehört nothwendig zur Sache, und Jesus würde gegen die Seinen grausam sein, wenn er es ihnen ersparen wollte. — Wir dürfen nie vergessen, daß die wahrhaftigen Glieder der Kirche Gottes in der heiligen Schrift so oft als die „Elenden" bezeichnet werden. Ist das unser normaler Zustand, die Bedingung unseres Heiles, wie dürfen wir uns dann wundern, wenn wir einmal recht gründlich in solchen Zustand versetzt werden? „Ich lasse in dir übrig bleiben ein elend und gering Volk, die werden auf des Herrn Namen trauen", das und nichts mehr ist uns gewährleistet. Die in dieser letzten betrübten Zeit auf den Höhen der Erde einherzufahren dächten, würden sich gar sehr täuschen. — „Er aber schlief:" das war die Spitze der Versuchung. Schon die Wellen rufen den Gedanken hervor: „Geht das bei einer so wohlgemeinten redlichen Nachfolge so her? da man auf seinen Wegen und in seinem Berufe ist." Wenn aber Christus gar schläft, so wird das Gemüth fast überwältigt. „Man bildet ihm in solcher Zeit, in dem Stande der Anfechtung und in der Probe des Glaubens ein, Gottes Liebe und Erbarmung sei unser müde worden und möge nichts mehr mit uns zu thun haben. — So kriegt einer tausend widrige Einfälle und Bilder von Christo, als ob er die Seinigen nicht achte, sondern übel schlage, und noch dazu nicht einmal sich ihretwegen bewege oder Anstalt zur Rettung mache." Der Schlaf Christi war ein wirklicher Schlaf, aber er schlief, weil er schlafen wollte, wie ja für solchen Einfluß des Willens auf den Schlaf sich auch auf dem gewöhnlichen Gebiete die mannigfachsten Analogien darbieten; er wurde nicht zufällig von dem Schlafe überrascht, sondern er versetzte sich selbst in den Zustand des Schlafes, weil dieser Zustand zur Sache gehörte, weil seine Jünger den Kelch der Anfechtung, den er ihnen darbieten mußte, ganz ausleeren sollten. „Ehe er die wunderbare Hülfe brachte" — sagt Chemnitz — „sollten die Apostel ganz verzweifeln, damit diese Hülfe sich tief und unauslöschlich ihrem Gemüthe einpräge. Wenn das Wetter während seines Wachens eingebrochen wäre, so würden sie sich nicht so sehr gefürchtet und zeitiger seine Hülfe angerufen, auch das Dämpfen von Sturm und Wellen ihm nicht zugeschrieben haben." Dieser Schlaf Christi steht in deutlicher Beziehung auf eine Reihe von Stellen des A. T., in denen Gott als schlafend erscheint, wenn er die Seinen ohne Hülfe läßt, als erwachend, wenn er ihnen wiederum durch die That zeigt, daß er ihr Gott ist. „Erwecke dich Herr, warum schläfst du?" heißt es in Ps. 44, 28., „da erwachte gleich einem Schlafenden der Herr", in Ps. 78, 25. „Und du Herr, Gott der Heerschaaren, Gott Israels wach auf, heimzusuchen alle Heiden, begnadige nicht alle boshaft Treulosen", so redet David seinen Gott an in Ps. 59, 6. Und im Angesichte des elend daniederliegenden Volkes des Bundes, welches den Kelch des Zornes Gottes bis auf die Hefen ausgetrunken, ruft Jesaias in C. 51, 9.: „erwache, erwache, ziehe Kraft an, Arm des Herrn." Da haben wir die Grundlagen für das schöne Bild des im Schifflein schlafenden Christus, die Vorbilder, die Er bei dieser symbolischen Handlung vor Augen gehabt hat. Auch von Ihm gilt, was von dem Gotte des A. B. gesagt wird, der in Ihm im Fleische erschienen ist: „Siehe, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht." Er schläft, indem er die Seinen augenblicklich ohne Hülfe läßt, und er schläft nicht, indem er stets darauf bedacht ist, diese Hülfe vorzubereiten, damit sie eintrete, wenn die Noth ihr Werk an uns vollendet hat.

„Und seine Jünger traten herzu, weckten ihn und sprachen: Herr hilf uns, wir verderben!" Wir sehen hier, wie sehr die Apostel noch der Anfechtung bedurften, damit sie die Schwäche ihres Glaubens kennen lernten, und also angetrieben würden, nach einem größeren Maaße desselben zu ringen. Ihr Glaube, der im Glücke ein großer stattlicher Baum zu sein schien, schrumpfte nun zu einem Senfkorn zusammen. Standen sie fest in dem Glauben, daß Christus Gottes Sohn sei, gesandt zum Heile der Welt, so durfte weder die Größe der Gefahr, noch sein Schlaf sie furchtsam machen. Sie wußten dann, daß, während der Menschensohn schlief, Gott wachte, daß keine Crea-

tur ihnen schaden konnte, so lange Der bei ihnen war, der Himmel, Erde und Meer durch sein allmächtiges: Werde! geschaffen hatte. Aber ein Fünklein des Glaubens leuchtet noch aus ihnen hervor und dadurch bewähren sie sich als die wahrhaftigen Repräsentanten der Kirche. In dem Buche Jonas ruft bei dem schweren Sturme jeder der Schiffer seinen Gott an, so sprechen sie zu Christo: Herr hilf uns, und geben damit für alle Zeiten der Kirche das Vorbild und den Maaßstab des erhörlichen Gebetes, die Bedingung der Errettung an.

„Und er spricht zu ihnen: was seid ihr so furchtsam ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf und schalt die Winde und das Meer, und es ward eine große Stille." „Jesus — sagt Bengel — beruhigte zuerst die Gemüther der Jünger, dann das Meer." Das erstere ist die Bedingung des letzteren: wenn ihr ruhig werdet, so soll euch geholfen werden, in Stillesein und Zuversicht ist eure Stärke, heißt es bei Jesaias (30, 15). So lange die Gemüther der Gläubigen selbst dem erregten Meere gleichen, kann die Erregung des äußeren Meeres nicht beschwichtigt werden. Jesus beruhigt also zuerst die Wellen des Gemüthes durch das Oel des Trostes und des milden Zuspruches. „Was betrübst du dich meine Seele und bist so unruhig in mir, harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hülfe und mein Gott ist", das ist der Wiederhall, den seine Anrede in den Seelen der Jünger hervorruft. Und nachdem es also bei ihnen ganz stille geworden, wird das Meer gescholten. — Daß Jesus das Meer schilt, weist uns darauf hin, daß hinter der Naturmacht die geistige verborgen ist, daß das Meer die Weltmacht darstellt, welche der Kirche Gottes zusetzt, wie Quesnel bemerkt: „Die Macht Gottes über die unvernünftigen Creaturen ist im Evangelium nur angemerkt als Bild derjenigen, welche er über die vernünftigen Creaturen ausübt." Der Herr hat bei seinem Schelten und Bedräuen eine doppelte Stelle des A. T. vor Augen. Zuerst Ps. 104, 7: „vor deinem Schelten fliehen sie," die Wasser, welche einst in der Urzeit die Erde überflutheten. Die Stelle steht der unsrigen um so näher, da der Sänger in der Beseitigung dieser Wasser eine Allegorie erblickt, das Bild der Entwässerung des Landes des Herrn von den Fluthen der Heidenwelt, die sich über dasselbe ergossen haben. Das eigentlich nur auf geistige Mächte passende Schelten hat der Sänger in dieser Grundstelle grade deshalb gewählt, weil er das Wasser als Symbol der geistigen Macht betrachtet, welche die Verwirklichung des Heilsbeschlusses Gottes für sein Volk hindert. Die zweite Grundstelle ist Ps. 106, 9: „Und er schalt das Schilfmeer, da ward es trocken, und führte sie durch die Fluthen gleich der Wüste." Auch in dieser Stelle liegt eine symbolische Deutung zu Grunde. In dem, was Gott in der Urzeit an dem Schilfmeere that, erblickt der Sänger ein Unterpfand des Sieges über die Weltmacht, welche in seiner Zeit das Volk Gottes überfluthet hatte. Im Hinblicke auf diese läßt er Gott das Meer schelten. Auch anderwärts im A. T. erscheint die Durchführung durch das rothe Meer als Realweissagung für alle Zeiten der Kirche. Nach Jes. 11 „verbannet der Herr" — in der Zukunft, nach der Erscheinung des Heilandes von Neuem — „die Zunge des Meeres Aegyptens und schwingt seine Hand über den Strom mit der Heftigkeit seines Windes und schlägt ihn zu sieben Bächen, daß man mit Schuhen hindurch gehen mag. Und es wird eine Bahn dem Reste seines Volkes, welches übrig blieb von Assur, wie sie Israel war am Tage, da es heraufzog aus Aegypten." Und in Sach. 10, 11 heißt es: „Und der Herr geht durch das Meer der Noth und schlägt im Meere die Wellen." In den beiden Grundstellen der Psalmen ist es der Herr, welcher das Meer bedräut. Indem Jesus bei seinem Schelten auf diese Stellen zurücksieht, gibt er sich als den im Fleische erschienenen Jehova des A. B. zu erkennen, als den „welcher stehet und weidet in der Kraft des Herrn, in der Majestät des Namens des Herrn," Micha 5, 3. — Die Worte: „und es ward eine große Stille," weisen buchstäblich auf Ps. 106 zurück. Die „große Stille" hier entspricht dem „großen Ungestüm." „Großer Sturm — sagt Quesnel — große Stille! Gott bemißt den Trost nach der Anfechtung. Es ist der Trost derjenigen, welche leiden, daß Er in einem Augenblicke sich Gehorsam, und vollkommnen Frieden den Seelen und der Kirche geben kann. Mögen wir nur unseren Glauben erwecken und beten. Denn er will aufgeweckt sein. O Jesus, du einige Zuflucht derjenigen, die versucht sind, die Stärke der Schwachen und die einzige Hoffnung deiner Kirche, du siehst ihre Uebel, ihre Beunruhigungen und alle ihre Bedürfnisse: sprich über sie dies Wort des Friedens, welches Alles beruhigt in einem Augenblick, und der Friede wird ihr gegeben sein." — Wenn wir sehen, wie Wind und Meer dem Herrn gehorsam sind, so müssen wir von verwunderndem Schauer ergriffen werden über die Verblendung und Thorheit der Menschen, welche nicht wollen, daß dieser über sie herrsche, welche ihn gern in einen Winkel zurückdrängen und einen von ihm unabhängigen Staat proclamiren möchten, erschrecken aber vor Allem über den Trotz und die Trägheit des eignen Herzens, welches sich weigert, mit rücksichtsloser Entschiedenheit auf den Wegen dieses Herrn zu gehen und in freudiger Ergebenheit hinzunehmen, was er uns bietet. „Wollt ihr mich nicht fürchten — spricht der Herr bei Jeremias — und vor mir nicht erschrecken? Der ich dem Meere den Sand zum Ufer setze, darin es allezeit bleiben muß, darüber es nicht gehen darf, und ob es schon wallet, so vermag es doch nichts, und ob seine Wellen schon toben, so müssen sie doch nicht darüber fahren."

„Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: was

ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind? Die Antwort, welche die christliche Kirche auf diese Frage gibt, ist die: es ist der Herr vom Himmel, 1 Cor. 15, 47. Die Bändigung des Meeres erscheint im A. T. überall als eine der hohen Prärogativen der wahrhaftigen Gottheit. Es war nicht Moses, sondern Jehova, der einst das Wasser des rothen Meeres schalt „und machte das Meer trocken und die Wasser theilten sich von einander und die Kinder Israels gingen hinein ins Meer auf dem Trocknen und das Wasser war ihnen für Mauer zur Rechten und zur Linken." „Wer ist wie du unter den Göttern, Jehova, wer ist wie du gezieret mit Heiligkeit, furchtbar und löblich, thuend Wunder," so sang Israel nach dem Durchgange durch das rothe Meer, 2. Mos. 15, 11. Der Gott Israels, der allmächtige Schirmherr seiner Kirche, ist es nach Ps. 65: „der da stillet das Toben der Meere, das Toben ihrer Wellen und das Lärmen der Völker," welches durch das tobende Meer abgebildet wird. „Du herrschest über den Stolz des Meeres, wenn seine Wellen sich erheben, du stillest sie," so spricht Israel in Ps. 89, 10 zu seinem Gotte, da es in Gefahr ist von dem tobenden Meere der Heidenwelt verschlungen zu werden. — Lucas fügt zu der Verwunderung die Furcht hinzu. Wie diese entstand, das erkennen wir aus dem Betragen des Petrus nach dem wunderbaren Fischzug: „da das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu den Knieen und sprach: Herr gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch." Wenn dem armen in der Endlichkeit befangenen, unter die Sünde gerathenen Menschen die klare Gottheit entgegenleuchtet, so muß er auch dann ausrufen: „wehe mir, ich bin verloren, denn ein Mann unreiner Lippen bin ich und unter einem Volke unreiner Lippen wohne ich", wenn die Erscheinung zunächst nicht eine strafende und drohende, sondern eine freundliche und heilbringende ist. Von Jakob heißt es, da er das köstliche Gesicht von der Himmelsleiter gehabt hatte, auf der die Engel Gottes aufstiegen und herabstiegen und die Verheißung empfangen: „Durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. Und siehe ich bin mit dir und will dich behüten wo du hinzeuchst" dennoch: „Und er fürchtete sich und sprach: wie furchtbar ist dieser Ort." Die Hirten in dem Evangelium fürchteten sich sehr, da die Klarheit des Herrn sie umleuchtete, trotzdem, daß ihr Anblick ein so milder und so freundlicher war, und nicht minder als das sie ausdeutende Wort die große Freude in Aussicht stellte, die allem Volke widerfahren sollte. Und der heilige Johannes, da er denjenigen in seiner himmlischen Glorie erblickte, an dessen Busen er gelegen hatte, fiel zu seinen Füßen als ein Todter.

Der Herr hat noch ein zweites Mal das Bild des 107. Psalmes zu einer symbolischen Handlung verkörpert, zum Beweise wie sehr es ihm am Herzen lag, diese Anschauung den Gemüthern seiner Gläubigen recht tief einzuprägen. Die mannigfachen symbolischen Momente ließen sich in einer Handlung nicht vollständig zur Geltung bringen. So wurde ihr eine zweite zur Ergänzung hinzugefügt. Ueber diesen Vorgang, welcher in die

Zeit des vorletzten Passas Jesu fällt, in die Zeit also, in der die Passion des Herrn und somit auch die damit innig verbundene Passion seiner Gläubigen schon in den Vordergrund zu treten begann, berichtet Matthäus in C. 14, 22—36, Marcus in C. 6, 45—56 und Johannes in C. 6, 14—21. (Lucas berührt ihn nicht.)

Christus — das ist in allen drei Evangelien der Kern — entfernt sich von seinen Jüngern, die sich auf dem unruhigen Meere der Welt befinden, bedroht durch die Stürme der Anfechtungen, und die Gefahr kommt äußerlich und innerlich. Er läßt lange auf sich warten. Endlich naht er, von den Seinen Anfangs unerkannt, und die Gefahr schwindet.

Gegen den früheren Vorgang bietet dieser eine Steigerung dar. Damals war Christus im Schiffe anwesend, wenn er gleich schlief, hier ist er abwesend. Damals war es Tag, hier vermehrte die Dunkelheit der Nacht die Gefahr und die Furcht. Die Abwesenheit, speciell der Aufenthalt auf dem Berge während der Gefahr der Jünger, und die Nacht, das sind die beiden eigenthümlichsten Züge.

Wir folgen hier zunächst der Darstellung bei Johannes und nehmen aus den beiden anderen Evangelien das Eigenthümliche als Ergänzung hinzu.

Jesus ist mit seinen Jüngern auf dem jenseitigen Ufer des Galiläischen Meeres. Nach der wunderbaren Speisung entweicht er auf einen Berg. Den Zweck haben schon Matthäus und Marcus angegeben. Nachdem er die Jünger, die sich schwer von dem geliebten Meister trennen konnten, genöthigt hatte allein zu Schiffe zu gehen, war er dort allein um zu beten, für seine Jünger, damit in der schweren Anfechtung, welche er über sie verhängen mußte, ihr Glaube nicht ausgehe. Schon die Kirchenväter, besonders Chrillus und Augustinus, erblickten in diesem Entweichen Jesu auf den Berg ein Vorbild seiner Auffahrt in den Himmel, wo er zur Rechten Gottes ist und die auf dem stürmischen Meere der Welt hin und her geworfenen Seinen vertritt.*)

„Da es aber Abend ward, gingen die Jünger hinab an das Meer. Und traten in das Schiff und gingen jenseits des Meeres gen Capernaum". Die Ergänzung gewähren Matthäus und Marcus. Nach ihnen hatte Jesus den Jüngern geboten, ohne ihn dem jenseitigen Ufer zuzufahren. Da er sich so selten von seinen Jüngern trennte, da diese so ungern alleine fahren wollten (er mußte sie zwingen), so mußte er dazu wichtige Ursache haben. Welche, das erkennen wir aus dem Erfolge. Die Abfahrt erfolgte schon ehe Jesus sich auf den Berg zurückzog. Jesus entläßt, nachdem die Apostel schon das Schiff bestiegen haben, erst die Menge. Dann begiebt er sich auf den Berg. Johannes sagt erst was Jesus that Angesichts jenes Versuches

*) Augustinus: Quod ascendit relictis turbis solus Dominus orare in montem, alta coelorum significat. Dominus post resurrectionem ascendit in coelum et ibi interpellat pro nobis, sicut Apostolus dicit.

der Menge, ihn zum Könige zu machen, dann wendet er sich zu den Jüngern. Dem Abende gehört auch das Entweichen Jesu auf den Berg an. Erst hier aber wird erwähnt, daß es Abend geworden, weil es für die Situation der Jünger von Bedeutung war. An das: „da es Abend war" hier, schließt sich im Folgenden das: „und es war finster worden" an. Es ist unter allen Umständen sehr bedenklich, zu Schiffe zu gehen, ohne Jesum bei sich zu haben, ganz besonders aber, wenn es Abend wird, und der Tag sich schon geneigt hat, wenn die finstere Nacht im Anzuge, die keines Menschen Freund ist. Wenn da Jesus sich zurückzieht, so regt es sich gar mächtig im Herzen: Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es jetzt Abend worden ist. Doch wer das Auge des Geistes nur unverwandt auf den auf dem Berge betenden Jesus richten kann, der kann ruhig und getrost sein und in seinem Lichte in das Dunkel gehen. „Auf, betet, kämpft und wachet, bald ist es Mitternacht", das ist die Losung, welche jetzt durch die ganze Christenheit hindurchtönen sollte.

„Und es war schon finster geworden, und Jesus war nicht zu ihnen gekommen. Und das Meer erhob sich von einem großen Winde." „Mit Recht, sagt Augustinus, heißt es, es sei schon dunkel geworden. Denn Jesus war noch nicht gekommen." Das war es eigentlich, was die Dunkelheit für sie zur Dunkelheit machte. Hätten sie das Licht der Welt bei sich gehabt, so wäre ihnen die Nacht zum Tage geworden. In dieser Dunkelheit erblicken wir mit Recht ein Abbild des Zustandes, welcher nach dem Zeugnisse der Schrift eintreten soll, wenn sich das Ende der Welt naht, und dessen Anfänge wir bereits mit Augen sehen. „Je mehr sich das Ende der Welt naht — sagt Augustinus — desto mehr wachsen die Irrthümer, mehren sich die Schrecken, wächst die Ungerechtigkeit, wächst der Unglaube." — Das Meer erhob sich von großem Winde: „Sie standen — sagt Augustinus — noch mehr in Gefahr durch den Zweifel im Gemüthe, als dem Leibe nach in den Wellen." Die äußere Gefahr wird eingehender geschildert von Matthäus: „Und das Schiff war schon mitten auf dem Meere und litt Noth von den Wellen, denn der Wind war ihnen entgegen." Es heißt eigentlich: das Schiff wurde gequält von den Wellen. Auf das Schiff wird hier übergetragen, was diejenigen empfanden, welche darin waren. Diese hatten einen harten Stand. Da der Wind ihnen entgegen war, so waren sie auf das Rudern angewiesen. Das war harte und schwere Arbeit, und brachte doch nur wenig vorwärts. Das erfahren jetzt die und werden es mehr und mehr erfahren je weiter die Nacht vorschreitet, welche den Wind des Zeitgeistes gegen sich haben, während derselbe die Segel der Gegner schwellt. Marcus aber läßt einen Lichtstrahl hineinfallen in das düstere Gemälde, wenn er sagt, der auf dem Berge betende Jesus habe sie gesehen, da sie also gequält waren, ein Zug, den er ohne Zweifel von Petrus empfangen hat, und dieser von seinem Meister (V. 48.). Durch solches Sehen gab sich Jesus als derselbe zu erkennen, der einst sprach: „Ich habe gesehen das Elend meines Volkes

in Aegypten" 2 Mos. 3, 7., der Davids Flucht zählte, und alle seine Thränen vor Augen hatte, Ps. 56, 9. Solches Sehen Jesu ist der Kirche aller Zeiten und besonders in ihrer schweren Bedrängniß am Ende der Tage dadurch gewährleistet, daß der Menschensohn zugleich der Herr vom Himmel ist. „Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?" Es ist aber das Sehen kein müßiges, es ist das Sehen der Allmacht und Liebe, welches die Hülfe vorbereitet und sie bringt, sobald die Zeit und Stunde gekommen, die er sich vorbehalten hat. Dann wird er kommen und nicht außen bleiben. Ob er aber verzeucht, so harre sein, er wird gewißlich kommen und nicht verziehen.

„Da sie nun gerudert hatten bei fünf und zwanzig oder dreizig Feldweges, sahen sie Jesum auf dem Meere dahergehen und nahe bei das Schiff kommen, und sie fürchteten sich." Die Zeit wird hier näher von Matthäus und Marcus angegeben. Nach ihnen kam Jesus zu den Jüngern auf das Meer um die vierte und letzte Nachtwache, also beim Anbruche des Morgens. So lange hatte Jesus im Gebete zugebracht, die Jünger in schwerer Arbeit, Noth und Angst. Wie oft hatten sie unterdeß gerufen: Hüter, ist die Nacht schier hin? Es war dieselbe Nachtwache, welche in 2 Mos. 14, 24 als die Nachtwache des Morgens bezeichnet wird, dieselbe Zeit, da einst der Herr auf das Lager der Aegypter blickte in der Wolken- und Feuersäule und verwirrte das Lager der Aegypter, also, daß Aegypten sprach: „ich will fliehen vor Israel, denn der Herr streitet wider sie gegen Aegypten," die Zeit, da die Wasser zurückkehrten und die Rosse und Reiter bedeckten im ganzen Heere Pharaos. Es ist der Symbolik des ganzen Vorganges angemessen, daß die Noth die ganze Nacht hindurchwährt, die Errettung mit dem Anbruche des Morgens eintritt, welcher das natürliche Abbild des Heiles ist, wie es ja auch bei der Thatsache der Urzeit nicht zufällig war, daß das Meer grade bei Anbruch des Morgens zurückkehrte, 2 Mos. 14, 27, nicht zufällig auch, daß die Auferstehung Christi, dies große Vorbild aller Heilsspendungen an die Kirche, grade in der ersten Frühe des Morgens erfolgte und also der Kirche Anlaß gegeben wurde zu singen: „Wenn ich des Nachts oft lieg in Noth, verschlossen gleich als war ich todt, läßt du mir früh die Gnadensonn aufgehn, nach Trauern Freud' und Wonn." Auf derselben Symbolik ruht es, wenn David singt: „den Abend lang währet das Weinen und am Morgen die Freude" und ferner: „ich will des Morgens rühmen deine Güte," und wenn die Söhne Koras von Zion sagen: „Gott hilft ihr bei des Morgens Anbruch." — Jesus zeigt seine Macht über das Meer zuerst dadurch, daß er auf demselben einhergeht, zum Trotze seines Wüthens und Wallens. Er folgt hier dem Vorbilde Jehovas, der einst in der Urzeit durch das Meer einherschritt, wie der Psalmist sagt (Ps. 77, 20): „Dein Weg war im Meere und dein Pfad in vielen Wassern und deine Fußtapfen wurden nicht erkannt." Die symbolische Bedeutung dieses Vorganges hat schon Augustinus richtig erkannt: „Wenn dies Schiff auch geängstigt wird durch die Stürme der Anfechtungen,

so sieht es doch seinen Herrn und Gott wandeln über alle Höhen des Meeres, das ist über alle Herrschaften dieser Welt." Ebenso Chemnitz: „Der Herr wird die Seinen erlösen um die vierte Nachtwache, das ist am Ende der Zeitlichkeit, wenn die Nacht dieser Welt beinahe zu Ende ist. Unterdessen war das brausende Meer, so viel es auch unter den Fußstapfen des Herrn murren mochte, doch genöthigt ihn zu tragen, gern oder ungern: ebenso, so viel sich auch die Höhen dieser Welt und ihre Mächte erheben mögen, dennoch tritt auf ihr Haupt unser Haupt." Zu gehen auf den Höhen des Meeres, das erscheint im A. T. als ein hohes Privilegium Gottes: „Er breitet den Himmel aus alleine, und gehet auf den Wogen des Meeres", Hi. 9, 8. Das unser Jesus dieses Privilegiums theilhaftig ist, das zeigt, daß seine Kirche dem Brausen des Meeres ruhig und mit heiterer Freudigkeit zusehen darf. — Die Jünger *fürchteten sich*, da sie Jesum auf dem Meere einhergehen und nahe bei das Schiff kommen sahen. Woher diese Furcht statt der jubelnden Freude, die wir billig erwarten sollten? Die Antwort auf diese Frage gibt uns Matthäus, welcher sagt: „Und da ihn die Jünger sahen auf dem Meere gehen, erschraken sie und sprachen: Es ist ein *Gespenst*, und schrieen vor Furcht", und ebenso Marcus. Gespenster wurden für Vorboten des bevorstehenden Unterganges gehalten. Es ist bedeutsam, daß die Jünger Anfangs Christum verkannten, daß sie denjenigen für den Boten des Verderbens hielten, der aller ihrer Noth ein Ende zu machen kam. Es erinnert uns das, daß unser Auge gar kurzsichtig ist, daß wir oft die Erscheinungen nicht mit dem richtigen Maaße messen, daß unser Heiland manch Mal in seltsamer Verkleidung auftritt, daß grade die Thatsachen, welche den unmittelbaren Untergang vor Augen zu stellen scheinen, nicht selten Vorboten des beginnenden Heiles sind, daß wir also mit dem Schreien vor Furcht gar behutsam sein müssen.

„Er aber spricht zu ihnen: Ich bin es, fürchtet euch nicht. Da wollten sie ihn in das Schiff nehmen, und alsobald war das Schiff am Lande, da sie hinfuhren." Wenn man nach der Verirrung unserer Zeit und gegen die Weise des gesammten kirchlichen Alterthums das Evangelium Johannis losreißt von den früheren, so kann es allerdings Bedenken haben, den Umstand zu ergänzen, daß Jesus wirklich das Schiff bestieg. Wenn aber Johannes die frühere Erzählung voraussetzt, so konnte er sich begnügen, darauf hinzuweisen, daß die Jünger danach verlangten, Jesum in das Schiff aufzunehmen. Das: „sie wollten", bildet den Gegensatz gegen die frühere Furcht, da Jesus dem Schiffe nahe kam: nun wollten sie ihn in das Schiff aufnehmen und nachdem sie es gethan, waren sie gleich am Lande. Das Bild würde aber ganz zerrissen werden, wenn Jesus nicht in das Schiff getreten wäre. Grade der Gegensatz des *außer* und des *in* bildet den Mittelpunkt. Das war die eigentliche Offenbarung der Herrlichkeit Christi, daß mit dem

Momente, da er das Schiff betrat, der Wind ruhte und daß sie die an sich kurze Strecke in kurzer Zeit zurücklegen konnten. Eine weitere Wunderwirkung, als daß der Wind ruhte, ist nach den andern Evangelien nicht anzunehmen. Das Wort des 107. Ps.: „Er wandelte den Sturm in Stille, und es schwiegen ihre Wellen. Und sie freuten sich, daß sie Ruhe hatten, und er führte sie zum Ziele ihres Wunsches" ging hier von neuem in Erfüllung, wurde hier verleiblicht in einer Thatsache, welche zugleich eine Weissagung ist und als solche eine Fülle des Trostes in sich birgt, die in den Jahrhunderten der christlichen Kirche eine lange Reihe von Erfüllungen gefunden hat und ihre herrlichste Erfüllung dereinst finden wird, wenn die streitende Kirche und der einzelne Gläubige „mit Heil anländen in jenem Vaterland," in dem himmlischen Zion, das vom Himmel herab kommen wird geschmückt wie eine Braut ihrem Manne, nach der schweren aber doch im Vergleiche mit der Ewigkeit gar kurzen Fahrt von diesseits nach jenseits über das Meer dieser Welt.

Das ist nun der Vorgang so weit ihn alle Evangelisten gemeinsam haben. Der erste Apostel unter den Evangelisten theilt uns noch eine Thatsache mit, welche die Anderen übergehen, ohne Zweifel weil er sie vollständig mitgetheilt und keinen Stoff zur Nachlese übrig gelassen hatte. Sie gehört zwischen das Wort Christi: „ich bin es, fürchtet euch nicht", und sein Eintreten in das an sich so schwache und doch durch ihn so unüberwindliche Schifflein. Petrus sprach zu dem Herrn: „Herr wenn du es bist, so heiß mich zu dir kommen auf das Wasser." Er stellt sich uns mit diesen Worten entgegen „als das Bild einer recht großmüthigen Seele, die mit Gottes Wort und Willen fertig und bereit steht Alles auf ihn zu wagen." Er überschätzt seine Kräfte, das zeigt der Erfolg, er traut sich hier wie vor der Verläugnung mehr zu, als er zu leisten vermochte, aber er zeigt sich dennoch durch dies Verlangen als den Ersten unter den Aposteln. Es ist dem jungen Adler keine Schande wenn er schon zu fliegen versucht, ehe ihm die Flügel völlig ausgewachsen sind. Er muß lernen was ihm noch fehlt, muß durch schmerzliche und gefährliche Demüthigungen hindurch gehen, muß anfangen unterzusinken, nachmals sogar aus Furcht vor einer muthwilligen Magd seinen Herrn verläugnen, aber der Herr läßt ihn doch nicht zu Schanden werden. Er recket die Hand aus und ergreift ihn, er betet für ihn, daß sein Glaube nicht ausgehe, er wendet sich um und siehet ihn an, und Petrus gehet hinaus und weinet bitterlich. „Da er den Wind stark sah, fürchtete er sich und fing an zu versinken": als Petrus sich in der Gefahr befindet und sein Auge auf diese, nicht auf Christum richtet, ist er dem Untergange nahe. Aber er hat noch so viel Glauben, daß er Hülfe bei Christo sucht und wird durch seine Barmherzigkeit gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 9. Januar. № 3.

Der Anfang des neuen Jahres ist durch den Heimgang unseres geliebten Königes und Herrn bezeichnet worden, dem die Fülle der Güte und Liebe mannigfaltig mit Undank gelohnt wurde. Sein Name Friedrich ist jetzt erst zur vollen Wahrheit geworden. Sein müder Leib kam zum Frieden (Jes. 57, 2) in der Friedenskirche, und sein Geist ruht von seiner sauren Arbeit bei Gott, der ihn gegeben hat, und findet bei ihm Freude die Fülle und lieblich Wesen zu seiner Rechten ewiglich. Der Allerhöchste aber tröste die Königin Seine Wittwe mit seinem reichen Troste — „es ist doch nur ein Weg," vom Diesseits zum Jenseits eine kurze Fahrt, und wir können mit unserm Herzen schon jetzt in jedem Augenblicke in dem Jenseits sein. Auf Seinem Nachfolger aber unserm Herrn und Könige Wilhelm lasse der König aller Könige und der Herr aller Herren Seinen Geist ruhen, den Geist der Weisheit und des Verstandes, den Geist des Rathes und der Stärke, den Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wir ersehen hieraus, wo die Gefahr liegt in unserem Kampfe mit der Welt, nicht in der Stärke des Windes, nicht in der Wildheit der Wellen, — denn wie groß sie auch sein und wie gräulich sie auch brausen mögen, so ist doch der Herr noch größer in der Höhe — sondern einzig und allein darin, daß wir statt dem Worte zu gehorchen: „meine Augen sind beständig auf den Herrn, denn er wird meinen Fuß aus dem Netze ziehen", und „ich habe den Herrn vor mich gesetzt beständig, denn er ist mir zur Rechten, darum werde ich wohl bleiben" unsern Blick auf sie richten, daß wir uns in Betrachtungen über ihre Stärke und das geringe Maaß unserer Widerstandsfähigkeit ergehen. Das ist die Grundkrankheit unter den Wohlgesinnten unserer Zeit, das ist der Grund so vieler Verzagtheit, so vielen Hinkens nach beiden Seiten, so vielen Accordirens und Vermittelns, so vieler Halbheit, die so oft bis an die Gränzen offenbaren Abfalls geht, die jetzt so trefflich es versteht sich zu übertünchen, zu schmücken und allerhand Flitterstaat anzulegen, sich in das Gewand der christlichen Liebe und Weitherzigkeit zu hüllen. Daß der Herr uns bewahren möge vor solchem Sehen auf die Stärke des Windes, das jetzt, da der Herr zur Rechten der Allmacht sitzt und von da seinen Geist, den Tröster in aller Noth herabsendet, der nicht kommen konnte ehe er zum Vater gegangen war, weit verdammlicher ist als in den Tagen seines Fleisches, das soll unser tägliches Gebet sein. Der eigentliche Gegensatz unserer Tage ist nicht der zwischen Confession und Union, der nur eine einzelne Erscheinungsform des viel allgemeineren Gegensatzes ist, sondern vielmehr der zwischen dem Sehen auf den Wind und dem ernsten das Kyrie Eleison nicht ausschließenden, sondern in ihm wurzelnden Streben unverwandt auf den Herrn zu sehen. — Petrus spricht: Herr, hilf mir. Da reckte Jesus sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Daran müssen nothwendig diejenigen sich stoßen, an denen sich durch ihre eigene Schuld die in dem Vorgange liegende thatsächliche Weissagung nicht realisirt hat, die in dem wogenden Meere des Lebens noch nie Christi rettende Hand ergriffen haben. Die aber im lebendigen Glauben stehen, sind über solche niedere Bedenken erhaben, ihnen zeigt dieser Vorgang, wohin sie, wenn sie auf dem Meere der Welt gefährdet sind, ihren Blick zu richten haben, „nicht auf die ver-

storbenen Heiligen, nicht auf sterbliche Menschen, denn alle Menschen sind Lügner, sondern allein auf Jesum Christum, welcher das Asyl ist für alle Gefährdeten. Sie mögen ihre Augen aufheben zu den Bergen, von welchen uns Hülfe kommt. Unsere Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Im unverwandten Blicke auf diesen allmächtigen Herrn wollen wir in das Dunkel des neuen Jahres gehen, das so manche Schrecken in seinem Schooße bergen kann, wollen wir sprechen: „nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein, das rothe Meer wird dir schon Platz vergönnen!"

In der heiteren Zuversicht, welche wir aus der Betrachtung des Wortes Gottes gewonnen haben, treten wir an die Ereignisse des vergangenen Jahres heran. Wir sind des Wortes Quesnels eingedenk: „Wer solche Wahrheit im Herzen hat, betrachtet Alles, was in der Kirche geschieht — die Vergangenheit nicht minder als die Zukunft — mit andern Augen als mit denen der Welt." Wer „auf seiner Warte steht", der sieht die Dinge hienieden, welche die sich selbst überlassene Furcht und Erregung durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, in verkleinertem Maaßstabe und kann mit Wahrheit das „ohne Zorn und Eifer, deren Ursachen mir fern liegen" sprechen.

Das vergangene Jahr hat eine Reihe von Jubiläen gebracht. Die Vorliebe für diese, wie ebenso für die Denkmale, ist ein characteristischer Zug unserer Zeit, ein Symptom des beginnenden Alters. Die Vorliebe für Erinnerungen geht mit dem Sinken der Thatkraft Hand in Hand. Wir beginnen bei der Feier, die uns am nächsten berührt, der Jubelfeier der Universität Berlin. Wir dürfen diese um so weniger außer Acht lassen, da die Kirche bei ihr wenig zum Worte gekommen ist. Obgleich man es nicht verschmäht hatte für sie eine Kirche in Anspruch zu nehmen, eine der ältesten und ehrwürdigsten der Hauptstadt, so war doch die Betheiligung der Kirche auf ein Kleinstes beschränkt, für die zwei Tage der öffentlichen Feier auf ein Gebet und einige Liederverse. Während anderwärts z. B. noch im vorigen Jahre in Basel bei solchen Feiern ein vollständiger Gottesdienst gehalten wurde, kam es hier gar nicht zum Vorschein, daß die Universität einen Prediger hat, daß sie, worauf schon Schleiermacher bei ihrer Gründung ein solches Gewicht legte, eine Gemeinde bildet. Muß man schon zweifeln, ob die Wissenschaft bei der Feier zu ihrem vollen Rechte gekommen, sie, von der doch nicht minder, wie vom Reiche Gottes gilt, daß sie nicht Essen und Trinken ist, so kann es für lebendige Glieder der Kirche gewiß noch weit weniger einem Zweifel unterworfen sein, daß Derjenige, in dem unter anderen auch alle Schätze der Weisheit verborgen liegen, der sich selbst als die leibhaftige „Weisheit Gottes" darstellt, in dem alle unsere Bildung und Wissenschaft ihre Wurzel hat, wie schon aus der einfachen Thatsache erhellt, daß wirkliche Wissenschaft außerhalb des christlichen Gebietes jetzt gar nicht mehr gefunden wird, bei dieser Feier nicht zu seinem vollen Rechte gekommen ist, daß man Ihm nicht die dominirende Hauptstellung, sondern eine unbedeutende Nebenstellung angewiesen hat.

„Thut Buße", das ist der Anfang des Evangelii von Jesu Christo. „Thut Buße", mit diesem Worte begann auch die Reformation ihren Lauf, und das Zöllnerbewußtsein ist stets ein charakteristisches Merkmal der Evangelischen Kirche und ihr edelster Schmuck gewesen. „Thut Buße", „Gott sei mir Sünder gnädig", das sollte auch bei jedem Jubiläum, sei es eines Einzelnen oder sei es einer Gemeinschaft, der Grundton sein. „Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden." Gehört die Universität Berlin etwa unter die Zahl der Gerechten, welche der Buße nicht bedürfen? In der Beantwortung dieser Frage dürfen wir uns nicht subjectiven Räsonnements überlassen, wir wollen ein Wort desjenigen zu Grunde legen, der allein das Recht hatte zu sagen: „Ich bin die Wahrheit", was in jedem anderen Munde frevelhafte Anmaßung wäre, und dann damit den Thatbestand vergleichen.

„Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch."

Was heißt das Fleisch Jesu essen und sein Blut trinken? Fleisch und Blut der Menschen ist von der Sünde durchdrungen und damit dem Tode anheimgefallen, nach dem Worte: an dem Tage, da du davon issest, wirst du sterben. Der natürliche Mensch ist, so sehr er sich auch den Schein des Lebens geben mag, nichts Anderes als eine wandelnde Leiche. Er kann zum Leben nur gelangen durch die Theilnahme an Dem, welcher gesprochen: „ich bin das Leben." Dazu ist das Wort Fleisch geworden, daß seine gottmenschliche Persönlichkeit die ordinärmenschliche durchdringe und veredle. Wir sollen jesushaft werden, sollen mit dem Apostel sprechen können: „Ich lebe aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir", und mit dem heiligen Sänger: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, was Christus mir gegeben, das ist der Liebe werth." Das Essen des Fleisches und das Trinken des Blutes Jesu bezeichnet also das Aufgeben des eignen natürlichen Lebens und Wesens und die unbedingte Hingabe an Jesum, so daß sein heiliges Fleisch und Blut an die Stelle des unheiligen natürlichen tritt. An dem Jünger, den Jesus liebte, der in seinem Schooße ruhte, können wir uns dies zur Anschauung bringen. Er hatte schon vor dem Versöhnungstode mit dem Munde des Geistes wahrhaftig Jesu Fleisch gegessen und sein Blut getrunken und war dadurch ein anderer geworden, aus einem Todten ein Lebendiger, hatte andere Neigungen und Triebe, andern Blick und andere Züge bekommen. Aber es standen noch andere Entfaltungen bevor, in denen das Essen des Fleisches und das Trinken des Blutes eine höhere Bedeutung erhielt, und Christus hatte diese Entfaltungen schon vor Augen, als er mit so nachdrücklicher Betonung alles Heil von dem Essen seines Fleisches und dem Trinken seines Blutes abhängig machte. Nachdem Christus am Kreuze sein Fleisch hingeopfert und dadurch für unser vom Tode durchdrungenes Fleisch neue

Lebenskräfte erworben, nachdem sein heiliges Blut dort die Sünde hinweggenommen hatte, wurde Er in noch weit höherem Grade die Seelenspeise. Und, das ist die dritte Stufe, in dem heiligen Abendmahl wurde durch ein anbetungswürdiges Geheimniß, ein stets sich wiederholendes Wunder, sein „Leichnam, der für uns verwundt," und sein heiliges Blut in den Mittelpunkt des Lebens der Kirche gestellt. Solche Concentration und Steigerung, solch fortgehendes Wunder bildet keinen Gegensatz gegen die rein geistliche Nießung, wie sie hier zunächst gelehrt wird — denn die Anforderung, Jesu Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken, wird zunächst an die Juden als eine sofort zu vollziehende gestellt — sie bildet vielmehr nur die höchste Steigerung, die Bedingung der kräftigen und durch das ganze Leben hindurchgehenden Realisirung der Forderung, welche Christus hier ausspricht.

Christus spricht: „wahrlich, wahrlich"; er hat es feierlich betheuert, er hat es so gut wie mit einem Eide bekräftigt, daß Leben nur da zu finden ist, wo sein Fleisch und sein Blut gegessen wird, daß Alles, was sich sonst für Leben ausgibt, nur ein elendes Scheinleben ist, ein verhüllter Tod, ein übertünchtes Grab, welches auswendig hübsch scheinet, aber inwendig voll Todtengebeine ist und alles Unflaths.

Jesus redet von dem Essen des Fleisches und dem Trinken des Blutes des Menschensohnes. Er bezeichnet sich also im Gegensatze gegen den Anstoß, welchen die wahrhaftige und ausschließliche Gottmenschheit dieses geschichtlichen Individuums dem menschlichen Denken und besonders der menschlichen Neigung gewährt, im Gegensatze gegen den Hochmuth, der sich nicht darin finden kann, daß ein Menschensohn auf einer allen Anderen unbedingt unerreichbaren Höhe steht, nicht dem Grade nach, als ein religiöses Genie, sondern dem Wesen nach unbedingt von ihnen verschieden, im Gegensatze gegen die aus solchem Quell fließenden Versuche, nur das unpersönliche Göttliche in Jesu zu betonen und dies als Gemeingut Aller darzustellen. Es war von großer Bedeutung, hervorzuheben, worauf auch schon die Erwähnung des Fleisches und Blutes hinführt, die bei dem bloßen Ideale nicht in Betracht kommen, daß das Leben nicht haben kann, wer seine menschliche Erscheinung nicht haben will, daß nur an den geschichtlichen Gottmenschen, an den „historischen Christus" alles Heil geknüpft ist, daß es sich hier nicht um die Darstellung und Repräsentation einer Idee handelt, die von der geschichtlichen Erscheinung unabhängig ist, sondern daß alles Leben von der unbedingten Hingabe an diese geschichtliche Erscheinung als solche ausgeht, zu der auch die auf der höchsten Stufe stehenden nur als empfangend sich verhalten können.

Wie tief die Evangelische Kirche diese hohe Wahrheit von ihrem Ursprunge an in ihr Herz geschlossen hat, das mögen folgende Aeußerungen Luthers zur Anschauung bringen, zu dem die Universität von Neuem sich bekannt hat, indem sie bei der Feier sein Lied: Ein feste Burg ist unser Gott, den vollen Aushauch seiner Persönlichkeit, auf ihre Lippen nahm. „Dieser Text — sagt er — ist ein Donnerschlag wider die Schwärmer. (So

nennt Luther diejenigen, welche mit ihren Gedanken in die Lüfte fliegen, statt sich in die geschichtliche Erscheinung Christi liebend und anbetend zu versenken, alle die, welche zu den wasserleeren Wolken der bloßen Ideen und Ideale hinaufschauen.) Man isset und trinket die Gottheit in der menschlichen Natur. Wer von Gott denket und suchet ihn anderswo, denn in dieser Person, der hat Gott verloren und findet ihn nicht, er irret und fehlet seiner: aber wer ihn angezeigter Weise suchet, der trifft ihn. — Merke diese Worte und den Text aufs Fleißigste, es ist ein gewaltiger Text und leidet keine Glossen, er läßt sich nicht deuten noch aus dem Wege treiben, man kann nicht für über. Das sage ich darum, daß man in der Christenheit diesen Artikel rein behalte. Solchen behaltet ja euer Leben lang, daß es alles zu thun ist um den einigen Artikel, welches ich oft wiederhole und man kann es nicht genug treiben, auf daß man ihn erhalte und wir fein richtig in dem Glauben bleiben, daß man von seinem Fleische habe, Vergebung der Sünden, Erlösung vom Tode und Teufel."

Wie hat nun die Universität Berlin dieser so dringenden Aufforderung Luthers entsprochen? Wir müssen von vornherein erwarten, daß hier viele Veranlassung zur Demüthigung vorliegen wird. Denn die Gründung der Universität und ihre weitere Entwickelung fiel in eine versuchungsvolle Zeit, und wie Schweres der Herr in diesen Worten der menschlichen Natur zumuthet, das zeigen schon die Worte der Juden, die hier als würdige Repräsentanten des natürlichen Menschen auftreten: „Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben"! Dieser, so reden sie verächtlich, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen. Daß Jesus sich als die centrale Persönlichkeit darstellt, daß er alleine reich sein will, alle Anderen arm, bettelarm sein sollen, er allein lebendig, alle Anderen todt bis sie das Leben aus seiner Fülle empfangen, daß er als dem Anscheine nach bloßer Mensch und zwar ein Mensch, der nicht hat wo er sein Haupt hinlege, an dem Alles, was das Auge des natürlichen Menschen sehen kann, Niedrigkeit ist, sich das Recht und das Vermögen zuspricht seine Individualität allen Anderen aufzudringen, ohne irgend eine Ausnahme, auch die der „Heroen", der „schöpferischen Geister", der „Fürsten auf dem Gebiete der Wissenschaft", sein Bild ihnen in einer solcher Weise aufzuprägen, daß er Alles ist, ihnen nichts, gar nichts übrig bleibt, daß man mit Verläugnung der eigenen Persönlichkeit die seinige zur unbedingten Herrschaft gelangen lassen soll, das geht der Natur gar schwer ein. Unter allen Anforderungen, welche an den natürlichen Menschen in seiner Selbstzufriedenheit und seinem sich aufblähenden Hochmuthe gemacht werden können, ist keine ihm so sehr zuwider als die: „Kein ab und Christo an, so ist es wohlgethan", und dieser natürliche Mensch war in dem von dem „Principe der Subjectivität" beherrschten ersten Decennium des 19. Jahrhundert zu einer Herrschaft gelangt, wie noch nie zuvor in der Christenheit.

Mit Freuden gewahren wir gleich in den Anfängen der Universität wenigstens eine leitende Persönlichkeit, welche den

Anfang einer erfahrungsmäßigen Erkenntniß des Wortes Christi hatte. Solche Anfänge soll man in Ehren halten, wenn sie auch noch dürftig sind. Sie sind schwieriger als der Fortschritt. Nur diejenigen sind zu tadeln, welche die fortgeschrittene Zeit bei solchen dürftigen Anfängen festhalten wollen. Schleiermacher hatte in dem Vaterhause und besonders in der Brüdergemeinde eine Anschauung davon erhalten, was es mit dem Essen des Fleisches des Menschensohnes und mit dem Trinken seines Blutes auf sich hat, und dieser Saame ist in ihm nie ganz verloren gegangen. Es erging ihm wie dem Oele, das, so viel es auch mit dem Wasser durcheinander geschüttelt werden mag, doch immer zuletzt wieder oben auf kommt. Daß Christus die beherrschende Macht sein müsse für unser geistliches Leben, das war ein Grundgedanke bei ihm, ein Grundtrieb seines Wirkens. An die Stelle der heuchlerischen Verbeugungen vor dem Weisen von Nazareth trat bei ihm ein wirklicher und lebendiger Zug zu Christo. Aber zur vollen Macht konnte dieser Zug auch bei ihm nicht gelangen, weil er nach andern Seiten tief in die Verirrungen der Zeit verstrickt war, ja diese Verirrungen noch überbot, weil er mit seinem scharfen Geiste nicht bei dem Halben stehen bleiben konnte. Von dem deistischen Gott des Rationalismus, diesem bloßen Schatten des wahrhaftigen, wandte er sich ab. Er glaubte an keine übersinnliche, persönliche Ursache der Welt, sein Credo stand im Spinoza. „Wir wissen — sagt er in der Dialektik — nur um ein Sein Gottes in uns und in den Dingen, gar nicht um ein Sein Gottes außer der Welt oder an sich.“ Weiße hat es kürzlich als unbestreitbare Thatsache hingestellt, Schleiermacher sei nie dazu gelangt, „in dem Begriffe der Persönlichkeit, der Ichheit den adäquaten Ausdruck zu erkennen für die Form, in welcher ein Unsterbliches, ein ewig Lebendiges als solches existirt.“ Bei solcher Grundanschauung fand sich für die wahrhaftige Gottheit Christi bei ihm keine Stelle. Christus konnte ihm nur als ein religiöses Genie, oder vielmehr das religiöse Genie sich darstellen, welches dem Gottesbewußtsein einen neuen kräftigen Anstoß gegeben. Von Auferstehung Christi, von seiner Himmelfahrt, von seinem Sitzen zur Rechten Gottes konnte nicht ferner die Rede sein. Er mußte diese Thatsachen zu bloßen symbolischen Vorstellungen verflüchtigen. Christus lebt nur fort in dem durch ihn angeregten Gottesbewußtsein. — „Sein Christus — hat mit vollem Rechte neulich David Strauß gesagt — war nicht die zweite Person in der Gottheit, nicht der aus einem früheren göttlichen Dasein in einen Menschenleib wunderbarlich herabgekommene und dann wieder zu jener höheren Existenz zurückgekehrte Gottessohn, sondern lediglich ein zwar sittlich normaler, sonst aber durch nationale und persönliche Bedingungen beschränkter Mensch.“ Schleiermacher ferner erkannte in der Schrift nicht das Wort Gottes. Er entnahm das Bild seines Christus nicht aus ihr, der ihm vielfach unsicher gewordenen,

sondern aus dem Bewußtsein „der Gemeinde,“ wie es sich in seinem eignen Inneren reflectirte. Da konnte Christus nur eine sehr dürftige nebelhafte Gestalt gewinnen, die Unsicherheit und Unreife des eignen inneren Lebens, die Zeitvorstellung, die subjective Neigung mußte sich hemmend und störend geltend machen. Es mußte der Schein entstehen, daß der Schleiermachersche Christus nichts weiter sei als ein Reflex des eignen höheren Ich, eine bloße Personification des Ideals. Strauß sagt in Bezug auf den über die Person Christi dogmatisirenden Schleiermacher: „Es war gleichsam eine Conversation mit dem Menschheitsideale, dessen Bild Schleiermacher dadurch für sich und Andere lebendiger und eindringlicher machte, daß er es als wirklich einmal in bestimmten menschlichen Verhältnissen dagewesenes und in der Kirche persönlich fortwirkendes sich darstellte.“ Bei alledem aber war doch in Schleiermacher ein Fünklein wirklichen Glaubens an den Menschensohn vorhanden, ein Ansatz zu dem Essen und Trinken seines Blutes. Könnte dieß sonst zweifelhaft sein, so müßte doch der Zweifel Angesichts der Thatsache verstummen, daß an seinem Lichte Andere ihr heller scheinendes angezündet haben. Aus Schleiermachers Schule ging, Anderer zu geschweigen, die noch jetzt an unserer Hochschule im Segen wirken, der selige Neander hervor, dessen Andenken im Segen bleibt, der Unzähligen den Weg zu Christo gewiesen hat, dessen hochgehaltenes Panier der „historische Christus“ war, wenn er auch in mancher Beziehung in der Auffassung dieses Christus noch in Abhängigkeit war von der in der Knechtschaft der Subjectivität stehenden menschenvergötternden Zeit und sich in das rein ab und Christo an, nicht ganz schicken mochte, sich viel mit dem ursprünglich Gottverwandten der menschlichen Natur zu thun machte, an dem zweiten Artikel der Augsburgischen Confession entschiednen Anstoß nahm und deshalb sich auch in den ersten nicht recht finden konnte.

Wenn wir schon im Hinblicke auf Schleiermacher und seine Wirksamkeit durch das Wort: „wenn ihr esset das Fleisch des Menschensohnes und trinket sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch,“ nicht minder erschreckt als erfreut werden, so muß dies noch weit mehr von einer anderen in den Anfängen der Universität besonders hervorragenden und auch bei der Jubelfeier mehrfach in den Vordergrund gestellten Persönlichkeit gelten. Auch in Fichtes Wirksamkeit werden wir nach einer gewissen Seite hin einen Fortschritt erblicken können. Der schlimmste Feind der Kirche ist die Stagnation, die Erschlaffung, das ordinäre Wesen, das Hingehen auf den Acker und zu der Handthierung, der Bauchdienst, wie das alles in dem Namen des Rationalismus, im engeren Sinne, zusammengefaßt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 12. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wo geistige Regsamkeit sich zeigt, Energie des Characters, Strenge des Denkens, Begeisterung, Opferfähigkeit, da sproßt auch Saat für die Kirche, zu welcher der Weg überall nur von ringenden und kämpfenden Geistern gefunden wird. Aber nach anderer Seite hin war zwischen Fichte und der Kirche eine ungeheure Kluft befestigt. In seinem Systeme fand der lebendige Gott keinen Platz. An seine Stelle war eine bloße Abstraction, das bleiche Gespenst einer „allgemeinen moralischen Weltordnung" getreten. Die Lossagung von Christo wurde von ihm förmlich proclamirt. Er pries die Deutsche Nation, „daß sie zweimal einen großen Schritt gethan für die Fortbildung des menschlichen Geschlechtes, indem sie von der wahren Religion das Freiheit raubende Ansehen der Form geschieden habe (Reformation), um dann das freie Denken des Alterthums einzuführen." (Köpke, die Gründung der Friedr. Wilh. Universität S. 58). Er stellt der Großthat der Reformation, welche vom Papste und seinen Satzungen, die der modernen Philosophie an die Seite, welche von Christo losmachte. Wie wenig er Dessen zu bedürfen meinte, der gesprochen: „Ich bin die Wahrheit," erhellt aus einer Zeitungsanzeige vom 1. Jan. 1804, in welcher er seine Vorlesungen mit den Worten einführte: „Der Unterzeichnete erbietet sich zu einem fortgesetzten mündlichen Vortrage der Wissenschaftslehre, d. h. der vollständigen Lösung des Räthsels der Welt und des Bewußtseins mit mathematischer Evidenz." Dem von Christo ausschließenden Hochmuthe des Wissens ententsprach der Hochmuth des Willens, der ganz auf sich selbst gestellt wurde und dem das Wort von der unbedingten Nothwendigkeit des Essens des Fleisches des Menschensohnes nur Gegenstand des Achselzuckens sein konnte. Die Erziehung ist ihm im unbedingten Gegensatze gegen das Wort: „Lasset die Kindlein kommen zu mir," „die Kunst, einen festen unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden." (Köpke S. 59). An die Stelle, welche sonst Christus einnahm, wollte er die zunächst durch ihn selbst repräsentirten Weltweisen setzen. „Die Umbildung des ganzen Menschen — sagt er — ist nur möglich durch den sittlich besten, dieser soll der Gelehrte sein, der Darsteller des Ideals, der Erzieher des Menschengeschlechtes" (Köpke S. 46). Ohne die Philosophen sollte Niemand ferner Hand noch Fuß regen. Die Lenker des Staates sollten nur ihre Organe sein. „Aus den Regularen — sagt er — den Philosophenschülern — gehen schließlich die Regierenden hervor." „Fichtes deducirter Plan, bemerkt Köpke S. 47 — war nicht allein eine platonisirende Construction der besten Erziehung, sondern des Staates, in dem die Philosophen herrschen sollten." Aufs Höchste verstieg er sich in seinem philosophischen Hochmuthe in seiner Rectoratsrede. „Die Universität — äußerte er da (Köpke S. 106) ist die sichtbare Darstellung der Unsterblichkeit unseres Geschlechtes. — In ihr ist alle Trennung des Ueberweltlichen und Weltlichen aufgehoben; sie ist die wahre Darstellung der Einheit der Welt als der Erscheinung Gottes und Gottes selbst." Da wird die Universität gradezu zum goldnen Kalbe gemacht, da spricht sie ganz unverhüllt: ich bin Gott und keiner mehr, da erhebt sie sich ohne Scham und Scheu über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, und setzt sich in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt sich vor, sie sei Gott. Wie gründlich die Abneigung Fichtes gegen die geschichtliche Offenbarung Gottes war, die jedem zuwider sein muß, der Hochmuth übet, erhellt schon daraus, daß er die theologische Facultät ganz von der Universität ausschließen wollte.

Gehört solche Abkehr von Christo auf unserer Universität nur der Vergangenheit an? Hat sie diesen niederen Standpunkt etwa im Verlaufe der Zeit überwunden? Hat sie theilgenommen an dem großen Fortschritt, welchen durch Gottes Gnade die Kirche in den letzten Decennien gemacht hat? Es treten uns, das ist nicht zu läugnen, beim Blicke auf ihre Geschichte in allen Facultäten gar wohlthuende Erscheinungen entgegen. Wir erinnern nur an die milde und doch tief christliche Persönlichkeit Huselands, an C. Ritter, an den noch unter uns lebenden Gründer der historischen Schule, der vor Allem dem Mittelpunkt aller Geschichte Auge und Herz zugewandt hat und durch sein Vorbild Manchen ein Wegweiser geworden ist, an dessen Anblick noch jetzt in seinem hohen Greisenalter in der Kirche sich diejenigen erfreuen, die auf dem Katheder ihn vermissen. Aber daß wir noch nicht von allem aus dem Aegypten des 18. Jahrhunderts mitgebrachten Wesen gründlich gereinigt sind, das hat leider die Rectoratsrede zur Jubelfeier gezeigt. Es ist offenbar, daß in ihr der Redner, das os universitatis, sein Höchstes aussprechen wollte. Er leitet die Aeußerungen, die hier in Betracht kommen, ein durch die Worte: „gestatten

Sie mir lieber eine allgemeinere Betrachtung, die vielleicht der heiligen Stätte, an der ich heute spreche, angemessener ist." Was ist nun dies Höchste? Daß es nicht mit dem Essen des Fleisches und dem Trinken des Blutes des Menschensohnes zusammentreffen wird, müssen wir schon nach der vorangehenden Empfehlung der „Freiheit des Denkens" erwarten, die sich nach dem Zusammenhange nur auf die Emancipation desselben von Demjenigen beziehen kann, der gesprochen: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir", und von der durch ihn gegründeten Kirche, der unter anderen Schätzen auch die der Wahrheit übergeben sind. Der Redner kennt kein Höheres, als das, was der edle Heide Plato als das Höchste hinstellte, wie er sich auch selbst darauf beruft, daß die von ihm empfohlene möglichste Verähnlichung mit dem „Göttlichen" „schon im Heidenthum den Weisen als höchster sittlicher Zweck vorschwebte." Sein Losungswort ist die Idee, das Ideal. „Worin lebt der Geist? In der Idee. Was erzeugt der Geist? Ideale. Die lebendige Wissenschaft lebt also in Idealen. — Die Wissenschaft mit ihrer Zwillingsschwester der Kunst ist eine Gottesverehrung als Nachahmung der in Gott seienden Ideale. — Der Menschengeist, die Vernunft ist das geschaffene Bild Gottes, so weit von der Vernunft gesagt sein mag, daß sie ein geschaffenes sei, und nicht vielmehr ein ewiges, was dem Zeitlichen und Gewordenen als sein unsterblicher Theil einwohnt. Daß dieser geschaffene Geist nicht in dieser Zeitlichkeit und Sinnlichkeit verkomme, muß er auf das Urbild gerichtet in diesem leben, weben und sein. — Das vernünftige Erkennen des menschlichen Geistes ist eine fortwährende Gottesverehrung im Abbilden der Ideale." Was der Redner Gott nennt, dafür setzt er anderwärts das Göttliche. Und wenn er in Anbequemung an den Sprachgebrauch der in „Vorstellungen" lebenden Kirche die Vernunft als ein Geschaffenes bezeichnet, so nimmt er gleich darauf diesen Ausdruck wieder zurück und läßt die Vernunft oder das Ideale als ein ungewordenes, ursprünglich vorhandenes geistiges Fluidum erscheinen, welches das Menschengeschlecht durchzieht, vor den einzelnen Gestaltungen war und sie überdauert. Solcher Cultus des Idealen ist in Wahrheit ein Anachronismus, seit Christus im Fleische erschienen ist. Er wird getroffen von dem Worte des Propheten: „Ist denn nun kein Gott in Israel, daß ihr hingehet zu Baalsebub, dem Gotte zu Ekron." Der Gott zu Ekron hieß eigentlich Baalsebul, der Herr der (himmlischen) Wohnung, des Himmels. Der Prophet aber verwandelt durch eine leichte Umbiegung den Namen in Baalsebub, den Fliegengott. Wie der Gott zu Ekron viel versprach und wenig hielt, so verhält es sich auch mit dem zum Gott erhobenen Ideal. Was kann uns das todte ohnmächtige Ideal helfen zur Besiegung der lebendigen und mächtigen Lüste und Leidenschaften? Wer es ernst mit ihm meint, der kann nicht weiter gelangen, als dazu, daß er ausruft: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe?" Wenn das Ideal nie die Kraft gewonnen hat, bewältigend in die Geschichte einzudringen, so fehlt es ihm an der Gewähr seiner

Realität, so kann es nicht zur Aufopferung und Hingabe begeistern. Jetzt zumal, wo der Materialismus so gewaltig an seine Pforten pocht, kann es sich nur noch im Kopfe behaupten, im Herzen kann es kaum mehr eine Stätte finden. Da läßt sich jetzt bei Allen, die nicht in dem Menschensohne einen festen Halt gefunden haben, die Stimme vernehmen: „Es ist ein kurz und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ists gar aus mit ihm. Ohngefähr sind wir geboren und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen. Denn das Schnauben in unserer Nase ist ein Rauch und unsere Rede ist ein Fünklein, das sich aus unserem Herzen reget. Wenn dasselbige verloschen ist, so ist der Leib dahin wie eine Loderasche und der Geist zerflattert wie eine dünne Luft. Wohl her nun, und lasset uns wohl leben, weils da ist, und unseres Leibes brauchen, weil er jung ist. Wir wollen uns mit dem besten Wein und Salben füllen, laßt uns die Maienblühen nicht versäumen. Laßt uns die Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden." Wem es jetzt noch um das Ideale zu thun ist, der wende sich von ganzem Herzen zur Kirche, als der einzigen Stätte, wo es in dieser winterlichen Zeit noch gedeihen kann. Man klagt mit Recht darüber, daß der Sinn für das Ideale mehr und mehr aus dem Leben schwinde. Es ist das einer der schwersten Schäden der Zeit. Aber wer hat ihn angerichtet? Ganz besonders diejenigen, welche, Schiller an der Spitze, das geschichtslose Ideal zum Ein und Alles erhoben. Ein Zeitalter, welches die heilige Geschichte in Poesie verwandelt, muß nothwendig auch die Poesie verlieren, ein Ziel, dem wir uns mit raschen Schritten, ja mit Windeseile nähern. Und das von Christo losgetrennte Ideal wird zum bloßen Traume, dem nachzuhängen zwar hie und da süß und angenehm sein kann, der aber keine gestaltende Macht über das Leben zu gewinnen vermag und nach und nach zerrinnen muß wie ein Wasserschaum. Aller idealistischen Anspannung folgt nothwendig die realistische Abspannung. Der greise Redner fühlte, wie es scheint, selbst, daß die Zeit ihn mit seinem Idealismus hinter sich zurückgelassen habe. Er spricht die Besorgniß aus, daß sein Gedanke Manchen „überspannt oder träumerisch scheinen" werde.

„Wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes und trinket sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch", dies Wort unseres Herrn hat sich in der Geschichte unserer Universität in zugleich schauriger und erhebender Weise bewahrheitet.

Gewiß Fichte, wie er so in seinem philosophischen Stolze, in der „Pracht seiner hoffärtigen Augen" über die Höhen der Erde einherschritt, wie er sprach: „Ich habs durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug", war eine gar stattliche Erscheinung. Alles schien an ihm Leben zu sein. Was ist nun aus ihm geworden? Sein System liegt am Boden, und nicht das allein, auch er selbst hat es noch an seinem Ende erfahren müssen, daß Hochmuth vor dem Falle kommt, und hinter dem Leben ist bei ihm mit Gewalt der Tod hervorgebrochen. Er stieß in seiner letzten Zeit Aeußerungen aus wie die: „Es gibt überhaupt kein Dauerndes

weder außer mir noch in mir, sondern nur einen unaufhörlichen Wechsel. Ich weiß überall von keinem Sein, auch nicht von meinem eigenen. Es ist kein Sein. Bilder sind das Einzige, was da ist; ich selbst bin eins dieser Bilder, ja ich selbst bin dies nicht, sondern nur ein verworrenes Bild von den Bildern. Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum, das Denken ist der Traum von jenem Traum." „Wenn nie ein Philosoph dictatorischer und zuversichtlicher aufgetreten war als Fichte — sagt Prof. Gruppe — so konnte wahrlich auch keiner sceptischer und muthloser enden". Es war in der „moralischen Weltordnung" begründet, daß der, welcher sich von seinem Gott und Heiland abgewandt hatte, nun auch zuletzt sich selbst verlor. So oft die Losung sich erneuert: „Wohlauf, laßt uns einen Thurm bauen, des Spitze bis in den Himmel reiche", erneuert sich auch die göttliche Gegenrede: „Wohlauf laßt uns hernieder fahren".

Was von dem Werke Schleiermachers auf den „Menschensohn" gebaut war, das ist geblieben. Was er aber von dem Seinigen hinzugethan hatte, das hat den Anfangs gar täuschenden Schein des Lebens, womit er es bei seiner hohen geistigen Begabung auszustatten wußte, völlig verloren und tritt uns in der abschreckendsten Todesgestalt in dem bekannten kirchlichen Blatte entgegen, diesem Lande schaurig und unbesät, wo die Feldgeister tanzen und das Nachtgespenst umhergeht, wo die Schlange nistet, die Nachteulen und Raben wohnen und die Weihen zusammenkommen sammt allen anderen unreinen feindseligen Vögeln.

Es gab eine Zeit, wo Hegel ein heller Morgenstern war, dessen Glanz so in die Augen fiel, daß auch die Auserwählten in Gefahr waren dadurch geblendet zu werden. Wie ist dieser Morgenstern jetzt vom Himmel gefallen! Der Meister wurde durch seine eignen Schüler zu Grunde gerichtet, welche mit schonungsloser Offenheit und zum Theil Rohheit von den Dächern predigten, was er vorsichtig ins Ohr gesagt hatte, so daß der tief verhüllte Tod vor Aller Welt Augen offenbar werden mußte. „Aller Würde und Haltung beraubt — sagt Prof. Gruppe — lief der Strom, auf welchem Marheineke mit so viel Anstand zu segeln gewußt, in die Bauer und Feuerbach aus, und die Bilderstürmerei der Hallischen und der deutschen Jahrbücher verschwisterte sich nach kurzem Verlauf mit socialistischem Taumel." Die jetzt noch verurtheilt sind Hegelianer zu sein, mahnen an das Loos der Fische in einem abgelassenen Teich.

Wir haben gesehen, daß die Universität Berlin bei ihrer Jubelfeier hinreichende Ursache hatte sich zu demüthigen. Daß auf der andern Seite Gottes Gnade reichlich mit ihr gewesen ist, daß das Reich Gottes vielfach durch sie gefördert ist, theils indirect durch Ernst und Gründlichkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen, die immer zuletzt der durch jede Oberflächlichkeit gefährdeten, mit jedem Ernst und jeder Gründlichkeit verwachsenen Kirche zu Gute kommen, welche daher auch dem berühmten Philologen vielfach zu danken hat, dem wir vorhin entgegen treten mußten, theils direct, durch das Zeugniß von dem, der gesprochen: „wahrlich wahrlich ich sage euch: so ihr nicht esset mein Fleisch und trinket mein

Blut, so habt ihr kein Leben in euch", wer könnte das verkennen? Wir wollen aber hier auf diese Seite nicht weiter eingehen, theils weil sie bei der Jubelfeier schon zur Genüge hervorgehoben ist, theils weil es sich besser ziemt, daß sie von solchen behandelt werde, welche außerhalb der Universität stehen. Sie hat bereits eine eingehende und geistvolle Behandlung gefunden in einem Schreiben der Direktion des Wittenberger Predigerseminares an die theologische Facultät, das bis jetzt freilich nicht veröffentlicht worden ist.

Am 19. April wurde die Secularfeier des Todes Melanchthons begangen. Leider hatte diese Feier, wie nicht minder auch die Errichtung des Denkmales in Wittenberg, einen Beigeschmack von Parteitendenz. Mit voller Wahrheit sagt der Verfasser des besten Werkes über Luther, das wir in den Händen aller unserer Leser wünschen, Past. Meurer (Luthers Leben aus den Quellen erzählt, 2. Ausg. 1852) in dem diesem Werke zum Seitenstücke dienenden Leben Melanchthons (Leipz. 1860): „Es ist, seit Planck zumal, nachgrade Sitte geworden, daß sich Alles, was halb und lau und faul ist in der Kirche, hinter Melanchthons Lindigkeit flüchtet." Wir wollen uns aber durch die Thatsache, daß die Union Melanchthon zu ihrem Heiligen erkoren hat, nicht in der Freude stören lassen an dem, was Gott durch ihn gethan, nicht in der Pietät gegen ein so theures Werkzeug Gottes. Wir folgen darin dem Vorgange Luthers, der, so tief ihn auch in der späteren Zeit Melanchthons Hinneigung zu der Reformirten Lehre vom Abendmahl und Anderes schmerzte, doch fortwährend den Mann, „der so große Arbeit gethan", hochhielt, nie über ihn, wie leider Melanchthon dies gegen Luther that, hinter seinem Rücken klagte, ihn nicht verunglimpfen ließ und allen Angriffen gegen seine Stellung begegnete. Melanchthon lebt noch jetzt fort durch seine loci, diese Grundlage aller Evangelischen Glaubenslehre, durch die noch bis auf den heutigen Tag der erste Zugang zu ihr am besten gewonnen wird, dies Buch, was Luther mit Recht ein unbesiegbares und der Unsterblichkeit würdiges nannte. Philippus, sagt Luther, ist enger gespannt als ich: die dogmatischen Ideen, die Luther in reicher sprudelnder Fülle aus der heiligen Schrift geschöpft hatte, brachte Melanchthon zuerst in einen übersichtlichen Zusammenhang, gab sie in enger knapper Form, in wissenschaftlicher Ausführung und edler Sprache und doch zugleich in unübertrefflicher Einfachheit und Popularität. Melanchthon lebt auch fort in seinen Commentaren, denen A. Planck, in der Schrift: Melanchthon praeceptor Germaniae, Nördlingen 1860, die neben der Schrift von Meurer und dem Vortrage von Prof. Kahnis das Beachtenswertheste ist, was in Veranlassung des Jubiläums über Melanchthon geschrieben wurde, nicht vollkommen gerecht worden ist, wenn er sagt: „Melanchthons Commentare sind meist etwas trocken und ohne erbauliche Wärme." Dies Urtheil paßt höchstens nur auf untergeordnete und flüchtige Arbeiten, wie den Commentar über den Prediger, obgleich auch in ihnen noch überall einzelne lebendige Elemente sind. Die größeren Arbeiten, vor allen der Com-

mentar über den Brief an die Römer, an dem für den seligen Dr. Sartorius, der ihn auf der Göttinger Bibliothek aufschlug, zuerst sich das Licht des Glaubens anzündete, und der wohl eine neue Ausgabe verdiente, dann der Commentar über Daniel, entbehren zwar der großartigen Lichtblicke, der lumina, durch welche Luthers Commentare so ausgezeichnet sind, wie ja überhaupt die Ursprünglichkeit und Genialität Melanchthon abging, aber eine wohlthuende erbauliche Wärme ist überall über sie ausgegossen, und sie zeichnen sich vor den Arbeiten Luthers aus durch größere Regelrechtigkeit, Correctheit und in der Schule der Alten gebildetes Formtalent. Worin aber Melanchthon vor Allem groß dasteht, das ist, daß er den Bund geschlossen hat zwischen der humanistischen Bildung seiner Zeit und der Kirche der Reformation. Er hat der letzteren die Schule gebaut und sein nachhaltiger Einfluß hat dazu mitgewirkt, daß sie ihr nicht verloren gegangen ist. Er hat auch der Theologie ein Vorbild gegeben, das sie nie aus den Augen verlieren darf, wenn sie nicht sich selbst vernichten will, auf das wir grade in unserer Zeit um so nachdrücklicher hinweisen müssen, je bedenklicher nach dieser Seite hin manche Anzeichen sind. Die Verachtung von Vernunft und Wissenschaft kommt nicht von Gott, sondern vom Teufel, der in solcher Weise die Kirche isoliren und vom Markte des Lebens ausschließen will, gewiß, daß wenn ihm erst die Höhen überlassen sind, die Thäler seiner Zeit nachfolgen müssen. „Eine Ilias von Uebeln ist eine ungelehrte Theologie", das ist ein Ausspruch Melanchthons, den sich jetzt jeder Theologe tief ins Herz schreiben, der namentlich von allen Seiten den angehenden Studierenden der Theologie zugerufen werden sollte. Eins der wichtigsten Mittel des Sieges der Reformation war, daß sie auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit stand, daß sie sich aller Mittel dieser Bildung bemächtigte, nicht blos in der eigentlichen Theologie, sondern auch in der Geschichte, Sprachwissenschaft, Philosophie. Ob wir vermögen ein Gleiches zu thun, ob Dünkel und Trägheit, die sich so gern in ein ehrbares, ja frommes Gewand hüllen, gründlich überwunden werden, davon hängt zum großen Theil die Zukunft der Kirche ab und das Herz muß dem Freunde der Kirche bluten, wenn er sieht, wie wenig die hier drohende Gefahr von so Manchen erkannt wird. Das heißt Melanchthons Jubelfeier wahrhaft und im Geiste begehen, wenn man hier ein Gelübde thut, daß es anders werden soll, wenn man hier von heiliger Scheu ergriffen wird, Verrath an der Kirche zu üben. Man muß bei so manchen neueren Schriften gläubiger Verfasser erröthen bei dem Gedanken: was wird die Welt dazu sagen; man kann bei dem Blicke auf den armseligen literarischen Apparat und den engen nicht über ihr Dorf oder den Gegensatz von Confession und Union hinausreichenden Gesichtskreis so mancher Geistlichen den Gedanken an die epistolae obscurorum virorum nicht unterdrücken, und nur das kann uns einigermaßen trösten, daß in der Wüste viele Oasen sind, daß, was noch von regem wissenschaftlichen Streben und von einem höheren Fluge

auf diesem Gebiete sich findet, fast nur dem Kreise der kirchlich Gesinnten angehört, während z. B. der Bereich der Universität Jena in wissenschaftlicher Beziehung einen ebenso trostlosen Anblick darbietet, wie in kirchlicher. — Die Schwächen Melanchthons — wie könnten sie fehlen, da von der Schwachheit der Mensch in der Grundsprache der heiligen Schrift den Namen führt? — liegen meist darin, daß er auf ein Gebiet gestellt wurde, für das er nicht geschaffen war. Er hätte Luthers „treuer Geselle" bleiben sollen, von dem er, wie er selbst sagt, das Evangelium gelernt hatte und dessen Gold humanistisch zu verarbeiten und auszumünzen sein Beruf war; statt dessen ließ er sich schon bei Luthers Lebzeiten durch fremdartige Einflüsse verleiten, in wichtigen Punkten seine eigne Bahn zu gehen, und verstieg sich soweit, eigenmächtig die Augsburgische Confession zu verändern, die schon ursprünglich nur der Form nach ihm angehörte und die in der Zeit, da er die Aenderung unternahm, längst schon das Eigenthum der Kirche geworden war. Er hätte der Humanist der Reformation sein und bleiben sollen, zufrieden damit, das milde Licht des Mondes von sich ausstrahlen zu lassen, statt dessen wurde er nach Luthers Tode zum Reformator erhoben. Er selbst fühlte zu Zeiten das Ungehörige dieser Stellung. „Wollte Gott — sagt er, nachdem er von seinem humanistischen Studium geredet — daß mich von diesem die Zeiten nicht vertrieben," a quo utinam non me depellerent tempora. Zu der Stellung, welche Melanchthon nach Luthers Tode einzunehmen hatte, „als das anerkannte Haupt, der Sachwalter und Stimmführer der Protestanten", fehlten ihm die nothwendigsten Erfordernisse. Er war dazu zu wenig ein Mann aus einem Stücke: das Evangelium hatte er von Luther gelernt, es hatte in ihm nicht die absolute Unmittelbarkeit, wie bei Luther, es war von Luthers Geist auf ihn gelegt, wie einst von Moses Geist auf die siebenzig Aeltesten und auf Josua, seinen Diener, von des Elias Geist auf Elisa. Es war bei ihm aus seiner vorlutherischen Zeit ein humanistischer Untergrund geblieben, der nicht völlig von dem Evangelium durchdrungen war, und der namentlich in den Briefen an humanistische Freunde nicht selten in befremdlicher Weise hervorbricht, der auch die Hauptursache war, daß er die Anfangs erfaßte tiefere Anschauung vom Abendmahle auf die Dauer nicht festhalten konnte. Es fehlte ihm ferner der für einen Reformator so unentbehrliche spiritus fortitudinis, der heroische Glaube, wie schon Luther zur Zeit des Augsburger Reichstages an ihn schrieb: „Gott hat diese Sache an einen gewissen gemeinen Ort gesetzt, den du in deiner Rhetorik nicht hast, auch nicht in deiner Philosophie, er heißt Glaube, in welchem alle Dinge stehen, die wir weder sehen noch begreifen können." Diesen Mangel an ihm haben nicht blos die „lutherischen Eiferer" erkannt und aufgedeckt. Der Reformirte Theologe Hieron. Zanchi schreibt in einem Briefe an Bullinger: „Philippus ist furchtsam, so daß er nicht selten thut, was er selbst nicht billigt," und Calvin selbst schreibt in einem Briefe an Sleidan: „Möchte der Herr ihn mit einem stärkeren Geiste

ausrüsten, damit die Nachwelt nicht durch seine Furchtsamkeit einen schweren Verlust leide." Es fehlte Melanchthon endlich auch der tiefeindringende und weitumfassende Scharfblick, wie ja auch in der Wissenschaft die Tiefe seiner Erkenntnisse nicht mit der Ausdehnung in gleichem Verhältnisse stand *), so daß er oft die Tragweite der Dinge und der Maßregeln nicht übersah. Durch diese Mängel gerieth er in die allerbedenklichsten Lagen, wollte vermitteln zwischen unvereinbaren Gegensätzen, gab nach, wo es, wie bei dem Interim, das den Schalk hinter ihm hatte, eine feste und unwandelbare Entscheidung galt, und es kam trauriger Weise dahin, daß er in den letzten Jahren, wie Planck sagt „freudlos, friedlos und fast freundlos" dastand. Es war nicht gerecht und beruhte auf mangelhafter Selbstkenntniß, wenn Melanchthon die Schuld von allem dem, was er zu leiden hatte, auf seine streng Lutherischen Gegner warf, wenn er wünschte erlöst zu werden „von dieser Gigantomachie, von Feinden voll von Haß, Lügen und Sophistik", oder von der „Wuth der Theologen." Diese „rauhen Eiferer" hatten die Pflicht und Mission, ihm zu widerstehen, und ihr Eifer, dessen Uebermaß großen Theils dadurch hervorgerufen wurde, daß sie von der Auctorität gedrückt wurden, daß sie unter ein Haupt gestellt waren, welches nicht als Haupt zu fungiren vermochte, ist das Werkzeug in Gottes Hand gewesen der Lutherischen Kirche, Deutschland die edelsten Kleinode, vor Allem die tiefere Auffassung der Sacramente zu erhalten. Melanchthons Schwächen aber, die großen Theils nur eine Folge von Verhältnissen waren, in die er sich nicht selbst gestellt hatte, dürfen nimmermehr uns von dem lieben und theuren Manne entfremden, einem unserer Väter in Christo, dem wir für seine saure Arbeit danken und dessen große Tugenden nachzuahmen wir treulich bemüht sein sollen.

Bei dem Jubiläum eines verehrten Collegen geht der Herausgeber vorüber, nicht etwa weil es ihm an herzlicher Theilnahme und an freudiger Anerkennung der Gnade Gottes fehlte, welche mit dem Jubilar gewesen und die ihn unserer Facultät noch recht lange erhalten wolle, sondern weil die Verhältnisse für eine eingehendere Besprechung als zu zart erscheinen.

Melanchthons Wort: „Die Meinung der Epicuräer und Cyclopen, welche das Evangelium für eine Fabel halten, hasse und verabscheue ich von ganzem Herzen" leitet uns herüber zu einem Jubiläum seltsamer Art, einem solchen, welches der Jubilar selbst begangen hat, weil keine Anderen sich dazu finden mochten. David Strauß hat das Andenken seines vor 25 Jahren erschienenen und nunmehr, wie er selbst anerkennt, schon ziemlich verschollenen Lebens Jesu durch eine Vorrede zu dem Werke: „Gespräche von Ulrich von Hutten übersetzt und erläutert", Leipz. Brockhaus 60, zu erneuern gesucht.

Wenn uns die Vergessenheit, der das Werk von Strauß jetzt schon übergeben ist, an das Wort erinnert, welches Athanasius von Julian sprach: „es ist eine kleine Wolke und wird vorübergehen", so ruft uns der Zustand des Verfassers Julians Wort: „Du hast gesiegt Galiläer" vor die Seele. Es ist offenbar, daß der Pfeil des Allmächtigen ihm tief im Herzen steckt. Schon das führt darauf, daß er sich als Gegenstand für seine biographischen Leistungen mit solcher Vorliebe ruinirte Männer aussucht (Schubart, Frischlin, Hutten), offenbar weil er in ihrem zerrissenen unglücklichen Dasein das Abbild des seinigen erblickt, ähnlich wie die Besessenen des N. T. sich mit Vorliebe in den Gräbern aufhalten, in denen sich ihr Inneres abspiegelt. Der Ton in dieser Vorrede ist gar weit verschieden von dem in dem Leben Jesu. Dort wenigstens der Schein der Ruhe, der Objectivität, der heiteren Zuversicht, hier ein gereiztes, bitteres, gehässiges, bis zur Lästerung des Heiligsten fortschreitendes Wesen. In welchen Abgrund von Unzufriedenheit und innerem Elende läßt uns nicht schon die eine Aeußerung hineinblicken: „Ich selbst sogar könnte meinem Buche grollen; denn es hat mir viel Böses gethan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hereingetrieben, es hat meinen Lebensgang einsam gemacht." Wie sehr der ohne Gottes Segen unternommene Versuch dieser Einsamkeit des Lebensweges wenigstens innerhalb der Gränzen des Hauses abzuhelfen mißlang, ist bekannt.

Die Vorrede enthält, wie man es von einem so klaren und scharfen Geiste nicht anders erwarten kann, manches Wahre. Dem Verdienste des Lebens Jesu, unklaren Vermittelungen, wie sie von schwachen Charakteren und Geistern ausgehen, entgegenzutreten und die Gegensätze in ihrer ganzen Schärfe hinzustellen *), der Halbheit die Pistole des „entweder oder" auf die matte Brust zu setzen, mit solchem Erfolge, daß von einem bekannten Theologen erzählt wird, er habe drei Nächte nach dem erlangten ersten Ueberblicke über das Werk nicht schlafen können, begegnen wir auch hier. Mit dem vollsten Rechte sagt der Verfasser: „Die Ansichten und Darstellungen, die heutiges Ta-

*) Scaliger sagt von ihm: Mel. pius vir fuit et vario disciplinarum genere tinctus potius, quam eximie doctus et alicujus scientiae ad unguem peritus.

*) Prof. Weiße klagt, daß sein Werk über die Evangelien, dem ein Theologe ersten Ranges das Zeugniß gegeben, daß es schwerer wiege als das von Strauß, von allen Parteien wie „ein todter Hund" bei Seite gelegt worden, während Strauß allgemeine Beachtung gefunden habe. Der Grund dieser Thatsache liegt nicht, wie Prof. Weiße meint, in zufälligen Umständen, sondern darin, daß sein Werk ein Mischling ist, Strauß dagegen ein Charakter.

ges zwischen dem streng kirchlichen und dem freiesten kritischen Standpunkte vermitteln möchten, sind aus allerlei Fetzen der verschiedensten Stoffe zusammengeflickt, die unmöglich in die Länge zusammenhalten können." Insbesondere wird man das Urtheil über Ewalds Geschichte Christi als begründet anerkennen müssen, sie könne nur als ein sich selbst widersprechendes Gemisch von gläubiger, natürlicher und mythischer Auffassung, gehüllt in den Nebel einer überschwenglichen und doch zugleich hinterhaltigen Sprache bezeichnet werden.

In der Würdigung unserer Stellung zur schönen Literatur zeigt D. Strauß sich Anfangs scharfsehender und gerechter, wie so viele Andere, wenn er sagt: „Man macht es den heutigen Frommen zum Vorwurfe, daß sie die Träger unserer großen Literaturepoche als Heiden verdammen und vor ihren Schriften warnen. Ich gestehe, ich kann dies Treiben unserer Rechtgläubigen nur in der Ordnung finden. In ihrem Sinne, überhaupt in dem bisher üblichen (ob dies Wort noch einen weiteren Sinn haben kann, wäre ja erst auszumitteln) ist seit Klopstock keiner unserer Classiker mehr ein Christ gewesen. — — Sie kennen keine Offenbarung mehr als die im Gemüthe, in Natur und Geschichte, kein Wunder als die Naturgesetze selbst (wobei wir nur bemerken, daß wer in diesen wirklich erst Wunder erkennt, Wirkungen des lebendigen Gottes, dem die gewöhnlich sogenannten Wunder in der That keine Schwierigkeit mehr machen können — die Abneigung gegen die Wunder wurzelt überall in dem freilich oft unbewußten Atheismus des Herzens), kein Heil und keine Versöhnung als die sich der menschliche Geist in sich durch Läuterung, durch Entsagung und Liebe schafft." Wenn er aber hinzufügt: „Zu der Schillerfeier haben jene Frommen natürlich äußerst sauer gesehen, und es ist nur Politik, um es mit dem Publikum nicht gar zu sehr zu verderben, von ihnen gewesen, wenn sie sich nicht noch weit stärker dagegen ausgesprochen haben", so zeigt er dadurch nur dieselbe Unfähigkeit zum Verständniß aller Dinge, welche geistlich gerichtet sein wollen, die uns schon in seinem Leben Jesu in so colossaler Weise entgegentritt. Es ist nicht Politik, die uns von einem absoluten Verwerfungsurtheil über Männer wie Schiller zurückhält, es ist die zarte Scheu, Christum auch da zu verkennen, wo die Finsterniß sein Licht nicht vollständig ergreifen konnte, die Scheu zugleich vor der Ungerechtigkeit, welche denjenigen jeden Antheil an Christo abspricht, in denen er durch ihre und ihrer Zeit Schuld nicht völlig eine Gestalt gewonnen hat. Das Gebiet des Christlichen ist uns ein gar weites. Wir achten die Taufe hoch, wir sind davon durchdrungen, daß unter christlichen Völkern der Einfluß des Wortes und Geistes Christi ein so mächtiger ist, daß auch die Widerwilligen mannigfach davon berührt werden. Wo anders als auf christlichem Boden konnte eine so zarte Auffassung der ehelichen Verhältnisse erwachsen, wie sie z. B. in Schillers Lied von der Glocke dargelegt wird? Wo anders auch konnte ein solcher Abscheu vor der Revolution sich ausbilden? Woher kommt es, daß jetzt nur noch die Soldaten christlicher Völker Stand halten, während alle anderen, Türken, Indier, Chinesen, feige fliehen? Ist es Zufall, daß im vergangenen Jahre eine Schaar von zwanzigtausend Mann aus christlichen Nationen die Hauptstadt eines heidnischen Reiches von einigen hundert Millionen einnahm, Zufall, daß, während jetzt Alles in der Welt in Auflösung und Verwesung begriffen ist, nur unter den christlichen Völkern, trotz alles Abfalls und der dadurch bedingten Theilnahme an der Auflösung, sich überall doch noch eine Lebenswurzel zeigt? In der absoluten Versagung des Christennamens muß man gar vorsichtig sein. Selbst gegen D. Strauß würden wir Bedenken tragen eine solche auszusprechen, obgleich er diesen Namen selbst nicht mehr in Anspruch nimmt, obgleich er den Herrn, der ihn erkauft hat, offenbar verläugnet, ja (noch in dieser jüngsten Schrift) freventlich verlästert, obgleich er die Ferse erhebt wider den, deß Brot er isset. Woher anders als von Christo hat Strauß seinen klaren Geist, seine feine Bildung, seine Fähigkeit Bücher zu schreiben, wie das über Hutten, aus denen auch gläubige Christen mannigfache Belehrung und Anregung schöpfen können. Wäre er unter Mohammedanern, Chinesen oder Indern geboren und aufgewachsen, so würde auch sein Geist in der totalen Finsterniß begraben liegen, welche diese Völker umnachtet. Was er noch von Licht hat in seinen dunkel gewordenen Augen, das hat er einzig und allein durch seine leider durch seine Schuld verkümmerte Theilnahme an dem großen Lichte, das denen erschienen ist, die in Finsterniß wandelten und im Lande des Todesdunkels saßen.

Wie weit die Verfinsterung bei D. Strauß schon vorgeschritten ist, das ersehen wir freilich aus Bemerkungen wie die: „Ist es doch unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimniß, daß keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt. — Keiner glaubt mehr an irgend eins der neutestamentlichen Wunder." Er kann nicht mehr sehen, was doch offen zu Tage liegt. Die Kirche hat in den letzten Decennien überall einen mächtigen Aufschwung genommen, zu Tausenden strömen überall die Heilsbegierigen in die Kirchen, und überall, wo nur das Evangelium kräftig und entschieden gepredigt wird, da finden sich auch die „Denkenden" und „Gebildeten" hinzu, und nicht das Denken und die Bildung ist der Grenzstein zwischen den Gläubigen und Ungläubigen, sondern die Neigung des Herzens, aus dem in den Kopf die bösen Dünste der Zweifel aufsteigen, die große Scheidewand, welche der Herr aufstellt, wenn er sagt: „Es kann Niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater, der mich gesandt hat", und „Alles, was mir mein Vater gegeben hat, das kommt zu mir." Aus der allerdings großen Anzahl der Ungläubigen aber wird um so weniger ein Schluß zum Nachtheile Christi und seiner Kirche gezogen werden können, da das Wort Gottes es auf das Bestimmteste vorhergesagt hat, daß dem Endsiege des Reiches Gottes ein weitverbreiteter Abfall vorangehen werde: „Ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern. Es werden sich viele falsche Propheten erheben und werden Viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit

wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten." „Du sollst aber wissen, daß in den letzten Tagen werden gräuliche Zeiten kommen, denn es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, ruhmredig, hoffärtig, den Eltern ungehorsam, undankbar, ungeistlich" u. s. w. „Du bist's" — so spricht der Herr zu dem sich so stolz aufblähenden, und durch D. Strauß würdig repräsentirten Unglauben unserer Zeit, wie einst zu Gog und Magog — „von dem ich vor Zeiten gesagt habe durch meine Diener, daß ich dich kommen lassen wollte." — Gleiches wird nur von Gleichem erkannt, das ist ein Spruch, der so weit Gültigkeit hat, als das Gebiet der Natur geht, während der Geist alle Dinge erkennt, der Geistliche alles beurtheilt. Die Unfähigkeit ungeistlicher Menschen, geschichtliche Erscheinungen zu erkennen, welche auf dem Gebiete des Geistes liegen, ist eine ungeheuer große. Dennoch aber scheint hier nicht bloße Unfähigkeit im Spiele zu sein. Es scheint, daß Strauß in der Schilderung der Ausdehnung des Unglaubens zugleich absichtlich dasjenige unterdrückt hat, was er von Wahrheit zu erkennen vermochte. Wie kam es denn, daß sein Leben Jesu „seinen Lebensgang einsam gemacht hat", wenn wirklich alle „Denkenden", alle „Gebildeten" auch nur nach der Meinung von Strauß ebenso stehen wie er? Würde man sich dann nicht beeilt haben, sich um ihn zu schaaren, ihn mindestens in die so gewünschte Professur einzusetzen? Warum muß er von Ort zu Ort ziehen, nirgends gesucht, überall vereinsamt, überall unzufrieden, unstät und flüchtig auf der Erde?

Wir begegnen auch hier wieder der Behauptung, daß der Fortschritt der Geschichtsstudien und der Naturwissenschaften den „einigermaßen Gebildeten" die Festhaltung des alten Offenbarungsglaubens unmöglich gemacht habe. Wäre dies, wie könnten dann Männer, welche an diesem Fortschritte nicht blos empfangend, sondern activ mitbetheiligt waren, wie bei dem Geschichtsstudium der im vorigen Jahre heimgegangene allen seinen Freunden unvergeßliche Hirsch, ein Mann des feinsten Geistes und der umfassendsten Bildung, bei den Naturwissenschaften der von der Universität Berlin bei ihrer Jubelfeier zum Doctor der Medizin creirte Brewster, Agassiz und so viele Andere, an diesem Offenbarungsglauben so entschieden festhalten, in ihm den Ankergrund ihres Daseyns finden? Nicht die Wissenschaft ist es, die auch hier die Scheidung bildet, sondern die Neigung, nicht der Kopf, sondern das Herz. Wer, wie Humboldt, dessen im vorigen Jahre erschienener Briefwechsel mit Varnhagen ihn zum zweiten Male sterben ließ, völlig in die Vergötterung der eignen Person aufgeht, das ganze große Geschlecht derer, welche Ehre von einander nehmen, kann nicht zu dem Gotte der Offenbarung kommen, der dem Demüthigen Gnade gibt.

Strauß hatte in dem Leben Jesu die Evangelien als Erzeugnisse der absichtslos dichtenden urchristlichen Sage betrachtet. Jetzt erklärt er selbst nach dieser Seite hin sein Werk für veraltet, sich für widerlegt. „Es ist nachgewiesen, sagt er, daß ein großer Theil dieser Evangelien gar sehr absichtlich zu bestimmten und bewußten Parteizwecken erdichtet ist." Namentlich soll dies von dem Evangelium des Johannes gelten. Wir freuen uns solchen Fortschrittes in dem Irrthum. Er wird allen irgend Gutwilligen die Erkenntniß der Wahrheit erleichtern. Strauß tritt auf den Standpunkt Bruno Bauers über, der seinen Proceß vor der öffentlichen Meinung bereits verloren hat, so wie des im vorigen Jahre abgerufenen Tübinger Baur, der seine edlen Gaben leider vielfach nicht zum Bau sondern zur Zerstörung der Kirche gebraucht hat, die ihn zu ihrem Dienste berufen, und der auch noch vor seinem Tode sein Gestirn selbst auf der Universität, der er angehörte, erbleichen sehen mußte. Das Evangelium Johannis ein Werk des Betruges, das wird namentlich den Vertretern des „eifriger als je gepflegten Geschichtsstudiums" wenig behagen. Lachmann, der scharfsinnige nicht selten überscharfe Critiker, sagte zu dem Herausgeber, er lese die Schriften gegen Aechtheit und Geschichtlichkeit des Evangeliums Johannis gar nicht mehr, er wisse von vorn herein, daß nichts daran sei. Komm und siehe, das ist die Antwort, welche die Kirche mit voller Zuversicht auf solche Fragen gibt, wenn sie anders nicht von solchen an sie gerichtet werden, die sich durchaus verblenden wollen, und in Bezug auf die sie das Wort ihres Herrn hat: „Lasset sie fahren, sie sind blind und Blindenleiter; wenn aber ein Blinder den andern leitet, so fallen sie beide in die Grube."

Wie weit die hochmüthige Selbstverblendung in einem armen von Christo losgetrennten Menschenherzen gehen kann, das bezeugen die Worte von Strauß: „Ich bezeuge meinem Buche endlich, daß die ganzen 25 Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre." Das Leben Jesu von Strauß ist in der Hauptsache nichts als eine Compilation, verfaßt von einem klugen und namentlich mit einem guten Formtalent begabten Kopfe, der seine Gründe zu ordnen und in das günstigste Licht zu stellen verstand. Wie wenig Neues es eigentlich darbietet, das zeigt sich z. B. wenn es in einer so wichtigen Parthie, wie die Geschichte der Auferstehung, nur mit dem Fragmentisten verglichen wird. Es characterisirt sich überall als Jugendarbeit, zu eigentlicher Forschung ist auch nicht einmal ein Ansatz vorhanden, und wer zu dieser geeignet ist, wird es ohne Schaden ganz unbeachtet lassen können, falls er nur vollständig die wenig umfassende Literatur berücksichtigt, aus der es geschöpft ist. Was von Zweifeln und Anstößen scheinbar ist und wirkliche Schwierigkeit darbietet, das hat überhaupt nicht die Negation zu Tage gefördert, sondern die kirchliche Theologie hat es aufgefunden und zum Gegenstande der mannigfachsten Besprechung gemacht, freilich ohne überall die Sache sogleich erledigen zu können, wozu das „eifriger als je gepflegte Geschichtsstudium" jetzt dem gläubigen Theologen eine treffliche Beihülfe gewährt, die er im vollsten Maaße benutzen muß.

Unter den Versammlungen zu kirchlichen Zwecken, welche im vorigen Jahre abgehalten worden sind, hat besonders

eine Zusammenkunft von Protestanten und Katholiken, welche im September in Erfurt stattfand, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das Maaß dieser Aufmerksamkeit erklärt sich nur daraus, daß diese Zusammenkunft zuerst von der katholischen, und dann von der rationalistischen und radicalen Presse in ihrem Interesse ausgebeutet wurde. Daß der Vorgang an sich ein ziemlich unbedeutender war, zeigen schon die äußeren Dimensionen der Versammlung. Protestantischerseits war sie von gar keinem Geistlichen und überhaupt nur von fünf Personen besucht, von denen zwei am ersten Tage da waren und drei am zweiten Tage. Das sind die „zahlreichen Theologen und Laien der Protestanten" in dem Giornale di Roma, das nicht einmal den Monat der Zusammenkunft richtig anzugeben wußte, die Männer „die einen nicht unbedeutenden Bruchtheil der gläubigen Protestanten Preußens repräsentiren" der Sion. Unter diesen fünfen waren nur zwei, deren Name in weiteren Kreisen bekannt ist. Auch von Katholiken waren nur eilf Personen und davon nur neun zu gleicher Zeit da.

Wir hätten gewünscht, daß die beiden erwähnten uns nahe stehenden Männer die Betheiligung an dieser von Katholischer Seite proponirten Zusammenkunft von vornherein abgelehnt hätten. Was die Katholischen Blätter mit solcher Uebereinstimmung nach gehaltener Versammlung als Zweck derselben angaben „auf Grund protestantischer Einsicht in die sittliche Bedeutung des Papstthums die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen anzubahnen" (Märkisches Kirchenblatt), „eine Massenbekehrung zum Katholizismus aus denjenigen Protestanten vorzubereiten, welche noch einen Faden des Glaubens festhalten" (Giornale di Roma), „die getrennten Brüder wieder mit uns im Mutterhause vereinigt zu sehen und die glückliche Stunde herbeizuführen, von welcher der Seher (!) von Lehnin singt: Und der Hirt erhält die Heerde, Deutschland den König" (Sion noch vom 1 Dec.), das stand Katholischer Seits als solcher von vornherein fest, wenn man nur den Kirchenbegriff der Römischen Kirche fest und scharf ins Auge faßte. Nach diesem konnte von einer Vereinigung zur Vertheidigung gemeinsamer conservativer Interessen unter gleichen Rechten und gegenseitiger Anerkennung nicht die Rede sein. Die Römischen Katholiken würden ihre Haut gewandelt haben, wenn sie sich zu einer „gemeinsamen Aussprache in höherem wahrhaft Katholischen Sinne" mit Protestanten herbeigelassen hätten. Dieser wahrhaft Katholische Sinn hat nur in den Kirchen der Reformation eine Stätte, die sich selbst so nennende Katholische Kirche ist davon ausgeschlossen. Sie kennt nur eine handgreifliche Katholizität. Wenn man daran noch zweifelte, so hätte wenigstens ein Blick auf die Persönlichkeit, von welcher das ganze Unternehmen ausging, den Pfarrer Michelis, Bruder des aus den Kölner Wirren bekannten Caplans, und auf einen der katholischen Theilnehmer der Versammlung, den Convertiten und Eiferer mit Unverstand Geh.

Rath Volk an solchem Zweifel irre machen sollen. Sind aber deshalb die maaßlosen Vorwürfe gerechtfertigt, welche die sich selbst so nennende liberale und doch so engherzige Presse gegen unsere Freunde erhoben hat? Sie haben sich — das ist die Wahrheit — zu sehr von der Liebe leiten lassen, die Alles glaubt, sie sind von der Meinung ausgegangen, daß auf dem Papiere Manches stehe, welches im Leben sich anders mache, und es wird sich nicht verkennen lassen, daß die Katholischen Theilnehmer Alles gethan haben solche Meinung hervorzurufen. Wenn es in der Einladung hieß, „es sei doch ein Jammer, daß solche Christen, die positiv gläubig noch so viele Schätze gemeinsam zu hüten hätten, dem gemeinsamen Feinde gegenüber ganz einzeln kämpfen müßten — wir, d. h. gläubige Katholiken und gläubige Protestanten, sollten uns doch zusammenfinden, persönlich einander näher treten und gemeinsam gegen Revolution und Antichristenthum Front machen", wenn in der Versammlung die Erklärung beistimmend entgegen genommen wurde: „wir müßten uns nehmen wie wir seien, uns in den Rechten, die wir einmal hätten, anerkennen, die Differenzen nicht anrühren und nur auf Vertheidigung der gemeinsamen Güter beschränken", so lag es für Männer, die in ihrem sonstigen Verkehre an hinterhaltslose Aufrichtigkeit gewöhnt sind, deren Vorhandensein auch bei einzelnen Katholischen Laienmitgliedern der Versammlung wir nach der Erklärung des Grafen Stolberg nicht bezweifeln wollen, gar nahe anzunehmen, daß hier keine Gefahr vorliege eine Untreue an ihrer Kirche zu begehen. Sie sind nun um eine Erfahrung reicher geworden, und haben sofort nachdem dies geschehen allen Verkehr abgebrochen und jede Theilnahme an ferneren Versammlungen abgelehnt.

Auch das hätte freilich bedacht werden sollen, daß ein Anderes der persönliche freundschaftliche Verkehr mit Einzelnen ist, wie ihn die Umstände ungesucht herbeiführen, ein Anderes die Theilnahme an solchen gleichsam offiziellen Versammlungen, welche die Tradition der Kirche durchaus gegen sich haben. Zu letzterer gehört doch irgend welche Mission und Bevollmächtigung und sie ohne eine solche, nach bloßem eignen Gutdünken zu unternehmen, möchte doch heißen, sich in das Gebiet der Subjectivität verirren, vor der sonst unsere geehrten Freunde so nachdrücklich warnen. Welche traurigen Folgen auch der bestgemeinte unvorsichtige Eifer für Union haben kann, das ersehen wir zur Genüge an den Erfahrungen, welche an der gewöhnlich so genannten Union gemacht worden sind. Im Verhältniß zur Römischen Kirche ist treuen Evangelischen sicher noch größere Vorsicht geboten, da hier die Unterschiede von ungleich durchgreifenderer Bedeutung sind, hier die Gränzen schon in den Grundbekenntnissen so scharf gezogen, da hier ganz besonders das Wort gilt, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert, und das andere von dem neuen Lappen auf ein altes Kleid.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 16. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

In einem in der Kreuzzeitung mitgetheilten Programm der Erfurter Versammlung wird geredet von der „rechtsverachtenden, scham- und ehrvergessenen Weise, wie die Revolution überhaupt in Italien und insbesondere gegen eine Herrschaft vorgeht, die älter ist und auf unbestreitbarerem Rechte beruht, als irgend eine andere Europäische." Angesichts dieser, ohne Zweifel von der Katholischen Partei ausgegangenen Aeußerung hätten die Evangelischen Theilnehmer der Worte der Schmalkalder Artikel eingedenk sein sollen: „Darum sollen gottesfürchtige Leute solche gräuliche Irrthümer des Papstes und seine Tyrannei wohl bedenken," so wie überhaupt desjenigen, was in dieser Bekenntnißschrift der Deutschen Lutherischen Kirche von der Gewalt und Oberkeit des Papstes gelehrt wird. Dem Principe der Legitimität steht überhaupt für denjenigen, der im lebendigen Glauben steht, ein anderes zur Seite, die in dem Buche Daniel so wiederholt und nachdrücklich eingeschärfte Wahrheit, „daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche und gibt sie wem er will." Und dieser Wahrheit werden wir bei dem Geschicke, welches jetzt über die weltliche Herrschaft des Papstes ergeht, ganz besonders eingedenk sein müssen. Die weltliche Herrschaft des Papstes ist nur ein Annex seiner geistlichen Stellung, die Päpste sind damit, wie sich leicht beweisen ließe, als solche begabt worden, begabt von solchen, die verschenkten, was ihnen nicht rechtmäßig gehörte, und von ihnen selbst und von ihren Anhängern ist das weltliche Gebiet stets als Kirchenstaat, als Erbtheil des Petrus betrachtet worden. Nun wird aber nach der Doctrin der Römischen Kirche selbst durch die Irrlehre die geistliche Stellung des Papstes aufgehoben. „Die geistlichen Rechte selbst — bemerken die Schmalkalder Artikel — sagen, einem Papste, der ein Ketzer ist, soll man nicht gehorsam sein." Danach können Protestanten, die als solche die schweren Irrthümer und Verschuldungen des Papstthums anerkennen, unmöglich zugestehen, daß die Päpstliche Herrschaft auf unbestreitbarerem Rechte beruht, als irgend eine andere Europäische. Gegen solche Betrachtungsweise reclamirt all das gerechte Blut, welches durch das Papstthum vergossen worden*) und von dem es bis auf den heutigen Tag nicht gereinigt ist, weil es nie gründliche Buße gethan hat für seine Verschuldungen, weil es noch jetzt eben so handeln würde, wenn es die Macht besäße, reclamirt noch aus der neuesten Zeit das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, welches durch eine merkwürdige göttliche Fügung unmittelbar vor den Fall des Papstthums gestellt ist. Wir dürfen aber nicht verkennen, daß es unsern Freunden sehr nahe gelegt war, im Unwillen über die Nichtswürdigkeit der Italienischen Revolution die andere Seite zu übersehen und von dem Wege der Betrachtungsweise der heiligen Schrift abzugehen, welche auch in Nebucadnezar mit seiner grausamen, ungerechten und treulosen Wütherei gegen das Volk Gottes den Knecht Gottes erkannte, den Vollzieher göttlicher Urtheile. Auch wir haben mit der Italienischen Revolution nichts zu schaffen, und die Sympathien für Cavour und Garibaldi, die uns auch in christlichen Kreisen, namentlich Englands begegnen, sind uns Gegenstand tiefen Schmerzes. Auch wir haben für die Bedrängnisse des Papstes, wenn wir sie auch vorwiegend im Lichte göttlicher Gerichte betrachten müssen, ein Mitgefühl. Auch wir verkennen nicht, daß in dem Papste nicht blos das Päpstliche angegriffen wird, sondern auch das ihm mit uns gemeinsame Christliche, auch wir sind geneigt, den Antichrist mehr in den Gegnern des Papstthums zu erblicken als mit unsern Vorfahren, die in andere geschichtliche Verhältnisse und Gegensätze gestellt waren, in dem Papstthum selbst. Auch wir gedenken der schweren Schäden, die auch bei uns vorhanden sind, des Wortes des Herrn: „so ihr euch nicht bessert, so werdet ihr alle auch also umkommen", so wie des andern von dem Knechte, der eben weil er des Herrn Willen weiß, doppelte Schläge leiden muß. Auch wir sind entfernt von aller Schadenfreude, wir erkennen, daß der Fall der Römischen Kirche für die Evangelische nicht förderlich, sondern vielmehr in vieler Hinsicht schädlich sein würde. Beide Kirchen haben für jetzt noch von einander zu

*) Man muß sich wundern, daß die Reformirten ihren Vortheil so wenig verstehen und ihre Märtyrerbücher nicht neu herausgeben, nicht in moderner Ueberarbeitung, sondern in ihrer ursprünglichen Gestalt, nur mit Aenderung der Rechtschreibung. Namentlich das „Märtyrbuch, denkwürdige Reden und Thaten vieler h. Märtyrer, welche nach den Zeiten der Apostel bis aufs Jahr Christi 1597 in Deutschland, Frankreich, Engelland, Schottland, Niederland, Italien, Spanien um der Evangelischen Wahrheit willen verfolgt und jämmerlich gemartert worden", Basel 1597 und anderwärts, ist in nicht geringem Grade erbaulich, lehrreich und interessant.

lernen und sind sich einander nothwendig. Die Römische Kirche aber thäte wohl sich in den, wie es scheint, unvermeidlichen Verlust der weltlichen Herrschaft von vornherein mehr zu schicken, die großen Uebelstände, welche doch auch diese Herrschaft mit sich geführt hat, durch die sie so tief in weltliches Wesen verflochten worden ist, ins Auge zu fassen, sich der Beweisführungen für die unbedingte Unentbehrlichkeit dieses Besitzes zu enthalten, die in Wahrheit eine Schmach für ihre eigene Sache sind. Denn das ist eine schlechte Freiheit und Selbstständigkeit, die nur auf äußere Verhältnisse gegründet ist. Wer wirklich auf den Felsen gegründet ist, bleibt auch in Ketten frei und kann auch als ein Knecht, der unter den Tyrannen ist, kann auch mit der Dornenkrone auf dem Haupte und mit dem Rohrstabe in der Hand, unter Schmach und Speichel und unter dem Zurufe: kreuzige ihn, einen imponirenden Einfluß ausüben. Wir zweifeln nicht, daß auch das Papstthum an einer solchen Selbstständigkeit einen gewissen Antheil hat. Es war in seiner vollen Kraft da, ehe es den Kirchenstaat besaß, und wird seinen Fall überdauern, wenn es seine Lichtseite, die christliche, die Oberhand erhalten läßt. Der in Aussicht stehende Verlust aller Stiftungen ist freilich ein schwerer Schlag, aber eine Kirche, die 139 Millionen unter sich befaßt, wäre nicht werth zu existiren, wenn sie solchen Mangel nicht ersetzen könnte, und der Aufruf an die Opferfreudigkeit ist immer von Segen begleitet. Vor allem aber möchten wir wünschen, das das Papstthum die Zeit seiner Heimsuchung erkännte und daß es nicht umsonst geschlagen würde mit unbarmherziger Staupe, sondern das Wort des Herrn an seine unter seine allmächtige und gerechte Hand gedemüthigte Kirche zu Herzen nähme: „Deine Sache handelt niemand, daß er sie verbände, es kann dich niemand heilen. Alle deine Liebhaber vergessen dein, fragen nichts darnach. Was schreist du über deinen Schaden und über deinen verzweifelt bösen Schmerz? Hab ich dir doch solches gethan um deiner großen Missethat und um deiner starken Sünden willen.“ Daß die Verkündigung des Evangeliums in Italien kräftig fortgesetzt werde und frei werde von den Einflüssen des ungesunden Darbysmus und anderen Sectenwesens, die ihr leider auf dem Fuße folgen, wünschen wir auch im Interesse der Römischen Kirche, die sich selbst durch die gewaltsame Ausrottung des Evangeliums in Italien eine schwere Wunde geschlagen hat, die nie so tief in äußerliches Wesen und Lippendienst verfallen wäre, wenn sie sich dieses Sauerteiges nicht beraubt hätte.

Wir hätten aus dem Erfurter Programm auch die Aeußerung weggewünscht, es werde solcher Vereinigung „der Natur der Sache nach niemand zugeneigt sein, der nicht das Unheil der Kirchentrennung auch in nationaler Beziehung tief beklagt.“ Es ist das eine der Phrasen, welche von der Römischen Proselytenmacherei gewöhnlich zuerst als Köder ausgeworfen werden. Es liegt bei ihr der Römische Kirchenbegriff zu Grunde, nach der die Kirche in derselben Weise sichtbar ist, „wie die Republik von Venedig“, und daher durch eine äußere Spaltung im innersten Wesen beschädigt wird. Von dem „Unheile der Kirchentrennung“ wird nicht anders geredet werden dürfen, als wenn zugleich versichert wird, daß auch um solchen Preis in der Kirche des Herrn, der gesprochen: „Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirfs von dir“, der wahre Trost im Leben und im Sterben nicht zu theuer erkauft worden und daß erst im Zusammenhange mit der Kirchentrennung das deutsche Wesen zu seiner edelsten Blüthe gelangt sei, an der auch die Katholische Kirche Deutschlands einen Antheil hat.

Wenden wir uns zu der vorjährigen Versammlung des Kirchentages. Die Berichterstattungen über die früheren Kirchentage waren fast durchweg referirend gehalten, dagegen tragen dies Mal alle Berichterstattungen lobpreisenden Character. Wir können dies nur daraus erklären, daß des Lobes nur bedarf, was sich nicht selbst lobt. Wir wollen nicht verkennen, daß auch der vorjährige Kirchentag manche Erhebung, Erbauung und Erquickung gebracht hat. Wir wollen Niemanden den Segen verkümmern, den er von dort mitnahm. Aber im Ganzen und Großen ist doch der Eindruck ein ziemlich ärmlicher und der Kirchentag bleibt trotz seines stolzen Namens in Bezug auf die anziehende Kraft der Gegenstände und die Gründlichkeit der Verhandlungen zurück hinter mehreren Conferenzen. Ein Beschluß von irgend durchgreifender Bedeutung liegt nicht vor. Der wiederholte Protest gegen die von der gesammten öffentlichen Meinung Deutschlands gerichteten Spielhöllen kam zu spät und war gar zu wohlfeil. Beschlüsse aber wie die: „Der Kirchentag — — richtet an alle Glieder und Diener der Evangelischen Kirche die herzliche Bitte immer tiefer einzudringen und sich einzuleben in die Fülle und Herrlichkeit der Offenbarung Gottes im A. T.“, können nur ein Lächeln hervorrufen, besonders, wenn der Ort ins Auge gefaßt wird, wo dieser Beschluß gefaßt wurde, das Wupperthal, wo mehr als irgend anderswo das A. T. in Saft und Blut der Gemeinden übergegangen ist, wie schon die unverhältnißmäßig häufigen alttest. Vornamen zeugen, wo Jedermann von Kind auf die heilige Schrift weiß, wo ein Dan. Krummacher, ein F. Strauß, ein F. W. Krummacher, ein Sander und so viele Andere nicht blos wie der Vortragende vom A. T. geredet haben, sondern aus dem A. T. heraus, was bekanntlich der beste Weg ist in eine Sache einzuführen. Die in die Tiefe gehende Betrachtung des 23. Ps. oder irgend eines andern kleineren Stückes des A. T. würde weit mehr gewährt haben als ein Vortrag „über die Bedeutung des A. T. für die christliche Erkenntniß und die christliche Bildung überhaupt“ gewähren konnte, ein Thema, das von vorn herein etwas Frostiges hat, das an die entschwundenen Zeiten der weiland Tübinger apologetischen Schule erinnert. Bei der Art und Weise dieses gewiß recht ernst und treu gemeinten Vortrages aber, dessen Grundrichtung durch den einen Satz bezeichnet wird: „Wenn das Gottverwandte, welches trotz der Sünde überall in der menschlichen Natur sich regt, im A. T. durch die göttliche Offenbarung so geleitet wurde, daß es in stufenmäßiger Fortbewegung in organisch genetischer Entwicke-

lung das Christenthum vorbereitete, so muß dasselbe Gottverwandte, wo es in dem Dunkel des Heidenthums sporadisch sich regt, auch wenigstens sporadisch dieselbe Richtung auf Christum hin andeuten", der die „von Gott eingegebene Schrift", „die Schrift, welche nicht gebrochen werden kann", die Schrift, deren Aussprüche unser Herr selbst wie einen festen undurchdringlichen Schild den Angriffen des Satans entgegenhält, in der Hauptsache als Erzeugniß des menschlichen Bewußtseins darstellt, die „Offenbarung" nur als hinzutretenden Factor wirksam sein läßt, mußten solche aus der Schule Dan. Krummachers, wenn sie etwa anwesend waren, unwillkürlich die greisen Häupter schütteln. Auch der sich in die Warnung vor „dualistischer Beschränktheit" concentrirende Vortrag: „über die Stellung unserer weltlichen Literatur zum Christenthum", zeigte, daß der Kirchentag in ein neues Stadium eingetreten, daß er der Vermittelungstheologie anheimgefallen ist, der Theologie, die mit dem einen Auge auf Wind und Wetter sieht, mit dem anderen auf den Herrn, die jetzt überall mit der Union Hand in Hand geht und der Calvin, wenn er wieder auflebte, nicht weniger entschieden entgegentreten würde, als Luther.

Der Name des Kirchentages beruhte von Hauf' aus auf einer Unklarheit. Als im Jahre 48 das Kirchenregiment sich aufzulösen schien, kamen diejenigen, von welchen das Unternehmen zuerst angeregt wurde, auf den Gedanken, daß ein „Kirchentag", eine Repräsentation der gesammten Evangelischen Kirche Deutschlands, die vermeintlich herrenlose Erbschaft wenigstens zum Theil an sich nehmen sollte. Wer diesem völlig unpractischen Gedanken auf dem ersten „Kirchentage" entgegentrat, fand sehr wenige Zustimmung, ja wurde von Manchem mit vermeintlich heiligem Eifer zurückgewiesen, und der Herausgeber mußte sich begnügen seinen Dissensus in einem gleich nach der Rückkehr in der Ev. K. Z. veröffentlichten Aufsatze niederzulegen. Es dauerte aber nicht lange, so wurde der Gedanke, welcher den Namen des Kirchentages hervorgerufen hatte, durch die Ereignisse selbst zu nichte gemacht. Das scheinbar todte Kirchenregiment lebte wieder auf und stellte dem Kirchentage die Eisenacher Conferenz zur Seite. Nun hätte eigentlich der Name des Kirchentages aufgegeben werden sollen, aber er hatte nun schon geschichtliche Bedeutung erhalten, und eine gewisse Wahrheit immer noch insofern, als die Kirchen der Reformation in der Weise freien Zeugnisses in diesen Versammlungen zur Darstellung kamen, als keine der auf dem Grunde der Reformation stehenden Parteien von ihm ausgeschlossen wurde und selbst sich ausschloß. Auch dies aber hat sich jetzt geändert, aus dem Kirchentage ist eine bloße Unionsconferenz geworden, die strenger kirchlich Gesinnten haben sich, besonders in Folge der Uebergriffe der unionistischen Partei, welche auf dem letzten Kirchentage in Stuttgart ihren Gipfelpunkt erreichten, fast vollständig zurückgezogen, und in Folge dessen hat auch in den unionistischen Kreisen selbst das Interesse sich bedeutend gemindert — die Zahl der von weiter her Gekommenen war auf dem Elberfelder Kirchentage überhaupt nur sehr gering. Will man auch unter diesen Umständen den unpassend gewordenen Namen des Kirchentages noch beibehalten? Man müßte wirklich im Blicke auf die vorjährigen Verhandlungen errröthen, wenn man in dieser Versammlung die Erscheinung der gesammten Evangelischen Kirche Deutschlands erkennen wollte.

Wie sein verehrter Freund Dr. Stahl hatte auch der Herausgeber sich der Theilnahme an der vorjährigen Versammlung enthalten, weil es ihm unerlaubt schien, den von der Zeit und also von Gott selbst gestellten Aufgaben aus dem Wege zu gehen, und weil er es für bedenklich hielt, einer Versammlung beizuwohnen, in welcher der Zeugengeist, durch dessen Lebendigsein der Segen der früheren Kirchentage bedingt war, geflissentlich unterdrückt werden sollte. Fernere Erwägungen haben zu dem definitiven Austritte aus dem Vorstande des Kirchentages geführt. Ernste Bedenken mußte es schon erwecken, daß die unterdrückte Partei nicht füglich mit der unterdrückenden tagen kann. Die grundsatzmäßige Ausschließung der Männer von entschieden lutherischer Gesinnung von allen höheren Kirchenämtern besteht noch immer fort. Die eigentliche Entscheidung aber wurde durch die Betrachtung herbeigeführt, daß unsere Stellung, nachdem sich fast alle Gleichgesinnten nach und nach von dem Kirchentage zurückgezogen haben, eine unhaltbare geworden, besonders bei dem unduldsamen, aggressiven Character, welcher dem Unionismus, wie allem von der unbedingten Hingabe an das: es steht geschrieben, von Geschichte und Recht abgewandten Subjectivismus, einwohnt. Wir haben den Schritt mit Schmerz gethan, im Blicke auf den großen Segen, der unverkennbar auf früheren Kirchentagen geruht hat, in der Gesinnung, welche überall das: „verdirb es nicht, es ist ein Segen darin," vor Augen hat, die im Blicke auf die eigne Gebrechlichkeit und Schwäche willig die äußerlich entgegentretenden Mängel und Gebrechen trägt, und vor allen Separationen ein Grauen hat, die nicht durch die äußere Noth geboten wird. Wir schämen uns nicht, daß wir so lange ausgeharrt haben, möchten vielmehr wünschen, daß die Gleichgesinnten uns nicht im Stiche gelassen, daß sie sich in imponirender Zahl und in Beweisung des Geistes und der Kraft zu den Kirchentagen versammelt hätten. Dann hätte sich Manches anders gestaltet und es wäre bei der bedeutenden vorhandenen gemeinsamen Grundlage wohl möglich gewesen das Werk in gedeihlicher Weise fortzuführen, wenn auch durch manche zugleich erschütternde und erfrischende Kämpfe hindurch. Unser Lebewohl ist ein herzliches und der Hoffnung auf Wiedervereinigung entsagen wir auch jetzt nicht.

Auch in dem vergangenen Jahre haben die Ehesachen in dem Leben der Kirche eine bedeutende Stellung eingenommen. Viel Aufsehen rief zuvörderst die durch eine Trauungsweigerung veranlaßte Suspension des Pfarrers Löhe in Neudettelsau hervor. Das geschichtliche Material in dieser Sache gewährt in dankenswerther Weise das Novemberheft der Erlanger Zeitschrift. Es läßt sich nicht verkennen, daß Pfarrer Löhe durch die Art und Weise der Behandlung dieser Sache sein Recht

selbst verdunkelt und seinen Gegnern die Waffen in die Hand gegeben hat. Er berichtete an die vorgesetzte Behörde, die Scheidung sei in dem vorliegenden Falle wegen böslicher Verlassung erfolgt, die Frau für den allein schuldigen Theil erklärt, beiden Theilen die Wiederverehelichung gestattet worden. Die Gemeindeverwaltung in Neudettelsau, sammt ihrem Armenpflegschaftsrathe, mit Einschluß seines Vorstandes (welches Pfarrer Löhe selbst ist) habe dagegen eine Einrede nicht erhoben. Nach den weltlichen Gesetzen könne sich also der Mann wieder verheirathen, und er, Pfarrer Löhe, halte es auch für besser, daß er wieder heirathe, allein im Namen des dreieinigen Gottes diese Ehe einzusegnen sei er außer Stande. Er bekenne sich als Christ und Pfarrer unfähig, Personen zur zweiten Ehe einzusegnen, die wegen böslicher Verlassung geschieden seien. Nur zur Unterstützung dieses ersten Grundes machte Pfarrer Löhe weiter geltend, daß das Ehescheidungserkenntniß hinsichtlich seines Schuldausspruches zwar nach der Actenlage ohne Zweifel richtig sein werde, nicht aber dem ihm und der ganzen Gemeinde bekannten Thatbestande entspreche. B. habe durch die Behandlung seiner Frau zu bewirken gewußt, daß sie ihm vom Hause geblieben sei und dadurch sei es zu dem vorliegenden Erkenntniß gekommen.

Es kann kaum von jedem Pastor verlangt, geschweige denn erwartet werden, daß er ein Mann des Kirchenrechtes sei. Gerade bei solchen, welche zu dem Hirtenamte die tüchtigsten sind, findet sich die dazu nöthige juristische Anlage oft in sehr geringem Grade, und auch wo sie vorhanden ist, fehlt es gewöhnlich an umfassender Veranlassung, sie zu üben und zu schärfen. Es ist der Beruf des Kirchenregimentes in dieser Beziehung die Mängel des Pastorates zu ergänzen. Wie hat nun die Behörde in diesem Fall dieser Aufgabe entsprochen?

Es kam Alles darauf an, den letzterwähnten Thatbestand zu untersuchen. War er wirklich vorhanden, woran wir kaum zweifeln können, da Pf. Löhe selbst versichert, daß er überzeugt sei, hierin die ganze Gemeinde auf seiner Seite zu haben, und da Dekanat und Consistorium es nachher für nothwendig erachteten, daß die Trauung nicht in Neudettelsau verrichtet werde, „in Hinblick auf die in dieser Gemeinde herrschende große Aufregung, zur Vermeidung von Störungen und Aergerniß", so konnte von böslicher Verlassung und überhaupt von einem in der Lutherischen Kirche gültigen Scheidungsgrunde nicht ferner die Rede sein. Bei der böslichen Verlassung kommt eben Alles darauf an, daß sie eine bösliche sei, eine malitiosa et incorrigibilis desertio. „Nur der — sagt Gerhard — ist für einen Desertor zu halten, der aus Bosheit des Gemüthes, nicht wegen einer gerechten und ehrbaren Ursache von dem Gemahle weggeht und bei dem alle Mittel der Ermahnung und der öffentlichen Vorladung vergebens angewandt sind, der sich in ferne Gegenden oder an einen unbekannten Aufenthaltsort begeben

hat, so daß gar keine Hoffnung der Wiederkehr und der Aussöhnung mehr übrig bleibt." In dem vorliegenden Fall war offenbar nicht die Frau der Desertion schuldig, sondern der Mann, der in der Absicht, das Eheband zu zerreißen, die Frau zur Desertion getrieben hatte. „Wer kann es — sagt Gerhard — ohne Unwillen ertragen, wenn Jemand sich beklagt über ein Uebel, das er durch seine eigne Schuld herbeigerufen?" Selbst wer durch zänkisches Wesen die Desertion herbeigeführt hatte, soll nach Beza ganz von der neuen Ehe ausgeschlossen werden, und auch diejenigen, die eine solche zugestehen, knüpfen sie an Bedingungen, wie sie in dem vorliegenden Falle gar nicht vorhanden sind. Hier aber lag viel Schwereres vor, wie zänkisches Wesen, die eigentliche Absicht, die Ehe zu zerstören. Wie wenig hier an bösliche Verlassung auf Seiten der Frau und somit an ein Recht der Wiedertrauung auf Seiten des Mannes gedacht werden kann, das möge, wer es sonst nicht weiß, aus der neuesten Schrift des Präsidenten der höchsten geistlichen Behörde in Baiern Dr. von Harleß lernen. Er definirt im Geiste des Evangelischen Kirchenrechtes die bösliche Verlassung „als die wohlconstatirte und dauernde, mit allen Rechtsmitteln nicht zu brechende Hartnäckigkeit der Verachtung und Aufhebung aller ehelichen Gemeinschaft und deren Verpflichtungen" und fügt hinzu: „Was die Anwendung des apostolischen Wortes auf die Eheverhältnisse unter Christen in Verruf gebracht hat, liegt nicht in der Sache selbst, sondern in der Frivolität theils der bürgerlichen Gesetzgebung, theils der richterlichen Praxis bei Scheidungen propter desertionem malitiosam. Wer diesem Unwesen unter Berufung auf den Ausspruch des Apostels das Wort reden wollte, der würde sich selbst richten."

Die Behörde nun ignorirt diesen Thatbestand. Sie faßt den Pf. Löhe bei seiner kirchlich schwachen Seite, der völligen Verwerfung der Desertion, hält ihm entgegen, „es sei unbestritten, daß in der Lutherischen Kirche außer dem Ehebruche auch die bösliche Verlassung als gültiger Ehescheidungsgrund erkannt und hiernach verfahren worden sei", und ermahnt ihn, seine „subjective Anschauung" fahren zu lassen. Löhe antwortet, was subjectiv erscheine, werde objectiv durch Gottes Wort. Auszuführen, daß er auch die Kirche auf seiner Seite habe, daß auch nach dieser Seite hin durch ihn die Objectivität vertreten werde, ist er zu wenig Mann des Kirchenrechtes. Der treue Hirte wird wegen eines solchen Mannes suspendirt, es wird ein Amtsverweser „anderer Ansicht" oder weiteren Gewissens bestellt, dieser stellt die Dimissorialien für den B. aus, wodurch seine Trauung in einer anderen Gemeinde durch einen Pfarrer anderer Ansicht oder weiteren Gewissens möglich gemacht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 19. Januar. № 6.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Das aber muß zur Ehre der Behörde gesagt werden, daß sie nach Erledigung des bösen Handels Alles gethan hat, um den Pf. Löhe seinem Amte zu erhalten und daß sie nach dieser Seite hin die Hoffnungen der Feindseligen zu nichte gemacht. Sie erklärte, nachdem die Dimissorialien für den B. ausgestellt worden, sei der Grund zur Suspension des Pf. Löhe weggefallen, dieselbe daher jetzt aufgehoben, und da Löhe die Restitution seiner gekränkten Amtsehre zur Bedingung seines Wiederantritts machte, gab sie die sie selbst nicht minder, wie den Pf. Löhe ehrende Erklärung ab, „was sein sonstiges amtliches Verhalten betreffe, so haben die kirchlichen Oberbehörden bei jeder Gelegenheit ihm hinreichend zu erkennen gegeben, daß sie seinen Gaben und seinen Leistungen volle Anerkennung zollen, so wie sie die aufopfernde Thätigkeit, Hingebung und Gewissenhaftigkeit, die er in seiner Amtsführung bewiesen habe, nach ihrem ganzen Werthe schätzen und ehren." Hierauf erklärte Pf. Löhe sich bereit, sein Amt wieder zu übernehmen. — Es muß befremden, daß uns in dem Artikel der Erlanger Zeitschrift und auch sonst vielfach in Mittheilungen, welche von Baiern ausgehen, ein gehässiger Ton und eine feindliche Stimmung gegen Pf. Löhe entgegentritt. Wir sollten meinen, es läge in den Zuständen der Kirche in Baiern Anlaß genug vor, solche Männer in Ehren zu halten und auch ihre menschlichen Schwächen in Geduld zu tragen, in der Erkenntniß, daß solche es eigentlich sind, welche die Kirche halten. Der Herausgeber war vor einigen Monaten wieder einmal in Nürnberg. Sein erster Gang war zu den beiden alten herrlichen Kirchen. Noch immer dauerte dort das alte Wesen fort, welches das Haus, das ein Bethaus sein sollte, zum Kaufhause macht. Die Kirchen gehören nur für einige Stunden in der Woche den Gemeinden, für die ganze übrige Zeit den Küsterfamilien, und die Stelle der andächtigen Beter nehmen sie und die von ihnen geführten, meist nur neugierigen Reisenden ein, die mit ihrem Trinkgeld die stets sorgfältig verschlossene Pforte eröffnen. Es veranlaßt zu eignen Betrachtungen, wenn man von diesen Kirchen zu der stets geöffneten Katholischen kommt, und dort sich im Geiste mit den andächtigen Betern vereinigt; welche gleichsam als lebende Bilder die an den Wänden hängenden altdeutschen Gemälde darstellen. Man bewegt da das Wort des Herrn im Herzen: „Wer ist sein Nächster?" Wäre Löhe zur rechten Zeit an eine dieser Kirchen gestellt, es würde anders stehen. Er würde in ihr tägliche Gottesdienste, Metten und Vespern, eingerichtet und dadurch ihr erst den rechten vollen Schmuck verliehen haben. Denn auch die herrlichste Kirche macht einen nicht befriedigenden Eindruck, so lange sie leer ist. Das liegt darin, daß die Kirche nur ein Abbild der Gemeinde der Gläubigen mit dem Herrn in ihrer Mitte ist. Uebrigens verkennen wir nicht, daß Pf. Löhe trotz seiner herrlichen Gaben doch nach einzelnen Seiten hin eine Persönlichkeit ist, die eine überall verwerfliche blinde Anhängerschaft noch besonders verwerflich macht und die Aufforderung: prüfet Alles und das Gute behaltet, nahe legt. Es finden sich bei ihm hie und da Excentricitäten, und der kirchliche Tact, der ihn im Ganzen so auszeichnet, bewährt sich doch nicht überall. Wir verweisen zum Belege nur auf seine Predigt über den Chiliasmus, die bereits früher besprochene Salbung einer Kranken mit Oel und auch auf die Art und Weise, in welcher er in der eben besprochenen Sache seine subjective Auffassung der Stelle in den Briefen an die Corinther geltend macht. Die erregte Stimmung auch Wohlgesinnter gegen ihn mag zum Theil in dem Gefühle der Ungehörigkeit einer prüfungslosen Anhängerschaft ihren Grund haben.

In unserm Preußischen Vaterlande ist das wichtigste Ereigniß des vergangenen Jahres auf dem Gebiete der Ehesache die unbedingte Verwerfung der Civilehe durch das Herrenhaus. Der äußere Erfolg dieser Entscheidung ist ein zweifelhafter. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die „neue Aera" nicht ruhen, bis sie auf irgend eine Weise ihr Ziel auf diesem Gebiete erreicht hat. Es ist möglich, daß die Sache zuletzt in eine noch verderblichere Bahn hineinkommt. Aber solche Erwägungen dürfen nie den Entschluß bestimmen, da wir nicht Böses thun dürfen, damit Gutes herauskomme, können uns nicht stören in der Freude über einen Erfolg, dem die moralische Einwirkung auf das Land durch Nichts genommen werden kann. Möge Gott dem Herrenhause die Treue gegen sein Wort lohnen, welche es in dieser Sache bewiesen hat!

Die Zeitungen haben eine „Erklärung zu Gunsten der obligatorischen Civilehe" unter dem Datum Berlin den 10. November veröffentlicht, unter deren Unterschriften wir uns verwundern würden, die von neun Geistlichen zu finden, wenn wir nicht schon lange verlernt hätten, uns über dergleichen zu verwundern. Doch darüber müssen wir uns auch jetzt noch ver-

wundern, daß in solchen Dingen stets nur die verhältnißmäßig wenigen Geistlichen Berlins reden, welche mit dem Worte Gottes und dem Bekenntnisse ihrer Kirche gebrochen haben, die Anderen dagegen regelmäßig „stumm" bleiben. Wäre es denn nicht ihre Pflicht, die verirrten und verwirrten Glieder der Gemeinde auf den rechten Weg zu weisen, den geärgerten wenigstens einen Theil des Anstoßes dadurch zu benehmen, daß sie sehen, wie jene Geistlichen nur eine kleine Fraction der Geistlichkeit der Hauptstadt ausmachen. Die Erklärung macht gegen die „Nothcivilehe" den jedes kirchliche Bewußtsein empörenden Grund geltend, sie werde, die davon Gebrauch machen, unfehlbar der Mißachtung und Schande preisgeben, gegen die facultative Civilehe, sie werde thatsächlich zur Nothcivilehe führen, dann aber auch von gleichen Folgen begleitet sein. Um ein verhältnißmäßig kleines Häuflein solcher, die sich wider Gottes Wort auflehnen, der verdienten Schande zu entziehen, soll das ganze Volk in seiner tiefgewurzelten Neigung, in Schließung der Ehe nur mit der Kirche zu thun zu haben, gestört und gekränkt, aus dem gemüthlichen Verhältnisse zu seinem Seelsorger herausgerissen und in die oft weit entfernten kalten Locale der weltlichen Obrigkeit genöthigt werden, in denen jede Gemüthlichkeit aufhört, soll der geistliche Stand an seiner Ehre einbüßen, deren er zum Heile der ihm Anbefohlenen bedarf. Und selbst der Zweck, die Schande abzuwälzen, würde durch die Einführung der obligatorischen Civilehe nicht erreicht werden. Diese Schande beruht einfach auf dem Mangel der kirchlichen Trauung. Unser Volk ist, Gott sei Dank, noch tief von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ein wirklich heiliges Band nur vor dem Altar geknüpft werden kann.

Die Bedenken, welche überhaupt gegen die Civilehe sprechen, hat in trefflicher Weise kürzlich Dr. von Harleß zusammengefaßt und wir theilen sie hier um so lieber in seinen Worten mit, da wir sie mit den unsrigen schon mehrmals ausgesprochen haben. „Am allerunglücklichsten würde man eine definitive Lösung des Conflictes, welcher zwischen dem christlichen Bewußtsein von der Ehe und dem Geiste der neueren Gesetzgebung besteht, auf dem Wege der sogenannten Civilehe versuchen. Und dies in dem Maaße, in welchem man das als Ausweg ergriffe, um dem Conflicte zu entgehen. Nichts würde ihn mehr steigern, als die erklärte Absicht, dasjenige bürgerlich sanctioniren zu wollen, was vor dem göttlichen Worte verwerflich erscheint. Und zugleich würde dies zu einer Zerstörung nicht blos des Rechtsbewußtseins, sondern auch des sittlichen Bewußtseins im Volke führen, deren Verantwortung eine Obrigkeit, die einem christlichen Gemeinwesen dienen will, nimmermehr auf sich nehmen könnte. Man berufe sich nicht auf die Französische Gesetzgebung. Die Umstände, in denen es in Frankreich zur Civilehe kam, waren ganz andere, als die sind, unter welchen man heut zu Tage in Deutschland diese Form der Eheschließung wie eine Panacee vorschlägt. Erst erkläre man entweder alle Beziehungen der Obrigkeit zur christlichen Kirche oder die der Ehelichwerdenden zur Kirche für gelöst und nicht mehr vorhanden, oder man hüte sich vor dem Auskunftsmittel der Civilehe. Denn sonst hat diese Form der Eheschließung nichts zum Effect, als daß das Volk, welches den Namen Christi trägt und durch die Taufe ihm verpflichtet ist, hiedurch verlockt wird, bei dem Eingehen von Ehen nicht sowohl nach dem Willen Christi, als danach zu fragen, was bürgerlich gestattet ist, und hiebei sich zu beruhigen. Und hievon würde der größere Schade auf das bürgerliche Gemeinwesen selbst zurückfallen, so weit sich die Glieder desselben an dem wichtigsten Grundverhältnisse aller irdischen Gemeinschaft durch die bürgerliche Gesetzgebung von der Rücksichtnahme auf den Willen Gottes emancipiren ließen. Das sollten die Gesetzgeber, belehrt durch die Vergangenheit, nicht vergessen."

Nach der Neuen Ev. K. Z. hat das Consistorium der Provinz Brandenburg in einem dieser Provinz angehörigen Fall „mit Genehmigung des Ev. Oberkirchenrathes" eine Entscheidung erlassen, welche zu erheblichen Bedenken Anlaß gibt. Sie betrifft die Behandlung eines zum Zwecke der Wiederverehelichung aus der Kirche Ausgetretenen, dessen frühere Ehe wegen eines von ihm begangenen Ehebruches auf den Antrag seiner geschiedenen Ehefrau getrennt worden. Der Pastor wird zurechtgewiesen deshalb, weil er von der Kanzel herab erklärt hatte, der Ausgetretene stehe zu der Kirche in keinem andern Verhältniß, als die Juden und Heiden. Es wird dagegen die Behauptung aufgestellt, daß das Evangelische Kirchenrecht als Mittel der Kirchenzucht nur den zeitweiligen Ausschluß des groben Sünders von den Sacramenten kenne, und daß die excommunicatio major, welche von aller Gemeinschaft der Gläubigen und von der Theilnahme an allen Segnungen ausschließe, deren Trägerin die Kirche ist, nur der Römischen Kirche angehöre. Diese Behauptung müssen wir entschieden als eine irrige bezeichnen. Allerdings hat die Kirche in den Schmalkaldischen Artikeln den Römischen großen Bann verworfen, aber nie hat sie überhaupt auf den großen Bann verzichtet, im Gegentheil, sie hat ihn stets als ein unveräußerliches Recht der Kirche betrachtet. Luther hat sich in diesem Sinne auf das Nachdrücklichste und Wiederholteste ausgesprochen. Er sagt z. B. in den Tischreden (Förstemann 2 S. 347 f.): „Da sie nicht wollen Christen sein und sich des christlichen Namen verzeihen und begeben, so wollen wir sie fahren lassen als Heiden, Juden und Türken, und es dem lieben Gott befehlen." Ferner, in Bezug auf einen gottlosen Bürger, der öffentlich vor dem Rathe bekannt hatte, er wäre in 15 Jahren nicht zum Sacrament gegangen: „Wenn er eins und zwier vermahnet ist, so will ich ihn auf dem Predigtstuhl als einen Verbannten öffentlich verkündigen und anzeigen, daß man ihn soll für einen Hund halten. Will aber jemand alsdann drüber mit ihm umgehen und zu schaffen haben, der thue es auf sein Gewissen; stirbt er also, so soll er auf dem Schindeleich begraben werden wie ein Hund, und wollen ihn also verbannet den Rechten und Gesetzen der Oberkeit befehlen." „Und ob der Bann — sagt er bei einer andern Gelegenheit — im Papstthum schändlich mißbraucht und

eine rechte Stockmeisterei gewesen ist, doch sollen wir ihn nicht fallen lassen, sondern recht brauchen, wie es Christus befohlen hat, zur Besserung und Erbauung der Kirche, nicht Verwüstung und Tyrannei damit zu üben, wie der Papst gethan hat. — Da sie einst und zwier vermahnet sind und sich nicht bessern wollen, so schließe man ihnen den Himmel zu, wie Christus ernstlich befiehlt; gebe sie dem Teufel, deß eigen sie allbereits sind, allein daß mans öffentlich erkläret, damit man sich vor ihnen hüten könne. Bis so lange sie sich erkennen, sie haben Gott gräulich erzürnt und die Kirche geärgert, begehren Vergebung der Sünde; alsdann soll man sie wieder lossprechen und annehmen, wie St. Paulus lehret mit seinem Exempel zu Corintho." Joh. Gerhard (loci 13, 109) läßt auf den kleinen Bann, „welcher eine zeitweilige Ausschließung vom Abendmahle ist", den großen folgen, „durch den Einer aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen wird." „Denn — fügt er hinzu — wie im A. T. die Aussätzigen und Unreinen aus dem Lager der Israeliten ausgeschlossen werden mußten, 4 Mos. 5, 2, so müssen diejenigen, welche mit offenkundigen Vergehungen wie mit einem Aussatze behaftet sind und darin ohne Buße verharren, durch den Bann aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen werden." Das Ergebniß aus dem reichen Material, welches in dieser Beziehung die von Dr. Richter gesammelten Kirchenordnungen darbieten, faßt C. R. Mejer in den Institutionen des Kirchenrechtes in den Worten zusammen: „Wirkt auch der kleine Bann keine Umkehr, so wird er durch feierlich publicirten Spruch zum großen Bann, d. h. Ausschluß von aller kirchlichen Gemeinschaft, außer Anhörung der Predigt, so wie von jedem nicht lediglich geschäftlichen Verkehr mit Kirchengliedern gesteigert." Wenn man aber zugeben muß, daß in der älteren Zeit der große Bann allerdings in der Praxis seltner vorkam, so liegt dies darin begründet, daß die Erhaltung eines Verhältnisses zur Kirche damals von den Sündern selbst allgemein begehrt wurde, mit bereitwilliger Uebernahme aller ihnen auferlegten Bußen und anderweitigen Bedingungen, und daß auch für die völlig von der Kirche Losgetrennten damals noch kein Raum bereitet war, so daß man nicht recht wußte, was man mit ihnen anfangen sollte. Jetzt, da diese eine eigne Classe von Staatsangehörigen bilden, ihre Verhältnisse durch die Gesetzgebung förmlich geregelt worden sind, würde die Kirche sich tief erniedrigen, sich verdientem Hohne aussetzen, wenn sie auf den gerichtlich constatirten freiwilligen Austritt mit der zeitweiligen Ausschließung vom Sacrament des Altars antworten wollte. Jede gewöhnliche Gesellschaft, jede Ressource würde ein ähnliches Verfahren für unter ihrer Würde halten. Die Kirche Jesu Christi sucht mit allem Eifer das Verlorene, aber eben deshalb läßt sie sich nicht herabwürdigen. In diesem Falle verliert auch die Anordnung älterer Kirchenordnungen ihre Anwendbarkeit, daß nur die Kirchenbehörden, im Gegensatze gegen den Pastor, berechtigt seien, die excommunicatio major auszusprechen. Denn der Gegenruf der Kirche ist hier der unmittelbare Begleiter des von ihrem undankbaren Sohne ausgegangenen Rufes.

Der Erlaß des Consistoriums spricht ferner aus, „es werde, wenn hier die beiden nur civiliter verbundenen Ehegatten zur wirklichen Erkenntniß ihrer Versündigung gelangten und sich in aufrichtiger Buße bewähren sollten, weder ihrer Wiederaufnahme in die Kirche, noch der nachträglichen Ertheilung des kirchlichen Segens ein entscheidendes Hinderniß entgegenstehen." Mit vollem Rechte sagt die Protestantische K. Z., die diesen Erlaß freudig begrüßt: „Wir sehen nicht ein, weshalb die kirchliche Einsegnung, welche selbst den Ausgetretenen bei ihrer Rückkehr bereitwillig zugestanden wird, nicht noch viel mehr denjenigen gewährt werden sollte, welche sich zum Austritte aus der Kirche nicht entschließen können." Ein Pharaonisches: ich habe gesündigt, wäre gewiß auch vor dem Austritt zu erlangen gewesen, es kostet ja nichts, und will die Kirche einmal damit zufrieden sein, so thut sie viel besser, dies vor dem Austritt zu erklären, denn dann wird ihr die Schmach erspart, daß man mit dem Austritt meint Kurzweil treiben zu können. Die Ertheilung des kirchlichen Segens aber an solche, die durch Ehebruch die frühere Ehe zerstört und dadurch den Beweis geliefert haben, daß sie solchen Standes nicht würdig sind, daß sie vor dieser heiligen Ordnung Gottes keine Achtung haben, zu deren Profanirung ihnen nicht zum zweiten Male Anlaß gegeben werden darf, ist in der Kirche immer als eine hohe und schwere Sache angesehen worden, und die Bereitwilligkeit, mit der sie in diesem Erlaß in Aussicht gestellt wird, ist in ihr ohne Beispiel. Luther z. B. sagt: „Fragst du, wo das andere bleiben soll, wenn es vielleicht auch nicht kann Keuschheit halten? Antwort: Darum hat Gott im Gesetze geboten, die Ehebrecher zu steinigen, daß sie dieser Frage nicht durften. Also soll auch noch das weltliche Schwert und Obrigkeit die Ehebrecher tödten. Wo aber die Obrigkeit säumig und nachlässig ist und nicht tödtet, mag sich der Ehebrecher in ein ander Land machen und freien, wo er sich nicht halten kann, aber es wäre besser todt mit ihm um bösen Exempels willen." Der Würtemberger Reformator Brentz (in einem Bedenken bei Dedekenn 3 S. 323) will eher verstatten, daß die Obrigkeit einem solchen halsstarrigen Menschen einen heimlichen Concubinat nachsehe, als ihm andere Heirath gestatte. Mit bloßer „aufrichtiger Buße" hat sich in dieser Sache keine kirchenrechtliche Auctorität begnügt. Man nahm die Buße zu ernst, als daß man hätte daran denken können, auf sie allein die Sache zu stellen, was nichts Anderes heißt, als der Heuchelei Thür und Thor öffnen. Die mildeste Meinung stellte wenigstens das als Bedingung der Bewilligung der andern Ehe, daß der Ehebrecher das Land räumen und sich an einen Ort begeben müsse, „wo seine Schande nicht bekannt geworden." In dem vorliegenden Falle aber liegt außer dem Vergehen des Ehebruches noch das andere nicht minder große des Austritts aus der Kirche vor.

Wenn in diesem Sinne in den geistlichen Behörden die Ehesachen behandelt werden — und leider liegen vielfache Erfahrungen vor, welche zeigen, daß diese Entscheidung nicht vereinzelt dasteht — so darf man sich nicht wundern, wenn die

Erregung wegen dieser Sachen im Wachsen begriffen ist. Ein haltungsloses Schwanken provocirt überall solche Erregung, statt sie, wie man meint, zu beschwichtigen. Wenn einmal so weit gegangen wird, so sieht man nicht ein, warum nicht auch weiter gegangen wurde. Eine feste und sichere Haltung, ein unbedingtes Gebundensein durch Gottes Wort und das Recht der Kirche, ein über der Behörde nicht minder, wie dem bei ihr Hülfe Suchenden stehendes Gesetz würde sich schon jetzt in weiten Kreisen dem Gewissen bezeugt haben und mehr und mehr bezeugen. Ein dehnbares Princip richtet Zorn an: dehnt man überhaupt, warum nicht in meinem Fall? Und die Befugniß, nicht über einzelne Handlungen, sondern über das Innerste zu richten, nach dem ganzen Gemüthszustande der Personen zu entscheiden, ob sie ehefähig sind oder nicht, ob die der Ehe geschlagenen Wunden heilbare sind oder unheilbare, spricht man mit Recht den Behörden ab. Auf solches Glatteis sollte man sich nimmer begeben. Es läßt sich nicht anders denken, als daß ein peinliches Gefühl durch Alle hindurchgeht, die an solchen Verhandlungen theilnehmen.

Wir müssen noch einen Blick werfen auf zwei beachtenswerthe literarische Erscheinungen des vergangenen Jahres in der Ehesache. Die erste ist die Schrift von G. R. Prof. Huschke: „Was lehrt Gottes Wort über die Ehescheidung?“ Das Verdienst dieser Schrift liegt in der Polemik gegen die bekannten Aufsätze von Prof. von Hofmann und Prof. von Scheurl in der Erlanger Zeitschrift, denen Huschke mit Recht vorwirft, daß ihr Resultat „die völlige Umstoßung der biblischen Scheidungslehre sei“, daß nach ihnen nicht blos die Kirche der Reformation, sondern die gesammte christliche Kirche auch der früheren Jahrhunderte der neuesten aus der Zeit des Unglaubens erwachsenen Theorie gegenüber im Irrthum begriffen gewesen. Namentlich bekämpft Dr. Huschke mit Erfolg die zur Auflösung aller kirchlichen Ehepraxis führenden Sätze: nur ein wirklicher Christ könne den Willen Gottes, daß die Ehe unauflöslich sein solle, erfüllen; die Kirche, welche nach ihrem Berufe Herzenshärtigkeit in ihrer Mitte dulden müsse, habe auch Ehescheidung und Verehelichung Geschiedener zu dulden; die Ehe könne nach allen Gründen geschieden werden, die der Staat vernünftigerweise aufstellt. In dieser Polemik tritt Dr. Huschke als Sprecher der Kirche auf. Dagegen folgt er nur seiner subjectiven Ansicht, wenn er den Satz aufstellt und zu begründen sucht: „Der Scheidungsgrund der böslichen Verlassung in den Lutherischen Kirchenordnungen muß als schriftwidrig fallen gelassen werden.“ Wenn er gegen die bösliche Verlassung einwendet, nach Christi Ausspruch Mt. 5, 32 sei die vom Manne entlassene Frau nicht von der Ehe los, sie begehe durch Wiederverheirathung einen Ehebruch, so wird dabei übersehen, daß in diesem Ausspruche von einem Geschäfte zwischen dreien die Rede ist, dem scheidelustigen Manne, dem scheidelustigen Weibe und dem heirathslustigen Dritten, bei welchem dem Manne als dem Haupte des Weibes und besonders dem, von welchem nach damaligem Jüdischen Rechte die Initiative bei der Ehescheidung allein ausgehen konnte, nur die Hauptschuld zufällt. Daß auch das Weib als activ zu denken ist, liegt in der Natur der Sache, da eine durch ein rein passives Verhalten contrahirte Schuld widersinnig ist, und wird ausdrücklich bestätigt durch die Parallelstelle des Marcus, 10, 11. 12, so wie durch die Erklärung des h. Paulus über die bösliche Verlassung, die mit den Aussprüchen Christi auf das Freundlichste zusammenstimmt. Es bleibt dabei, was unsere alten Theologen sagen, Christus beantworte die Frage, aus welchem Grunde man sich rechtmäßig scheiden dürfe, Paulus dagegen die ganz andere, was der gläubige Ehegatte thun solle, wenn der ungläubige durch Verlassung des anderen die Ehe thatsächlich aufhebe. Berechtigt der Ehebruch zur Scheidung, so muß auch die bösliche Verlassung, die in gewisser Hinsicht noch schlimmer ist als der Ehebruch, zur Wiederverheirathung berechtigen. Denn eine ohne Schuld des verlassenen Theiles nicht mehr vorhandene Ehe kann kein Hinderniß sein für die Anknüpfung eines neuen Bandes.

Nicht der Stimme der Kirche, sondern seiner subjectiven Ansicht folgt Dr. Huschke auch, wenn er den Satz aufstellt: „Wenn Christus selbst Mosis Berücksichtigung der Herzenshärtigkeit für das Recht der Scheidung entschuldigte, so liegt darin auch eine Entschuldigung aller weltlichen Obrigkeit, die dasselbe thut.“ Er übersieht, daß die „weltliche Obrigkeit“ von Gott und Rechtswegen eine christliche ist, daß sie von Getauften verwaltet wird und über Getaufte gesetzt ist, die als solche dem Gebiete der (unverschuldeten und daher Berücksichtigung verdienenden) Herzenshärtigkeit entnommen sind, welche eine specifisch alttestamentliche Krankheit war, denen die Güter und Gaben des Neuen Bundes zu Gebote stehen und welche die Verpflichtung auf sich genommen haben, Alles zu halten, was ihnen Christus geboten hat, also auch das ernste Wort: „ich aber sage euch.“ Dr. Huschke geht aber noch weiter. Auch der „unirten“ und somit ruinirten Kirche soll man die Befolgung des Wortes des Herrn nicht im Ernste zumuthen können. So gewinnt er also nach großem Anlaufe ein winziges Resultat. Er gibt Alles auf, außer dem Häuflein der separirten Lutheraner, für welches das Ehescheidungsrecht wohl nur geringe Bedeutung hat. Diese sollen, so hofft er, auf ihrer bevorstehenden Generalsynode den Scheidungsgrund der böslichen Verlassung abschaffen. Dieser Wunsch, der durch die Stellung Huschke's als „Direktor des Ober-Kirchen-Collegiums der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen“ viele Aussicht auf Erfüllung zu haben schien, hat sie doch nicht gefunden. Die Generalsynode ist unsers Wissens so besonnen gewesen, die Frage gar nicht zu verhandeln.

Die zweite beachtenswerthe Schrift: „Die Ehescheidungsfrage von Dr. von Harleß“, ist zugleich gegen die Erlanger Aufsätze und gegen Dr. Huschke gerichtet und gibt nach beiden Seiten hin treffliche Ausführungen, die an Licht gewonnen haben würden, wenn der Verf. die von ihm bekämpften Gegner deutlicher bezeichnet hätte. Er hätte, so möchte uns scheinen,

seine Abneigung gegen persönliche Polemik hier der Sache zum Opfer bringen sollen. Gegen die Annahme, daß Christus das ideale Gottesreich im Auge habe, bemerkt die Schrift in Uebereinstimmung mit unseren früheren Ausführungen: „Was das für ein ideales Gottesreich sein sollte, in welchem noch Hurerei vorkommt und in welchem das Vorkommen derselben ausdrücklich vorausgesetzt wird, dies liegt jenseits meines Begriffsvermögens. — — Vielmehr denkt Christus an Eheleute in demselben Sinne, in welchem die Pharisäer an sie dachten, an Männer, die ein Gelüsten tragen konnten, durch Scheidung die erste Frau los zu werden, um eine andere zu heirathen, und sagt im Hinblicke auf solche, welche Verschuldung der Mann hiemit auf sich lade. — Was Gottes Gesetz und ursprünglicher Schöpferwille ist, gilt allen Menschen und schuldigt und richtet alle, welche dawider handeln. Ein nur Christen bindendes Gesetz, das aus Gottes uranfänglichem Schöpferwillen abgeleitet wird, ist eine eben solche Undenkbarkeit, wie überhaupt ein ethisches Gesetz Gottes, welches nicht für Alle, sondern nur für Einzelne da wäre."

Gegen G. R. Huschke, welcher das, was Paulus in Bezug auf die bösliche Verlassung anordnet, zur bloßen Antiquität machen, es auf die damaligen Verhältnisse zwischen Christen und Heiden beziehen will, dergleichen jetzt kaum mehr vorkommen können, es sei denn etwa auf den Südseeinseln, wird bemerkt: „Der Stand der infidelitas des einen Theils kommt bei dem, was dem gläubigen Theile zusteht, gar nicht als das berechtigte Moment in Betracht, sondern nur die Gewalthat, welche beim Ungläubigen durch kein apostolisches Gebot zu verhindern ist. Der mit Unrecht Beraubte soll sich nicht als geknechtet an den Räuber betrachten; wenn der Raub nicht dazwischen wäre, möchte der Gläubige immerhin mit dem Ungläubigen ehelich zusammenbleiben. Ebenso wenig ist der Aufhebung der Ehe durch den ungläubigen Theil der Haß gegen die Christlichkeit des anderen Theiles als Motiv unterzuschieben. Davon steht kein Wort im Texte und die Motive zur Trennung werden so mannigfaltig zu denken sein, als wir sie vorher bei beiderseits christlichen Gatten denken mußten. Endlich ist es auch verkehrt, die dem christlichen Theile naheliegende Gefahr der Verläugnung seines Christenthums als den Grund zu nennen, warum der Apostel den Gläubigen nicht bindet. Die Gefahr läge doch wahrlich für die noch viel näher, welche der Apostel in der Ehe bleiben heißt."

Einzelnes findet sich auch in der vorliegenden Schrift, dem wir nicht zustimmen können und was uns nicht einstimmen läßt in den Wunsch des verehrten Verfassers, daß nur solche die Ehesachen behandeln mögen, welche die praktische Schwierigkeit derselben aus Erfahrung erkannt haben. Es ist doch nicht zu verkennen, daß diese eigenthümlichen Versuchungen ausgesetzt sind. Der Verf. will die Rücksichtnahme auf die Herzenshärtigkeit für die Obrigkeit nicht ganz ausgeschlossen wissen. Da liegt der eigentliche Cardinalpunkt der Frage, und wir hätten gewünscht, daß der Verf. unsere Beweisführung, daß die Herzenshärtigkeit ein specifisch alttestamentlicher Zustand sei, schärfer ins Auge gefaßt hätte, während er in der That auf diesen wichtigen Punkt gar nicht eingeht. So vorsichtig der Verf. sich auch verklausuliren mag, die Herzenshärtigkeit, einmal zugelassen, reißt Alles an sich, und das Gesetz Mose's hat eben deshalb der Licenz der Ehescheidung mit vollem Rechte gar keine Gränzen gesetzt. Wird die Herzenshärtigkeit als legitim erkannt und nicht als ein Anachronismus bei Seite geworfen, so ist die gegenseitige Abneigung ein stattlicher Scheidungsgrund, in vieler Hinsicht ein besserer als Sävitien. Dr. von Harleß verzichtet ferner darauf, daß die bürgerliche Gesetzgebung sofort in allen Theilen auf die Norm der heiligen Schrift zurückgeführt werde. Wir meinen dagegen, daß die Kirche nicht befugt ist, ihre Anforderungen irgend niedriger zu stellen, als ihr Herr sie gestellt hat, und daß eine „principielle Remedur," die nicht unmittelbar auf das Wort Gottes zurückgeht, in der Hauptsache nichts schaffen kann und bald haltlos zusammensinken muß, weil sie den Charakter des Selbstgemachten und Willkürlichen trägt. Auch darin können wir unserm verehrten Freunde nicht beistimmen, daß er bei der Beantwortung der Frage: „ob solchen, welche etwa unter der Zulassung des bürgerlichen Gesetzes die Ehe gelöst haben, die begangene Schuld durch Wiederaussöhnung nicht tilgen können und Gewissensgründe haben eine neue Ehe zu begehren, unter allen Umständen der kirchliche Consens zur Wiederverehelichung zu versagen sei," ein so entschiedenes Gewicht auf die Reue und Bußfertigkeit legt. Die Buße kann solches Gewicht nur in Gottes Augen haben, nicht vor menschlichem Urtheil, welches das Edelste, die Buße, und das Gräulichste, die Heuchelei, nicht mit Sicherheit von einander zu unterscheiden vermag. Was man da Buße nennt, ist oft nur eine Erschwerung des Vergehens. Ernste Mitglieder geistlicher Behörden reden mit tiefem Schmerze von den Eindrücken, welche sie empfangen, wenn die Verhandlungen über die Bußfertigkeit am grünen Tische gepflogen werden. Ueberhaupt kann, um wegen der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes auf früher schon Berührtes noch einmal zurückzukommen, nichts verderblicher sein, als wenn die Verhandlungen über die Ehesachen ins Subjective hineingezogen werden, wenn an die Stelle unwandelbarer Normen und beweisbarer Thatsachen subjective Ansichten über Gemüthszustände und bloße Worte oder Gefühle treten. Die Kirche bringt sich dadurch so herunter, daß sie besser thäte, sich blindlings wieder den Urtheilen der weltlichen Gerichte anzuschließen.

Unter den Ereignissen, welche zunächst unserem engeren Vaterlande Preußen angehören, sind die Ver-

handlungen der Generalsynode der separirten Lutheraner von nicht geringem Interesse. Bei Separationen, die nicht durch die äußerste Noth hervorgerufen und unmittelbar durch das Gewissen geboten werden, liegt eine große Gefahr darin, daß in den durch solche Separationen gebildeten Gemeinschaften sich eine Ueberzahl von Charakteren vorfindet, welche zur Schroffheit hinneigen und eben durch diese Neigung zur Theilnahme an der Separation getrieben wurden. Durch das Uebermaaß dieses Elementes in diesen Kreisen steigert sich die Schroffheit noch, indem Einer den Anderen schärft, Einer den Anderen überbieten will. So lange die Verfolgung dauert, wendet sich diese Schroffheit nach außen, wenn aber die äußere Bedrängniß aufhört, wirft sie sich nach innen, übertreibt die überall, wo Menschen sind, vorhandenen Schäden und Unvollkommenheiten ins Ungeheuerliche und führt neue Separationen und zuletzt, wenn Gott nicht wunderbar hilft, die völlige Auflösung und den Untergang herbei. Unter unseren separirten Lutheranern hatte sich eine solche Crisis schon seit längerer Zeit vorbereitet, und bis zu welcher Höhe sie bereits gestiegen war, geht schon aus der Thatsache hervor, daß bei der Versammlung der Generalsynode, welche ihr Abhülfe schaffen sollte, die sonst vor dem Beginn der Verhandlungen übliche gemeinsame Abendmahlsfeier unterbleiben mußte. Daß die Crisis auch jetzt noch nicht vorüber ist, daß die Generalsynode nur die unmittelbar drohende Gefahr einer Trennung vorläufig abgewandt hat, ist eine offen zu Tage liegende Thatsache. Von der einen Seite sagt Kirchenrath Nagel in der trefflichen Predigt, die er am Schlusse der Generalsynode hielt: „Es sind Zeichen da, daß ein Feuer in unserer Kirche glimmt, das sie zu zerstören droht, wenn es nicht gelöscht wird, und dessen völlige Erstickung durch alle bisherigen Bemühungen noch keineswegs erreicht ist. — Es ging uns allen wohl ein Schwert durch die Seele, als wir vor vier Wochen die Kirche verlassen mußten ohne miteinander des Herrn Leib und Blut empfangen zu haben. — Es hat der Synode nicht gelingen wollen, die eigentlichen Urheber und Vertreter jener Angriffe von der Grundlosigkeit derselben völlig zu überzeugen und sie mit der übrigen Synode völlig eines Sinnes zu machen.“ Von der andern Seite erklärt das Organ der Partei des Pastors Diedrich, des eigentlichen Führers der Opposition gegen das Oberkirchencollegium: „Viel betrübender ist, daß uns der eingehende ernste Kampf über die Grundsätze nicht zur Einigkeit in denselben geführt, vielmehr die unter uns vorhandenen, nicht unbedeutenden Gegensätze nur klar und scharf herausgestellt hat. — Die Hauptschlacht wird also wohl nun beginnen und noch ernstlicher geschlagen werden, als bisher unsere ungeschickten Vorpostengefechte“, Worte, welche unmittelbar an den Ausspruch des Propheten erinnern: „Man schneidet zur Rechten und leidet Hunger, frißt zur Linken und wird nicht satt. Ein jeglicher frisset das Fleisch seines Armes“, was dort als ein schweres, dringend zur Buße auffforderndes göttliches Verhängniß erscheint.

Als den eigentlichen Mittelpunkt des Kampfes müssen wir

die Reaction des Pastorenthums gegen das juristische Wesen betrachten. Von den beiden leitenden Persönlichkeiten bei der Lutherischen Separation, Scheibel und Huschke, trat der erstere bald in den Hintergrund. Er wurde aus seinem Vaterlande entfernt, mußte seine schweren Tage in der Verbannung beschließen, und war auch nur in dem engen Kreise der einzelnen Gemeinde recht an seiner Stelle, welche zu erbauen, namentlich in kleineren Versammlungen, ihm treffliche Gaben verliehen waren. Sein durchaus singuläres, unpractisches Wesen, die Vorliebe, mit der er bloßen Einfällen und Extravaganzen nachhing, mußte ihn bald von der Gestaltung und Leitung der kirchlichen Gemeinschaft ausschließen, zu deren Bildung er mit seinem tief von der Wahrheit der Lehre Luthers durchdrungenen und für sie erwärmten Gemüthe den ersten Impuls gegeben hatte. Die Seele des Ganzen wurde nun Huschke, ein nicht minder von der Wahrheit tief ergriffener Geist, aber durch und durch ein Mann des Gesetzes und Rechtes, dabei nach seinem ganzen, durch seine Lebensführung und durch langjähriges hartes Kämpfen noch gesteigerten natürlichen Wesen überall scharf abschneidend.

Die Eigenthümlichkeit Huschke's, deren Lichtseite es die Separation verdankt, daß sie unter so schwierigen Verhältnissen bis auf den heutigen Tag zusammengehalten wurde und so mannigfachen zerstörenden Potenzen widerstehen konnte, prägte sich vollständig in den unter seinem Einflusse entstandenen „Synodalbeschlüssen“ ab, welche die Grundlage des gesammten Kirchenwesens der separirten Lutheraner bilden. Die Kirchenordnungen aus der Blüthezeit der Lutherischen Kirche, wie z. B. die für die Gemeinden in Oestreich von Chyträus, wohl die trefflichste unter allen, der ein Wiederabdruck dringend zu wünschen wäre, die alte Mecklenburger, tragen überall vorwiegend pastoralen Charakter, sie wenden sich an das Herz und legen sich um dasselbe, so daß man sie von Anfang bis zu Ende zur Erbauung lesen kann, die auch bei dem größten Eingehen in Details nicht leer ausgeht. Sie folgen in dieser Hinsicht dem Vorbilde des fünften Buches Mose, welches sich, im Unterschiede von der früheren Gesetzgebung und in Ergänzung derselben, überall vorwiegend an Herz und Gewissen wendet. War solche Ergänzung schon unter dem A. B. nothwendig, so wird die Kirche des N. T. dadurch um so mehr gemahnt, sich in Aufstellung ihrer Ordnungen vor einer bloßen starren Gesetzlichkeit in Acht zu nehmen, von der sich in dem Muster aller Kirchenordnungen, den Pastoralbriefen, auch nicht eine Spur vorfindet. Diese Mahnung nun haben die „Synodalbeschlüsse“ überhört. Sie gehören zu vorwiegend dem Bereiche tödtenden Buchstabens an, und man kann sich daraus in den meisten Partieen so wenig erbauen, wie aus der trocknen und salbungslosen Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung vom Jahre 1834. Auch der Kirchenbegriff der „Synodalbeschlüsse“ führt auf ihren juristischen Ursprung. Er hat etwas von der Starrheit des Römischen.

Von demselben Geiste, von dem die Synodalbeschlüsse ausgingen, waren ohne Zweifel auch die Entscheidungen des Ober-

kirchencollegiums der separirten Lutheraner durchdrungen, in dem Huschke durch eminente Begabung und in die Zeit des Ursprunges zurückgehende Auctorität einen vorwiegenden Einfluß hatte. Sie glichen, wie wir besonders aus den Klagen der Opposition abnehmen, zu sehr den Entscheidungen eines weltlichen Gerichtshofes, sie ließen den herzlichen väterlichen Ton vermissen, das Bitten und Ermahnen an Christi Statt, was den geistlichen Behörden so wohl ansteht und was uns in der größeren Kirche jetzt, nachdem die Bande des Büreaukratismus mehr und mehr sich zu lösen beginnen, so oft in wohlthuender Weise entgegentritt, besonders in den Erlassen der Generalsuperintendenten.

Eine Reaction des Pastorates gegen dies juristische Wesen konnte nicht ausbleiben. Sie ist aber in Folge der unter den Separirten überhaupt herrschenden Schroffheit und der excessiven des Stimmführers der Opposition, Past. Diedrich, in einer Weise erfolgt, die ganz dazu geeignet ist, überhaupt ihre Berechtigung zu verdunkeln. In Wahrnehmung der Mängel der Synodalbeschlüsse läßt sich Past. Diedrich verleiten, überhaupt die Berechtigung einer kirchlichen Gesetzgebung zu bestreiten, und erhebt sich mit dieser Bestreitung gegen die gesammte Lutherische Kirche, die nie ohne Kirchenordnungen von bindender Auctorität gewesen ist. Er erklärte auf der Generalsynode nach dem Berichte in der unter seinem Einflusse stehenden Zeitschrift: „es sehe nach unseren Synodalbeschlüssen so aus, als sei es die Aufgabe der Kirche, zum Bau des Reiches Gottes allerlei Gesetze zu geben und zwingende Auctoritäten zu schaffen, denen zu gehorchen für ein Gott wohlgefälliges Opfer erklärt würde; wenn es im Leben unserer Gemeinden wirklich ganz nach den Synodalbeschlüssen ginge, würden sie aus der Kirche ein Gerichtshaus gemacht haben. — Man müsse sich in freier Liebe einigen, einander nachgeben und die durch Herkommen und Uebereinkommmen bestehende Ordnung ernstlich halten. Nur solle sie nicht geltend gemacht werden kraft göttlich gegebener Auctorität." Es mußte Huschke natürlich leicht werden, einen so ohne Bedacht gegen die Berechtigung kirchlicher Gesetzgebung gerichteten Angriff zurückzuweisen und damit den Schein hervorzurufen, als ob die Opposition überhaupt eine völlig grundlose sei. Er führte den Beweis, daß im N. T. selbst schon eine Reihe kirchlicher Verordnungen enthalten sei, über die Taufe, die Kirchenzucht, das Nichtpredigen der Weiber, das Annehmen von Klagen gegen einen Aeltesten u. s. w. Aber er konnte damit doch das Gefühl der Berechtigung zur Opposition überhaupt nicht aus den Seelen der Opponenten reißen, so wenig als der Zahnschmerz beseitigt werden kann durch die Nachweisung, daß es thöricht sei, seinetwegen den Kopf abzureißen. — Nicht minder heroisch war das Mittel, welches die Opposition zur Beseitigung der wahrgenommenen Mängel in der Verwaltung des Oberkirchenrathes vorschlug. Nach ihr soll es überhaupt kein eigentliches Kirchenregiment mehr geben, die Leitung der Kirche soll ganz in die Hände der Pastoren gelegt werden. Past. Räthgen in Verein mit neun anderen Pastoren stellte den Antrag, „die Synode wolle auf Grund des 28. Artikels der Augsburgischen Confession und der Schmalkalder Artikel die

Behauptung verwerfen, daß es in der Kirche ein vom Predigtamte verschiednes eignes Amt des Kirchenregimentes gebe, welches von Gott gestiftet sei", und einen im Wesentlichen gleichlautenden Antrag stellten neun andere Pastoren im Namen der Elberfelder Conferenz. Es wurde auch hier wieder der Partei des Oberkirchencollegiums leicht zu zeigen, daß schon das N. T. eine Mehrheit und Abstufung kirchlicher Aemter kenne, daß nach der Theorie der Opposition „unsere lutherischen Väter 300 Jahre hindurch wider das Evangelium gehandelt haben müßten." Aber man konnte nur diese ungeschickte Form der Opposition zu nichte machen, nicht aber ihre eigentliche Wurzel ausreißen.

Die beiden Anträge der Opposition fielen auf der Synode durch. Doch dadurch ist die Sache noch lange nicht abgemacht. Wir betrachten das Zerwürfniß nicht mit Schadenfreude. Wir wünschen von Herzen, daß die Wunde geheilt werde. Eine Sache, an die so viel Ernst und Treue, soviel Opferfreudigkeit gewandt ist, die auch durch Schmach und Verfolgung von Seiten der Welt ein gutes Siegel erhalten hat, kann, ja muß auch von uns in mancher Beziehung als eine Sache des Herrn betrachtet werden. Die lutherische Separation, die der Herausgeber mit einem andern Auge betrachtet, als dem eines Pastors, der sich in den Verlust geliebter Gemeindeglieder nicht finden kann, trotz der öffentlichen Zurechtweisung, die er neulich von einem solchen erhalten, hat ihre Mission für die größere Kirche noch nicht beendigt, und es würde uns tief schmerzen, wenn sie durch innere Zerrüttung unfähig gemacht würde, diese Mission ferner zu erfüllen. In diesem Sinne erlauben wir uns noch einige Bemerkungen, die vielleicht hier und da ein geneigtes Ohr finden werden.

Die Majorität der Generalsynode hat allen Grund, den Gegnern Liebe und Schonung zu beweisen, und der Geist, aus dem auf der Generalsynode der Antrag des Superintendenten Lasius hervorging, den Past. Diedrich, einen Mann, der abgesehen von dem Uebermaaß seines polemischen Eifers, nach dem Zeugniß aller, die ihn näher kennen, in hohem Grade ehrenwerth dasteht, im Hause, in der Gemeinde und in weiteren Kreisen, „nicht eher als ein Glied der Synode anzuerkennen, bis er über seine in den Angriffen auf die Synodalbeschlüsse und die Ausschreiben des Oberkirchenrathes begangenen öffentlichen Aergernisse und Versündigungen Buße gethan," ist sicher nicht der rechte. Die Opposition ist keine aus der Luft gegriffene, sie hat eine reelle Veranlassung, und wenn sie mit einer Schroffheit geführt wird, für deren Maaßlosigkeit die Abbitte des Past. Diedrich vor der Generalsynode characteristisch ist, welche mit einem gewiß aufrichtigen Bußbekenntniß begann und auslief in die ärgsten neuen Invectiven gegen seine Gegner, wodurch die eben reuig bekannten früheren noch überboten wurden, so dürfen sie nicht vergessen, daß sie die Früchte des Baumes essen, den sie selbst mit gepflanzt haben. So lange die Schroffheit des Pastor Diedrich und seiner Genossen sich gegen die größere Kirche wandte, war sie seinen jetzigen Gegnern ganz angenehm, und wie sehr diese

Schroffheit das Ganze durchdringt, mit Einschluß des von der Opposition angegriffenen Oberkirchencollegiums, das zu zeigen genügen schon die gedruckt vorliegenden „Verhandlungen zwischen dem Oberkirchencollegium der Ev.-Luth. Kirche in Preußen und dem Ev.-Luth. Missionscollegium zu Leipzig, über den Abendmahlsgenuß der Leipziger Missionszöglinge", Breslau 1860. Am 23. December 1857 zeigte das Missionscollegium dem Breslauer Oberkirchencollegium an, daß vor Kurzem drei Zöglinge ihren Austritt aus der Missionsanstalt erklärt hätten, „weil sie in Leipzig keinen Altar wüßten, von welchem Unirte grundsätzlich ausgeschlossen seien, und sie daher auch nicht mit gutem Gewissen daselbst zum Abendmahl gehen könnten." Es half nicht, daß das Missionscollegium die Zulassung solcher, die äußerlich dem Verbande der Union angehören, nur unter der Bedingung vertreten wollte, daß sie den Glauben und das Bekenntniß der Lutherischen Kirche theilen. Das Oberkirchenkollegium verwarf dies Zugeständniß und ebenso andere als ungenügend, und die unbedingte Lossagung von der Leipziger Missionsgesellschaft stand in unmittelbarer Aussicht und wurde nur dadurch abgewandt, daß die Abgeordneten des Leipziger Missionscollegiums an die Generalsynode, Prof. Luthardt und Direktor Hardeland so klug waren, nachgiebig zu erklären, „daß es ihnen fern liege, unter irgend welchen Umständen Zöglinge zum Abendmahlsgenuß an einem bestimmten Altar nöthigen zu wollen," im Gegensatze gegen die bisherige Praxis, welche alle Zöglinge der Anstalt an Einem Altare versammelt hatte, was auch offenbar das Naturgemäße ist, und „daß sie die Bedenken gegen die Theilnahme an solchem Abendmahl nicht für unberechtigt erklären wollten." Man sieht, in welchem Grade die ursprünglich reformirte Krankheit, bei jedem Anlaß gleich zur Separation zu schreiten, auf diese Lutheraner übergegangen ist, wie weit sie von der Duldsamkeit und Leidsamkeit entfernt sind, welche in allen solchen Fragen einen Grundzug des Lutherischen Wesens bildet. In der principiellen Anschauung, daß die unbedingte Abendmahlsgemeinschaft zwischen der Lutherischen und der Reformirten Kirche dem Wesen der ersteren widerstreitet, sind wir mit unseren separirten Brüdern einverstanden, aber wir können nur Schroffheit darin erblicken, wenn man eine solche Frage in alle Winkel und bis zur Mückenseigerei verfolgt und Anstoß daran nimmt, daß in einer Kirche lutherisch gesinnte „Unirte" zum Abendmahl zugelassen werden, der in allen andern Beziehungen die Kirchenzucht fast völlig abhanden gekommen ist. Wir möchten zweifeln, daß aus solchen Missionszöglingen, wie die, deren Sache das Oberkirchencollegium führte, gute Missionare werden. Muß man sich nun sagen, daß man selbst den Geist der Schroffheit mannigfach genährt und dazu geholfen hatte, ihn groß zu ziehen, so sollte man gar leidsam sein, wenn man selbst unter ihm leiden muß.

Die Partei des Pastor Diedrich aber sollte bedenken, daß nicht sie die Wurzel tragen, sondern die Wurzel sie. Sie besteht meist aus solchen, die später hinzugetreten sind, und der

Geist Huschke's mit seinen trefflichen Gaben und den begleitenden menschlichen Einseitigkeiten, die wir uns auch bei Luther gefallen lassen müssen, ist der in dieser Gemeinschaft berechtigte. Konnten sie sich in ihn durchaus nicht finden, so mußten sie sich von dieser Gemeinschaft fern halten, in der Erkenntniß, daß Gemeinschaften überall nicht auf einem Papier oder auf abstracten Grundsätzen, sondern auf Persönlichkeiten ruhen. Es bleibt ihnen unverwehrt, ja es ist ihre Pflicht, den wirklichen Einseitigkeiten in milder Weise, besonders dadurch, daß sie den ächten Pastorengeist in sich recht zur Herrschaft gelangen lassen, entgegenzuwirken, aber durch ein Anstürmen versündigen sie sich gegen das vierte Gebot, das so lange hier gilt, bis eine andere hervorragende kirchenbildende Persönlichkeit in ihrer Gemeinschaft aufsteht, die doch wahrlich in dem Kreise der Opposition nicht zu finden ist, und werfen zugleich alle Klugheit über Bord. Denn das Resultat, das sie im besten Falle erreichen können, steht in gar keinem Verhältniß gegen den unermeßlichen Schaden, den sie durch die Zwietracht anrichten. Besonders kleine Dinge können nur durch die Eintracht wachsen, und diese zu pflegen ist doch gewiß in einer Gemeinschaft Grund genug vorhanden, welche in der eigentlichen Lehre des Evangeliums und dem reinen Brauche der Sacramente übereinstimmt. Großes Unheil hat es gebracht, was geradezu als widersinnig betrachtet werden muß, daß diese feinen geistigen Sachen in aufregender Weise in populären Zeitschriften behandelt werden, welche Handwerker, Tagelöhner und Dienstboten zu Lesern haben. Ein Feuer, das einmal in diese Regionen drang, in denen Alles massiv gefaßt wird und in Beziehung zu Himmel und Hölle, ist sehr schwer wieder zu löschen.

Außer den besprochenen beiden Hauptfragen sind auf der Synode noch einige Nebenfragen zur Sprache gekommen. Ein Mitglied der Opposition, Pastor Wolf aus Magdeburg, Pastor Diedrich's treuer Genosse, sprach seine Bedenken darüber aus, ob nicht bei der Neubildung der Kirchengemeinschaft und ihrer Sonderung von der Landeskirche Verfassungsideale (besonders in Bezug auf die Loslösung vom landesherrlichen Kirchenregimente) stark in's Spiel gekommen seien. Wir könnten uns zum Beweise für das Gegründete dieser Bedenken auf eine lange Reihe von Gesprächen mit dem seligen Dr. Scheibel berufen, der stets die von ihm und den Gleichgesinnten vertretene Sache als eine zweigetheilte bezeichnete, die Aufrechthaltung der Lutherischen Lehre und die Aufrechthaltung der durch ihn zuerst ermittelten wahrhaft schriftmäßigen Verfassung, und taub war gegen alle Vorstellungen, welche darauf hinwiesen, daß er durch die Betonung des letzteren Momentes seine Sache gegenüber den Behörden in die mißlichste Stellung bringe, daß er wenigstens zuerst nur das Recht auf die Lutherische Lehre hervorheben solle, da das Andere sich, wenn dies erst Anerkennung erlangt habe, von selbst finden werde. Doch wir haben nicht nöthig, uns auf Gespräche zu beziehen, die Actenstücke geben hinreichende Auskunft. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 23. Januar. № 7.

Vorwort.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter den „Wünschen der lutherischen Gemeinde in Breslau, Herrn Minister von Altenstein überreicht" in Scheibel's Unionsgeschichte 2., S. 177 lautet gleich der zweite: „eine von der Gemeinde zu gebende, nach der heil. Schrift N. T. einzurichtende Presbyterialverfassung." In dem Schreiben an den Minister vom 16. Mai 1831 sagt Scheibel: „allein in jahrelang möglichst sorgfältig fortgesetzter Untersuchung der in der heiligen Schrift angegebenen kirchlichen Verfassung — — konnte und durfte mein Berufen auf die tiefste ernsteste Gewissensüberzeugung gegründet sein." Die Unterzeichner der „dem Minister eingereichten Abhandlung über lutherische Verfassung" (Scheibel 183 f.) hoffen am Schlusse „den Schutz für eine Verfassung, welche der Heilige Geist ebenso in seinem Reiche geboten hat, als die Ordnung Gottes des Vaters in der Welt Werk von dessen Macht, Weisheit und Güte ist." Da wird also die projectirte Verfassung unmittelbar auf den Heiligen Geist zurückgeführt und für gleichberechtigt mit der unwandelbaren Naturordnung erklärt, wovon die Verpflichtung zu ihrer rücksichtslosen Durchführung die unmittelbare Folge ist. In gleicher Weise, wie die Römische Kirche, und weit abweichend von der Lutherischen stellen die Gründer der Gemeinschaft die Verfassung ganz auf dasselbe Niveau mit der reinen Lehre, mit dem Dogma, ja sie machen sie selbst zum Dogma. Angesichts dieser Thatsachen muß die Erklärung der Generalsynode vom 8. October in hohem Grade befremden, in der den Wolffschen Bedenken jeder Grund abgesprochen wird. Es wird darin versichert, „daß der entscheidende Grund, der ausschließliche Zweck und das einige Ziel der sogenannten Separation die kirchliche Aufrechterhaltung des von der Union gefährdeten luth. Bekenntnisses gewesen ist." „Solches Bestreben" — heißt es ferner — „brachte es mit sich, daß diese gesonderte Gemeinschaft sich auch irgendwie verfaßte, da auch eine Kirchengemeinschaft ohne irgend eine Verfassung auf Erden nicht denkbar ist. — Es hat daher auch unsern Vorkämpfern der Gedanke fern gelegen, eine bestimmte Art von Verfassung als eine ebenso wie die Lehre der göttlichen Wahrheit für alle Zeiten göttlich gegebene zu betrachten." Wie war es doch möglich, daß man sich in einen so offenbaren Widerspruch gegen das thatsächlich Gegebene verwickeln konnte? Es erklärt sich wohl nur daraus, daß die Erfahrung die großen Schwächen der vermeintlich vom Heiligen Geiste gebotenen Verfassung ans Licht gestellt hat, und daß man sich jetzt in die frühere Betrachtungsweise derselben auch nicht einmal geschichtlich mehr finden kann.

Der aus der Opposition hervorgegangene Antrag, daß die Synode den Chiliasmus verwerfen möge, steht auf den ersten Anblick mit den übrigen Tendenzen und Anträgen der Opposition in keinem Zusammenhange. Erkennt man aber, daß die Opposition eine wesentlich persönliche, gegen Dr. Huschke gerichtete ist und daß dieser den Chiliasmus in der Schrift: „das Buch mit den sieben Siegeln", vertheidigt hat, so tritt der Zusammenhang sofort ins Licht. Wir wollen gewiß dem Chiliasmus das Wort nicht reden, er erscheint uns als eine unter Umständen nicht unbedenkliche Verirrung. Dennoch aber können wir den Antrag auf eine förmliche kirchliche Verurtheilung und Verpönung desselben nicht billigen. Nicht nur, daß die Kirche überhaupt und die Lutherische Separation insbesondere in der Gegenwart viel gefährlichere Feinde hat, gegen welche sie die ganze Energie ihres Kampfes richten muß, des Kampfes, den sie unmittelbar als solche führt, nicht durch das Medium der Wissenschaft, es kommt hier besonders das in Betracht, daß der Chiliasmus für einen gewissen Standpunkt der Schriftauslegung eine Nothwendigkeit ist und daß eine kirchliche Verurtheilung von solchen nicht als begründet anerkannt werden kann, die auf solchem Standpunkt stehen. Wer z. B. so sehr in einer bloßen Buchstabenexegese befangen ist, wie der Verfasser der jüngsten Schrift für den Chiliasmus: „Das tausendjährige Reich gehört nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft an", Gütersloh 1860 *), der muß seinen „biblischen Realismus", sonst Judais-

*) Zur Charakterisirung dieser von einem im Lippischen im Segen wirkenden Geistlichen ausgegangenen Schrift reicht eine einzelne Aeußerung hin. „Ein jedes der Thore aus einer einzigen Perle", dies war unter vielen andern Gründen gegen eine buchstäbelnde Erklärung der Beschreibung des neuen Jerusalems eingewandt worden. Dagegen bemerkt der Vertreter des „biblischen Realismus": „Wenn Gott die irdische Perle verklären und eine himmlische Perle daraus machen will, sollte er nicht — da bei ihm kein Ding unmöglich ist — zu solcher Größe sie können anwachsen lassen, daß eine einzige Perle hinreicht, um ein Thor des neuen Jerusalems daraus zu bilden? Gott der Herr hat Perlenstoff genug." Man sollte es kaum für möglich halten, daß Einer, der von Jugend auf die heilige Schrift weiß, von Poesie so gar keine Ahnung haben kann, wie der Verf. dieser

mus genannt, allen kirchlichen Verurtheilungen als einen undurchdringlichen Schild entgegenhalten, und die Kirche begibt sich in eine mißliche Lage, wenn sie von einem Solchen Unterwerfung verlangt. Die Frage gehört für jetzt nicht dem kirchlichen, sondern dem wissenschaftlichen Gebiete an. Bei dem Fortschritte der exegetischen Bildung, namentlich bei tieferem Eindringen in die Prophetie des A. B., die überall geistlich gefaßt sein will und an der Judaisirende Buchstäbelei und Prosaismus zu Schanden werden, wird sie von selbst zu nichte werden. Als kirchlicher Merk- und Markstein genügt für jetzt der 17. Artikel der Augsburgischen Confession, durch den namentlich diejenigen hinreichend verwarnt werden, die es wagen möchten, den Chiliasmus auf die Kanzel zu bringen. Der Verlauf der Angelegenheit auf der Synode hat hinreichend gezeigt, daß die Opposition besser gethan hätte, sie nicht zur Sprache zu bringen. Es gelang dem Einflusse Huschke's, den „ursprünglich weit stärkeren Entwurf" einer Erklärung der Synode gegen den Chiliasmus „bedeutend abzuschwächen", und so ist es dahin gekommen, daß in dem Erlaß der Synode zwar der grobe Chiliasmus verworfen, dagegen aber der feine Chiliasmus, der, wie früher in diesen Blättern eingehend bewiesen wurde, in Art. 17 der Augsb. Conf. nicht minder verworfen wird, wie der grobe, für kirchlich zulässig erklärt, also der 17. Art. der Augsb. Conf. theilweise abgeschafft wird, wozu der Synode kein Recht zustand. Der in seinem gewundenen Ausdruck an das Tridentinum erinnernde betreffende Passus lautet: „Wer nun den 17. Art. unserer Augsb. Conf. *also* fest und deutlich mit uns bekennt, *dabei* aber das 20. Cap. der Offenbarung Johannis und andere vom geschichtlichen Gange des Reiches Gottes durch die Welt handelnde prophetische Stellen so verstehen zu müssen glaubt, daß er deren Erfüllung noch in der Zukunft sucht, dessen Rechtgläubigkeit soll man solcher Meinungen halber nicht verdächtigen."

Wir kommen nun zu einem unerquicklichen Gegenstande, *der kirchlichen Gemeindeordnung*, die wir gern ganz mit Stillschweigen übergingen, besonders im Hinblick auf den sonst schon hinreichend angefochtenen Stand unserer geistlichen Behörden, wenn es uns erlaubt wäre, von demjenigen zu schweigen, was im vorigen Jahre die Gemüther treuer Pastoren und Gemeindeglieder so vielfach beschäftigt hat und sie noch fortwährend beschäftigt.

Woraus ist die als Thatsache vorliegende fast völlige Theilnahmslosigkeit der Gemeinden an den Wahlen zu erklären? Die Gründe, die man vielfach dafür beigebracht hat, Abneigung

---

Schrift, der überall von der Meinung geleitet wird, es heiße die heilige Schrift ehren, wenn man die von tiefen und lebensvollen Anschauungen durchdrungene heilige Poesie in dürre und ordinäre Prosa wandelt. Der „biblische Realismus" ist in Wahrheit nichts anderes, als ein trockner Prosaismus und vielfach nicht anders anzusehen, als wenn man aus dem: „auch ich ward in Arcadien geboren" das Geburtsland des Dichters bestimmen wollte.

von Geistlichen und Patronen, demokratische Unzufriedenheit mit dem Wahlmodus u. s. w. reichen durchaus nicht hin. Sie könnten nur theilweise eine Wirkung ausgeübt haben. Hier aber ist die Erscheinung eine allgemeine. Ein umsichtiger und viel erfahrener Mann in der Schweiz äußerte neulich gegen den Herausg., die Noth des Lebens sei so groß, jeder so sehr durch seine eignen Interessen in Anspruch genommen, daß die politischen und communalen Wahlen, trotz ihrer nicht geringen Bedeutung, nur noch eine sehr geringe Theilnahme finden würden, wenn nicht so schwere Strafen auf die Nichtbetheiligung gesetzt wären. Das gilt auch — und vielleicht noch mehr für unsere Zustände. Mehr wie je kann die Kirche nur auf die Thätigkeit solcher rechnen, welche ganz in ihrem Dienste stehen und von denen das Wort gilt: „der Arbeiter ist seines Lohnes werth." Wir haben nur wenig „müßige Leute", das sehen wir schon an dem lahmen Wesen der christlichen Vereine, mit Einschluß auch der „inneren Mission", so weit sie nicht von solchen betrieben wird, die sie förmlich in ihren Dienst genommen. Schon sich zu den Wahlen abzumüßigen fiel den Meisten schwer, und sie empfanden dazu um so weniger inneren Trieb, da sie, die mitten im Leben stehenden, am besten wußten, wie wenig aus der Sache werden konnte, wie wenig die zu Erwählenden Zeit und Kraft und Lust haben würden, die ihnen zugemutheten Lasten auch nur mit dem Finger anzurühren.

Der gemeine Mann hat oft gar viel gesunden Menschenverstand. Er weiß aus Erfahrung, wie nöthig für jeden Beruf eine Schule ist, wie schon die tüchtige Ausübung des einfachsten Handwerkes eine Jahre lange und mannigfache Vorbereitung, mit sudavit et alsit, wie schon nach der Lehre der Heiden die Götter vor jede Tüchtigkeit den Schweiß gestellt haben, bedarf. Ihm kann der Gedanke nicht kommen, daß Gemeindekirchenräthe, welche wirklich im Stande sind, über die ganze Gemeinde, ihr Personal, ihre Zustände und Sitte Aufsicht zu führen, sich an der speciellen Seelsorge zu betheiligen, Kirchenzucht zu üben, über die Befolgung der agendarischen Vorschriften über die Liturgie zu halten, die Pflege der Mühseligen und Beladenen zu übernehmen u. s. w. u. s. w., über Nacht wie Pilze aus der Erde wachsen können. Er weiß, daß der Grobschmied an die Esse gehört, der Tischler an die Hobelbank, der Schuster bei seinem Leisten bleiben muß, und daß nur Pfuscherei, Stümperei und Hümpelei herauskommen kann, wenn man Leute mit Dingen betraut, die sie nie gründlich erlernt haben, auch nach ihrem ganzen Bildungsstande, dessen Gränzen der gemeine Mann gar wohl zu erkennen weiß, nicht erlernen können. Sie haben um so weniger Lust, solchem Werke Vorschub zu leisten, da sie selbst das Object dieser nach ihrer Anschauung unberechtigten Thätigkeiten sein sollen. Wenn der Geistliche kommt, „sich der Schwachen und Fehlenden anzunehmen mit heiligem Ernste", so lassen sie sich das gefallen, gern oder ungern, denn er hat darauf mit vielen Kosten und Mühen auf Schulen und Universitäten studirt und ist von den öffentlichen Behörden geprüft worden, zu denen man das Vertrauen hat, daß sie keinen Unwürdigen

durchlassen werden, er verwendet auf solche Dinge sein ganzes Leben und Streben, und er ist der Träger des Amtes, das man seit Jahrhunderten mit Ehrerbietung zu betrachten gewohnt ist; wenn aber ein Tagelöhner von seinem Mistkarren hinweg in gleicher Absicht käme, so würde man das unerträglich finden, und der Herausgeber muß gestehen, es würde auch ihm unerträglich vorkommen, wenn er sich auch nicht in die Ausdrucksweise jenes Junkers in Pommerland finden kann, welcher drohte, er würde einen Solchen mit Hetzpeitsche und Hunden vom Hofe herunterjagen.

Zur Herabstimmung hochfliegender Erwartungen von der Wirkung der Laienältesten hätte schon hinreichen können, was Vitringa, der treffliche Holländische Theologe, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, also auf Grund anderthalbhundertjähriger Erfahrung über die Wirksamkeit der Laienältesten in seinem Vaterlande sagt (de synagoga S. 485): „Ich sollte kaum meinen, daß Jemand, der die Bedeutung des Wortes Bischof bei Paulus versteht und der unsere Laienältesten kennt, Menschen, die sicherlich kaum einen andern Dienst leisten (und wenn sie dazu nur wirklich tüchtig wären, wie sie es oft nicht sind), als daß sie die Macht der Diener des Wortes Gottes mäßigen, im Ernste wagen würde, sie Bischöfe zu nennen." Diese Aussage des nüchternen, umsichtigen, parteilosen Mannes wiegt schwerer als das Rühmen derjenigen, welche gern ihre Besonderheit der ganzen Kirche aufdringen möchten und in diesem Interesse gegen den wirklichen Thatbestand blind werden. Die Noth der Zeiten, die Athemlosigkeit, das Lechzen nach dem Schatten ist seit Vitringa viel größer geworden, und der von ihm angegebene alleinige Vortheil, die Domine's in der Demuth zu erhalten, kann jetzt kaum noch in Betracht kommen, da dem geistlichen Stande genug andere Gewichte angehängt sind, welche hinreichen, solche, die nicht durchaus hochmüthig sein wollen und die auch die neuen „Presbyter" nicht demüthig machen werden, in der Demuth zu erhalten.

Wir betrachten den Erfolg der Wahlen als eine nicht geringe Niederlage für die Kirche. Es ist überall gefährlich, wenn die Berge gebären und eine Maus herauskommt.

Wie ganz anders würde sich die Sache gestellt haben, wenn man still und geräuschlos, ohne viel Aufhebens, auch nicht mit einem Schlage überall, mit völliger Beseitigung des modernen Repräsentationsgedankens und der Absicht, der Kirche zu ihrer Selbstständigkeit zu verhelfen, die durch nichts jetzt mehr gefährdet wird, als eben durch solche Versuche — die Abhängigkeit von dem Staate ist in unserer Zeit ungleich weniger gefährlich, als die von dem „Herrn Omnes", den schon Luther als einen sehr schlimmen Patron kennzeichnet — den Geistlichen durch Denomination Notable aus der Gemeinde zur Seite gestellt hätte, um sie in wichtigen Fällen zu Rathe zu ziehen und durch sie eine Brücke zur Gemeinde zu gewinnen. Solche Aelteste kommen hier und da bei den Kirchenvätern vor (während die Reformirten Aeltesten, welche man jetzt bei uns in die Lutherische Kirche eingeführt hat, in dem ganzen kirchlichen

Alterthum ohne Beispiel sind, wie eifrig Reformirte Theologen selbst dies erwiesen haben, schon vor Vitringa der von ihm angeführte Scultetus). Augustinus z. B. schreibt mehrfach „an den Clerus und die Aeltesten der Gemeinde zu Hippo." „Es waren dies" — sagt Vitringa — „Honoratioren der Gemeinde, unterschieden und gesondert von dem Clerus und seinem Senate, ohne Theilnahme an der Amtsführung des Clerus oder des geistlichen Ministeriums." Man trug kein Bedenken, sie Senioren zu nennen, aber man enthielt sich sorgfältig der Bezeichnung Presbyter, damit die Gränze zwischen ihnen und denjenigen, für welche der Dienst an der Kirche der einzige Lebensberuf ist, nicht unsicher werde.

Es muß befremden, daß dem Institute der Laienältesten eine Basis in der Schrift zu geben versucht wird, nachdem die Theologie der Kirche, von welcher diese Institution bis auf das Formular zur Einführung der Aeltesten*) hinab unmittelbar entlehnt wird, schon längst in edler und sie ehrender Unbefangenheit auf diese Schriftbasis verzichtet hat. — Die Stelle 1 Tim. 5, 17, weit entfernt, den lehrenden Presbytern regierende an die Seite zu stellen, zerstört vielmehr solche Unterscheidung, indem sie auf das Nachdrücklichste darauf hinweist, daß die Grundlage aller übrigen Thätigkeiten der „Vorsteher" die lehrende Thätigkeit sei, so daß Niemand, mit welchem Eifer er sich auch der äußeren Angelegenheiten seiner Gemeinde annehmen mag, wohl vorstehen kann ohne zu arbeiten an dem Worte und an der Lehre, im Einklange mit 1 Tim. 3, 2, wo unter den nothwendigen Eigenschaften des, wie jetzt allgemein anerkannt wird, mit dem Aeltesten identischen Bischofs die aufgeführt wird, daß er lehrhaftig sei, im Einklange auch mit Tit. 1, 9, wonach ein Bischof oder Aeltester mächtig sein soll, sowohl zu ermahnen durch die heilsame Lehre, als diejenigen zu widerlegen, welche derselben widersprechen. Schon das reicht hin, die Beziehung auf die Laienältesten auszuschließen, daß die zu gewährende Ehre sich nach dem folgenden Verse darin äußern soll, daß man den Vorstehern ihren Unterhalt gewährt, ebenso wie nach Matth. 15, 4. 5 das Gebot, die Eltern zu ehren, die Verpflichtung zu ihrer Unterstützung in sich schließt und wie es in Sprchw. 3, 9 heißt: „ehre den Herrn aus deinem Vermögen." Danach kann nur an Solche gedacht werden, welche den Dienst an der Gemeinde zum ausschließlichen Berufe haben. Schon vor mehr als hundert Jahren bemerkt Mosheim in Bezug auf die in dem Einführungsformular vorliegende Auslegung dieser Stelle: „Diese Meinung behält in unseren Tagen nur

*) Das jetzt vorgeschriebene Formular ist dasselbe, dessen Vitringa S. 483 gedenkt als ausdrücklich den Irrthum aussprechend, den die Confessio Belgica vorsichtiger nur andeute. Es ist ein merkwürdiger Beleg dafür, wie weit die Praxis oft hinter der Wissenschaft zurückbleibt, daß dies Formular auch nach Vitringa sich in der Reformirten Kirche der Rheingegend behaupten konnte, die es aus Holland überkommen hatte, ja daß seit dem J. 1834 auch die Lutheraner der dortigen Gegend es sich gefallen ließen.

noch einen kleinen Anhang, der von Tage zu Tage abnimmt und vielleicht bald ganz verschwinden wird. Einige gelehrte Männer von der presbyterianischen Kirche selbst haben so geschickt und gründlich die Abtheilung der geistlichen und weltlichen Aeltesten der ersten Kirche bestritten und so klar gezeigt, daß sie in den Worten des Apostels keinen Schutz finde, daß die meisten derer, die sie sonst für gegründet gehalten haben, anderen Sinnes geworden sind." Die neben 1 Tim. 5, 17 geltend gemachte Stelle 1 Cor. 12, 28 zählt zuerst eine Reihe von Aemtern auf, dann eine Reihe von Gaben, unter ihnen die „Handreichungen" und die „Regierungen." Inwiefern diese Gaben zu Aemtern sich gestalten oder mit Aemtern sich verbinden, muß aus andern Stellen ersehen werden. Diese lehren, daß namentlich die Gabe der Regierung sich, so weit die Interna in Betracht kommen, überall an die Lehre knüpfen muß, die auch jeder tiefer eindringenden Betrachtung sich überall als die Grundlage darstellt. Wenn man die Gabe der Regierung den Laienältesten im Gegensatze gegen die Geistlichen zutheilt, so muß man die „Hirten" in bloße Lehrer verwandeln, was widersinnig und dem ganzen Sprachgebrauche der heil. Schrift entgegen ist, in welchem weiden ohne Weiteres so viel ist als regieren.

Das „Formular für die kirchliche Einführung der Mitglieder des Gemeindekirchenrathes" bot außer dem eben besprochenen Bedenken, welches in so überzeugender Weise von Dr. Stahl in der Berliner Pastoralconferenz geltend gemacht wurde, noch ein anderes dar. Die „Aeltesten" geben nach der Anrede: „Ihr gelobet vor Gott, des euch befohlenen Dienstes sorgfältig und treu, dem Worte Gottes und den Ordnungen der Kirche gemäß zu warten", den Handschlag. Eine so feierliche, gleichsam eidliche Uebernahme von Verpflichtungen, die man weder halten kann noch will, Angesichts der Gemeinde, welche gar wohl weiß, was es mit solchem Versprechen auf sich hat, erregte großen Anstoß. Man verlangt mit Recht, daß an heiliger Stätte volle Wahrheit herrsche, daß von dort alles hohle Wesen der Redensarten verbannt sei, das, an einem Orte zugelassen, sich sofort über das Ganze verbreitet.

Irren ist menschlich und den Irrthum bekennen christlich. Wir sind, Gott sei Dank, der Herrschaft des unfehlbaren Papstes entronnen. Es würde die Auctorität unserer obersten kirchlichen Behörde mächtig gestärkt haben, wenn sie das Formular, nachdem seine Mängel aufgedeckt worden, zurückgenommen hätte. Da man sich dazu nicht entschließen konnte, so kam die Sache in die mißliche Lage, daß, nachdem der Gebrauch des Formulares zur Unmöglichkeit geworden, Jeder sich selbst half, so gut es ging, unter ruhigem Zusehen der Behörde, der in den meisten Fällen von der vorgenommenen Aenderung Anzeige gemacht wurde.

In ein neues Stadium trat die Sache durch die unter dem 11. Juni ergangene „Instruction, betreffend die den Gemeindekirchenräthen obliegenden Pflichten" und die sie begleitenden „Andeutungen über die Aufgabe der Gemeindekirchenräthe." Erst hier trat die Absicht vollkommen klar und deutlich hervor, die Stellung, welche das geistliche Amt in der Lutherischen Kirche seit drei Jahrhunderten eingenommen, völlig zu verändern. An die Stelle der Pastoren treten fortan bloße Prediger, und man kann mit gewissem Rechte sagen, wir haben hier die massenhafteste Emeritirung vor uns, die je in der Kirche vorgekommen. Das Pastorat hat fortan der Gemeinderath zu verwalten. Es soll nach S. 3 der Instruction „jeder böse Anschein, als werde die Gemeinde vom Einzel- oder Eigenwillen regiert, vermieden werden." Der Gemeindekirchenrath hat „über die ganze Gemeinde, ihr Personal, Zustände und Sitte Aufsicht zu führen"; sie sollen sich zugleich an der speciellen Seelsorge betheiligen, in ihrer Gesammtheit die Kirchenzucht üben, die Aufsicht über die Liturgie haben u. s. w. Hiemit sind die ordentlichen Aufgaben bezeichnet. „So viel aber — wird hinzugefügt — steht überall für die christliche und amtliche Gesinnung fest, daß die väterliche und brüderliche Liebe, die sich bei den Aeltesten sammeln soll, den jedesmal geschriebenen Buchstaben der K. O. überragen wird." Das Wort von dem „köstlichen Werke" in 1 Tim. 3, 1, welches bisher nur auf den Pastor bezogen wurde, dem das gleich in V. 2 als nothwendig hervorgehobene Requisit der „Lehrhaftigkeit" allein zukommt, wird ohne Bedenken dem Gemeindekirchenrathe zugeeignet. Der Pfarrer führt zwar nach §. 4 den Vorsitz, wozu man den Grund nicht recht einsieht, wenn er nach S. 2 „das alleinige Amt der Predigt" verwaltet, dem in den Aeltesten „die Gaben der Regierung und der Pflege an die Seite gesetzt" werden sollen, aber die in dem „Formulare für die Einladung der Gemeinde zur Wahl des Gemeindekirchenrathes" dem geistlichen Amte zugesprochene „Leitung" ist, wie wir aus der „Instruction" ersehen, eine rein formelle, die Stimme des bisherigen Pastors wiegt nicht schwerer, wie die der Uebrigen. „Zur Gültigkeit eines Beschlusses" — heißt es in §. 6 — „ist erforderlich, daß — — mehr als die Hälfte der Erschienenen dafür stimmt." Die Heerde weidet sich fortan selbst durch ihre Repräsentanten, sei es von der rechten oder von der linken Seite. Dem Pfarrer wird nicht einmal das Recht der Einsprache gewährt, welches dem Patron zugesprochen wird „da, wo er seine gesetzlichen Rechte durch einen Beschluß beeinträchtigt glaubt."

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß hier ein Widerspruch vorliegt nicht nur gegen das gesammte bisherige Kirchenrecht, bis zu dem Preußischen Landrechte herab, und das, was einem jeden Pastor bei seiner Berufung gewährleistet wurde, sondern auch gegen den „Allerhöchsten Erlaß, betreffend die Fortbildung der Evang. Kirchenverfassung" vom 27. Febr., in dem es heißt: „Die verfassungsmäßigen Attributionen der kirchenregimentlichen Behörden, des geistlichen Amtes und die Gerechtsame des Patronates werden durch diese neue Einrichtung nicht berührt und bleiben dieselben in ihrer bisherigen Geltung bestehen." Es ist aber in Wahrheit ein schlechter Trost,

wenn man hervorgehoben hat, daß weder das Formular, noch die Instruction Kirchengesetze seien und daß man vollkommen berechtigt sei, auf Grund des Allerhöchsten Erlasses Protest gegen die Anerkennung einzulegen. Was helfen die stattlichsten Proteste, wo es sich nicht um Worte und Ansichten handelt, sondern um eine sofort ins Leben tretende Institution? Ein besserer Trost aber ist der, daß den natürlichen Verhältnissen eine mächtige Kraft einwohnt, wenn sie auf den Kopf gestellt worden sind, sich wieder auf die Füße zu stellen. Wenn in einer schwierigen Bausache ein Zimmermeister und sechs Pastoren mit gleichem Stimmrechte zusammentreten, so wird doch die eine Stimme des Zimmermeisters schwerer wiegen, wie die sechs der Pastoren. Wenn in einer schweren mathematischen Frage der Herausgeber nebst fünf seines Gleichen wunderlicher Weise gleiches Stimmrecht mit einem Mathematiker erhielten, so dürfte der letztere sich nicht fürchten, wir alle würden ihm aus einem Munde mit dem alten Märkischen Volksliede zurufen: „Hahnemann geh du voran, denn du hast große Stiefeln an.“ Es gehört zu den Jugenderinnerungen des Herausgebers, daß in dem Kreise der Pastoren die „Consistorialen“ und „Aeltesten“ und „Presbyter“ die Jabrüder genannt wurden. Ein tüchtiger Pastor schreibt: „Ich fürchte weder für mein Amt, noch für meine Gemeinde etwas von den hier erwählten Kirchenräthen und von der Befugniß derselben, unter meinem Vorsitze nach Majoritäten zu entscheiden.“ Doch kann das die schweren Bedenken gegen die neue Einrichtung nur mildern, nicht aufheben. Die Auctorität des geistlichen Amtes, in dem jetzt noch mehr wie sonst der Schwerpunkt der Kirche liegt, wird immer einen Stoß erleiden, in Städten werden schon jetzt verderbliche Conflicte zwischen dem Pastorat und dem Gemeindekirchenrathe hervortreten, und wenn einmal wieder, wie in den Jahren vor 1848, eine Zeit des Sturmes und Schwindels kommt, und sie wird kommen, kommen nach kurzer Frist, so wird sie in den Gemeindekirchenräthen bereitete Organe vorfinden. Ihre in den Zeiten der Windstille schlaff herunterhängenden Segel werden dann von dem Winde mächtig aufgeschwellt werden.

Es erhebt sich nun aber die ernste Frage: darf ein treuer Pastor mitwirken zur Einführung einer solchen Einrichtung? Soll er es sich nicht lieber gefallen lassen, daß man ihm den Hirtenstab aus den Händen nimmt? Die Frage ist keine müßige. Dem Vernehmen nach hat kürzlich ein ausgezeichneter und im Segen wirkender Geistlicher der Mark sich offen geweigert, die ihm anbefohlene Einführung des Gemeindekirchenrathes vorzunehmen.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die neue Einrichtung keine Begründung in der Schrift und in der Geschichte der Urkirche hat. Die positive Schriftbasis ging für die Reformirte Verfassungslehre verloren, seit es als feststehend erkannt wurde, daß die Aeltesten der Schrift identisch sind mit den Hirten und Bischöfen. „Wenn das so ist — sagt schon Vitringa — dann fallen die Laienältesten. Denn wer möchte wohl im Ernste behaupten, daß diesen Laienältesten der Name der Bischöfe zukomme? der Name der Hirten zukomme? Wenn wir das nicht wagen, so ist es um sie geschehen, weil keine andere Aeltesten von den Aposteln in der Kirche anerkannt und eingesetzt sind außer denjenigen, die zugleich Hirten sind und Bischöfe.“ — „Ich sage es rund heraus — erklärt derselbe (S. 484) — ich finde solche Aelteste nicht in der Apostolischen Kirche der ersten Zeit, auch nicht in der Kirche der folgenden Zeiten, nicht in den Schriften der Apostel, nicht in den Denkmalen der folgenden Jahrhunderte.“ Ja was noch mehr ist, die neue Einrichtung widerstreitet der Apostolischen Kirchenverfassung. Das möge wiederum der gewiß unparteische Vitringa bezeugen: „Die Aeltesten — sagt er —, welche die alte Kirche unter diesem Namen verehrt, waren aufs weiteste verschieden von den Laienältesten unserer Zeiten, sowohl in Bezug auf das Amt, als in Bezug auf die Würde und andere Merkmale, und bei weitem ähnlicher den jetzigen Dienern des göttlichen Wortes.“ In der Lutherischen Kirche hat eine ähnliche Einrichtung zwar in einigen unter Reformirtem Einflusse stehenden Gränzgebieten bestanden, aber dadurch wird die Thatsache nicht aufgehoben, daß sie der Geschichte und somit dem Wesen der Lutherischen Kirche widerstreitet, dessen Entfaltung ihre Geschichte ist. In keinem der Lutherischen Kerngebiete kommt etwas dem Aehnliches vor. Und an eine Zufälligkeit dieser Thatsache wird man um so weniger denken dürfen, da die Stellung, welche das geistliche Hirtenamt in der Lutherischen Kirche einnimmt, in offenbarem Zusammenhange steht mit der Mittelstellung zwischen der Katholischen und der Reformirten Kirche, welche diese Kirche überhaupt behauptet, nach dem Vorbilde der Kirche der ersten Jahrhunderte. Noch bedenklicher wird Manchen die neue Einrichtung dadurch, daß sie ihnen mit der Union Hand in Hand zu gehen und ihrem Werke die Krone aufzusetzen scheint. An die Stelle der Lutherischen und der Reformirten Kirche trete hier eine förmlich organisirte einheitliche „Landeskirche.“ Zudem dränge das hier proclamirte Princip der Majorität zur Consequenz, und dann wehe der Kirche, in welcher die Majorität der Gemeinden zur Herrschaft komme.

Das sind ernste Bedenken, solche, welche vollkommen hinreichen würden, von jeder Betheiligung an der neuen Einrichtung fern zu halten, wenn hier nicht ein doppeltes wichtiges Moment vorläge, die klare Verpflichtung zum Gehorsam gegen

die von Gott verordnete Obrigkeit, von der wir nur da losgesprochen sind, wo klar der Fall vorliegt, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen, dann die Verpflichtung, den Hirtenstab nicht ohne die dringendste Noth sich nehmen zu lassen. Und eine Gefahr, daß er genommen werde, liegt hier doch immer vor, wenn wir auch nicht denken mögen, daß die kirchlichen Obern also strafen werden, was in gewissenhafter Treue seine Wurzel hat, und zuversichtlich hoffen, daß sie sich scheuen werden vor der Verantwortung, die ein solches Einschreiten mit sich führen würde. So wenig die neue Einrichtung der Schrift entspricht, so liegt doch kein bestimmtes Wort der Schrift gegen sie vor, kein Ausspruch, welcher eine völlig solide Grundlage abgäbe für das: „hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Die geschichtlich vorliegende Verfassung der Apostolischen Zeit hat grade die Lutherische Kirche nie für unbedingt maßgebend gehalten. In Bezug auf Verfassung ferner hat sich diese Kirche immer sehr nachgebend bewiesen. Sie hat, abgesehen von den erwähnten Gränzgebieten, nie Laienälteste gehabt, aber sie hat auch nie grundsätzlich die Laienältesten verworfen; in ihren Bekenntnissen nicht blos, auch bei ihren bewährten Dogmatikern würde man solche ausdrückliche Verwerfung vergeblich suchen. Jo. Gerhard trägt sogar ganz harmlos die Calvinische Auslegung von 1 Tim. 5, 17 vor, was freilich vereinzelt dasteht, und wobei Gerhard selbst an practische Consequenzen nicht denkt. Es ist keiner Lutherischen Kirche in den Sinn gekommen, die Lutheraner in jenen Gränzgebieten, welche sich im Drange geschichtlicher Verhältnisse die Reformirte Verfassung aneigneten, als Abtrünnige anzusehen. Welche Eingriffe in ihre Verfassung und in ihre kirchlichen Rechte und Bräuche, hat sich nicht die Lutherische Kirche in der Mark Brandenburg unter lebhaftem Proteste zwar, aber doch geduldig gefallen lassen! Setzte man doch sogar Reformirte Räthe in die Lutherischen Consistorien! Der Zusammenhang der neuen Einrichtung mit der Union ist allerdings nicht aus der Luft gegriffen, aber es gilt, der hier drohenden Gefahr mit den Mitteln zu begegnen, welche die neue Einrichtung selbst darbietet. Endlich, die Consequenzen der Anerkennung des Principes der Majorität können wir abwarten, es bleibt zu entscheidenden Schritten noch immer die Zeit, wenn diese Consequenzen eintreten, und wer solche Schritte voreilig thut, der thut sie auf eigne Hand.

So entschieden wir aber von solchen Schritten abrathen müssen, eben so entschieden warnen wir vor trägem und gleichgültigem sich Beruhigen. Was zunächst zu thun ist, zeigt, wie uns scheint, in mustergültiger Weise das in dem Novemberhefte mitgetheilte Protokoll über die erste Sitzung eines Gemeindekirchenrathes in Pommern.

Die Absetzung des Oberpredigers Melcher hat zu unserer Freude gezeigt, daß es auch jetzt noch in unserer Kirche ein dem Unglauben gesetztes: bis hieher und nicht weiter! gibt. Die Behörden haben sich durch die in dieser Angelegenheit bewiesene Treue und Energie Anspruch auf den herzlichen Dank aller treuen Glieder der Kirche erworben.

In dem Königreich Sachsen hat das vergangene Jahr den Entwurf einer Kirchenordnung gebracht, der aber so viel Widerspruch findet, daß er schwerlich zur Ausführung gelangen wird. Wir wissen nicht recht, ob wir dies bedauern sollen. Den Eindruck eines Werkes aus einem Gusse macht der complicirte Entwurf nicht, und wenn man nichts unbedingt tüchtiges Neues schaffen kann, so thut man vielleicht besser, das Alte mit einzelnen unbedingt nothwendig gewordnen Modificationen bestehen zu lassen, und dafür den ganzen Eifer auf Erweckung und Belebung des wahrhaften Geistes der Kirche zu richten, der auch unter mangelhaften Verfassungsformen gedeihen kann. Zwei Punkte sind an dem Entwurfe unbedingt zu loben, die Treue gegen das Bekenntniß der Kirche und die Einsicht in den schweren Uebelstand, daß die kirchlichen Beamteten, welche von der Aufsicht den Namen haben, grade in den Zeiten verhindert sind, Aufsicht zu üben, in denen sich bei uns nur zu sehr die kirchliche Thätigkeit concentrirt. Superintendenten, welche Sonntags regelmäßig als Pfarrer in ihren eignen Kirchen beschäftigt sind, müssen als eine Abnormität betrachtet werden. Mit der Maßregel freilich, wodurch der Entwurf diesem Uebelstande abhelfen will, können wir nicht einverstanden sein. Superintendenten, die blos gewesene Pfarrer sind, werden gar zu leicht bloße Büreaukraten und Geschäftsmänner, und die Verpflichtung, jährlich eine Anzahl Predigten an verschiedenen Orten zu halten, reicht nicht hin, dieser Gefahr zu begegnen. Der Altar und das Kranken- und Sterbebette ist hier wichtiger als die Kanzel. Predigten ohne Seelsorge sind wurzellose Pflanzen, die bald vertrocknen. Viel zweckmäßiger ist gewiß, wenn dem Superintendenten ein Diakonus zur Seite gestellt wird, durch den er sich als Pfarrer vertreten lassen kann, ohne das Bewußtsein seiner Stellung zu verlieren und ohne aus dem Verhältniß zu der Gemeinde herauszutreten.

In Hessen-Darmstadt scheint man an den vorhandenen Unionswirren noch nicht genug zu haben; man hat, wie absichtlich, neue heraufbeschworen durch die Einführung eines unionistischen Ordinationsformulares.

In der Bayerischen Pfalz dauert der Kampf noch fort gegen die preiswürdigen Bestrebungen des Consistoriums, der dort so schreienden Gesangbuchsnoth ein Ende zu machen. Das Consistorium hat eine in hohem Grade anzuerkennende Energie und Ausdauer bewiesen, und wären auf unserem ungleich günstigeren Terrain die Behörden in der besseren Zeit nur von gleichem Eifer erfüllt gewesen, vor Allem die oberste Behörde, so würden jetzt bei uns die traurigen Verwüstungen, die der Rationalismus auf diesem Gebiete angerichtet hat, fast vollständig beseitigt und die Armen wieder im Besitze ihrer Bibel sein, welche ungläubiger Frevel ihnen genommen. Die weitere Gestaltung der Sache wird davon abhängen, welches Maaß

von Barmherzigkeit gegen die Evangelische Kirche seines Landes und von Liebe zu ihrem Rechte der Katholische König hat. Der Andrang ist groß, die Wellen gehen hoch. Der wühlerische „protestantische Verein" zählt über 8000 Mitglieder. Die Sr. Majestät dem Könige eingereichte „Beschwerdeschrift von Kaiserslautern" ist von fast 30000 „Kirchgenossen" unterzeichnet. Ein neuester Erlaß hat dem Widerstande schon manche Ermuthigung gegeben.*) Möge das Consistorium nur ferner feststehen! Es ist besser, mit Ehren fallen, als sich durch Concessionen ein sieches und schmachvolles Dasein erkaufen. Franz II. in Gaeta ist auch den geistlichen Behörden unter unserem ehebrecherischen Geschlechte eine Mahnung. Zum Martyrium sind vor Allem diejenigen berufen, welche Gott an die Spitze der Heerde gestellt hat, die er durch sein eigen Blut erkaufte. In der Kirche des Gekreuzigten darf Niemand sich weigern, sein Kreuz auf sich zu nehmen. Es ist da keine Schande, es funkelt heller wie alle Ordenskreuze.**)

In Baden, dessen Zustände lebhaft an den Ausspruch erinnern, daß die Ausbrüche des Vulcanes der Revolution gewöhnlich durch etwa funfzehn Jahre von einander getrennt seien, scheint das Geschick, welches ganz besonders die auf den Unionsfand gestellten, von dem Felsen des Bekenntnisses, der Geschichte und des Rechtes losgelösten Kirchen Deutschlands bedroht, sich zuerst vollenden zu sollen. Die Gefahr, welche dort droht, wird präcise bezeichnet durch die erste These der zweiten zu Durlach am 7. Juni abgehaltenen lichtfreundlichen Versammlung: „Die Evangelische Kirche ruht in der Gemeinde, welche in der Pfarrgemeinde, Diöcesan- und Generalsynode ihren Ausdruck hat und ihre Rechte durch selbstgewählte Vertreter ausübt." Wenn dies monstrum horrendum ingens, cui lumen ademtum zur Herrschaft gelangt, so ist es um die „Evangelische Kirche Badens" geschehen. Noch ist der entscheidende Schlag nicht erfolgt. Das Regierungsblatt vom 16. October hat im Anschluß an das „Gesetz, die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate betreffend," eine Verordnung veröffentlicht, welche das Ministerium beauftragt, „die Berufung einer Generalsynode, um die durch das Gesetz über die rechtliche Stellung der Kirche nöthig werdenden und ihr vorzulegenden Aenderungen in der Verfassung der Evangelisch-Protestantischen Kirche zu berathen, mit thunlichster Beschleunigung einzuleiten." Es fragt sich nun, von welcher Art die Vorlagen sein werden, von welchem Geiste die Generalsynode beseelt sein,

*) Das Thatsächliche findet man in einer von einem lichtfreundlichen Verfasser, wie es scheint einem abgesetzten Pfarrer, verfaßten Schrift: Kirchengesetz und Kirchengewalt in der Bayerischen Pfalz, München 1860.

**) Nach den jüngsten Nachrichten ist die Petition von Kaiserslautern von S. Majestät dem Könige von Bayern unbedingt abgewiesen worden.

welche Stellung der Großherzog zu ihren ihm vorzulegenden Beschlüssen einnehmen wird. Ernstliche Besorgnisse müssen aber schon dadurch hervorgerufen werden, daß nach öffentlichen Blättern die kirchlich gesinnten Mitglieder des Oberkirchenrathes theils schon entfernt worden sind, theils ihrer Entfernung entgegensehen. Wie es aber auch kommen mag, die kleine Heerde darf sich nicht fürchten. „Er herrscht im Fluthenfeld, der Siegesheld."

Aus der Zahl der Mitarbeiter der Ev. K. Z. ist im vorigen Jahre G. H. v. Schubert im Herrn entschlafen. Er sorgte treu für sie von ihren Anfängen an, in denen seine Mittheilungen aus dem Reiche in weiten Kreisen Anklang fanden, bis wenige Jahre vor seinem Tode, da seine Kraft ermattete. Das Emblem seines Lebens sind „die Wasser Siloas, welche sachte fließen", sanft und geräuschlos wie Oel, wie ein neuerer Reisender sagt, und dabei der Stadt Gottes heilsamer sind, wie manche brausende Ströme. Seine milde und sanfte, innig christliche Weise hat für Viele den Anfang der Befreundung mit dem Reiche Gottes vermittelt und bei seiner Ankunft in den ewigen Hütten fand er schon gar Manche vor, die ihm zu danken hatten und denen er zum Leben geholfen. Den äußeren Kampf zu führen war nicht sein Beruf, aber er wußte, daß er geführt und mit Entschiedenheit geführt werden muß, und in den heißen Jahren vor 1848 hat kaum Jemand so milde den Balsam des Trostes und der Stärkung in die Wunden des Herausgebers geträufelt.

In den Anfängen des neuen Jahres ist der General der Infanterie und General-Adjudant Sr. Majestät des Königes Leopold von Gerlach im Herrn entschlafen. Er gehörte zu den ersten Begründern der Evangelischen Kirchenzeitung und hat ihrem Herausgeber während der ganzen Zeit ihres Bestehens stets mit Rath und That treulich beigestanden. Auch an unmittelbarer Mitarbeit ließ er es nicht fehlen. Noch im vorigen Jahre schrieb er über Alex. von Humboldts Briefwechsel. Sein ganzes Wesen wird bezeichnet durch das Wort, das er zu dem treuen Arzte sprach, da dieser ihm wegen der schon beginnenden Erkrankung abrieth, der Bestattung seiner Majestät des hochseligen Königes beizuwohnen: „Ich werde meinen König auf seinem letzten Wege begleiten und wenn ich auch todt niedersinken sollte." Er war ein Held der Treue, treu seinem himmlischen und deshalb auch seinem irdischen Könige, ein Ritter sonder Furcht und Tadel und dabei holdselig und lieblich in seinem Leben, gleich seinem König, von dem er auch im Tode nicht geschieden sein sollte. Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umkommen! Aus der Zahl der vier tapfern Brüder ist uns nun nur noch Einer geblieben. Wir gönnen den Heimgegangenen die ewige Ruhe, die Palmen und die weißen Kleider, und während sie vor dem Stuhle Gottes sind und ihm dienen Tag und Nacht in seinem Tempel, wollen wir ihm die kurze noch übrige Zeit dienen mit allem Eifer in seiner strei-

tenden Kirche, damit wir gleichen Ausganges gewürdigt werden. Der Gott alles Trostes aber tröste die Hinterlassenen, tröste auch Ihre Majestät die Königin Wittwe, die durch den Heimgang dieses treuen Dieners einen neuen schweren Verlust erlitten hat: „O Herrlichkeit der Erden, dich mag und will ich nicht: mein Geist will himmlisch werden und ist dahin gericht, wo Jesus wird geschauet; da sehn ich mich hinein, wo Jesus Hütten bauet, denn dort ist gut zu sein."

„Geduld aber ist euch Noth, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfahet. Denn noch über eine kleine Weile, so wird kommen, der da kommen soll, und nicht verziehen. Der Gerechte aber wird des Glaubens leben. Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele kein Gefallen haben."

Nachrichten.

Aus Hannover.

So legt, ihr Niedern, niedrig euch, beglückt,
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt.
Shakespeares Heinrich IV.

Der englische König, der diese Klage in einer sorgenvollen Nacht ausstieß, klagte unter Vorwürfen seines Gewissens, denn die Uebergriffe königlicher Gewalt, welche sich sein Vetter Richard II. hatte zu Schulden kommen lassen, das ihm selbst angethane Unrecht und eine wilde stürmische Zeit wohl benutzend, hatte er seine Hand selbst nach der Krone ausgestreckt und sie glücklich auf sein Haupt gesetzt. Aber die Strafe blieb nicht aus, die Krone drückte schwer, Kummer im eigenen Hause und eine nie ruhende Rebellion draußen im Königreich zehrten seine Kräfte auf, und als endlich alle Meuterer bezwungen, „kein Rebellenschwert mehr entblößt war", und er sich anschickte, nach der Denkart seiner Zeit durch einen Kampf gegen schwarze Heiden, auf dem heiligen Boden, wo die Füße gegangen, die man an's bittre Kreuz genagelt, seine Unthat zu sühnen, ward ihm körperlich so schlimm, daß das Vorhaben aufgegeben werden und er, um einer Wahrsagung, daß er in Jerusalem sterben werde, zu genügen, zufrieden sein mußte, in einem Zimmer seines Schlosses, das man Jerusalem nannte, seinen letzten Seufzer thun zu können, ohne die heilige Stadt mit seinen Augen gesehen zu haben.

In dem Preußischen Königshause hat in diesen Tagen die kalte Hand des Todes auch einem Könige die Krone abgenommen und sie auf das Haupt Seines Bruders gesetzt — und diese Krone hat auch schwer gedrückt, so schwer, daß sie das Gehirn angriff und die letzten Jahre eines hellen Kopfes in Geistesdämmerung verwandelte. Aber wie denn, könnte Einer fragen, war die Krone nicht auf den rechten Erben gekommen, wie bei jenem Lancaster? Oder war ihre Gewalt gemißbraucht, wie jener unglückliche Richard II. verschuldet? Mit Nichten, die Krone war rechtmäßig vom Vater auf den Sohn übergegangen, und unter seinen Feinden wird keiner auftreten und ihm einer Tyrannei oder eines Mißbrauchs königlicher Gewalt beschuldigen können? Wie ist es denn gekommen, daß sie so schwer gedrückt hat? Der sie trug war ein ideeller Mensch und ein Bekenner des christlichen Glaubens und die Zeit, in der er lebte, war eine vorzugsweise materielle und eine Zeit des herrschenden Unglaubens; dazu war er nach seiner Thronbesteigung ein ganz anderer, als man sich ihn vorher gedacht hatte. Ob Grund zu dieser Meinung gewesen war, darnach fragte man nicht, man ärgerte sich, daß man sich geirrt hatte; denn man stand in dem Wahne, es sei mit seiner Thronbesteigung ein mehr oder weniger starker Versailler 5. August 1789 für Deutschland gekommen, so daß man einen Schmelztiegel zu Feuer bringen könne, um historische Vergangenheit, staatliche Gliederung, Kirchenglocken, Königskrone und Scepter, dazu alle ideellen Güter darin umschmelzen, und dann aus der geschmolzenen Masse Eisenbahnschienen, Dampfkessel, Blasenhelme und dergleichen verfertigen zu können. Als aber der König sprach: ich will solchen Brei nicht, dazu sollt ihr mir meinen Heiland Jesum Christum und sein Reich nicht antasten, denn ich bekenne hier, „daß in keinem Andern Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darin sie sollen selig werden", dazu es später noch entschiedener hieß: ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen, da entbrannte eine Feindschaft, innerlich so grimmig als die des Hauses York gegen das Haus Lancaster, und man konnte doch mit dem angestrengtesten Suchen keinen andern Vorwurf als den der mangelnden Festigkeit auffinden, dafür also eine so tiefgehende Feindschaft bei dem anerkannt besten Willen, die Völker glücklich zu machen!

Je öfter die Rede von mangelnder Festigkeit und Entschiedenheit vernommen worden ist, desto wohler hat es uns gethan, daß der selige König Festigkeit und Consequenz im Angesichte des Sterbens gezeigt hat; denn die eben bekannt gemachten Bestimmungen über die Weise seiner Bestattung, Ruhestatt und Grabsteins-Inschrift geben in ihrer Ruhe und Bestimmtheit denen seines Ahnherrn Friedrich Wilhelm I. Nichts nach, und die Grabschrift, wie er sie sich selbst gesetzt hat, ist eine ausgeprägte Versiegelung seines im Leben bekannten Glaubens.

Wenn nun dieser jetzt von seiner irdischen Krone geschiedene König von seiner Zeit gehaßt ward, weil er mit ihr nicht „schmelzen gehen" wollte, so hat sie dafür einen Liebling jenseits der Alpen, der mit seinem Minister sich vergnügt über einem Kessel die Hände reibt, unter dem ein alter verwetterter Seemann tüchtig geheizt hat, und die sich lächelnd zusprechen: ein halbes Dutzend Kronen haben wir schon zu Feuer gebracht, und nächstens wird noch eine dreifache Krone dazu kommen, was für schöne Aussichten! Ja was für Aussichten, möchten auch wir ausrufen; wird die neue Krone fertig, so wird sie den, der sie trägt, so schwer drücken, daß selbst ein hartköpfiger Lancaster ihren Druck nicht würde ertragen können, und wenn der romanischen Race nicht alle Kraft versiegen gegangen ist, so wird ein Kampf zwischen einer italienischen weißen und rothen Rose ausbrechen, verheerend wie der, der einst Albion zerfleischte.

Gr. b. G. K. v. H.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 26. Januar. № 8.

Am 1. Sonntage nach Epiphanias, den 13. Januar 1861.

Dem Seligen und allein Gewaltigen, dem Könige aller Könige und Herrn aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat und wohnet in einem Lichte, da Niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann: dem sei Ehre und ewiges Reich. Amen.

Text: Brief Jacobi Cap. 5. V. 11.

Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben.

An sich selbst, m. gel. Fr., tönen die vorliegenden Worte keineswegs mißhällig in die festlich frohe Zeit hinein, welche uns der Kreislauf des Kirchenjahres in den gegenwärtigen Wochen feiern heißt; ja in irgend einem Sinne dürften wir sie selbst als einen rechten Nachklang von der großen, allem Volke widerfahrenen Freude geltend machen. Das Selig, welches sie an ihrer Spitze tragen, ruht seiner tiefsten Wurzel nach in Gottes weihnachtlicher Gnadenthat; und daß mit deren festlicher Erwägung der Hinweis des Apostels auf Die, welche erduldet haben, wohlbesteht, das hat die Kirche von Anfang her bezeugt. Denn unmittelbar an die zu Bethlehem geschehene Geschichte hat sie das Bild des Märtyrers angereiht, der als der Erstling dieser heiligen Schaar um des gebornen Ehrenkönigs willen litt, und der — indem sein Angesicht wie eines Engels Angesicht zu schauen war, indem er über sich den Himmel offen sah und nun sein Haupt wie zu dem Schlummer niederlegte — dem Duldernamen einen Klang voll Wohllaut und voll Lieblichkeit gegeben hat. Aber was uns nun veranlaßt hat, den Ausspruch des Apostels zum Mittelpunkte unserer heutigen Betrachtung zu erwählen, die Gottesschickung, welche sich in diesen Tagen unter uns vollendet hat, — das freilich hat die festliche Bewegung der Gemüther in ihrem ruhigen Verlaufe gewaltsam unterbrochen und einer tiefen, tiefen Trauer Bahn gemacht. In der Nacht, in welcher uns die Huld und Freundlichkeit des großen Gottes erschienen ist, in welcher sonst der verklärte König selbst seine Krone vor dem im Fleisch erschienenen Könige der Könige niederzuwerfen pflegte, da hat sein Todeskampf begonnen; und da acht Tage um waren, daß das Kind beschnitten wurde, und den Namen empfing, der über alle Namen ist, den Namen, welchen der Vollendete zum bleibenden Gedächtniß seines Glaubens an die Zinnen seines Hauses schreiben ließ, da hat er seinen Geist in die treuen Hände seines Gottes zurückgegeben. Die bange, durch drei lange Sorgenjahre gleich einem dunklen Schatten schleichende Erwartung hat der Betrübniß, deren wir geständig sind, und ihrem schneidend scharfen Stachel nicht gewehrt. Wohl hatten wir schon lange davon abgelassen, in dem verschwiegenen und doch offenbaren Sinne jenes Schwesternpaars zu sprechen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank; wohl hatten wir uns schon darin gefügt, daß nur noch eine ewige Genesung für ihn zu erhoffen sei: aber das Gefühl um den erlittenen unwiederbringlichen Verlust tritt jetzt in seine unbestrittenen Rechte ein, und vor der Hand beschließt dasselbe jede anderweitige Empfindung in seinen sicheren Sieg. Es wäre deßhalb ein vergebliches Beginnen, wenn wir schon heute die Wogen unserer schmerzlich erregten Herzen durch das Gedächtniß alles dessen stillen wollten, was der Heimgegangene für uns und unter uns geleistet und uns mithin als bleibendes Besitzthum hinterlassen hat; wenn namentlich wir, in dieser unserer academischen Gemeinschaft, durch eine dankbare Feier des Beschützers und Pflegers unserer Hochschule einen ausreichenden Trost zu ergreifen suchten: das thut nur gut, das trägt nur Frucht bei schon gedämpftem Schmerze, in schon gelassenerer Stimmung. Jetzt wissen wir nur Eins zu nennen, was dem Gemüthe das Gleichgewicht verleihen kann und dadurch, daß es unserer Trauer ihre wahre Weihe giebt, in deren eignen Tiefen einen Trostesquell erschließt, — es ist der selbstverleugnende Gedanke, wie sehr Ihm selbst das Sterben ein Gewinn gewesen sei! Aber wir meinen denselben nicht in dem Verstande, wie er sich euch zunächst aufdrängt, sondern in jenem tieferen Sinne, den das Evangelium von Christo enthüllt und dem dasselbe Halt und Festigkeit gewährt. Auch nach dieser Seite hat es dem Tode seinen Stachel und seine Bitterkeit genommen, ja eben hier die volle Herrlichkeit Gottes an das Licht gebracht. Laut und nachdrücklich wird sie in den Worten, welche der Apostel zu uns geredet hat, bezeugt. Setzen wir denn dies Zeugniß als eine Umschrift um das vielgebeugte, nun erblaßte Haupt unseres heimgegangenen Königes, so legen wir es nicht bloß als einen Denkstein auf das frische Grab, sondern ebenso an unsere eigenen trostbedürftigen Herzen, als eine Salbe, welche heilen

kann. Der Ausspruch ruht auf einer Voraussetzung; aber auf ihrem festen Grunde erhebt sich sein Ton zu dem Chore einer triumphirenden Gewißheit. Ihr lasset sie gelten jene Voraussetzung in unserm gegenwärtigen Falle, und das nicht allein in der Unmittelbarkeit des Schmerzes, sondern auch bei nüchternster Erwägung; — im Verlaufe der Zeit, wir zweifeln nicht daran, wird ihr volles Recht immer unbedingter und rückhaltloser eingestanden werden; und wenn einst die Geschichte von dem vollendeten Könige erzählen und sein Ergehen in Betrachtung ziehen wird: so wird sie ihn schwerlich als einen unglücklichen Fürsten bezeichnen, wohl aber wird sie ihm den Duldernamen zuerkennen. Trifft aber die Voraussetzung zu, so gewinnt auch die Verheißung ihr Recht; denn so unzertrennlich hat der Apostel Beides, das Dulden und das Selig, mit einander verbunden, daß er sich unmittelbar vorher des Bildes von der Saat und Ernte des Ackersmanns bedient. Wo das Eine aufhört, hebt das Andere an. Wir stellen uns im Geiste an die Scheide zwischen Beiden; stehen wir ja doch an diesem Punkte in der That und Wirklichkeit! Von diesem Standorte lasset uns denn das Ende des Dulders als den Anfang seiner Verklärung betrachten, und zwar erstens die Saat des Dulders mit theilnehmendem Auge verfolgen, dann aber zweitens die Ernte des Verklärten im Glaubensblick erkennen.

Die erduldet haben, — sehet da den Kreis, über welchen der Apostel sein Auge erhebt. Giebt Jeder unter uns, selbst Die nicht ausgenommen, welche lediglich nach dem Ansehen richten, dem entschlafenen Könige in diesem Kreise eine ausgezeichnete, hervorragende Stelle, so ist doch das die Frage, in welchem Falle unser Urtheil die wahre Meinung des Apostels treffen würde. Dann gewiß nicht, wenn wir uns auf den allgemeinen Sinn zurückzögen, in welchem diese Erde Disteln und Dornen trägt für einen Jeden; aber ebensowenig dann, wenn ihn die Willkür des eigenen Dafürhaltens beschränken und bestimmen wollte; — die Welt nennt so Manchen einen Dulder, gleichwie sie manchen Todten selig preist, auf welchen weder dies noch jenes paßt. Nach der Weisung des göttlichen Wortes muß ein Zwiefaches zusammenkommen, damit der theure Name seine volle Wahrheit gewinne. Das Dulden ist einerseits ein Leiden, und zwar ein Erleiden sehr bestimmter Schmerzen; aber von der andern Seite ist es auch ein Tragen, und zwar ein Tragen sonderlicher Art. Dies Beides lasset uns denn nach einander erwägen.

Bestimmte Leiden, sonderliche Schmerzen müssen Den getroffen haben, der auf den Namen eines Dulders Anspruch haben soll? An welche haben wir zu denken? An mächtige und gewaltige Schläge, die den Stamm in seinen Grundfesten erschüttern, so daß er nur so eben noch nicht bricht? Scheint unser Apostel allerdings darauf hinzudeuten, indem er im weitern Verlaufe der Worte auf einzelne schwer geprüfte Gestalten der heiligen Geschichte weist: wohlan, wir brauchen diesem Winke nicht vorbeizugehen. Denn solche Schläge haben den entschlafenen König nicht verschont. Sie waren nicht von der Art, wie sie

sein in Gott ruhender Vater und Vorgänger im Regimente mit seinem Volke zu erleiden und im Glauben und in der Liebe zu überwinden hatte; — nach dieser Seite war ihm, wie er es sich gewünscht hatte, eine friedliche Regierung bescheert worden; sondern von einer ganz andern und um desto schmerzlicheren Art, je mehr sie neu waren, wenigstens in der Geschichte seines Hauses bislang unerhört. Aber wäret ihr geneigt, auf diesem trüben Punkte zu beruhen, in dieser Stunde und in eurer gegenwärtigen Stimmung? Und wenn es euren Gefühlen nicht widerstrebte, wir wären außer Stande, dabei zu verharren. Die wesentliche Geschichte eines Dulders steht auf den Blättern seines äußeren Lebens nicht verzeichnet; ganz von selbst werden wir daher zu der Frage gedrängt, was unter diesen Schlägen, die ihn sichtbarlich getroffen haben, sein wahres eigentliches Leiden war; und diese Frage fällt dann wieder mit der andern zusammen: von wannen und auf welche Weise sind sie über ihn gekommen? Wir sind der Stätte eingedenk, von welcher aus wir reden. Es bleibe Andern überlassen, die Leuchte der Geschichte zur Hand zu nehmen und zu zeigen, wie es eine eigenthümlich bewegte Zeit war, vor diesen letzten zwei Jahrzehnden, wie sich da die Geister regten, Gedanken auftauchten, Hoffnungen aufleuchteten, denen eine Befriedigung nicht zu Theil werden konnte und deren Täuschung dann nothwendig eine Mißstimmung zurücklassen mußte: für uns geziemt sich lediglich die Leuchte des göttlichen Wortes. Aber in seinem Lichte finden wir alsbald den Punkt, an welchem die Betrachtung einzusetzen hat. Von Dulдern ist die Rede. Im höchsten Maßstabe kennen wir nur Einen, der diesen Namen in vollkommener Wahrheit führt, an dessen Erscheinung mithin der Inhalt desselben gelernt, verstanden werden kann. Alle, die vor ihm gelitten haben, ein Moses, ein David, der Patriarchen und Propheten Schaar, sie waren seine Vorbilder; und die nach ihm gelitten haben, sie haben erduldet in seiner Nachfolge. Dulden im Sinne der Schrift, kann darum gegenwärtig nur der Jünger Jesu Christi, — er kann es, er wird es, er soll es, er muß es, wie denn geschrieben steht: dazu seid ihr berufen, zu leiden als Christen, zu leiden um Wohlthat willen. Und wie sich nun in dieser schönen Weise der Dulderkranz um die Schläfe des heimgegangenen Königs gewunden habe, wie er gelitten als Christ, gelitten als christlicher Fürst, gelitten als evangelischer Fürst: das möge jetzt an unserm theilnehmenden Auge vorübergehen. Mit welcher unbedingten Zuversicht können wir anheben bei dem Ersten! Daß er ein Christ war aus vollster Herzensüberzeugung: das haben Alle, Alle eingeräumt, nur daß die Einen das beklagten, was für die Andern eine ausgeschüttete Salbe war. Der Gott, welcher ihn zum Könige eines großen und mächtigen Volkes berufen, der hatte ihn auch begabt mit seinem Geiste, so daß er die Salbung hatte von dem, der heilig ist. Der Gott, welcher ihm das Schwert der höchsten Obrigkeit in seine Hand gegeben, der hatte ihn auch bewehrt mit einer andern Waffe, mit dem Schwerte des Geistes. Der Gott, welcher viele Sorgen auf sein Haupt und in sein Herz gelegt, der hatte ihm auch erfolg-

reich jene Eine große Sorge in das Herz geschrieben: Eins ist Noth. Und er gab sich ihr hin, und trachtete nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Ein Wort hat der Apostel Paulus gesprochen, in dessen Lauten wir die Grundlinien seines Lebensbildes mit eigenthümlich zutreffender, überraschender Genauigkeit gezeichnet sehen. Er redet von Solchen, welche gottselig leben wollen in Christo Jesu. In der That, hier habt ihr das Bild unseres heimgegangenen Königes! Gottseligkeit sein Verlangen und Ziel, sein Trost und seine Freude. Aber diese Gottseligkeit nicht allein in dem verborgenen Heiligthume des Innern, im Geiste seines Gemüths, sondern ebenso auch in der Führung seines Lebens, in der Darstellung des Wandels. Und das mit dem ganzen Ernste des Willens, mit der höchsten Spannung aller Kräfte, in der Umgürtung der Lenden. Endlich aber nicht im Sinne einer allgemeinen Frömmigkeit, Religiosität, sondern in Christo Jesu, das heißt, in einer ausgesprochen christlichen Weise, in kirchlicher Uebung. So wollte er gottselig leben in seinem Heiland Christo Jesu. O lasset uns nur fortfahren in der Beleuchtung des noch verschwiegenen Zusammenhanges dieses apostolischen Wortes! Was sagt nun Paulus von denen, die diesen ernsten Willen haben? Er urtheilt, sie müssen Verfolgungen leiden! Verfolgungen, nichts Geringeres als das, die ganze Bitterkeit derselben müssen sie erfahren; und das müssen sie, nach der Ordnung Gottes, ja nach den natürlichen Gesetzen dieser bösen Welt; und sie Alle ohne eine einige Ausnahme! Die hohe Stelle, welche der Gegenstand unserer Trauerfeier bekleidete, hat ihn von diesem Müssen nicht entbunden; denn in dem Betrachte ist hier kein Unterschied; nicht hoch und niedrig, nicht Herr und Knecht, nicht König und Unterthan, sondern sie sind allzumal Einer in Christo Jesu. Sie hat ihn nicht davon entbunden, sie hat ihn auch davor nicht geschützt. So hoch hat er nicht gestanden, daß diese Pfeile, die bei Nacht und bei Tage fliegen, ihn nicht hätten erreichen können; ach und so dicht ist in diesen Zeiten der Glanz der Majestät des Thrones nicht mehr, daß die Ehrfurcht Hand und Zunge, ja selbst die Regungen des Herzens bannete. Läßt sich vielmehr ein Unterschied aufrichten, so ist der christliche Fürst am meisten ausgesetzt. In unmittelbarer Verbindung mit der Weissagung ihrer Verfolgungen sagt dort der Herr zu seinen Jüngern: ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt, die Stadt auf dem Berge kann nicht verborgen sein. So kann auch der Christ auf dem Throne am allerwenigsten verborgen sein, sein Christenthum wird gesehen, noch mehr, es wird als ein Salz, als ein Stachel empfunden. Giebt es eine Kunst, vermöge deren ein Fürst in aller Stille seines Glaubens leben kann, ohne daß ein Zeugniß desselben in sein Regiment überfließe, — diese Kunst hat der entschlafene König nicht verstanden, sie hätte seiner Einfalt widerstrebt. In ihm war der Geist jener alttestamentlichen Herrscher wieder einmal lebendig geworden, die sich berufen achteten, das Volk in Gerechtigkeit zu richten, zu leiten und zu weiden, weil nur die Gerechtigkeit es erhöhe, und die Gottesfurcht der Anfang aller

Weisheit sei. Und hat er auch niemals einen Zwang ausgeübt, sondern mit aller Zartheit die Gewissen geschonet: o so konnte und wollte er es doch nicht verhehlen, was er für di einzig wahre und dauerhafte Grundlage sowohl des persönlichen Heiles als auch des allgemeinen Wohls erachtete; — in dieser Hinsicht ist er nicht verkannt, sondern nur zu gut verstanden worden. Aber setzet den Fall, daß er sich mit der Uebung der Gottseligkeit innerhalb der engen Grenzen seines Hauses hätte begnügen wollen: er hätte es nicht vermocht, denn er war ein evangelischer Fürst. Als solcher hatte er die Erbschaft der Väter unserer Kirche überkommen, als ihr oberster irdischer Regierer und Leiter an ihrer Spitze zu stehen. Wie ihn dieselbe gedrückt hat, wie er es sich viel lieber, gleich einem David, gewünscht hätte, Thürhüter zu sein im Hause Gottes, damit ihm die Kirche eine Stätte der Ruhe und Zuflucht und nicht eine Ursache steter Sorge würde: das ist Vielen unter uns bekannt. Etliche werden aber auch wissen, wie er ernstlich und sehnlich die Stunde erharrete, in welcher es ihm vergönnt wäre, dies Regiment in andere, bessere, in die rechten von Gott selbst dazu bereiteten Hände niederzulegen. Er fand sie nicht; er mußte die Last behalten und tragen; ja selbst die Räthe, die er sich erwählte, und die er mit seinem umfassenden, wir dürfen sagen prophetischen Geiste alle übersah, überhoben ihn nicht des Geschäftes, hier und dort sich der Heerde selbst anzunehmen und einzugreifen mit selbsteigener Hand. Seine Absicht war nicht die, der Evangelischen Kirche zu äußerem Glanze und äußerlicher Herrschaft zu helfen; er wußte es so gut wie wir, daß ihr die Knechtsgestalt auf Erden ziemt, ja daß der Druck für sie eine Bedingung des Gedeihens und der Blüthe sei; darum wollte er sie auch nicht vor Leiden bewahren, sondern lieber mit ihr leiden: aber die Verpflichtung, sie zu pflegen und zu schützen, so weit sie eines irdischen Schutzes und der pflegenden Menschenhand bedarf, und die sichtliche Liebe, die angelegentliche Sorge, mit welcher er sich dieser Pflicht unterzog, — sie konnte nicht verborgen bleiben; und nicht nur Einzelne brachen in die Frage aus, was soll doch diese Verschwendung? sondern die ganze öffentliche Meinung, die dann vornehmlich sich gegen das Evangelium erhebt, wenn seine kirchliche Erscheinung ihr entgegentritt, ward aufs Empfindlichste verletzt, ja empört. Sehet da die wahren und eigentlichen Ursachen der Leiden, welche über das Haupt des vollendeten Königs gekommen sind; alles andere war nur Vorwand, der tiefste, wesentliche Grund liegt hier. Wir sprechen dies laut und unverholen aus, — nicht unter dem Schutze dieser Stätte, sondern auf Grund der thatsächlichen, offenbaren Wahrheit. Aber wir können es nicht aussprechen, ohne uns, wenn auch nur im Vorübergehen, mit einer sich unmittelbar aufdrängenden Frage an die gegenwärtige Christenheit zu wenden. Wenn in der ersten Zeit der Kirche, etwa da, wo sie nach dem Hintritte der Apostel verwittwet und verwaist erschien, wo der Druck der feindlichen Weltmacht auf ihr lastete und Ströme von Blut vergossen wurden, wenn da der Gedanke wäre ausgesprochen worden, es würden Fürsten den Thron be-

steigen, die sich beugen vor dem Könige der Könige, die das Haus des Herrn bauen und pflegen, statt dasselbe zu zerstören, welche die Bekenner nicht züchtigen um des Glaubens willen, sondern das Volk in der Zucht und Vermahnung zum Glauben leiten: o wie würde es bei einer solchen Aussicht der bedrängten Gemeinde zu Sinne gewesen sein? Doch wohl nicht anders, als den Gefangenen Zions, da sie an den Wasserflüssen Babels sangen: dann wird unser Mund voll Rühmens und unsere Zunge voll Lachens, dann wird es uns sein wie den Träumenden, und man wird sagen unter den Völkern: der Herr hat Großes an ihnen gethan! Nun, das haben wir gehabt — und es war doch nicht recht, Vielen nicht recht, dem Volke in seiner Mehrzahl nicht recht? Ergiebt sich daraus nicht von selbst der Mahnungsruf an das heutige Geschlecht: Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße! Aber wir wenden unsern Blick dem Gegenstande unserer Feier wieder zu, und wiederholen die Behauptung, daß dies sein wesentliches Leid in seinem Leiden war, ein Leid, das er wohl meist in sich verschloß, oder nur vor wenigen vertrauten Gemüthern aussprach, dem er aber doch zuweilen, wenn sich sein Herz und sein Mund weit aufthat gegen sein Volk, einen bewegten, rührenden Ausdruck gegeben hat; nun aber fragen wir zugleich: sollte er derhalben nicht ein Dulder, ein Dulder in dem Sinne des Apostels gewesen sein?

Und doch — deßhalb allein? Nein, deßhalb doch noch nicht! Das Leiden an sich selbst, und wenn es auch das Leiden eines Christen wäre, erschöpft und rechtfertigt den Namen eines Dulders noch nicht ganz. Die Art und Weise, wie dasselbe getragen wird, ist eine unentbehrliche Ergänzung. Und was würde der Apostel nach dieser zweiten Seite hin begehren? Ueber die nächste Forderung kann kein Zweifel sein; sie steht in der Willigkeit, den dargereichten Kelch zu trinken, das gewiesene Kreuz auf sich zu nehmen. Ich habe Macht, so hat der höchste Dulder gesprochen, ich habe Macht, mein Leben zu lassen und es wieder zu nehmen; und er erduldete das Kreuz und achtete der Schande nicht. Diese Macht hat in irgend einem Sinne Jeder unter uns; und nicht allein gehabt hat sie auch unser heimgegangener König, sondern oft mag der Versucher ihm nahe getreten sein, daß er Gebrauch von derselben machen solle. Ja wie hätte er so Manches können für einen Raub halten, Gelegenheiten ergreifen, um getragen zu werden von dem Strome, der sich ihm erschloß, zu irdischen Höhen: aber er achtete die Schmach Christi für größeren Reichthum, denn die Schätze Egyptens. Wie hätte er die Mittel, welche ihm persönlich im reichsten Maße zu Gebote standen, anwenden können, um einen Beifall, eine Gunst zu erlangen, die sich bis zur Vergötterung gesteigert haben würde; er, mit der Macht seiner Rede, die es ihm leicht gemacht hätte, das berühmte oder berüchtigte Urtheil zu gewinnen, welches jener König in der

Apostelgeschichte davontrug, — er that den Purpur an, setzte sich auf den Thron und hielt eine Rede, und das Volk rief zu: Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen! Er, mit der Huld seiner Erscheinung, welche die Gemüther nicht allein gewinnen, sondern ganz eigentlich bezaubern konnte: aber er sahe an die Belohnung, und mochte nicht zu denen gehören, die ihren Lohn dahin haben. Ja Manches hätte er erreichen können, ohne gerade zu verleugnen, ohne sich offenbarlich des Evangeliums von Christo zu schämen — er durfte nur weniger betonen, minder scharf hervorkehren: aber er gedachte an des Herrn Wort, daß wer Ihn bekenne vor den Menschen, den werde Er wieder bekennen vor seinem Vater im Himmel. Und so nahm er sein Kreuz auf sich. Aber diese Willigkeit — ist sie das tiefste Wesen christlichen Ertragens? Müssen wir nicht noch immer weiter dringen? Wir würden uns ein ganz unzutreffendes Bild von einem Dulder entwerfen, wenn wir die Voraussetzung machten, daß er, dem Uebel nicht widerstrebend, willenlos von den Wogen der Trübsal getrieben und gewebet werde. Ist irgend Einer fest, standhaft und unbeweglich, so ist es der christliche Dulder. Er hat dem Herrn sein Herz ergeben und seine Wege befohlen, und diese Eine durchgreifende Abhängigkeit macht ihn frei und fest allen andern Mächten gegenüber. Nicht wahr, die erste Hälfte der Behauptung findet ihr bei dem verklärten Könige aufs Herrlichste erfüllt! Er hat auch seine Nacht gehabt, in welcher er, gleich dem Salomo betete: gieb mir ein weises und gehorsames Herz; und das war sein unablässiges Bitten und Streben, daß des Königes Herz in der Hand des Herrn sei, daß er es neige wie Wasserbäche, wohin Er wolle. Ja diese erste Hälfte räumet ihr bereitwillig ein. Die zweite nicht? wenigstens nicht so unbedingt, so zuversichtlich? Und warum doch nicht? Darum nicht, weil er schön fuhr mit den Leuten? Und ob er das that, so war er dem Herrn offenbar, und übte sich, ein unverletztes Gewissen zu haben beide, gegen Gott und die Menschen. Oder darum nicht, weil ihr hier ein Zögern, dort ein Schwanken, hin und wieder selbst widersprechende Maßregeln wahrnahmet? O es findet sich dafür wohl eine bessere Deutung, als daß wir die Lösung in einer Unbeständigkeit des Sinnes suchen müßten! Oder sollten wir irren, wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß das Ringen nach der Erkenntniß der göttlichen Rathschlüsse, — „Herr, zeige mir deine Wege; Herr, lehre mich deine Steige!“ — alles dieß durchaus erklärt? Ein solches demüthiges Harren auf eine hellere Offenbarung von oben her erachten wir als einen Grundzug seines Regiments; und wohl dürfen wir es als einen schönen Zug desselben geltend machen; — gern sei die Frage eurer eigenen Entscheidung überlassen, ob nicht ein Zögern, das aus dieser Quelle stammt, die Sicherheit, die auf dem Sande eigenen Meinens ruht, bei weitem überstrahlt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 30. Januar. № 9.

Am 1. Sonntage nach Epiphanias, den 13. Januar 1861.

(Schluß.)

Er harrte; er lehrte auch die Anderen harren; selbst den Vertretern des Unglaubens, als sie vor seinem Angesicht erschienen waren, entbot er in einer Aeußerung, die wir als eine der denkwürdigsten in seinem Munde erachten, das Wort: fasset eure Seelen in Geduld! Oder solltet ihr das Bedenken erheben, daß er doch wirklich nachgegeben, — und gegen seine Gefühle und Anschauungen, ja gegen seine ausdrücklich ausgesprochenen Absichten nachgegeben hat? Allerdings, als man in ihn drang, seine Machtvollkommenheit zu beschränken, da konnte sich sein Herz nicht in die Ordnung finden, nach welcher Fürst und Volk sich als Partheien gegenüber stehen sollten, von denen eine jede einer Bürgschaft gegen Uebergriffe von Seiten der anderen bedürftig sei. Er war sich dessen nicht bewußt, einen gerechten Grund zum Mißtrauen gegeben zu haben, und wiederum er selbst fand in sich nur Vertrauen. Und deßhalb wies er ab, was er nicht als eine Befestigung, sondern als eine Lockerung des gegenseitigen Bandes beurtheilte. Und er wich doch? Ja wohl; aber nicht der Gewalt, nicht der stürmischen Forderung, sondern einer Weisung von oben her. Er fragte, ob nicht dieß vielleicht der Wille seines Gottes sei, — und diesem, ja nur diesem Willen hat er sich gefügt. In dieser Unterwerfung hat sein Dulden sich vollendet, kraft dieser Selbstverleugnung hat er einen vollen Anspruch auf den Namen, in dessen Grenzen sich unsere Betrachtung bisher bewegt hat. Jetzt durchbricht sie diese Schranken; von dem festen Grunde der gerechtfertigten Voraussetzung steigt sie auf zu der Erfassung der Verheißung. Es ziemt einer christlichen Versammlung nicht, nach der Betrachtung eines Dulderbildes in Wehmuth zu scheiden; bloße Friedhofsgedanken dürfen ihre Feier selbst dann nicht begrenzen, wenn auf den Gegenstand derselben das Wort des Propheten so gar treffend paßt: die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern. Seitdem Der jenen euch bekannten Friedhof betreten hat, der sich die Auferstehung und das Leben nennt, seitdem Er gefragt: wo habt ihr ihn hingelegt? und wiederum gefragt: Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen? seitdem drängt es uns hinaus über den bloßen Ausruf: wie sie so sanft ruhen! Und weil wir gekommen sind zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu der Menge vieler tausend Engel und zu den Geistern der vollendeten Gerechten, so erheben wir das Auge über das Ende des Dulders und erfassen im Glauben was der Apostel verkündigt: siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!

Indem wir uns denn dieser zweiten Seite der Betrachtung zuwenden, sind wir bemüht, die köstliche Perle von den verschiedenen Seiten her zu beschauen, da uns ihr Glanz entgegenstrahlt. Wir preisen selig. Der das gesagt hat, tritt nicht als Vertreter der allgemein menschlichen Anschauung und Empfindung auf, sondern als der Sprecher der heiligen, gläubigen Gemeinde, die das Zeugniß des Geistes bei sich hat. Selig, so heißt es dort, sind die Todten, die in dem Herrn sterben, und dahin lautet der Fortgang: ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Gleich also hier: wir preisen selig, die erduldet haben, — und der Geist sagt: Amen! Ja wenn der Apostel, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, der Kenner seiner Ordnungen und Reichsgesetze, mit dem Auge, dem die natürliche Decke genommen ist und das der Geist erleuchtet hat, umherschaut und das mannichfaltige Ergehen der Menschen prüft: wo bleibt es haften, daß sein Mund das Selig spreche? Nicht an den Höhen irdischen Glückes, nicht auf dem Gefilde des natürlichen Genusses, sondern an einem dunklen Orte; siehe hier, so sagt er, die Seligen; selig sind, die erduldet haben. Aber lasset uns nun seinen Preis auch recht verstehen. Nicht auf demjenigen ruhet der Ton, worauf die nächste Empfindung ihn wohl legen dürfte. Wir lesen: die erduldet haben. Wohlan, wir schließen diese Beziehung nicht ganz aus. Das Leid liegt dahinter, es ist nun überstanden. Bricht doch die Schrift dem höchsten Dulder gegenüber in einen so verstandenen Preis mit eigenem Munde aus: „er ist aus Angst und Gericht entnommen, und wer will seines Lebens Länge ausreden?“ Und doch ist es nur von untergeordneter Bedeutung, daß sie erduldet haben; das Hauptstück ist, daß sie erduldet haben. Köstlich nennt Moses, der Knecht Gottes, das Leben, wenn es Mühe und Arbeit war; heilsam achtet es der Prophet, daß der Mann das Joch frühe trage; selig aber heißen die erduldet haben. Und nicht hier allein, in diesem Ausspruch, sondern so wird es bezeugt durchweg unter beiden Testamenten. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden

ernten; sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten: hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. Das ist je gewißlich wahr: sterben wir mit, so werden wir mit leben; dulden wir, so werden wir mit herrschen. Und dies Selig nun nicht ein Lohn für das Dulden, sondern eine Ernte, die von selbst aus solcher Saat erwächst; wie der Apostel sagt, daß das Dulden schaffe die ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, und wiederum lehrt, daß es wirke die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, ja selbst von dem Herzoge unserer Seligkeit bezeugt, er sei durch Leiden vollendet worden. Wir schweigen heute von dem Wesen dieses Zusammenhanges und bleiben den Nachweis schuldig, wie das Feuer solcher Leiden das köstliche Gold bewähre und den verborgenen Menschen des Herzens mit sanftem und stillen Geiste, lieblich vor Gott, gedeihen mache; statt dessen wenden wir unsere Andacht einem trüben Einzelpunkte zu, wo wir der Aufrichtung durch Gottes Wort ganz sonderlich bedürftig sind. Ach wie hat doch die Art und Weise, wie der entschlafene König diese Welt verlassen hat, so gar viel Beugendes und Betrübendes! Diese Jahre, wo er entsetzt war von seinem Regimente, ohne daß er doch schon müde gewesen wäre von der Arbeit und sich gesehnet hätte nach der Sabbathruhe, wo er sich nicht mehr selbst gürten konnte, sondern ein Anderer gürtete ihn, wo dieser helle, klare, umfassende Geist zum Theil umnachtet war und beschränkt, — wie haben sie als ein schwerer Druck gelastet auf dem ganzen Volke und insonderheit auf den einzelnen treuen und theilnehmenden Herzen! Und wie hätten wir vornehmlich seinen eigentlichen Abschied von dem Leben so ganz anders gewünscht! Wie hätten wir es ihm gewünscht, daß er mit aller Klarheit des Geistes dem Tode in das Angesicht, und mit der Sicherheit des Glaubensblickes den Himmel über sich geöffnet gesehen; und wiederum uns gewünscht, daß er von seinem Volke mit ausgesprochenen letzten Segnungen geschieden wäre! Wohl kann man sich auf schöne und tröstliche Vermuthungen zurückziehen; wohl kann man auf Geheimnisse des innern Lebens weisen, die Niemand berühre und Niemand verspüre, und mit der Zuversicht auf eine allgemeine Bejahung die Frage aufwerfen, ob nicht auch an ihm die Bitte jenes großen Todtengebetes werde in Erfüllung gegangen sein, das der Verklärte wohl oft gehört und mitgebetet hat, — die Bitte: wenn dann unsere Zunge nicht mehr wird reden können, so laß deinen Geist uns vertreten mit unaussprechlichem Seufzen und einen Jeden lehren in seinem Herzen sprechen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, o treuer Gott! Aber wäre dies ein zureichender Trost? Wir sind eines kräftigeren bedürftig, und wir empfangen denselben durch das Wort unseres Apostels. Und wie deuten wir dasselbe in der bestimmteren Beziehung gerade auf diesen trüben Punkt? Das soll uns ein anderer Apostel lehren, da wo er spricht: ob unser äußerlicher Mensch verwese, — und damit meint er nicht allein das Zerbrechen dieser irdischen Hütte, sondern auch das Vergehen aller vergänglichen Klarheit, — so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert. Das Fleisch und seine Herrlichkeit verdorrte, die Blume verwelkte und ihre Blätter fielen ab: aber ihr Kelch erschloß sich, und die reife Frucht des seligen Geistes ward getragen von den Engeln Gottes in die himmlischen Scheuern.

Wir kehren zu den Worten unseres Apostels zurück. Wir preisen selig, also spricht er. Selig preisen ist ja mehr, als selig nennen, die Seligkeit voraussetzen und anerkennen. Und wenn nun der, welcher hier redet, von sich selbst und von der heiligen Gemeinde sagt: wir preisen sie selig, — so ertheilt er uns damit ein Pflichtgebot. Wohin könnte dasselbe anders lauten, als daß wir in der Selbstverleugnung der Liebe dem entschlafenen Könige gönnen, was ihm geworden ist nach Ablauf seiner Dulderzeit! Als er den Thron seiner Väter bestieg, da sprachen wir: Glück zu dem Könige, und legten unsere Herzenswünsche vor ihm nieder. Jetzt sagen wir nicht mehr: Glück zu, und sprechen keine Segenswünsche aus, — aber statt ihrer können, ja sollen wir ein Besseres in unserm Herzen finden, nämlich die Freudigkeit zu dem herzlichen Preise: selig er, der erduldet hat! Es ist dieselbe Forderung, wie sie der Herr an seine Jünger gestellt hat, da sie tief betrübt über die Verkündigung seines Scheidens vor seinen Augen standen: hättet ihr mich lieb, so müßtet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe, ich gehe zum Vater, denn der Vater ist größer als ich. Dieselbe Forderung, die ein altes Kirchenlied ertheilt, da es den Scheidenden die Worte an die Bleibenden in ihren Mund legt: laßt mich in der Ruh', fragt nicht was ich thu'; ich bin durch den Vorhang 'gangen, Jesum Christum zu umfangen; fragt nicht was ich thn', laßt mich in der Ruh! Es stellt sich diese Pflicht nicht allein an Die, welche in der Unmittelbarkeit des überströmenden Schmerzes sich gleich der Rahel nicht wollen trösten lassen, weil es aus ist mit ihm; sondern auch an Die, deren Betrübniß auf Erwägungen ruht; die sich erquickt hatten an dem Christen auf dem Throne, die fröhlich gewesen sind in seinem Lichte, die da sagen: ich habe Freude und Wonne an dir gehabt; die da klagen: unsers Herzens Freude hat ein Ende, unser Reigen ist in Wehklagen verkehret, die Krone unseres Hauptes ist abgefallen; die Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten, auf deren Erfüllung sie jetzt verzichten. Das Alles soll ersterben in dem selbstverleugnenden Preise, zu welchem wir verpflichtet sind. Hat sich schon hierdurch die Spitze des apostolischen Wortes gegen uns selbst gekehrt, — lasset ihren Stachel noch tiefer in die Herzen dringen! Wir preisen selig, die erduldet haben. In irgend einem Sinne wissen wir uns heute Alle als Dulder, als Solche, die einen schmerzlichen Verlust erlitten haben und durch denselben in eine tiefe Betrübniß versetzt worden sind. Aber auf daß uns die Verheißung nicht entgehe, die der Apostel entbietet, lasset uns recht dulden, lasset uns göttlich betrübt sein, denn nur die göttliche Traurigkeit gedeihet zur Seligkeit. Und wann sind wir göttlich betrübt über das, was uns betroffen hat? wann dulden wir den erlittenen Verlust in verheißungsreicher Weise?

O doch nur dann, wenn wir darin eine Heimsuchung des Herrn, eine Züchtigung von oben her erkennen; nur dann, wenn wir uns der Reue nicht verschließen, wo irgend eine Ursach zu derselben ist, — und bei wem unter uns sollte sie wohl gänzlich fehlen? — dann vornämlich, wenn wir, anschauend das Ende des Heimgegangenen, nachfolgen seinem Glauben! In diesem Falle wird das Selig nicht allein auf seiner Seite seyn, und auf der unsrigen die Trauer, sondern eine Gemeinsamkeit, die in dem lieblichsten Sinne das Wort rechtfertigt: Fürst und Volk, im Leben nicht getrennt, sind auch im Tode nicht geschieden! Ja dann werden wir in uns die Willigkeit und Fähigkeit zu einem anderen Preise finden, zu einem Preise, der uns immerdar und überall der natürlichste sein sollte, der aber gerade hier dem Herzen so gar schwer wird, zu dem Preise des allmächtigen Gottes, in dessen Händen das Leben und das Sterben ruht, der gegeben und genommen hat. Dann unterwerfen wir uns nicht bloß schweigend seinem unerforschlichen Rathschluß, sondern beten ihn an im Trauerschmucke; wir preisen ihn, daß er es also geordnet hat, aus Tod zum Leben, aus Dulden zur Herrschaft und Herrlichkeit, — ja Vater, also war es vor dir wohlgefällig! wir preisen ihn, daß er diese seine Gnadenordnung an dem Entschlafenen, seinem treuen Knechte, verherrlicht hat, und sprechen in Demuth und im Glauben: Ehre sei dir, o Herr, dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie es war von Anfang, wie es ist und sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Geschichte der Deutschen Kaiserzeit von Wilhelm Giesebrecht. I. Band. Gründung des Kaiserthums. Zweite veränderte Auflage. Mit einer Uebersichtskarte von Kiepert. Braunschweig. C. A. Schwetschke u. Sohn. 1860. II. Band. Blüthe des Kaiserthums. Ebendaselbst 1858.

Ref. durchwandelte in den ersten Tagen nach dem Pfingstfeste des Jahres 1849, als die Wogen der Deutschen Revolution noch hochgingen, die weiten und unvergleichlich schönen Räume des Halberstädter Doms, an dessen Restauration Königliche Munificenz grade damals angestrengt arbeiten ließ, und mußte im Anschauen dieser Mühen sich unwillkürlich die Frage vorlegen: was soll das Alles in einer solchen Stadt?

Näher liegt unserm zweckdienlichen Begreifen und hat hoffnungsreichere Aussicht der Zukunft das vorliegende Buch, welches auch von einer Stiftung des domrestaurirenden Königs, wenn nicht ins Dasein gerufen, doch von derselben gekrönt worden ist; der vielgelobte, aber noch mehr geschmähte und zuletzt nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes über die Maßen schwer heimgesuchte Deutsche Fürst*) scheint damit seinem Ziele,

*) Vorstehendes ward in den letzten Leidenstagen des seligen Königs geschrieben.

Restaurirung des christlichen Bewußtseins, näher zu stehen; denn seit der Ausschüttung des ätzenden Scheidewassers über Kirche, Historiographie und Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts scheint die Geschichtschreibung, der die Naturphilosophie, welche der endlichen Verstandes-Richtung, um mit Luther zu reden, so grobe Püffe gegeben, näher steht als der Kirche, sich schneller von ihrem Schaden erholen und ihre Brandwunden heilen zu wollen. Wir haben es freilich sehr zu bedauern, daß Männer, wie Theodor Mommsen, Häusser, Waitz und Andere dem Evangelio noch so ferne stehen, ersterer sogar aus seinem Geschichtsstudium den Schluß gezogen hat, der Gott der Gerechtigkeit ist nicht der Gott der Geschichte, aber wenn sie redliche Forscher sind und wenn die Verheißung lautet: dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen, so können sie herumgeholt werden, ehe sie sich dessen versehen und das Christenthum kann ihnen als der Mittelpunkt alles geschichtlichen Lebens aufgehen, wenn man sie noch weit davon entfernt wähnt. Man wende nicht ein, die Geschichtschreibung könne sich noch wenig gebessert haben, da solche unhistorische Stücke, wie Lessings Nathan der Weise, wenn etwas Besonderes gelten soll, sich noch auf dem Bühnen-Repertoir finden: wir geben gern zu, daß mit diesen Lessing'schen Marionetten aller Geschichte in's Angesicht geschlagen wird, und wenn, wie wir glauben gehört zu haben, das Gleichniß von der wächsernen Nase eben von Lessing herstammt, so hat er von diesem Stücke im Nasenmachen volle Ehre. Denn alle Personen des Dramas haben nur gemachte Nasen und sind gar nicht, was ihr Name besagen soll; Isaak von York in dem bekannten Romane von Walter Scott und Shakespeare's Shylock sind wirkliche Juden, aber Nathan der Weise ist nichts Anderes als Lessings verkappter Freund, der Schöpfer der Berliner Morgenstunden; der Templer hat keine Ader von jenen kühnen, fanatischen und ruchlosen Ritter-Mönchen an sich, wie ebenfalls Walter Scott im Ivanhoe uns den Großmeister und den Räuber der Rebecca zeichnet, sondern ist nur Humanitäts-Bummler, wie sie Lessing's Zeit geboren und wie sie unsere Zeit in erschreckender Zahl geheckt hat. Und was bedürfen wir noch Zeugniß bei dem Patriarchen von Jerusalem? seine Nase heißt kaum so, der ganze Mensch mit seinem: „Alles eins, der Jude wird verbrannt", soll sein Johann Melchior Götz, Senior zu St. Katharinen in Hamburg. Aber mag dieses unhistorische, aus lauter Reflexion geschaffene Stück noch so viel auf der Bühne gegeben werden, dennoch sind wir gemeint, die Historiographie wird früher damit fertig werden, seine historischen Marionetten zerschlagen zu haben, als die Kirche das Gleichniß von den drei Ringen darin außer Cours gebracht, und an ihre Stelle das apostolische Symbolum im Zeitbewußtsein zu lebendiger Anschauung gebracht haben wird. Die Geschichte wird der Kirche noch aufhelfen, und in dem angegebenen Buche haben wir bereits eine Arbeit, die solchen Dienst thut.

Nachdem Leo in seiner Universal-Geschichte dem Rationalismus der Historiographie die Hüfte zerschlagen vom Aufgang bis zum Niedergang, Leopold Ranke mit seiner feinen Psycho-

logie, seinem Entdecken neuer Geschichtsquellen und Studien derselben, dazu durch die Anmuth seiner Darstellung eine neue Aera herbeigeführt hat, tritt uns in dem Giesebrecht'schen Werke eine Geschichte der Kaiserzeit entgegen, der nicht die zermalmende Rede Leo's, auch nicht die Feinheit Ranke's mitgegeben ist, die aber wie beide den Nationalismus überwunden, im redlichen Studium der Quellen beiden Nichts nachgiebt, und ein frommes Herz hat, das besonders die Geschichte des Mittelalters begreiflich macht und zur Darstellung desselben befähigt. Wenn wir so zum Lobe des Buchs und des Verfassers geredet haben, so müssen wir leider auch an dieser Stelle einen Seufzer thun; dieser gilt aber nicht so sehr dem Verfasser als der deutschen Geschichtschreibung überhaupt. Der Verf. beklagt im Vorworte zum 2. Bande, nachdem er der Kritik gedacht, welche mit Wärme auf den Gedanken dieses Buchs eingegangen, Deutschlands große Vergangenheit dem lebenden Geschlechte zum Bewußtsein zu bringen und dadurch deutsches Leben und deutschen Geist zu wecken, daß diese Absicht, wenn auch Deutsche in der Zerstreuung ihm Theilnahme zugewendet, doch nur zum geringen Theile erreicht worden sei, indem sein Buch viele Kreise, für die es berechnet war, gar nicht berührt, geschweige denn erfaßt habe. Wenn ihn nun nicht entmuthigt, wie er sagt, daß ein durch und durch Deutsches Buch das Deutsche Volk als solches und in seiner Masse nicht mehr gepackt hat, sondern er nur eine Aufforderung darin sieht, das Werk immer mehr dem Ideale, das ihm vorschwebt, näher zu bringen, so erkennen wir darin einen edlen Charakter, und freuen uns des Muths von ganzem Herzen, können uns aber nicht wundern, daß dem Beklagten so ist. Denn obwohl wir alle Ausländerei hassen, die dem Fremden nur als solchem nachjagt und sich selbst verachtet, so können wir doch vor dem Uebelstande der Heimath die Augen nicht verschließen, daß die Scheidewand zwischen Volk und Gelehrten, so eifrig Wolfgang Menzel und andere Deutsche Männer an deren Niederreißen gearbeitet haben, noch nicht gründlich genug beseitigt ist, und aus der Tiefe des Volks Geschöpftes und für das Volk Berechnetes zu schreiben, müssen wir erst noch von den Engländern lernen. Man vergleiche unser vortreffliches Buch über das Deutsche Volk in seiner Gesammtheit oder Pertz, Leben des Freiherrn von Stein, das einen Einzelnen aus dem Volke sich zur Schilderung ausersehen, um zur Nachfolge in Thatkraft und Gesinnung zu reizen und Ausprägung des Charakters zu fördern, mit Macaulays Geschichte Englands nach der Restauration der Stuarts; das Werk von Pertz umfaßt fünf starke Bände, und wenn Giesebrechts Buch vollendet ist, wird es an Umfang ihm nicht viel nachstehen; und man setze von der Leserzahl ab die Geschichtsforscher ex professo, die Facultäts-Gelehrten, wie viele bleiben selbst aus dem Stande der Studierten, der Beamten und Geistlichen übrig, die sich durch diese Bände hindurch arbeiten können, und wie wird es nun Militairs, Kaufleuten, Fabrikanten, Forst- und Landwirthen möglich werden, diesen aufgespeicherten Stoff zu bewältigen? Das angeführte Werk des Engländers beruht auch auf genauen namentlich statistischen Quellenstudien, verräth historischen Blick und ist anmuthig in seiner Darstellung, ist aber so sehr in seiner Sprache ein Buch für Jedermann, daß es in alle zuletzt genannten Lebenskreise eingehen und von seinen Repräsentanten erfaßt werden kann. Es ist mit der Vollendung der beiden angeführten Deutschen Geschichtswerke ein Schatz Deutscher Bildung erworben und gewonnen, aber nur zu wenige sind im Stande ihn zu heben; Deutschland hat die größten Bibliotheken, aber wie viel kommt daraus dem Mittelstande zu Gute, und was gewinnt das Volksleben aus denselben? Die Zeit wolle hier Rosen bringen! Können wir diesen Mangel vergessen und sehen dafür das Buch an als Geschichtswerk für sich, als Zeugniß tiefer Combinationsgabe und scharfen Denkens seines Verfassers, besonders die Benutzung der Quellen, so hat man eitel Freude; Neues aufgefunden, im Laufe der Jahrhunderte unbekannt Gewordenes aus seiner Verborgenheit wieder hervorgezogen, das historische Material mit Verstand gesichtet und die die Geschichte begleitende und ihr folgende Sage ihrer den Kern verbergenden Umhüllung entkleidet und so der Geschichtsforschung dienstbar gemacht, das ist Alles vortrefflich und als heilsame Einrichtung noch anzuerkennen, daß, um das aufkommende Geschlecht zum Selbststudium und zur Weiterforschung zu reizen, am Schlusse jedes Bandes nicht bloß eine Angabe der Quellen sondern auch eine Charakteristik derselben, auch wie die Chroniſten in der Zeitfolge und in der Parteistellung zu dem bezeugten Facto stehen, dem Ganzen beigegeben ist. Hier sieht man recht den Segen, den die von Pertz unternommene, von dem Freiherrn von Stein mit warmem Interesse begleitete und geförderte Herausgabe der monumenta historiae Germaniae bereits gestiftet hat, und ein kindlicher Wunsch ist bei dem Lesen oft über uns gekommen, daß Heeren, der Vater der neuern Geschichts-Quellen-Forschung das Erscheinen dieses Werks möchte erlebt haben; außerdem ist an der Ausrüstung des Ganzen noch zu rühmen, daß Alles, was die Gebrüder Grimm und deren Schüler für Erkenntniß und Erfassung Deutschen Wesens in ihrer Unermüdlichkeit und wunderbaren Begabung geleistet haben, als Frucht in dieses Geschichtswerk übergegangen ist. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt bei nur mäßiger Gründlichkeit würde über die Gränzen dieses theologischen Blattes hinausgehen müssen, und wir wollen uns genügen lassen auf das christliche Geschichtswerk aufmerksam gemacht zu haben.

Gr. b. G. K. v. H.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 2. Februar. № 10.

Sophie von La Roche, die Freundin Wielands, von Ludmilla Assing. Berlin 1859. Otto Janke.

Die literarisch sehr thätige Dame, welche auf dem Titelblatt sich als Verfasserin nennt, beschenkte vor zwei Jahren die Deutsche Lesewelt mit einer Lebensbeschreibung der Gräfin Elise von Ahlefeld, der Gattin Lützows und Freundin Karl Immermanns, deren Anzeige damals auch einen Weg in diese theologischen Blätter fand, nicht so sehr um der Personen, welche jene Biographie uns vorführt, als des Zeugnisses willen, was für Unheil die moderne Ehescheidungs-Wirthschaft am grünen Holz der höhern Stände anrichtet, wobei jedem Leser von diesem grünen den Schluß auf das dürre Holz der niedern Stände zu machen nachgelassen blieb. In den ersten Monden des vorigen Jahres hat dieselbe Dame durch Herausgabe des Briefwechsels zwischen ihrem Onkel Varnhagen von Ense und Alexander von Humboldt einen Sturm gegen sich heraufbeschworen, der sie nach den Zeitungen beinahe von Berlin weggefegt hätte, wodurch den Anbetern des „Naturforschers in beiden Hemisphären" ein großer Gefallen geschehen wäre, aber man ist ihnen nicht zu Willen gewesen. In diesem Sturme spiegelte sich so recht unsere Zeit: ihr Losungswort ist Oeffentlichkeit in allen Dingen, nur an den Gegenständen ihrer Anbetung will sie solches nicht wissen, wer an ihnen nachweist, daß alles Fleisch Heu ist, begeht eine Impietät und versündigt sich an großen Todten oder Lebenden. Wir möchten jene Briefe einen Nachtrag zu Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit nennen; denn sie liefern den Nachweis, daß der durch Naturwissenschaft veredelte und um ihrer Förderung willen von dem gegenwärtigen Geschlecht vergötterte Chimborazo-Priester (wie ihn eine spottende Zunge genannt hat) recht gut das Gebet Davids hätte vertragen können: Schaff in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist, und dieser große Menschengeist bei aller Größe doch dem Richterspruch des Palmisten verfallen ist: Alle Menschen sind Lügner.

Das vorstehende Buch wird nun keinen Sturm heraufbeschwören, es ist im Gegentheil sehr friedlicher Natur, aber dabei doch nicht ohne Interesse, besonders in seiner Nebenpartie, die schon auf dem Titelblatt mitangegeben ist, wenn es da heißt: „die Freundin Wielands"; über diese Nummer Eins des Weimarschen Vierkleeblatts literarischer Größen erhalten wir interessante Aufschlüsse; bei dieser Nebenpartie ist die Verf. auch objectiver, als in der Darstellung ihrer Heldin, und ist nur zu bedauern, daß dieselbe für tiefere Seelenkunde kein Fassungsvermögen und über das, was über die rationalistische Aufklärung hinausliegt, gar keinen Geist der Unterscheidung hat. Erfahren wir nun über den inwendigen Wieland wenig, so werden aber doch seine Schwächen nicht grade vertuscht, es wird Manches objectiv hingestellt und dem Leser das Urtheil überlassen, aber an Sophie von La Roche ist Alles vortrefflich bis in die Finger- und Haarspitzen; obwohl sie sonst für diese Erde wohl taugt und sich mit allen Menschen und besonders mit lockern Weltmenschen wohl zu benehmen weiß, ist sie doch gleichsam vor dem Sündenfalle geboren und stammt aus dem Stande der reinen Unschuld. Diese Verliebtheit in die Heldin nimmt die Schriftstellerin oft so hin, daß sie mit ihrer Plauderhaftigkeit an eine Mutter erinnert, die den Morgen nach einem Balle, während die Töchter noch schlafen, dem besuchenden Fremden von dem Glück der Töchter am letzten Abend erzählt, wie oft jede getanzt, mit wem sie alle getanzt, wer sie zu Tisch geführt hat u. dergl. So hören wir auch, wie Sophie aufgesucht, wie sie eingeholt, wie sie als Schriftstellerin bewundert und als Laura und Aspasia gefeiert worden ist, und was wunderbar ist, während die Zeichnung dieser Sophie von Göthe in Wahrheit und Dichtung als mit Meisterhand geschehen gerühmt wird und dabei sich grade das Maaßhalten des Deutschen Dichters so sehr bewährt und seine Schilderung so wahr, fein und anmuthig macht, hat man sich von diesem Maaßhalten und Sichbeherrschen auch gar Nichts angeeignet.

Wieland kommt, wie schon gesagt, weniger gut weg, was um so mehr Wunder nimmt, da er in der Literaturperiode, in der sich die Verf. so vielfältig umgesehen, ehe Schiller und Göthe eine so breite und fast ausschließliche Basis in der Deutschen Lesewelt gewannen, ein so hoch gefeierter Mann war. Ref. erinnert sich noch aus seiner Kindheit, wenn er den Gesprächen der Freunde seines früh vollendeten Vaters über denselben zuhörte, daß von ihm gerühmt ward, er habe den ganzen Wieland besessen, und wie die Katholiken nach ihrem Heiligenschrein, so blickte er als Knabe voll Ehrfurcht nach dem nußbraunen Tresorschranke, hinter dessen Thüren die lange Reihe der Bände im schönsten Halbfranz gebunden sich dem gewöhnlichen Anblick der Menschen entzogen. Als er später mit den

Schriften selbst bekannt wurde, ist dieser Nimbus von Jahr zu Jahr immer mehr entschwunden, der Schriftsteller ist uns gleichgültig und der Mensch widerwärtig geworden. Was will es aber auch in unsern Tagen sagen, wenn ein Mann Griechisch, Lateinisch, Italienisch, alles Mögliche, aber nicht Deutsch ist! Wir geben gern zu, daß durch die Aristippischen Briefe das Griechische Leben uns näher gebracht ist, daß durch Uebersetzung von Horazens Satiren manche Feinheiten des Hofdichters aufgedeckt sind, auf die die gewöhnliche Philologie sonst nicht gekommen wäre, daß die Abderiten den Deutschen Witz geweckt haben, und daß der Deutsche Mercur der Deutschen Schreibart eine Glätte gegeben hat, aber damit wäre nach unserm Dafürhalten Alles zu seinen Gunsten gesagt, nun aber der Mensch? Göthe selbst nennt ihn eine Weiberader und er verdient es; steht er mit dem Dichter des Werther gut, so ist er ein Echo seiner guten und schlechten Späße, wird er aber von dem Uebermüthigen so en bagatelle behandelt, so heult und klagt er wie ein altes Weib, spricht dann da der Spötter ein anerkennendes Wort, so ist man wieder seines Lobes voll. Dazu das Lüsterne in seiner Empfindung, das Philisterhafte in der Berechnung; ein Lächeln zu Allem, wenn es ihn, seine Kinder und sein Gut Omstädt nichts angeht, ohne Vermögen über Etwas innerlich weinen oder auf Jemand aus der Tiefe zornig sein zu können.

Sophie La Roche, geborne Gutermann, geboren zu Kaufbeuren im Allgau in Schwaben den 6. Decbr. 1731, stammte väterlicher und mütterlicher Seits von Augsburger Patrizierfamilien ab; der Vater, ein Arzt, besaß sehr gründliche Kenntnisse und galt für einen Gelehrten, als er im Jahre 1743 wiederum seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt nahm, ward er Stadtphysicus und Decan der medicinischen Facultät daselbst; er erinnert in manchen Zügen an Göthe's Vater, namentlich auch darin, daß er seine Kinder mit großem Fleiß selbst unterrichtete, unterschied sich aber von dem Frankfurter Rath durch ein sehr entschiedenes kirchliches Bekenntniß und einen Widerwillen gegen alles katholische Wesen; er besaß auch bedeutende astronomische Kenntnisse, wofür diese seine älteste Tochter Sophie als Kind große Empfänglichkeit besaß, so daß sie von dem Vater des Abends auf dem Altan des Hauses in der Sternkunde unterwiesen, bei sehr glücklichem Gedächtniß bald alle Sternbilder über dem Horizonte Augsburgs zu unterscheiden wußte; dieses war aber nur eine Nebenpartie des Unterrichts, der Vater lehrte das dreijährige Kind schon lesen und das Lesebuch war die Bibel, und er konnte, als dasselbe fünfjährig war, behaupten, die Bibel mit ihm ganz ausgelesen zu haben. Dabei ward in Geschichte unterrichtet und andere Lehrer und Lehrerinnen sorgten für Unterricht in der Französischen Sprache, Zeichnen, Blumenmalen, Sticken, Clavierspielen, auch die beste Tänzerin wurde Sophie. Um Nichts bei der Ausbildung der Tochter zu versäumen, sorgte die Mutter, die fromm, aber nicht so confessionell entschieden als der Vater war, für Unterweisung in Küche und Haushaltung, und der Geist jener Zeit und dieses Hauses ist daran zu erkennen, daß alle Tage bei der Handarbeit, worin die Mutter ihre Tochter unterwies, eine Betrachtung aus Johann Arndt's wahrem Christenthum gelesen wurde. Der Biographin ist solches nicht recht gewesen und sie erzählt fast spottend, daß der Vater an der Sonntagspredigt nicht „gesättigt" zu Hause mit seiner Familie noch eine Predigt von August Hermann Franke, den er von Halle her sehr geschätzt habe, mit seiner Familie zu lesen nicht habe unterlassen können; spaßhaft wird dazu bemerkt, daß Sophie in späteren Jahren, als sie schon als Schriftstellerin berühmt geworden war, auf die Vorwürfe ihrer Freunde wegen der weitläuftigen Satzbildung bei ihrem Schreiben sich mit den vielen langen Predigten entschuldigte, die sie in ihrer Jugend habe lesen müssen und wovon dieses noch eine Nachwirkung sei. Uns ist hiebei nicht spaßhaft zu Sinne; wir begegnen hier im Deutschen Mittelstande einer Erscheinung, die sich grade um dieselbe Zeit in einem Königshause zutrug; die Markgräfin von Baireuth, die bekannte Schwester Friedrichs II., die kluge Wilhelmine, wie Thomas Carlyle in seiner Geschichte Friedrichs des Großen sie nennt, spottet in ihren Memoiren ebenso über ihr älterliches Haus, wie sie mit Vater, Mutter und Bruder jeden Tag Predigten habe lesen und geistliche Lieder habe singen müssen, macht sich sogar über das laute Singen ihres Vaters dabei lustig und sagt in ihrem Zorne von demselben Franke, welcher eine Zeit lang diesen Hausgottesdienst leitete, ce chien de Frank, qui nous faisait vivre comme les religieux de la Trappe. Was ist hier die Wahrheit? Haben der Vater Friedrichs II. und jener Augsburger Stadtphysicus ihr Haus mit religiösen Uebungen gleichsam überladen und ihre Kinder so zu sagen religiös über- und verfüttert? so daß diese Ueberdruß, Ekel und Verbitterung herbeiführen mußte? Oder war Nichts im Stande, die hereinbrechende Irreligiosität und die nahende Herrschaft des Unglaubens aufzuhalten? Oder hat der Pietismus, der die alte verknöcherte Orthodoxie, wie man sie nennt, verbessern wollte, nach Johann Ballhorn verbessert? Wir haben keine Antwort auf diese Fragen, können nur den Gang, den die Dinge bei den Königskindern wie in der Arztfamilie nahmen, von Herzen bedauern, wissen aber, daß bei beiden Töchtern das Eintauschen Französischer Romane gegen die Bibel keinen Segen gebracht hat.

Als Sophie funfzehn Jahr alt war, öffnete sich ihr eine neue Welt der Bildung durch Johann Ludwig Bianconi, Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, einen Italiener, der in dem Gutermannschen Hause, das ein Sammelpunkt der Augsburger Gelehrten war, Zutritt gefunden hatte; er führte die aufblühende Jungfrau ein in die Kunst des Griechischen und Lateinischen Alterthums, sie lasen zusammen Italienische Dichter und Geschichtschreiber, betrachteten zusammen Abbildungen antiker Kunst und fühlten sich beide gehoben durch diese Welt der Schönheit und Freiheit, heißt es in unserm Buche. Sehr charakteristisch wird dann weiter gesagt: Hatte Sophiens fromme Mutter ihr früher von Engeln geredet, die sie bei ihrem Fleiße in allem Guten und Nützlichen umgäben, so sprach ihr dagegen Bianconi

weit poetischer und hinreißender von Genien, die ihr günstig seien. Was der Leser schon vermuthet, es entspinnt sich daraus eine Liebesgeschichte; Bianconi hielt um Sophiens Hand an, aber der Vater widersetzte sich, denn Bianconi war Katholik, und darin sah er eine feindlich trennende, durch Nichts auszufüllende Kluft, und bei der entscheidenden Weise, womit er seinen Willen im Hause geltend machte, schien wenig Aussicht, daß die Liebenden an das Ziel ihrer Wünsche gelangen würden, aber die Mutter, durch des Bräutigams „kühnen und unternehmenden Geist entflammt", trat auf ihre Seite und der Vater gab nach. Zum Unglück starb die Mutter nicht lange nach der Verlobung, und als nun der Ehevertrag festgesetzt werden sollte, kam das Uebel aller gemischten Ehen zu Tage, der Bräutigam wollte seiner künftigen Gattin volle Religionsfreiheit zusichern, bestand aber darauf, daß die Kinder und nicht bloß die Söhne sämmtlich katholisch werden sollten. Ein solches Zugeständniß hielt der Vater unter seiner Würde, und da hier zwei heftige Charaktere zusammenstießen und die vermittelnde Mutter fehlte, so wurde die Verbindung aufgehoben und Bianconi durfte das Gutermannsche Haus nicht mehr betreten. Sophie, die schon von den Zaubergärten unter Italiens blauem Himmel geträumt hatte und von den Kunstsammlungen, die sie an Bianconi's Hand durchwandern würde, hatte die Bedenken des Vaters nicht getheilt, hing aber doch so viel am vierten Gebote, daß sie die Vorschläge Bianconi's, sich heimlich mit ihm zu vermählen, worauf er dann die Briefe des Vaters, worin er sie seine Braut genannt hatte, veröffentlichen und dadurch ihren Schritt rechtfertigen wollte (jedenfalls eine dumme Rechtfertigung), abwies. Bianconi, verletzt und betrübt, verließ den 6. October 1749 Augsburg, begab sich zunächst nach seiner Vaterstadt Bologna, tauchte aber später wieder als Arzt und auch Schriftsteller über Kunst in Dresden auf und wird von Winkelmann in seinen Briefen erwähnt; wurde nach diesem Churfächsischer Minister-Resident in Rom, ward zuletzt noch gegraft und starb 1781 in Perugia.

Der strenge Vater bestand nicht bloß auf Entsagung, sondern auch Vernichtung aller Andenken, die der Tochter von ihrem ehemaligen Bräutigam noch in Händen waren; um die Betrübte aber zu zerstreuen, ward sie nach Biberach gegeben in das Haus eines protestantischen Geistlichen, um etwaigen Gedanken, in ein katholisches Kloster zu gehen, zu begegnen, und auf diese Weise kam sie in das Haus des ihrer Familie nahe verwandten Predigers Wieland, Vaters von Christoph Martin Wieland, dem Dichter des Oberon. Dieser, erst 17 Jahr alt, war durch Bildung und Geist seinen Jahren vorausgeeilt; er hatte seine erste Jugend bei dem berühmten Abt Steinmetz im Kloster Bergen bei Magdeburg verlebt, wo man ihn hatte fromm machen wollen, auch wohl gemacht hatte, welche Frömmigkeit aber in der Region des Gefühls stecken geblieben war, darum auch sobald wieder verweht ward; er kam direct von der Universität Erfurt her, wo er bei Baumer die Logik studirt hatte. Es war die Zeit der Empfindsamkeit, wo man für Freundschaft,

Religion und Tugend schwärmte und Klopstocks Messias alle Herzen entzündete; Wieland verabscheute damals noch Voltaire, man las die Klopstockschen Dichtungen zusammen und Sophie, die nach Zerreißung ihres Bandes mit Bianconi eine Steingestalt gewesen war (die Verf. theilt ihr auch Etwas von der Natur der Indischen Frauen zu, die sich mit ihren Männern verbrennen, was aber zu dem spätern Leben und wie Göthe ihre Natur zeichnet, gar nicht paßt), gewann wieder Leben. Die Herzen fanden sich und Sophie tröstete sich, obwohl von Anfang an der Gedanke an eine Verbindung, da sie neunzehn und Wieland siebzehn Jahr alt war, sein Beklemmendes hatte und die kluge Seele dem schwärmerischen Jünglinge keine Beständigkeit zutraute, wenn dieser auch sich bei Klopstock eigends dafür bedankte, daß er über dem Vorlesen einer Klopstockschen Dichtung „seine liebliche Freundin habe aus sanfter Rührung einige Male so schön weinen sehen können."

Auch dieser zweite Liebeshimmel, der sich für Sophie über dem Städtchen Biberach ausspannte, sollte bald einfallen, Wieland mußte fort, um nach dem Willen seines Vaters in Tübingen die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren; die Briefe freilich, welche von der Würtembergischen Universitätsstadt nach Biberach herüber flogen, suchen an Ueberschwänglichkeit ihres Gleichen. Als Probe mögen hier Strophen aus einer Ode stehen, welche einst mit ihnen kam:

Englische Sophie, mein Herz, mein Licht,
Du bist selbst, ja Du bist selbst die Tugend,
Aus der Anmuth aufgeblühter Jugend
Reizt sie selbst in Dir ein klug Gesicht.

Nachdem er dann den Himmel gepriesen, der ihm diese „Seele von seraphischer Art" zum Eigenthum und Besitz gegeben, schließt er:

Jetzo dring' ich sicher durch verwachs'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie
Sind bei mir, welch Unfall kann mich schrecken?

Und doch liest sich diese Ode noch besser als die Briefe, welche in ihrer Ueberschwänglichkeit gleichsam über Zopf und steifen Rock der damaligen Zeit hinüber gezogen und darüber gespannt sind. Zwei Jahre währte der Aufenthalt in Tübingen, endlich sollte man sich wieder sehen, aber als der Liebesieche unter das Dach trat, um die „Daphne, Serena, Doris, Diotima" zu umarmen, fand er die Stätte verlassen, der kluge Vater Sophiens hatte schon damals eingesehen, was Wieland später an Zimmermann schrieb: „Die Hoffnung, meine über Alles geliebte Sophie zu besitzen, war kaum reeller als die Hoffnung des Prätendent, König von England zu werden", und hatte die Tochter nach Hause kommen lassen, um den zwanzigjährigen, flatterhaften, unbeständigen Studenten vor Thorheiten und sein Kind vor neuer Bedrängniß zu bewahren; gegen die Zeit von Wielands Abreise nach Zürich, wohin ihn Bodmer, der im Süden um diese Zeit die jungen Dichter um sich sammelte, wie Gleim im Norden, eingeladen hatte, sahen sie sich noch auf

einige Tage; was zwischen ihnen vorgegangen, erfahren wir nicht. Ob Sophie jetzt schon merkte, daß auf Wieland bei seinem schwankenden Charakter, den er später auch in der Literatur reichlich bewies, nicht zu zählen sei, daß eine andere Natur als die seinige dazu gehöre, eine Verbindung mit ihr durchzusetzen? Sie schrieben sich noch, Sophie hörte mit Theilnahme zu, wenn Reisende erzählten, welchen Beifall Wieland in Zürich fände, welche Ehren er einernte, aber als sie im September 1753 mehrere Wochen auf einen Brief gewartet hatte, sicherlich auch Nachrichten über sein Glück in Zürich ihr zu Ohren gekommen waren, kurzum, obwohl ihr der Aufenthalt im väterlichen Hause durch eine Stiefmutter, die sie mittlerweile erhalten und mit der sie auf keinem guten Fuße stand, verleidet war, sie sagte Wieland auf, woran sie, wie wir später sehen werden, recht that, sprach ihn von aller Verpflichtung gegen sie los, nicht ohne schmerzliche Klage, daß er es sei, der das Band zerrissen habe. Wieland antwortete erst nicht, er scheint die Sache nicht für so ernstlich gemeint angesehen zu haben, erst als ihm nicht lange darnach die Kunde von Sophiens Verlobung mit dem Churmainzischen Hofrath von La Roche mitgetheilt ward, wollte er rasend werden, zerschmetterte Sophiens Bild, das ihn nach Zürich begleitet hatte, daß das Glas in tausend Stücke zersprang, aber beruhigte sich bald und schrieb nach diesem ekelhafte Lobebriefe über sie an den neuen Bräutigam. Wie es aber mit ihm um diese Zeit in Zürich stand, bezeugt er selbst in einem Briefe an seinen schon genannten Freund Zimmermann, wo er sagt: er sei mit einer oder vielmehr zwei Damen bekannt geworden, die ihn über den Verlust seiner „Göttin" Sophie zu trösten fähig wären; er beschreibt scherzend sein „Serail", in welchem er sich als den Großtürken vorstellt, und fügt hinzu: Ich gebe ihnen wenig gute Worte, und zwinge sie, durch die natürliche Superiorität meines Genies über die ihrigen, mich bon gré mal gré zu lieben. Lassen wir ihn in seinem Serail und wenden uns den fernern Schicksalen Sophiens zu, fragen aber billig: wo war die Begeisterung für „Tugend und Sophie" hingerathen? Wo war die Anbetung der „Seraphischen Seele" geblieben? Wenn er noch später an denselben Zimmermann schreibt: ich will nicht mehr, daß alle Welt ein Cato sei, so ist das begreiflich, aber garstig ist, wenn er hinzusetzt: ich will nicht mehr die jungen Mädchen in die Geheimnisse der Philosophie des Plato einweihen. Wie solches gemeint ist, liegt auf der Hand.

Sophiens Schicksal wandte sich leidlich, äußerlich glänzend; eine Verbindung, die die Begeisterung für die Kunst und Italiens blauen Himmel zur Basis hatte, war zerschlagen, eine zweite, die auf die Schwärmerei für die Tugend sich gründen wollte, hatte dasselbe Schicksal gehabt, sie reichte nun auf Zureden des Vaters und um den drückenden Verhältnissen zu der Stiefmutter zu entrathen, dem schon genannten Hofrath von La Roche ihre Hand und ward, wie die Verf. sagt, eine wenn auch nicht fröhliche, aber ergebene Braut. Die Geschichte dieses

Mannes, so weit sie das Buch giebt, ist nicht ohne historisches Interesse und läßt uns Blicke in das verrottete Wesen der damaligen Aristokratie thun.

Georg Michael Frank, geboren 1720 zu Bischofsheim an der Tauber, war als fünfjähriger verwaister Knabe von dem Churmainzischen Großhofmeister und Staatsminister Graf Friedrich von Stadion aufgefunden und um seines aufgeweckten Wesens willen in Erziehung und Pflege genommen, und die Theilnahme für ihn ging so weit, daß der Graf ihn selbst im Französischen unterrichtete und Schreiben und Lesen lehrte. Zum Schreibunterricht gehörte auch, daß er seines Pflegevaters Handschrift und Namenszug auf das Genaueste nachzuahmen lernen mußte, um diesen der Qual des Selbstschreibens zu überheben, und die Stylbildung ging so weit, daß wenn der Graf, dessen Ehefrau eine Betschwester gescholten wird, mit der nicht auszukommen gewesen sei, bis spät in die Nacht bei einer hohen und geistreichen Dame, die er leidenschaftlich liebte, verweilte, während dessen der zum Jüngling herangewachsene Knabe zu Hause die heißesten Liebesbriefe im Namen des Grafen schmieden mußte, unter denen dieser dann nach seiner Zuhausekunft den ihm für die Situation passendsten auswählte und in der Nacht noch der Geliebten zuschickte, um diese von dem unverwüstlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters zu überzeugen. — Was für eine Schule für einen Jüngling, das sechste Gebot zu lernen! Als dieser gräfliche Zögling, der später durch Vermittelung seines Herrn nicht bloß Churmainzischer Hofrath, sondern vom Kaiser Joseph II. unter dem Namen „Frank von La Roche" in den Adelstand erhoben war, Sophie geehelicht hatte, zog sie mit ihm nach Mainz an den prachtvollen Hof Joseph Emmerichs, den uns Heinrich König in seinen Clubbisten von Mainz und im Leben George Forsters gezeichnet hat, und traf hier mit einer Menge Hochgestellter im Adel, in der schönen Wissenschaft und Kunst zusammen, wir nennen bloß den Coadjutor von Dalberg und den Maler Tischbein, und das Entzücktsein für Religion, Tugend und Freundschaft von Biberach scheint ihr keine Steine in den Weg geworfen zu haben, um sich zurecht finden zu können. Ihr Ehemann trug etwas dem eigenen Bildungsgange, den er selbst beim Grafen durchgemacht hatte, Verwandtes auf seine Frau über; er brachte ihr jeden Morgen, ehe er zu Geschäften in das Kabinet ging, Deutsche, Englische und Französische Bücher, in welchen er verschiedene Stellen angemerkt hatte, „diese hatte sie dann zu lesen und deren Inhalt in leichter geschickter Einkleidung in ihren Gesprächen mit dem Grafen bei Tafel oder bei dem Auf- und Abgehen mit ihm durch die lange Reihe der Zimmer so anzubringen, daß er dadurch unterhalten wurde." Eine eigenthümliche Frauenverwerthung; man nimmt an, unsere Zeit habe das Verwerthen erst erfunden, man hat es damals auch schon verstanden.

La Roche war ein Freigeist entschiedenster Art und stand mit seinen Gesinnungsgenossen in Frankreich im engsten Bunde, obwohl er zwei geistlichen Churfürsten, dem von Mainz und

dem von Trier, gedient hat, haßte er das katholische Wesen aus tiefster Seele; er ist der Verfasser der damals anonym erschienenen Briefe über das Mönchswesen, die mehrere Auflagen erlebten und viel Spektakel machten, auch später seinen Sturz herbeiführten; ein elendes Buch von vier Bänden (wir haben es kürzlich nochmals durchgelesen), in welchem vom platten Nützlichkeitsprincip aus die Blüthe katholischen Lebens betrachtet wird, mit Uebertreibung aller Art und gänzlicher Verkennung seines Standpunkts in der Katholischen Kirche. Es dient diese Schrift des Ehemanns La Roche mit ihrer Plattheit, wie die spätern zahllosen der Ehefrau mit ihren „Rührungen" und „Entzückungen", jene Zeit kennen zu lernen, in welcher beide sich widerstrebende Elemente sich kreuzten, legt aber auch Zeugniß ab für ihre Lügenhaftigkeit, wenn ein Mann, der so über den Katholicismus denkt und ihn untergraben will, es mit seinem Gewissen vereinbar finden kann, zwei Erzbischöfen, die zugleich Territorialherren sind, zu dienen. Göthe schildert La Roche als einen heitren Welt- und Geschäftsmann, der sich, obgleich Katholik, über das Mönch- und Pfaffenthum lustig machte, der mit Allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen pflegte; er war ein schöner wohlgebildeter Mann von mittlerer Größe, gewandt in Geschäften, lebhaft im Gespräch, hatte sich die scherzende geistreiche Unterhaltungskunst der feinen Französischen Welt angeeignet, verehrte und bewunderte Voltaire und war ein erklärter Feind aller Schwärmerei. Hier fragt man wohl, wie wurden diese beiden Eheleute mit einander fertig, „das Entzücken" von Biberach und dieser Voltairianismus? Was Wieland in seinem Züricher „Serail" abhanden gekommen war, dessen hatte sich Sophie am Mainzer Hofe entäußert, und es lebte nur später in ihren Schriften fort; später gefiel sie sich darin, wenn man nach ihrer Religion fragte, zu antworten: „meine Religion ist die meines Mannes", er war ein Katholik ohne Katholicismus, und damit wissen wir auch, was sie später war. In erregten Augenblicken konnte sie wohl wieder die Schwärmerin auf dem Kirchhofe von Biberach sein, und solche Augenblicke traten später wieder ein, als sie in Koblenz wohnte, wo sie nach vielen Jahren Wieland wiedersah, die Gebrüder Jacobi sich einstellten und der junge Göthe mit seinem Freunde Merk dazu kam; da mochte es mit den Freundschaftsbetheuerungen, Umarmungen und Thränengüssen dem La Roche zu viel werden; wenigstens berichtet der Rheinische Antiquarius aus dieser Zeit, daß er im Unwillen zu seiner Frau gesagt habe: „Schaffe mir die Leute aus dem Hause oder ich gehe laufen." Die Biographie findet dieses nicht glaublich, uns sieht sie dem Verfasser der Briefe über das Mönchthum sehr ähnlich, von dem auch Göthe bezeugt, daß die einkehrenden Gäste mehr durch seine Frau, als durch ihn angezogen worden seien und ihm wenig Freude haben geben können, er auch seine Tafel von der empfindsamen Würze frei zu halten verstanden habe.

Acht Jahre verlebte Sophie in Mainz und es wurden ihr dort drei Kinder geboren; da gab der Graf, bereits 71 Jahr alt, sein Amt auf und bezog sein Gut Warthausen in Oberschwaben unweit des Federsees und in der Nähe Biberachs. La Roche, der bisher schon außer seinen Mainzischen Staatsgeschäften die Verwaltung der großen Stadionschen Güter unter Händen gehabt hatte, zog mit ihm und hier „wandelte Sophie mit dem Grafen durch die Englischen Parkanlagen, sich mit ihm über die verschiedensten Fragen des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft unterhaltend, ihm dann vorlesend oder ihn durch anmuthigen Scherz erheiternd", und übte diesen Dienst, die schöne Natur dabei genießend, in der Mainzischen Weise fort. Hier sah sie auch Wieland zum ersten Mal wieder, seitdem das Band mit ihm gelöst worden. Wir müssen aber, ehe wir an dieses Wiedersehen kommen, einen Blick auf die Erlebnisse des Dichters werfen.

Wir ließen ihn in Zürich, „wo wegen der Superiorität seines Genies Mädchen und Frauen bon gré mal gré ihn lieben mußten"; so leicht ist es ihm aber doch nicht geworden, wenn man genauer in die ekelhafte Geschichte dieser Jahre Wielands hineinblickt; nachdem er das Bodmersche Haus verlassen, um den Unterricht der Söhne zweier Züricher Familien zu übernehmen, knüpfte er zuerst mit einer jungen Wittwe, Madame Grebel, an, und weil die Züricher Zucht nicht gestattete, der Wittwe Besuche im Hause zu machen, nahm er ihren Neffen in Unterricht, um unter dem Vorgeben, mit der Tante über die Fortschritte des Neffen zu sprechen, einen Vorwand, in ihr Haus zu gehen, zu haben; der Schüler wurde auch zum Liebesboten gemißbraucht und das Verhältniß dauerte mehrere Jahre, bis die Wittwe einem angesehenen Manne in Amt und Würden, obwohl er 56 Jahr alt war, ihre Hand reichte. Voll Ueberdruß hierüber entschloß er sich, Zürich zu verlassen, wollte erst nach Biberach gehen und sein episches Gedicht Cyros vollenden, gab aber diesen Plan auf, da ihm der Vorschlag gemacht wurde, in Bern eine Hauslehrerstelle bei dem Landvogt Sinner anzunehmen; aber auch dieser Platz behagte ihm nicht, so hielt er denn dort jungen Leuten Vorlesungen über Philosophie und beschäftigte sich mit der Ausarbeitung von Araspes und Panthea. Hier sollte der Herrscher im Serail, den „um der Superiorität seines Genies willen alle Frauen bon gré mal gré lieben mußten", mit einer Königin des Geistes zusammenstoßen und einen Waffengang mit ihr thun, einer Art geistige Brunhilde, die mit ihm von Plato, Plinius, Cicero, Leibnitz, Aristoteles, Locke, von Dreiecken, Rechtecken, Parallelogrammen in einem Athemzuge redete, die er ein „fürchterliches Mädchen" im Anfang nannte und der gegenüber er die einfäl-

tigen Weiber hochleben ließ, aber so wie er ihr gehorsamer Diener ward, ließ er sie „seine Göttin Sophie“ so weit an Geist überragen, wie sie dieser an körperlicher Schönheit nachstand — und begehrt ihre Hand. Es war Julie Blandelin aus einer angesehenen Berner Patrizierfamilie, eine große Verehrerin Jean Jacques Rousseaus, eine Art Anwalt, Herold oder Apostel des Verfassers der neuen Heloise. Sie konnte sich nicht entschließen, den Bittenden zu erhören, ihrem starken Charakter mochte die „Weiberader“ Wieland nicht zusagen, doch behielt sie ihr Lebenlang Theilnahme für ihn und trat später auch mit Sophie in Correspondenz. Nicht ganz ungelegen, obwohl ihm auch die Stellung nicht behagte, kam Wieland nach Ablauf eines Jahres ein Antrag von Hause, Stadtschreiber in Biberach zu werden, und er folgte dem Rufe. Hier angelangt, erfuhr er, daß er sein Amt eigentlich auf Verwenden von Sophiens jüngerer Schwester Cateau, „die er schon früher als sechzehnjährige Schönheit in prächtigster Blüthe bei Sophien gesehen und die mit ihm zu kokettiren versucht hatte“, erhalten habe; später hatte sich der Bürgermeister von Biberach, ein Herr von Hiller, ein roher Mann, aber mit äußerlicher Schönheit und einigen Talenten, um sie beworben, und Sophie, um ihre Schwester in der Nähe zu behalten, hatte die Heirath befördert. Ueber die Motive dieser Verwendung für Wieland waren die Stimmen getheilt, die aber alle für einen guten Ruf der Schwester nicht zeugten, einige glaubten, sie wünsche ihn um ihretwillen an sich zu fesseln, andere, daß sie beabsichtige, ihm ihre Stieftochter zur Frau zu geben, ja es gab Uebelwollende, die behaupteten, sie denke Beides zu vereinigen. Die Verf. erzählt uns das etwas zu unbefangen! Wieland in dem kleinen Städtchen gelangweilt, fing natürlich gleich Feuer und schrieb entzückt über diese neue Freundin an Julie, die er beim Abschiede von Bern wiederholt seiner unwandelbaren Liebe versichert hatte. Was für ein Mann, der nun schon den dreißiger Jahren nahe stand! Und sollte man das Folgende glauben? Da er bei der schönen Frau von Hiller doch nicht fand, was er gesucht hatte, und außerdem mit ihrem rohen und dem Trunk ergebenen Manne sich entzweite, bewarb er sich abermals um Juliens Hand, und als ihm diese beharrlich verweigert wurde, gewann plötzlich Sophiens Andenken, die in seine Nähe gekommen war, der Gegenstand seiner ersten schwärmerischen Liebe, wiederum die Oberhand in seinem liebebedürftigen Herzen. Er fragt schriftlich an, ob er nach Warthausen kommen dürfe und folgt der Einladung dorthin mit schlagendem Herzen. Beim Wiedersehen wird natürlich geweint aus vollen Drüsen, selbst der kalte La Roche weint mit und schließt die Liebenden und Weinenden gerührt in seine Arme. Ein neuer Frühling, heißt es in unserm Buche, erwachte in Sophiens Seele, als ihr Wieland ihr wiedergegeben war; dies wird uns schwer zu fassen, leichter schon begreift sich, daß sich Wieland sehr wohl befand und das Herrnhaus in Warthausen mit den bezauberten Schlössern des Ariost und Tasso verglich. Das Erste wird uns nur erklärlich, wenn wir die weibliche Eitelkeit zur Basis nehmen, die sich darin gefällt, mit einem gefeierten

Dichter und Schriftsteller zu verkehren und sich von ihm beräuchern zu lassen; oder daß eine Frau, ihre natürliche Stellung, sich an den Mann anzulehnen, verlassend sich selbst zum Manne macht und servile Männer mit Wohlgefallen zu ihren Füßen sieht; Letzteres scheint nach der Zeichnung, die Göthe von Sophie entwirft, vorwiegend der Fall gewesen zu sein. — Eine keusche treue Deutsche Frauenseele mußte Wieland als Mann verachten!

Wir schließen unsere Geschichte rasch ab, die Feder will nicht mehr folgen, und bemerken nur noch in Bezug auf Wieland, daß er als Biberacher Stadtschreiber, wie die Frau Bürgermeisterin plötzlich Wittwe ward, sich, wider den Rath Sophiens, die die gefallsüchtige Schwester des Freundes unwürdig hielt, auch annahm, daß die Frau Bürgermeisterin zur Stadtschreiberin nicht heruntersteigen werde, dennoch um ihre Hand bewarb, aber, wie Sophie vorausgesagt hatte, sich einen Korb holte und sich darnach, wie er wörtlich schreibt: in der Person der Dorothea Hillenbrandt, einer Augsburger Kaufmannstochter, „ein Hausweibchen“ von seinen Aeltern und guten Freunden beilegen ließ, denn seine Mitbürger wollten es nicht länger leiden, daß ihr Vorgesetzter unbeweibt sei, und er tröstet sich damit, „daß wenn er sich nur erst in seinem Stande zurecht gefunden, die Musen, wenn sie anders Antheil an den Geburten seines Hirns gehabt hätten, Nichts dabei verlieren sollten.“ Und er hat Recht gehabt, die Menge seiner Schriften hat er erst später ausgeboren, wir haben bei dieser Anzeige der frühern nicht gedacht, da sie für unsere Zeit keine Bedeutung mehr haben. Dieser Schriftsteller-Fruchtbarkeit hielt aber eine andere die Waage, sein „Hausweibchen“ gebar ihm nach einander vierzehn Kinder, aber da sie mit den Tugenden einer geschickten Hausfrau ausgestattet war, lebte er mit ihr zufrieden; er gab sein Biberacher Amt später auf, als er nach Erfurt zum Professor berufen ward; von hier aus fand der schon erwähnte Besuch nach Ehrenbreitenstein statt; aus Erfurt, welche Stadt ihm ein fremdes leeres Chaos von alten Steinhaufen dünkte, ward er erlöst durch den Ruf der Herzogin Amalie von Weimar, die Erziehung und Bildung ihrer beiden Söhne zu leiten, er blieb nach Vollendung dieses Geschäfts in Weimar mit Pension und Titel und ist sein dortiges literarisches Wirken trotz allen Ruhms nur eine Fortsetzung der Unselbstständigkeit und Undeutschheit seines Jugendlebens gewesen.

Sophiens Gestirn erhub sich von Warthausen aus noch einmal zu einer ungeahnten Höhe, um nachher desto tiefer zu sinken und zu fallen. Nachdem ihr Gönner, der Graf Stadion, unter den Worten: to be or not to be, that is the question aus dieser Welt gegangen war, verwaltete ihr Ehemann noch zwei Jahre die Güter der Familie und trat dann in die Dienste des damaligen Erzbischofs von Trier als hochgestellter Staatsmann und hatte seinen Wohnsitz Koblenz gegenüber in Ehrenbreitenstein; sein wunderschön gelegenes Haus wurde durch die Frau, welche sich nun auch schon durch ihren ersten Roman: Geschichte des Fräuleins von Sternheim, einen Namen gemacht

hatte, ein Sammelplatz und Wallfahrtsort aller schönen Geister, die damals am Rhein und in den Städten Darmstadt und Frankfurt ihren Aufenthalt genommen hatten, wie solches Göthe so anmuthig beschrieben. Das Haus hatte um diese Zeit noch seinen besondern Reiz durch Sophiens beide aufblühende Töchter, Maximiliane und Luise, von denen die ältere, wie die Verf. meint, dem Dichter des Werther bei der Zeichnung der Lotte gesessen haben soll, was aber nach den Briefen von Kestner sehr unwahrscheinlich ist. In diese Zeit der blühendsten Schöngeisterei fallen nun aber zwei Ereignisse herbster Prosa, das ist die Verheirathung dieser beiden bildschönen Mädchen, von denen die älteste, Maximiliane, an den Kaufmann Brentano in Frankfurt, einen Wittwer mit fünf Kindern, mit leidlichem Vermögen, aber ohne andere als die ganz gewöhnliche Kaufmannsbildung hingegeben ward, so daß der junge Göthe mit seinem Freunde Merk sich durch Häringsfässer und Syrupstonnen hindurcharbeiten mußten, wenn sie die schöne Frau besuchen wollten. Noch übler war der andere Schwiegersohn, der Gemahl der reizenden Loulou, die in ihren körperlichen Reizen über Maximiliane gesetzt ward, gewählt, ein Hofrath Möhn, ein Heupferd, wie Göthe's Mutter schreibt, „wenn der sie zur Königin der Erde machen wollte, werde sie ihm einen Korb geben, denn er sehe aus wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus"; diese Ehe erwies sich als sehr unglücklich und die Mutter mußte die Tochter, als sie selbst später in großer Bedrängniß lebte, wieder zu sich nehmen; die ältere Tochter ward bekanntlich die Mutter von Clemens Brentano und der Bettina von Arnim.

Im Herbst 1780 nahm das Schicksal Sophiens eine unglückliche Wendung, ihr Mann ward von den „Pfäffischgesinnten" als Verf. der Briefe über das Mönchswesen, zu denen noch eine Fortsetzung erschien, die aber nicht von ihm war, gestürzt und er in Ungnade entlassen, sein Freund und Gesinnungsgenosse, Freiherr von Hohenfeld, entrüstet über diesen Vorgang, begehrte gleichfalls seine Entlassung und schlug die ihm angebotene Pension unter der Bedingung aus, daß sie La Roche gegeben werde, dadurch behielt die Familie noch eine leidliche materielle Existenz, wozu in Speier, wohin die Familie mit Hohenfeld, der dort Domherr war, zog, noch die Besoldung einer Zollschreiberei kam. Später siedelte Sophie nach Mannheim hinüber, wo sie auch von Schiller und Caroline von Wollzogen aufgesucht ward, und noch später nach dem Tode ihres Mannes nahm sie ihren Wohnsitz, dessen Garten und Haus uns Bettina von Arnim beschrieben hat, in Offenbach. Hatte Sophie früher ihren aus dem Leben gegriffenen Roman, die Geschichte des Fräulein von Sternheim, aus schöpferischem Selbsttriebe geschrieben, so fing sie, als ihr Mann gestürzt und noch mehr als sie später Wittwe ward und nach der Wegnahme des linken Rheinufers durch die Franzosen auch die Triersche Pension wegfiel, an ums Brot zu schreiben, und die Titel ihrer Novellen, Briefe, Reisebeschreibungen, Beiträge zu Zeitschriften füllen vier Octavseiten; ihr Werth für uns beschränkt sich darauf, daß sie jene Zeit wiederspiegeln; sie ward zuletzt ein weiblicher Fürst Pückler-Muskau ihrer Zeit, so daß Reisen und Schreiben sich drängten und einander ablösten, sie hat die Schweiz, Frankreich, England besucht und Alles beschrieben, aber nach Italien ist sie nicht gekommen, so sehr ihr Herz sich dahin sehnte. Ueber ihren alten Freund Wieland hatte sie im Jahre 1794 noch einen kleinen Verdruß; sie wollte zu ihm flüchten, wie damals Göthe's Mutter zu ihrem Sohne, als die Franzosen am Rhein die Herren wurden, aber Wieland lehnte das ab, weil er fürchtete, die Herzogin Amalie und andere Leute würden ihr Gespött über seine Jugendfreundin haben, und er war kleinlich genug, aus Menschenfurcht die verlassene Göttin seiner Jünglingsjahre vergeblich bitten zu lassen; sie vergab das, und als sie später nach Weimar kam, um ihn zur Reise nach Italien abzuholen, welche Reise dennoch an seiner Unbeständigkeit scheiterte, ertrug sie auch diese Täuschung ohne zu zürnen und nachzutragen. Sie starb den 18. Februar 1807 in dem schon erwähnten Offenbach, 76 Jahr alt, und der neue Deutsche Mercur widmete ihr eine Todtenklage, die mit der Strophe beginnt:

Tritt, o Germania, zur Gruft und weine,
Wo deiner strahlenreichsten Seelen eine,
Groß an Verdienst, an Tugend groß,
Des schönsten Lebens Laufbahn schloß.

Germania hat aber wahrlich Nichts zu klagen, denn in der Todten war nichts vom Germanischen Weibe, wie in ihrem Freunde Wieland Nichts vom Germanischen Manne war, und dieses Leben, dessen Jugend die Bibel weggeworfen hatte, mußte dennoch dem Psalmen Recht geben, den Luther überschrieben hat: von des menschlichen Lebens Hinfälligkeit, wenn er sagt: unser Leben währt siebzig Jahr, und wenn es hoch kommt, sinds achtzig Jahr, und wenn es köstlich ist gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Des menschlichen Lebens Hinfälligkeit hat sie reichlich erfahren, aber das „Auffahren des Propheten von dieser Hinfälligkeit mit Flügeln wie Adler" durch die Kraft des Glaubens ist ihr nicht zu Theil geworden; ihr Freund Wieland starb wie ihr Gönner Stadion mit der Hamletschen Zweiflung auf den Lippen, ob sie bei ihrem letzten Seufzer wohl bessern Trost gehabt?

Gr. b. G. K. v. H.

Vom Eide.

Sie haben mich aufgefordert, in der Ev. K. Z. einmal wieder an unsere Preußische Eidesnoth zu mahnen; jedoch — ich muß das Geständniß vorausssenden, nicht ohne Ueberwindung folge ich dieser Aufforderung. Ich habe von dieser Eidesnoth schon des Weiten und Breiten geschrieben und in verschiedenartigen kirchlichen Versammlungen geredet, — aber, obwohl Mancher gesagt hat, er stimme mir völlig bei *), habe ich ver-

*) Von diesen beistimmenden Urtheilen habe ich mich besonders über das eines jungen Collegen gefreut, der sich brieflich mit seinen

geblich nach einem wirklichen Erfolge meines Thuns ausgesehen. Und, was das Beschämendere ist, mich selbst treibt das tägliche Anschauen und Durchleben der Noth nicht mehr so, wie einst, ein Zeugniß dawider abzulegen und meine schwache Stimme zum Kampf dagegen zu erheben; ich fühle vielmehr schon, wie die Gewohnheit auch auf mich ihren einschläfernden Einfluß übt, und ich muß erst mittelst des Gedächtnisses oder Verstandes das Bewußtsein von der unendlichen Heiligkeit des Eides wachrufen, um jenes Schmerzgefühl über den täglichen Mißbrauch des Eides in mir wachzurufen, wie ich es vor Jahren empfand, als ich in den Preußischen Justizdienst zuerst eintrat und hier eine Menge Eide erheben und schwören sehen mußte, von deren Ueberflüssigkeit, Gefährlichkeit, Unerbaulichkeit und unwürdiger Formlosigkeit ich mich alsbald überzeugen konnte. War ich Anfangs geneigt, den Stab über alle die Richter zu brechen, welche dieselbe Noth Jahr aus Jahr ein durchlebten und doch nicht klagten und nicht kämpften, um diese schwere Bürde von unserm Rechtsleben abzuschütteln, — jetzt muß ich schon nachsichtiger über diejenigen urtheilen, welche die Anschauung solcher unglücklichen Zustände mit der ersten juristischen Muttermilch eingesogen und sich gewöhnt haben, solche als ein nothwendiges, unabänderliches Uebel anzusehen, und deshalb sich darein finden und schweigen, während ich von vornherein in der Lage war, abwägen und vergleichen und mich dabei von der Ueberflüssigkeit so mancher gefährlichen Gesetzesbestimmung überzeugen zu können. Aber grade diese an mir selbst gemachte Erfahrung von der einschläfernden Kraft der Gewöhnung an solche Zustände müßte ein besonderer Antrieb sein, immer und immer wieder dagegen zu zeugen und alle Kräfte zum Kampf dagegen aufzubieten.

Als ich vor bald vier Jahren zuerst über unser Eideswesen zu schreiben begann, da glaubte ich, es gelte besonders, sich an die christlichen Kreise unsers Volks zu wenden, da sah es noch aus, als ob die Pastoren eine Macht seien und wenn die einmüthig zeugten und forderten, so würde geholfen und gebessert werden. Ich muß mich getäuscht oder ich muß es nicht verstanden haben, die christlichen Kreise zu durchdringen und in Bewegung zu setzen, und jetzt ist die Zeit eine andere geworden und menschlicher Voraussicht nach werden die Forderungen der Pastoren keine Aenderungen der Staatsgesetze herbeiführen. Es ist vielmehr zu erwarten, daß die erste Aenderung des Eidesrechts auf das Andringen der Juden hin erfolgen wird. Denn, wie es in dem neulichen Antwortschreiben der Ministerien der Justiz, des Innern und der geistlichen Angelegenheiten an einen petitionirenden jüdischen Gemeindevorstand heißt, unterliegt die Abänderung der Normen des jüdischen Eides zur Zeit der Erwägung der Staatsregierung, und es läßt sich erwarten, daß man man den Forderungen der Juden nicht entsprechen wird, ohne zugleich den von „christlicher" Seite her so nachdrücklich geltend gemachten Anforderungen zu genügen, wo Dissidenten und Namenschristen längst Anstoß an dem einzigen Guten genommen haben, was uns noch auf dem Eidesgebiete geblieben ist, an dem confessionellen Eide mit dem schönen Bekenntniß: „so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit." Daraus, daß die Staatsregierung die Sache in Erwägung genommen hat, ist freilich allein noch nicht zu entnehmen, daß auch baldige Thaten zu erwarten sind; denn auch die Beseitigung der Mißbräuche unsers Eidesrechts ist, wie auf dem Hamburger Kirchentage der Vorsitzende, Herr von Bethmann-Hollweg, berichtete, seit längerer Zeit Gegenstand der Erwägung der Staatsregierung gewesen; — allein erfahrungsmäßig sind die negativen Mächte thätiger, energischer und wirkungsvoller beim Durchsetzen ihrer Forderungen, und so dürften wir wohl in Kürze eine Gesetzvorlage zu erwarten haben, welche eine Abänderung der gerichtlichen Eidesformel vorschlägt. Es dürfte daher auch an der Zeit sein, die Leser der Kirchenzeitung auf die Bedeutung einer solchen Maaßregel hinzuweisen.

Bei dem Stadium, welches unser Staatsleben auf der geneigten Ebene des „Fortschritts" zur Zeit erst erreicht hat, werden wir wohl nicht zu befürchten haben, daß schon jetzt jene neufranzösische Eidesformel: „Ich bezeuge auf meine Ehre und mein Gewissen vor Gott und den Menschen", wie sie bereits im Schwurgerichtsverfahren eine vereinzelte Anwendung gefunden hat, zur allgemeinen und ausschließlichen Formel erhoben werden wird; vielmehr wird voraussichtlich die zu erwartende Aenderung darin bestehen, daß fortan alle Eide, sowohl die der Christen, als die der Juden und Dissidenten aller Art nur die abgekürzte Schlußformel haben werden: „so wahr mir Gott helfe", und vielleicht wird auch noch dem, welcher es begehrt, gestattet werden, „den Eidesworten am Schlusse die seinem religiösen Bekenntnisse entsprechende Bekräftigungsformel hinzuzufügen", — wie solches schon in Betreff der durch den Staatsministerialbeschluß vom 12. Februar 1850 mit der abgekürzten Schlußformel normirten Staatsdiensteide gestattet ist.

(Schluß folgt.)

Gewissensbedenken an mich wandte; dennoch habe ich ihm nicht geantwortet. Sollte er diese Zeilen lesen, so möge er dies entschuldigen, weil ein unglückliches Ungefähr mir seinen Brief abhanden kommen ließ, ehe ich mir die Adresse des Schreibers gemerkt hatte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 6. Februar. № 11.

Vom Eide.

(Schluß.)

Mit einer solchen Maßregel werden sich möglicher Weise auch Uhlich und Consorten für jetzt als mit einer Abschlagszahlung begnügen, obwohl es für sie immerhin ein bedenkliches Ding sein mag, ob sie den im Eingang der Eidesformel erwähnten „Gott den Allmächtigen und Allwissenden" noch neben dem Gott in ihnen anerkennen und ob sie noch etwas von der Hülfe Gottes abhängig machen sollen. Auch die Mehrzahl der Juden wird eine solche, sie mit den Christen noch mehr gleichstellende und deshalb ihrem Ehrgeiz schmeichelnde Eidesform dankbarlichst annehmen, und wenigstens alle die Stimmen aus ihrer Mitte, welche sich in der Presse und in politischen Versammlungen breit zu machen verstehen, werden die Ritualgesetze nicht hoch anschlagen, nach denen eine solche mit der christlichen conforme Eidesleistung bedenklich sein möchte. Aber wie haben sich die Glieder der Evang. Kirche, die es mit dieser treu zu meinen sich bestreben, einer solchen Aenderung gegenüber zu verhalten?

Da muß ich zunächst wiederholen, was ich schon auf dem Hamburger Kirchentage auszuführen versucht habe, — die gedruckten Verhandlungen, in denen der betreffende Vortrag durch die Redaction abgekürzt ist, geben freilich diese Ausführung nur sehr unvollständig wieder, — daß ich die Gewissensbedenken nicht theilen kann, welche mancher Orts manchen gläubigen Christen abgehalten haben, die abgekürzte Schlußformel zu brauchen, und ihn sogar zu Conflicten mit der Obrigkeit getrieben haben.*) Wenn ein Christ mit dieser Formel schwört, so kann er nur den geoffenbarten dreieinigen Gott anrufen wollen, der uns Menschen nicht anders hilft, als durch den Sohn, unsern Mittler, Jesus Christus, und der Zusatz „durch Jesum Christum" ist ein innerer, selbstverständlicher, unvermeidlicher Zusatz, welcher des ausdrücklichen Ausspruchs so wenig bedarf, als etwa beim „Vater unser" des Zusatzes: „Im Namen unsers Herrn Jesu Christi." Es ist aber auch kein Gebot der Kirche, jenen Zusatz ausdrücklich auszusprechen, ja selbst nicht einmal ein feststehender Brauch, wie eine nähere Betrachtung der im Lauf der Zeiten in Uebung gewesenen Eidesformeln ergiebt und wie z. B. noch jetzt in Hamburg und Bremen der alte kurze Eid, „so wahr mi Gott help", gebraucht wird.

Dennoch behält eine derartige Abänderung der Eidesformel ihre tieftragische und beklagenswerthe Bedeutung. Denn sie ist ein klares Zeugniß von der Entchristlichung unsers Volks, welches eine Eidesform nicht mehr ertragen zu können vermeint, die ein offenes und lautes Bekenntniß zu Christus, unserm Heiland, fordert. Es wird damit jener Zwitterzustand unsers modernen Staatslebens gleichsam urkundlich verbrieft und legalisirt, der sich des christlichen Glaubens und jeder geoffenbarten Religion als eines staaterhaltenden Factors entschlagen zu können vermeint und dennoch ohne Regreß an die religiösen, oder was für ihn gleichen Werth hat, an die abergläubischen Empfindungen und Reminiscenzen der Massen nicht zu existiren vermag. Noch ist der Glaube an den von dem Evangelium oder von den Verheißungen des Volks Israels losgelösten Gott zu keiner Festigkeit und Durchbildung gelangt, und man bemüht sich vergeblich, „Religionsgesellschaften" auf diesen Glauben hin zu constituiren; aber schon muß er genügen, um ihn zur Grundlage eines Eides zu machen, obgleich der Staat keine Gewähr hat, daß der, welcher nur bei diesem Gott und nicht bei dem alten Gott der Christen und Juden glaubt schwören zu können, um des Eides willen mehr die Wahrheit sagen wird, als wie er sie sagen würde, wenn er nur zu versichern hätte: „bei meiner Ehre." Principiell soll es eine dem Staate gleichgültige Frage sein, ob und welche Religion seine Angehörigen haben; allein, da in der Praxis mittelst des einzigen Postulates des modernen Staats, mittelst der Gesetzlichkeit die allgemeine Lügenhaftigkeit nicht überwunden und keine Wahrheit hergestellt werden kann, welche von der Gesammtheit als eine solche anerkannt wird, so kann der Staat nicht auf den Dienst verzichten, welchen ihm seither der religiöse Glaube seiner Angehörigen hat leisten müssen, und er braucht nach wie vor den religiösen Eid; — aber damit doch etwas geschehe, um seine von den Doctrinärs verkündete Apathie gegenüber der Religion zu documentiren, so wird der Formel der Stachel genommen, welcher die Ungläubigen seither

*) So z. B. weigerte sich im Jahre 1849 ein Mitglied des Ober-Appellationsgerichts zu Kassel, welches als Zeuge in einer Diebstahlssache vor dem dortigen Schwurgerichte von dem vorsitzenden Richter, ebenfalls einem Mitgliede des Ober-Appellationsgerichts, vernommen wurde, den Zeugeneid mit der damals abgekürzten Formel zu leisten, und gab die dadurch zwischen den beiden Collegen entstandene öffentliche Discussion der lokalen Presse längere Zeit hindurch reichen Stoff zum Angriff auf die „Pietisten."

am meisten gestraft hat, und sie wird so eingerichtet, daß sich wenigstens die große Mehrzahl derer, welche von dem alten Glauben abgefallen sind, zur Zeit noch mit ihr allenfalls abzufinden vermögen. Und so ist der große Widerspruch, welcher zwischen der absoluten Religionsfreiheit und dem zwingenden Bedürfniß des Staats nach einer objectiven, über alle Einzelwillen stehenden Norm besteht, wie sie nur die Religion zu geben vermag, bis auf Weiteres ein wenig verdeckt und umhüllt, und die Staatskünstler freuen sich, wie sie den modernen Staat immer harmonischer gestalten, — bis das immer mehr unter den Staatsgenossen schwindende gegenseitige Vertrauen und das Ueberhandnehmen der schrankenlosesten Ruchlosigkeit sie vielleicht belehrt, daß der Staat mit dem alten Eide, welcher historischer Erfahrung gemäß auch der indifferenten Masse gegenüber seither einen zur Wahrheit zwingenden Charakter gehabt hat, wiederum ein Stück von der Herrschaft über die Geister seiner Angehörigen verloren hat.

Dennoch werden wir in nicht ferner Zeit den Vorschlag auf Abänderung der alten Eidesnorm zu erwarten haben und vielleicht wird es schon des ernstesten Kampfes bedürfen, um dann den treuen Gliedern der Kirche nur das Recht zu erhalten, sich bei dem Acte der Eidesleistung nach wie vor zu ihrer Kirche bekennen und also den confessionellen Zusatz machen zu dürfen. Wir wollen aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie grade ein solcher Vorschlag Gelegenheit bieten würde, um die sämmtlichen Factoren der staatlichen Gesetzgebung nachdrücklich auf die gesammte, in unserm Rechte bestehende Eidesnoth hinzuweisen. Wir wollen hier nicht wiederum ausführen, was in dieser Beziehung unserer Ansicht nach zu ändern ist*); über die Einzelheiten läßt sich streiten, so wie über die Art und Weise, wie zu helfen ist. Aber jeder, der mit ernstem Sinn und mit Liebe zu unserm Volke das gerichtliche Treiben und den demoralisirenden Einfluß desselben beobachtet, wird uns darin beistimmen müssen, daß es für alle die, welche an unsern Gerichten in irgend einer Weise häufig verkehren müssen, eine überschwere Aufgabe ist, sich die heilige Scheu vor dem Namen Gottes zu bewahren, und daß eine Besserung dieses Zustandes und namentlich die Abschaffung einer Menge der jetzt geforderten Eide möglich ist, ohne daß darum die Rechtssicherheit wesentlich gefährdet wird. Wenn dennoch Jahr aus, Jahr ein Nichts zur Besserung geschieht, so können sich alle die, welche es angeht, den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mitschuldig sind, wenn manche arme Seele an der ihr unnöthiger Weise gebotenen Versuchung zu Grunde geht, wie sich denn fast bei keinem Theile der Gesetzgebung eine so unmittelbare Beziehung zu dem ewigen Seelenheil der Unterthanen wird erkennen lassen, wie bei dem Eidesrechte. Die Gleichgültigkeit ist das Mittel, durch welches der Arge auf diesem Gebiete seine Position festhalten zu wollen scheint, und es gelingt ihm, diese Gleichgültigkeit gegen die vorhandenen großen Schäden auch den Wohlgesinnten einzuimpfen. Der Versuch, die Eidesform zu ändern, hat deßhalb vielleicht das Gute, daß er das allgemeine Interesse den Eidesleistungen überhaupt zuführt. Vielleicht läßt sich dann auch mit unsern sonstigen Gegnern ein Bündniß schließen, um gemeinsam auf Zurückführung der Eidesleistungen auf das unabweisliche Bedürfniß zu wirken; denn jene müssen ein Interesse daran haben, die Möglichkeit eines Conflicts, welcher durch den Eid, selbst nach Aenderung seiner Formel, immer wieder zwischen dem Staat und der modernen Religionslosigkeit entstehen kann, durch Minderung der Eidesleistungen auf ein Minimum zu beschränken.

Auf jeden Fall wollen wir aber Alle, denen das eigene Seelenheil und das ihrer Mitbürger am Herzen liegt, von Neuem gebeten haben, in ihrem öffentlichen und in ihrem privaten Thun der Eidesnoth, unter welcher wir leben, nicht zu vergessen. E.

*) Wir verweisen auf R. Elvers, die Nothstände des Preußischen Eidesrechts, Berlin 1858. (Verlag von G. Schlawitz.) Den dort gerügten Mängeln unsers Rechts ließen sich noch manche beifügen.

Aus Rom.

Die Peterskirche.

Waren Sie schon in St. Peter? Was hat die Kirche für einen Eindruck auf Sie gemacht? ist die erste Frage, die der in Rom Angesessene an den neu Angekommenen richtet. Die Antwort ist auch wohl stets dieselbe. Man sei eigentlich in seinen Erwartungen, die man an den Anblick der größten und ersten Kirche der Christenheit geknüpft habe, getäuscht worden. Es ging mir ähnlich. Die gewaltige Kuppel sah ich fast nicht mehr, als ich der Kirche nahe war, die Fassade ist eher geschmacklos als imposant, ja ich konnte mir zuerst gar nicht denken, daß dies eine Kirchenfassade sei, und meinte, die Kirche komme erst hinter diesem gewaltigen Hause. Und dann das Innere! Der Bausthl imponirt namentlich dem, der Gothische Dome lieben gelernt hat, zuerst gar nicht. Mit all' ihrer riesigen Höhe kann einen die Kirche, ja auch die Kuppel nicht so plötzlich erfassen und erheben, wie das halbdunkele, scheinbar zu endlosen Höhen emporstrebende Kreuzgewölbe des Gothischen Doms. Dazu die überreiche und doch so geschmacklose Ornamentik, die größtentheils geschmacklosen Monumente, Statuen, Bilder, der durchaus moderne Charakter, den Alles hier trägt, im Gegensatz gegen einen mittelalterlichen Dom oder gar eine Basilika, wie St. Lorenz aus der Zeit Constantin's, durch die die alte Christenheit eine schweigende, aber sehr beredte Sprache zu uns spricht, — das Alles kühlt einen bei dem ersten Besuch in St. Peters Dom sehr ab. Der Römer antwortet auf solche Klagen: gehen Sie zehn, zwanzig Mal erst hin; je öfter Sie hineingehen, desto mehr werden Sie den riesigen Bau würdigen und durch seine Schönheit gefesselt werden. So habe ich gethan. Die Prophezeiung ist an mir erfüllt worden. Die wunderbar schönen Verhältnisse des Baues, der Blick aus dem Langschiff nach der Kuppel mit dem

Grabe Petri darunter zogen mich bei jedem neuen Besuch mächtiger an. Aber das nicht alleine. Die mächtigste Anziehungskraft übte auf mich das Leben und Treiben in der Kirche; es tritt dem Besucher in der Hauptkirche der Röm. Christenheit zur Seite des Grabes des Apostelfürsten das gesammte Leben innerhalb dieser Kirche mit einem Schlage entgegen. Ich versuche in den folgenden Zeilen durch Schilderung verschiedener Besuche der Peterskirche die dort empfangenen Eindrücke wiederzugeben.

Ich hatte die erste Umschau in der Kirche beendigt. Ich setzte mich in dem Seitenschiff nieder. Mein Platz war eine der Stufen des thronartigen Beichtstuhls des Groß-Pönitentiarius, der hier in der Fastenzeit Beichte hört und Absolution ertheilt für die Fälle, die für die alleinige Entscheidung des Papstes reservirt sind. Von hier aus sah ich bis zur Spitze der Kuppel, schaute die Schrift, die sie in riesigen goldenen Charakteren umzieht: Tu es Petrus et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam! und darunter den Hochaltar über dem Grabe Petri; darüber erhebt sich der 100′ hohe Baldachin; davor schauen wir den Eingang in das Grab in der Krypta, wie er im Kranze der ewig brennenden 100 Lämpchen prangt. Man ist hier in einer Welt für sich, in einer kleinen urbs in urbe. Von der Außenwelt ist man gänzlich abgeschieden; wie die Temperatur da draußen im Winter wie im Sommer nicht den geringsten Einfluß auf die in der Kirche hat, so dringt kein Schall, kein Klang bis in die Kirche hinein, es sei denn, daß unser Herrgott durch das Rollen des Donners einmal ein Wörtlein herein riefe. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Erstarkung der Katholischen Kirche im Bereiche des Königreichs Hannover.

Daß die Katholische Kirche Deutschlands mit der Erstarkung der Evangelischen Kirche gleichen Schritt gehalten hat, ist eine ebenso hinlänglich bekannte Thatsache, wie die, daß sie auch mit ihr geschlafen hat. Beide waren in den Mantel des Indifferentismus eingehüllt und lebten in gutem Frieden neben einander fort, ohne daß weder die eine noch die andere besondere Zeichen des Lebens von sich gab. In meiner Jugend war ich mit einem lutherischen und einem katholischen Pfarrer gut bekannt. Beide lebten an einem Orte, verkehrten beständig mit einander, gingen zusammen auf die Jagd und spielten Abends eine Partie l'hombre. Niemand nahm daran Anstoß. Als einmal ein ganzes Rudel wilder Sauen dem katholischen Pfarrherrn gut zu Schusse kam, erzählte er dieses nach vollendeter Treibjagd seinem lutherischen Collegen mit den Worten: „Es war aber, als wenn sich der ganze Himmel aufthat.“ Diese Worte sind mir doch im Gedächtniß geblieben. Nun — dieses geschah auf der untersten Stufe geistlichen Lebens, indeß auch in den höheren Regionen war der Indifferentismus zu Hause. Als in Hannover bald nach den Befreiungskriegen die erste Bibelgesellschaft gegründet wurde, geschah dieses wesentlich

auf Betrieb der geistlichen Räthe des Consistorii zu Hannover. In guter Brüderlichkeit lud man dazu auch den Bischof von Hildesheim ein, und dieser nahm gar nicht Anstand der Einladung Folge zu leisten. Seine Unterschrift steht noch heute in den Akten der Gesellschaft. Diese Zeiten sind jetzt vorüber. Man würde heute keinen Bischof mehr einladen, und kein Bischof würde mehr unterschreiben können. Auf beiden Seiten hat man sich den Schlaf aus den Augen gewischt, und steht sich im vollen Bewußtsein einander gegenüber.

Zur Constatirung der neuerstandenen Macht der Katholischen Kirche Deutschlands ist es aber nicht genügend, daß man seine Augen auf die Höhenpunkte richtet und etwa nach Cöln, nach Mainz, nach Freiburg, nach Rottenburg, nach Regensburg, nach Breslau oder Wien schaut, sondern man muß auch die Ausläufe verfolgen und nicht bloß der allgemeinen Strömung nachschauen, sondern auch die Flüsse und Bächlein verfolgen, welche das Land bewässern, und Sie erlauben mir wohl einige Data meiner desfalsigen Wahrnehmungen innerhalb der Grenzen des Königreichs Hannover in der Evangelischen Kirchenzeitung niederzulegen. Es dürfte das nicht ohne Bedeutung und vielleicht auch nicht ohne Frucht sein, wenn auch aus andern Gebieten die desfalsigen Wahrnehmungen zusammengestellt würden.

Das Königreich Hannover ist ja wesentlich ein protestantisches Land, und nur in den beiden Fürstenthümern Hildesheim und Osnabrück ist die Katholische Kirche von einiger Bedeutung.

Das Fürstenthum Hildesheim hatte bis auf die neue Gestaltung Deutschlands in seinem Bischof zugleich einen katholischen Landesherrn. Daher auch noch heutigen Tages das Fürstenthum zum Missionsgebiete der Katholischen Kirche gehört, welches allmählich wieder zu erobern ihr ernstes Vornehmen ist. Im Fürstenthum Osnabrück lagen die Sachen anders. Seit dem westphälischen Frieden war ausbedungen, daß abwechselnd ein katholischer und ein evangelischer Bischof die Landeshoheit auszuüben haben sollten. Die protestantischen Bischöfe gehörten aber immer dem Hause der Welfen an. Als das Fürstenthum dem Königreiche Hannover als Landestheil einverleibt wurde, nahm immer nur ein Weihbischof ohne Capitel und Regiment die geistlichen Geschäfte wahr. Indeß hatte man versprochen, die Herstellung eines eigenen Bisthums im Auge zu behalten. Darüber war aber schon fast ein halbes Jahrhundert verlaufen, und es ist als keine geringe Erstarkung des Katholicismus anzusehen, daß des jetzigen Königs Majestät nach längeren Verhandlungen mit der päpstlichen Curie ein selbständiges Bisthum vor etwa zwei Jahren mit einer angemessenen Dotation für den Bischof und sein Capitel errichtet hat, zumal man hört, daß diese Dotation jetzt in liegenden Gründen zu völlig freier Verfügung beschafft werden soll. Ich brauche nicht erst daran zu erinnern, wie daher durch diese Stiftung die Katholische Kirche an Macht, Ansehen und politischem Gewicht in unserm Lande gewonnen hat, zumal auf desfalsigen Antrag der Regierung die Stände dem katholischen Clerus eine doppelte Vertretung in beiden Kammern der Allgemeinen Ständeversammlung zuerkannt haben, wie denn aus diesen und andern Zeichen hervorgeht, daß sich die Katholische Kirche nicht bloß des Schutzes, sondern auch der Huld Seiner Majestät des Königs im hohen Grade zu erfreuen hat.

Neben diesem Wachsthum nach Außen ist denn aber auch die Katholische Kirche nach Innen sehr thätig gewesen, namentlich wird die strenge Katholisirung des gesammten Lebens in den Formen des klösterlichen Wesens mehr und mehr angestrebt.

Kapuziner-Mönche des neu gestifteten Klosters zu Ottbergen in der Nähe von Hildesheim durchziehen wieder Stadt und Land. Man sieht sie in ihrer freilich wenig saubern braunen Kapuze, mit dem Strick an der Seite, zu ziemlich dicken Knoten geschürzt, dem Brevier unter dem Arme, baarhäuptig mit unbekleideten Füßen, denen man es ansieht, daß sie den Schmutz nicht scheuen, umherziehen. Auf den Eisenbahnen und unter der gaffenden Menge des Bahnhofes machen sie denn freilich gelegentlich eine etwas seltsame Figur und hier sieht ihre Erscheinung wie eine Anomalie oder auch Ironie der Zeit aus. Doch sind sie ungenirt und bieten dem Nachbar im Coupé gelegentlich eine Prise Taback. Noth scheinen sie nicht zu leiden, aber etwas Wäsche möchte ich ihnen gönnen, die sie gänzlich entbehren. Doch dieses nur nebenher. Vielleicht werden sie von katholischen Augen ein wenig anders angesehen. Sie sind dazu berufen, jeder in seinem Kreise, und wo sich ihnen die Pforten aufthun, Predigten zu halten und Seelsorge zu üben.

Einen weit schöneren Eindruck machen die barmherzigen Schwestern, welche zu Hildesheim und Harsum ihre Zellen bewohnen und von da aus zur Krankenpflege in katholischen und protestantischen Häusern verwandt werden. Durch ihre Treue, Hingebung und Gottesfurcht üben sie eine große Macht in großem Segen aus, während sie in ihrer einfachen und saubern Ordenstracht auch äußerlich eine sehr erfreuliche Erscheinung sind. Das weiß die Kirche auch sehr gut und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß man schon jetzt auf die Gründung eines dritten Klosters Bedacht nimmt.

Weiter hat sich's die Kirche angelegen sein lassen, in jeder Weise für die Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts zu sorgen. Ursulinerinnen, welche in einem Kloster zu Hildesheim ihren Muttersitz haben, werden zum Unterricht und zur Erziehung der weiblichen Jugend vorzüglich zu Hildesheim verwandt, man sieht sie aber auch schon zu Hannover. Ein Waisenhaus zu Henneckerode nimmt sich der Verlassenen an und eine Anstalt für verwahrloste Kinder ist zu Hildesheim begründet, während neben dem Gymnasium Josephinum zugleich ein Knaben-Convikt errichtet worden ist, welches für ein sehr geringes Kostgeld von 90 — 100 Thlr. die gelehrte Ausbildung, leibliche und geistliche Pflege der Zöglinge bis zur Maturität besorgt. Selbstverständlich stehen alle diese Anstalten unter bischöflicher Oberaufsicht und haben ein völlig kirchliches Gepräge, welches man auch den Gesellen-Vereinen und andern Brüderschaften für Laien zu geben bemüht ist.

In wie weit die neu errichtete bischöfliche Curie zu Osnabrück diesen Bestrebungen im Bisthum Hildesheim nachgekommen, ist mir im Einzelnen nicht bekannt geworden. Doch herrscht auch dort ein um so regeres Leben, als sich die Katholiken mit größerer Theilnahme dem neu errichteten Bisthum zuwenden. Auch dort ist schon ein Frauen-Kloster in's Leben gerufen.

Neben diesen in ihrer Continuität stetig fortwirkenden Mitteln zur innern Belebung des Katholicismus kommen dann die Jesuiten-Missionen in den größeren Orten gemischter Confession wie Hannover, Hildesheim und Osnabrück. Der bekannte Pater Roh hielt sich zur Fastenzeit dieses Jahres mehrere Wochen in Hannover auf und sammelte allabendlich eine so große Zuhörerschaft um seine drastischen Vorträge, daß man Stunden lang zuvor die Kirche aufsuchte, um sich einen Platz zu sichern. Auch Seine Majestät den König sah man unter den Zuhörern. Wir geben gern zu, daß es großen Theils die müßige Neugierde war, welche die Menge anzog, auch vermied der Pater absichtlich die specifisch römischen Dogmen zu berühren und hielt sich namentlich von aller Polemik fern, gleichwohl wirkten seine Predigten excitatorisch, die lokalen Blätter beuteten den Fund aus und etliche Broschüren halfen nach, das Blut ein wenig in Wallung zu setzen.

Tritt uns aus dem Bisherigen die Katholische Kirche als eine in der Erstarkung begriffene neubelebte Macht entgegen, so ist das in einem noch viel höheren Grade der Fall, wenn wir die Vermehrung der Pfarrgeistlichen, der neugestifteten Pfarreien und Schulen in's Auge fassen. Die Anzahl der in den letzten Jahren neu begründeten oder erweiterten Schulen anzugeben, bin ich freilich nicht im Stande. Es fehlen mir dazu die amtlichen Erhebungen, aber es wird sich ein einigermaßen zutreffender Schluß aus der Vermehrung der Pfarrgeistlichen und den neubegründeten Pfarreien ziehen lassen, welche aus dem Staats-Handbuche ersichtlich sind. Dasselbe weiset im Jahre 1847 in der Diöcese Hildesheim 109 Pfarrgeistliche nach, im Jahre 1860 aber bereits 125. In der Diöcese Osnabrück im Jahre 1847 205, im Jahre 1860 222.

So dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir eine ganze Reihe neubegründeter Pfarreien in Städten und auch auf dem Lande finden, welche vor etwa 10 Jahren noch nicht da, auch kein Bedürfniß waren. Ich nenne die Orte: Blumenthal, Osterode, Salzgitter, Alfeld, Lüneburg, Harburg, Verden, Herzberg, Münden, Hameln und Nienburg.

Auch rücksichtlich der aus gemischten Ehen hervorgegangenen Kinder weisen die im Jahre 1858 deshalb im Fürstenthume Hildesheim angestellten amtlichen Erhebungen kein günstiges Verhältniß aus. Aus den Ehen, wo die Väter katholisch waren, wurden 71 pCt. in den katholischen, 29 pCt. in der lutherischen Kirche erzogen, während aus den Ehen, wo die Väter lutherisch waren, 60 pCt. in der lutherischen und 40 pCt. in der katholischen Kirche erzogen wurden.

Aus diesen Nachweisungen geht wohl klärlich eine sehr bedeutende Erstarkung der katholischen Kirche innerhalb der Gränzen des Königreichs Hannover hervor. Sie tritt uns als eine frische Macht entgegen, welche in einer bedeutenden Entwickelung nach Innen und Außen begriffen ist. Ich zähle nun freilich nicht zu denjenigen, welche sich freuen, wenn die römische Kirche Niederlagen erleidet, sondern muß vor allen Dingen erst fragen, wer dadurch gewinnt, und achte dafür, daß die Siege, welche jetzt in Italien über sie erfochten werden, zu den Triumphen des Satans gehören, die aus der Hölle geboren sind. In den Zeiten allgemeiner Auflösung und den destruktiven Tendenzen der Neuzeit gegenüber hat man sich zu freuen, wenn eine Macht im Erstarken begriffen ist, daran sich eine Seele aufrichten und trösten kann, weil sie den Herrn Christum bekennt. Doch aber meine ich, daß diese sichtliche Erstarkung und Ausbreitung der Katholischen Kirche inmitten eines protestantischen Gebietes auch ihre sehr ernste Seite hat, die wohl geeignet ist, die Wächter auf die Zinne zu rufen, zu verhüten, daß die Seelen nicht gefährdet werden, welche ihrer Obhut vertraut sind, und in dieser Beziehung wollen wir die Bestrebungen segnen, welche protestantischer Seits da erhoben werden, wo in gemischten Gemeinden und Ehen die alte Proselytenmacherei mit rechten und schlechten Mitteln sich geltend machen will.

Möchten diese Zeilen dazu dienen, auch in andern Ländern und Gebieten das gegenseitige Verhältniß zwischen den beiden Kirchen näher zu konstatiren.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 9. Februar. № 12.

Aus Rom.

Die Peterskirche.

(Fortsetzung.)

Von der Außenwelt durch die Riesenmauern geschieden, kennt man dennoch hier das Gefühl nicht, im geschlossenen Raum zu sein. Sind doch die einschließenden Mauern viel zu hoch über uns, viel zu weit von uns. Es ist stille in dieser kleinen Welt, in dieser urbs in urbe. Zuweilen dringt aus weiter Ferne ein Schall an unser Ohr, — ein Lebenszeichen der ein paar hundert Fuß über uns in der Kuppel beschäftigten Arbeiter, oder es rufen ungewöhnlich laute Fußtritte in der Nähe das Echo wach, vielleicht auch daß die Unterhaltung vorübergehender Besucher unser Ohr streift. Dann aber klingt zart, aber helle ein Glöcklein durch den Raum, — an einem der Altäre vollzieht sich das tremendum mysterium, und soweit des Glöckleins Klang geht, fallen die Katholiken auf ihre Kniee und zeichnen sich mit dem Zeichen des Kreuzes. Oder die große Glocke am Eingange der Sakristei schallt plötzlich durch den ganzen Dom; sie meldet den Eintritt eines Priesters, der mit heil. Geräthen im Arm und von seinem Chorknaben gefolgt zu einem der Altäre hinschreitet, eine stille Messe zu lesen.

Gruppenweise oder einzeln kommen Fremde, sich die Kirche zu besehen. Auch Landleute aus der Campagna, die wohl heute zum Markt in der Stadt sind, haben Zeit gefunden zu einem Besuche in ihrem Heiligthum. Ihr erster Gang ist zu jener räthselhaften Statue St. Peter's. *) Mit Andacht küßt der Bauer den Zeh des Apostels und hebt sein Töchterchen empor, damit es mit dem Munde heranreiche und früh lerne, welches seine Schuldigkeit gegen den Apostelfürsten sei, damit S. Pietro, der des Himmelreiches Schlüssel in Händen an der Himmelspforte steht, ihm sie dereinst aufthue. Jetzt kommen auch die Fremden an. Hier wird es offenbar, welcher Kirche Kinder sie sind. Ich danke meinem Gott, daß mir diese Art und Weise des Cultus unmöglich wäre; bei Katholiken sah ich ihn dennoch nicht ungern. So verkehrt das ganze Treiben ist, so hat es etwas fast Erbauliches, wie ein Pilger mit andächtiger Hast der Petersstatue zueilt, sie küßt, dann vorschreitet zu dem Grabe und dort lange auf den Knieen verweilt. Man sieht ihm die Wonne aus den Augen strahlen, daß ihm endlich die Sehnsucht, anbeten zu dürfen an einem der heiligsten Orte seiner Kirche, erfüllt worden ist. Er weiß es ja nicht besser; die Anbetung im Geist und Wahrheit, wo man sich ohne St. Petrum oder die heil. Jungfrau als Vermittler direct auf Flügeln des Glaubens vor den unsichtbaren Thron Gottes und des Lammes erhebt, hat seine Kirche nie von ihm verlangt und kaum ihn gelehrt; daß wir in der Peterskirche, wie in andern Kath. Kirchen so Viele stets finden, die, wenn auch mit der Decke vor den Augen, doch überhaupt anbeten, ist eine Freude in einer Zeit, da man außer der Anbetung seiner selbst und des goldenen Kalbes keine Anbetung mehr kennt. Viele Protestanten machen sich lustig über diese „einfältigen" Katholiken, die St. Peter's Zeh küssen ꝛc. und sitzen selbst viel tiefer in der Einfältigkeit darin, als jene. Was berichten doch in diesen Tagen die Blätter aus der Heimath Alles über die Schillerfeier? *) Hat man ihn nicht mindestens zu dem Range eines Heiligen erhoben, und je aufgeklärter die Stadt, desto mehr Weihrauch, desto mehr geistige Knieebeugungen und Fußküsse ihm dargebracht? Da finde ich es doch zehnmal verständiger und auch poetischer, St. Petrum, den Fürsten der Apostel und die Säule der Kirche, mit der ganzen Röm. Kirche zu verehren als mit dem ganzen Troß aller glaubenslosen Protestanten unter dem Ruf: das sind deine Göt-

*) Es ist eine lebensgroße bronzene Figur in sitzender Stellung. Die eine Hand ist mit ausgestrecktem Finger erhoben. Ihr Ursprung ist nicht genau ermittelt. Nach einer natürlich antikatholischen Hypothese ist es die frühere Statue des Jupiter, die seit Constantin's Zeiten umgetauft ist. Mutato nomine genieße sie dann ihre Verehrung fort. Die Katholiken versichern, daß sie ursprünglich St. Peter dargestellt habe. Selbst akatholische vorurtheilsfreie Forscher stimmen dem bei. Jedenfalls ist sie uralt und aus der alten Peterskirche in die neue herübergebracht.

*) Des Verf. erste Besuche in der Peterskirche fielen grade in die Zeit der Schillerfeier. Wir wollten diese damals gewiß passende Vergleichung nicht streichen; zumal die Ueberspanntheit bei der Schillerfeier als einzelnes Beispiel zeigt, daß dieser Cultus ihrer Heiligen überhaupt ein Hauptcharakterzug der modernen glaubenslosen Welt ist.

ter, die dich aus Egyptenland geführt haben, vor St. Schiller niederzufallen. —

Sollen wir uns nun etwas weiter in der Kirche umsehen? Wir kommen hier und dort an einen der Altäre in den Seitenschiffen. Eine stille Messe wird daran gelesen. Ein Häuflein Andächtiger und manchmal recht Andächtiger, meist alte Leute aus den niederen Ständen, hat sich darum gesammelt. Einige von ihnen, deren Züge sich mir dadurch fest eingeprägt haben, fand ich bei jedem neuen Besuch zu derselben Zeit an demselben Altar. Besonders aber entsinne ich mich eines von Alter gebeugten Priesters von der Geistlichkeit der Peterskirche, als solcher kenntlich durch das violette Gewand und den Pelzkragen. Der alte Mann mit dem Ausdruck inniger Frömmigkeit auf dem Gesicht war ein rechtes Gegenstück zur Hannah, die nimmer vom Tempel wich und diente dem Herrn mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Man sah ihn fast immer an oder bei demselben Altar und wenn er ihn ja verließ, geschah es, um an einem andern niederzuknieen. Wir haben von Weitem Chorgesang und Orgelspiel gehört; wir wenden uns zu der Capelle der Chorherren, deren Eingang im linken Seitenschiff ist. Sie haben sich eben zum Absingen einer Hore versammelt. Es ist unerquicklich, da zuzuhören. Ich lese sehr gern im Brevier und in seinen uralten Liturgieen, freue mich der Psalmen, freue mich der Antiphonieen, die oft mit großer Schriftkenntniß und tief poetischem Geist zusammengestellt sind, erbaue mich an vielen der Homilieen, z. B. des heil. Augustinus oder heil. Bernhard, die oft von allem specifisch Römischen ganz frei sind u. s. w. Aber in der Hoffnung, daß diese Horen noch erbaulicher wirken würden, wenn man sie in der Kirche von dem Chor der Mönche singen höre und wenigstens im Geist einstimmen könne, bin ich fast immer getäuscht worden. Fünf Psalmen, oder wenn zwei Horen nach einander gesungen werden, ihrer zehn hinter einander mit dem Venite oder Magnificat, im Gregorianischen Styl gesungen, ermüden durch ihre Monotonie; nimmt man aber hinzu, mit welcher Hast und Geistlosigkeit, um nur zum Schluß zu gelangen, Alles abgefertigt wird, weiß man dabei, daß die Geistlichen die Sache oft in einem nicht höhern Licht erblicken, als der Tagelöhner seine Feldarbeit, dann kommt einem Luthers „Lören und Tönen" in den Sinn. Doppelt unerquicklich wird es, wenn grade in der Peterskirche, in der man sich Alles großartig und erhebend denkt, die Ausführung dieser Horen Nichts besser ist und man dabei die geistlichen Herren oft so gelangweilt, den einen schnupfend, den andern gähnend sieht und Allen es abfühlt, wie mechanisch sie das Lob Gottes abmachen. Wir wenden uns von der Capelle der Chorherren weg, um nicht den tiefen Eindruck, den der Besuch in der Kirche auf uns gemacht, zu verwischen.

Das ist ein Bild aus dem Alltagsleben der Peterskirche. Ich fühle, wie schwach ich den Eindruck wiedergegeben, den es auf mich stets gemacht hat. Man muß selbst unter der Wölbung und Kuppel der Kirche gestanden, selbst gefühlt haben, daß

sie sich wie eine Art Himmelszelt wölbt über all' den einzelnen Kirchlein und Kapellen und Altären in der Kirche, muß selbst in diese Alle einen Blick gethan haben, um den Eindruck vollständig zu haben. Ich habe oft diesen Blick in das Alltagsleben der Peterskirche gethan; um meine Alltagsstimmung war es stets geschehen.

Durch Clemens VIII. ist folgender Gottesdienst mit dem allerheiligsten Sakrament eingeführt worden. Es wird in den meisten Kirchen Roms zu dem sogenannten 40 Stunden-Gebet auf 48 Stunden an einem der Altäre der Kirche ausgestellt. Die Einrichtung ist so getroffen, daß wenn in der einen Kirche die Ausstellung aufhört, sie in demselben Augenblick in der folgenden beginnt, so daß ohne Unterbrechung Jahr ein Jahr aus in Rom das allerh. Sakrament Anbetung findet. Das Verzeichniß und die Reihenfolge der Kirchen, in denen die Ausstellung stattfindet, hängt in den Sakristeien aus. Die Kirchen sind dann reich drapirt, der Altar schwimmt in einem Lichtmeer von vielen hundert Kerzen, in dem die goldene Monstranz als Mittelpunkt feenhaft leuchtet, Guirlanden an den Thüren und Buxbaum auf der Straße kündigt die Feier dem Vorübergehenden an, Nachmittags ist zur Zeit des Segens mit dem Sakrament große Musik. Vor dem Altar knieet stumm ein Priester, auf beiden Seiten zwei Diakonen, — mit Ablösung die ganzen 48 Stunden. Bei Tage ist die Kirche oft gedrängt voll, leer nie; bei Nacht erhalten Mitglieder der „Pia unione di Adoratori del SS. Sacramento" steten Einlaß. Der Jahresanfang dieser „40 Stunden-Gebete" wird am ersten Sonntage des Advents im Vatican gemacht. Der Papst trägt in feierlicher Procession die beim Hochamt geweihte Hostie in die Paulinische Kapelle zur Ausstellung für die ersten 48 Stunden des Kirchenjahres. Ein oder zwei Mal in der Adventszeit sind die 40 St.-Gebete in St. Peter. Dies zur Erklärung eines zweiten Besuchs, wo wir St. Peter in festlicherem Gewande sehen werden. Wir erzählen diesen Besuch mit den Worten, die noch an demselben Abend aufgeschrieben wurden.

Sonnabend, Dezbr. 5. Das Wetter hellte sich Vormittag ein wenig auf. Ich war des Stubensitzens satt; draußen war es noch gar zu feucht, so folgte ich der in Rom ganz allgemeinen Gewohnheit, seinen Spaziergang in St. Peter zu halten. Ohne es geahnt zu haben, war ich so glücklich, gerade in dem Moment zu kommen, wo die Procession ihren Anfang nahm, in der das Allerheiligste zu den 40 Stunden-Gebeten an den Altar getragen wird. So habe ich von einem eben so interessanten als malerischen und poetischen Schauspiel zu erzählen. Wir müssen uns, um seine Schönheit recht würdigen zu können, vor allen Dingen den Schauplatz wieder vergegenwärtigen. Wie riesig diese Räume, wie schön die Verhältnisse des ganzen Baues. Der Blick aus dem 140' hohen Mittelschiff auf den Hochaltar mit dem Lampenkranz davor, dem Baldachin

darüber und die über dem Ganzen sich wölbende Kuppel ist doch einzig in seiner Art. Grade unter der Kuppel, das Grab Petri umziehend, war die Procession angelangt, als ich in die Kirche eintrat. Voran ging das Kreuz; dann folgten zwei Sängerchöre, abwechselnd Hymnen singend, — der Gesang des einen Chors mit Sopranstimmen war sehr schön und doppelt schön in diesen Räumen, wo so majestätisch die Tonwellen hinrollen konnten. Dann ein langer Zug von Chorknaben u. s. w., gefolgt von der zahlreichen Geistlichkeit der Peterskirche, alle zolldicke, brennende Wachsfackeln tragend. Das Allerheiligste wurde von einem Prälaten unter einem seidenen Baldachin getragen, auf beiden Seiten escortirt von Hellebardieren der päpstlichen Schweizergarde in ihrer mittelalterlichen Tracht. Ihm nach folgte ein ziemlicher Haufe Volks, bunt und unordentlich unter einander gehend. Ich sage absichtlich „Volks"; denn schon der Anzug verrieth, daß es lediglich Römer aus den niedersten Ständen oder Landleute waren; auch Fremde, die gekommen wären, sich die Sache anzusehen, bemerkte man nicht. Schön war der Anblick der Procession, besonders wenn zu Zeiten durch eins der Fenster hoch oben im Dom ein Sonnenstrahl sich darauf senkte. Ein Sonnenstrahl von der Kuppel, der mit grellem Lichte die Kirche durchschneidet und sich auf dem Hochaltar niederläßt, hat alle Zeit einen magischen Effect; er ist die Beleuchtung der Peterskirche; wie viel mehr heute, als der Strahl auf den bunten, langsam sich bewegenden Zug fiel, den reichen Farbenschmuck, der in ihm vertreten war, strahlend beleuchtete, — und dann der Rauch von Weihrauch und Wachskerzen, durch den Sonnenglanz gehoben, über der Procession in die Höhe stieg und wie eine dicke sie beschattende Wolke mit ihr zog. Die Procession umzog den Hochaltar, ging das Mittelschiff entlang bis zum Ausgang, kehrte dann um und zog endlich ein in die Kapelle des Sakraments im rechten Seitenschiff. War vorher schon alles malerisch gewesen, so jetzt erst recht. Die Kapelle des Sakraments ist ein abgeschlossenes Kirchlein im großen Dom, man könnte sagen, ecclesiola in ecclesia. Aus dem halbdunkeln Seitenschiff geht man durch eine Gitterthür hinein. Wenig Tageslicht dringt in die Kapelle; durch Vorhänge vor den Fenstern war dies wenige noch geschwächt. Hier ward die Monstranz hoch oben auf den Altar gesetzt; dieser, ja die ganze Wand dahinter war mit unzähligen, wahrhaft schön zusammengestellten Gruppen von Wachskerzen blendend hell erleuchtet. Der Bischof, der das Allerheiligste getragen, war vor der Mitte des Altars niedergekniet, neben ihm zwei assistirende Geistliche mit Rauchfässern, und nun male man sich aus, wie eigenthümlich durch den Dampf des Weihrauchs hindurch die heiligen Geräthe, die Gewänder der Priester, vornehmlich aber die prachtvolle Monstranz in dem Lichtmeer blitzten. Am Eingange der Kapelle hatten sich die Schweizer und niederen Kirchendiener in Reih und Glied aufgestellt, weit hinaus in die Kirche knieete, dem Altar zugewandt, das Volk und ich lauschte mit ihnen den Gebeten und ihren Responsorien, wie Hymnen und Psalmen, die aus der Kapelle zu mir herüberschallten. Hier entwickelte die Römische Kirche ihre ganze Stärke. Hier war der Schwerpunkt ihrer Anziehungskraft. Es war ein Gottesdienst, der die Sinnen mit wahrhaft unwiderstehlicher Gewalt fesselte und entzückte, der eine gehobene religiöse Empfindung ganz unwillkürlich hervorrief; in der Hostie, die aus der goldenen Monstranz uns entgegenstrahlt, ist, — so sagt uns die Römische Kirche, — Christus selbst gegenwärtig; ihm zu Ehren ist das Dunkel helle gemacht; ja er selbst strahlt als das allerhellste Licht in diesem Lichtmeer; zu ihm sendet man unter dem Symbole des Weihrauchs die Gebete und Anbetung empor; ihm, dem Gegenwärtigen, trägt man seine Bitten vor, ihm singt man die Lobgesänge. Wie lockend ist dies Alles. Nichts war in der Feier, das unsern alten Menschen incommodirte, Vieles dagegen, was im tiefsten Herzen einen Wiederhall fand. Und nun nehme man hinzu das Versprechen, das freilich vielleicht nicht die Lehre der Römischen Kirche, jedenfalls aber ihre Praxis uns gibt, daß man durch Mitmachen der Procession, der Gebete ꝛc. als durch ein opus operatum die Seligkeit verdienen und sich somit das, was dem Herzen am schwersten wird, die völlige Hingabe des Herzens im Glauben und Gehorsam an den dreieinigen Gott, sparen könne; so ist uns die Macht, die durch solche Feier die Römische Kirche übt, begreiflich. Aber je näher mir bei solcher Gelegenheit der Romanismus innerlich tritt, desto mehr fühle ich die tiefe Kluft, die zwischen ihm und mir liegt. Es war wohl Wahrheit in diesem Gottesdienst, aber bis in den tiefsten Grund mit Unwahrheiten verwachsen; konnte hier der Durst des Herzens gelöscht werden, anbeten zu können das Kindlein, dessen Zukunft wir in der Adventszeit erwarten, da doch die lebendige Quelle des Wortes Gottes mit so vielen unreinen Wassern, die die Römische Kirche dazu gethan, vermischt war?

Das Volk schied, nachdem es respondirt hatte: Gelobt sei Christus, gelobt sei Maria, gebenedeiet sei die heilige unbefleckte Empfängniß! ich schied mit der Sehnsucht, am Abend Theil nehmen zu können an der süßen Advents-Vesper in meiner lieben Kirche. Da hätte uns die Antiphonie: „bereitet dem Herrn den Weg" ꝛc. auf den Psalm vorbereitet und wir hätten im Wechselgesang gesungen: „Machet die Thore weit — daß der König der Ehren einziehe", und nach der Lection aus Propheten und Evangelien und dem Magnificat wären wir auf die Kniee gefallen und hätten mit dem süß klingenden: Kyrie eleison, vor Gottes Thron gelegen und angebetet. Da hätte ich nicht so unerfrischt zu scheiden brauchen, als von dem glänzenden Sakramentsaltar in St. Peter.

Gerade in dem Augenblicke, wenn in den Vespern das Kyrie eleison durch die halbdunkle Gothische Kirche erklingt und leise zwischen ihren Bogen und Pfeilern verhallt, ist es mir,

als ob ein Wehen des Geistes Gottes durch die Gemeinde ginge, als ob er die Herzen erfaßte und sie von Welt und Ich loslöste, als ob er uns des Glaubens Flügel wachsen ließe und wir uns erheben könnten im lebendigen fröhlichen Glauben zum geistlichen Schauen des Herrn Jesu. Selig die Gemeinde, die das kann. Selig die Kirche, die dazu die Hand bietet. Die braucht nicht zu klagen, daß ihr die Peterskirche und ihre Pracht-Gottesdienste verschlossen sind. Denn sie ist reicher denn jene.

Die Lichter an dem schön geputzten Lorbeerbaum waren erloschen, der Jubel der Kinder verklungen, wir hatten uns noch vereinigt zu dem Gesange: „Fröhlich soll mein Herze springen" und waren dann auseinander und ein jeglicher zur Ruhe gegangen. Die ganze Nacht hindurch erklangen laut und freudig die Glocken, hörte man Menschen auf den Straßen kommen und gehen. Halbträumend glaubte ich in der Heimath zu sein, die Christmette finge an und bald würde ich vom Thurm herab von Posaunen und Menschenstimmen vernehmen: „Vom Himmel hoch da komm ich her!" Endlich wachte ich auf. Die Glocken waren wohl dem Christkind zu Ehren erklungen, „das leuchtet mitten in der Nacht", aber wie sollte man: „Vom Himmel hoch" hören? Denn war nicht das Lied von Dr. Luther und war ich nicht aufgewacht am ersten Weihnachtsmorgen in Rom? Also ein Weihnachtsmorgen in Rom: und bald sollte ich in St. Peters Dom dem feierlichsten und glänzendsten Gottesdienst beiwohnen, den die Römische Kirche kennt, da der Pabst selbst über St. Petri, seines Vorgängers Grab die Messe liest und die Röm. Kirche alle ihre Pracht und Herrlichkeit entfaltet. In endlosem Zuge rollte Equipage an Equipage über die Engelsbrücke, eine suchte die andere an Eleganz zu überbieten; da kamen die Equipagen der Cardinäle, Bischöfe, dann in 3 oder 4 reich vergoldeten Wagen, das S. P. Q. R. am Schlage, Kutscher und der Bediententroß in fantastischer Livree, mit wundervollen Geschirren und jämmerlichen Pferden die Senatoren der Stadt Rom mit ihren Camerieri und Pagen (allerliebsten Knaben in mittelalterlicher Tracht) — dann das diplomatische Corps, Fremde von Distinction; zwischen allen diesen Galawagen eine endlose Zahl von Miethskutschen. Zur Rechten und Linken wogte ein dichter Menschenstrom der Kirche zu. Auf dem Petersplatz waren Infanterie und Carabinieri aufgestellt. Der große, sonst so weiße und öde Platz war kaum wiederzuerkennen. Sah er doch mit all' dem Rennen, Fahren und Drängen von Weitem beinahe aus wie ein riesiger Ameisenhaufen. Endlich hat sich unser Wagen durch das Gewühl hindurchgewunden. Wir schreiten erwartungsvoll die Freitreppe heran, lüften erwartungsvoll den schweren Vorhang vor der Thür — und fürwahr einen günstigeren Moment für den Eintritt konnte es nicht geben. Denn es hatte sich gerade der Zug des Pabstes von der Kapelle am Eingange nach dem Hochaltar

in Bewegung gesetzt. Von hoch über uns her (dem Fenster über der mittelsten Eingangsthür) schmetterten in langgezogenen Tönen Trompetenfanfaren in die Kirche hinein, den „heiligen Vater, den Nachfolger Petri", bei seinem Einzuge in das Heiligthum des Apostelfürsten zu grüßen. Sobald sie schwiegen, nahm die im Schiffe aufgestellte Sixtinische Kapelle in wundervollem Gesange den Gruß auf. Die gewaltige Wirkung aber, die der Gesang und namentlich die Posaunen in diesen Räumen hatten, auch nur annähernd beschreiben zu wollen, wäre Thorheit. Nun zur Beschreibung des also begrüßten Zuges: Voran ging die Schweizer Garde — heute sogar geharnischt, die einen mit Hellebarden, die anderen mit zweihändigen Schwertern, dann kam in langem Zuge in aufsteigender Ordnung die Geistlichkeit der Peterskirche, die Monsignori, die Bischöfe und Erzbischöfe, die Mitra auf dem Haupte, die Cardinäle in Purpur und Hermelin und endlich umgeben von Nobelgardisten, auf dem Tragsessel von vier in Purpur gekleideten Dienern getragen, über ihm der Baldachin, zu beiden Seiten die Pfauenwedel, — der Papst mit der Tiara auf dem Haupte. So durchzog der Zug das Mittelschiff, das durch ein Spalier bildendes Bataillon ganz frei gehalten war. Sobald der Papst sich nahte, lautete das Commando: à genou! und hinter dem Militair sah man dichtgedrängt das Volk — wieder zum großen Theil Landleute — auf seinen Knieen. Durch leichte segnende Handbewegungen nach rechts und links erwiederte Papst diese Huldigung.

Dieser Anblick empfing mich beim Eintritt. Auf Deutsche Weise hatten wir am Heilig-Abend Weihnachten gefeiert, die Luft Deutscher Weihnachtslieder hatte mich am Morgen noch angeweht, in dieser Stimmung war ich zur Weihnachtsfeier zur Kirche gefahren, was Wunder, daß als statt des gewohnten Weihnachtsgottesdienstes mir diese allerdings imposanten, aber mir ganz fremdartigen Erscheinungen alle vor Auge und Ohr traten, ich mich wie verzaubert fühlte, und über Ort und Zeit, wo ich mich befand, ganz irre ward. Nach und nach, als ich in der Nähe des Hochaltars angelangt war, gelang es mir, mich zu orientiren, dem Gange der Feier zu folgen und sie auf mich wirken zu lassen. Freilich hatte das grade hier seine ganz neuen Schwierigkeiten. Ist es nicht ein Hauptförderungsmittel der Andacht, in der Kirche Glied der Gemeinde zu sein und sich als solches zu fühlen? Und ist es nicht alle Andacht gefährdend, ja fast zerstörend, wenn man plötzlich statt inmitten der Gemeinde unter dem „Publicum" sich befindet?

(Fortsetzung folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 12.

Prof. Dr. Leo in Halle an den Herausgeber.

Theurer und hochverehrter Freund!

Ich habe bis jetzt auch noch nicht eine Zeile in Beziehung auf die auch von Ihnen in Ihrem Vorworte zur Ev. K. Z. besprochene Erfurter Zusammenkunft drucken lassen, um mich gegen die Angriffe, die deshalb von Gegnern wider mich gerichtet wurden, zu vertheidigen — mochten dieselben Halbrichtiges oder ganz Unrichtiges enthalten, so viel sie wollten. Ich hatte ja solche literarische Pöbeltumulte gegen meine kleine Person hinlänglich oft erlebt, um auch bei dieser Gelegenheit, wie so oft, denken zu können: transeat cum caeteris. Nun aber kommen Sie, offenbar in der Absicht, zum Theil mich gegen ungerechte Voraussetzungen in Schutz zu nehmen, für welche Absicht ich Ihnen von Herzen verbunden bin — aber zu meinem Schrecken sehe ich, daß Sie doch über die Einzelheiten und über die Stimmungen nicht genau unterrichtet sind, daß also Ihre Behandlung diese Angelegenheit doch wieder in falsche Beleuchtung nach einer anderen Seite bringt, und sowohl Freundespflicht gegen Sie, um Ihnen die Correctur von unliebsamer Seite zu sparen, als Freundespflicht gegen Andere, die glauben könnten, Sie müßten ganz genau unterrichtet sein, und die also auf Ihre Autorität hin auch die Thatsachen bei sich in falsches Licht setzen dürften, nöthigen mich nun doch, in dieser leidigen Sache die Feder zu ergreifen. Sie sehen in Voraus, es ist meine Absicht, nicht mich, sondern die Wahrheit zu vertheidigen — mich selbst, werden Sie finden, klage ich in Ihrem Sinne eher an. Gegen Dritte, feindlich Gesinnte, kann ich mich mit Worten gar nicht verheidigen. Zum Vertheidigen Worte gebrauchen heißt eigentlich: Symbole von ganzen concentrirten Gedanken- und Empfindungsreihen den Gegnern gegenüber als Wehren aufstellen — nun sind aber meine Empfindungen, Erlebnisse, Erfahrungen und aus allen diesen Dingen gewonnene Gedanken so verschieden von denen meiner gewöhnlichen Gegner, daß keines der Wortsymbole, die ich brauche, von denselben verstanden wird und selbst wenn einiger guter Wille zum Verständniß mehr da wäre, als da ist, verstanden werden dürfte, auch wenn meine Gegner Worte nicht so materiell massiv nähmen und ganz vergäßen, daß Worte für sich allein nur Laute sind, die erst eine Bedeutung erhalten, wenn sie Symbole werden; daß aber diese Laute nur durch die Tradition zu wirklich verständlichen Symbolen werden, und daß man also, wenn man einen Anderen verstehen will, im Stande sein und den Willen haben muß, sich in seine Tradition zu versetzen. Ohne dem ist ein Verständniß unmöglich — deshalb habe ich schon seit einigen Jahren aufgegeben, mich gegen Andere rechtzufertigen — denn das Bedürfniß der Rechtfertigung setzt auf dem gegebenen Punkte eine Gegnerschaft — und diese gewöhnlich den Mangel an Verständniß voraus. Wozu also unverstandene Worte? sie verwirren gewöhnlich mehr, als sie ausgleichen. Mit Freunden allerdings macht man Ausnahmen — aber in diesem Falle, sehe ich, kann ich mich selbst gegen Sie kaum vertheidigen, weil Sie wieder mir ganz fehlende Voraussetzungen zu einer Sache bringen, in der ich entschieden unrecht oder doch unklug gehandelt hätte, wenn mich dieselben Voraussetzungen begleitet hätten, wie Sie. Diese mangelten mir eben; das ist gegen Sie meine ganze Vertheidigung.

Gleich was Sie S. 48 Ihres Vorwortes über die Einladung zu der Versammlung sagen, sind meine Worte, wie ich die Einladung faßte. Ob ich sie recht gefaßt habe, kann ich jetzt nicht mehr constatiren, weil ich den Brief augenblicklich nicht finden kann, und selbst wenn ich ihn fände, den Schreiber doch zu wenig persönlich genau kenne, um für die volle Richtigkeit meiner Fassung stehen zu können, was man doch bei einer öffentlichen Publication können müßte, wozu jene Worte nicht bestimmt waren. Dem allgemeinen Sinne nach wirds aber richtig sein.

Die Einladung setzte mich in große Verlegenheit. Der allgemeine Sinn derselben kam ganz aus meiner Seele, denn obwohl ich in Menschenmöglichkeit keine Mittel sehe, uns Lutheraner mit der Römisch-Katholischen Kirche zu einigen, so lange nicht eine andere, und zwar eine die Möglichkeit der Verbindung zulassende Vorstellung von dem allgemeinen Priesterthume auf der einen wie auf der anderen Seite eingelebt ist, ist ja doch der Gedanke der Einheit der Kirche Christi ein uns durch unser Glaubensbekenntniß zur Pflicht gemachter. — Warum soll er also nicht Inhalt unseres Sehnens und unseres Gebetes, unserer Hoffnung und unserer Liebe sein, da er Inhalt unseres Glaubens doch zu aller Zeit war, so lange es eine christliche Kirche gegeben hat? Beklagt ja doch ein Mensch sein verlornes Augenlicht, auch wenn er alle Hoffnung auf Menschenhülfe aufgeben muß, und bittet zu Gott und hofft und betet, daß er es wieder erhalten möge. Denen natürlich, die von der Kirche nichts halten, ist das nicht begreiflich zu machen — auch denen nicht, die mit dem Lautworte: „Kirche“ etwas ganz Anderes symbolisiren, als ich — auch denen nicht, die entweder keinen Gott, oder nur einen Gott als Gedankenpostulat, nicht aber einen lebendigen Gott kennen, der schon einmal wider alle Menschenmöglichkeit das arme, kranke Menschenvolk geheilt hat. Der Arzt, der die Wunden unserer Kirche heilt, geht vielleicht schon mitten unter uns herum, während wir nirgends die Möglichkeit einer Heilung erblicken.

Andererseits war mir der einladende Mann völlig unbekannt. Seine Persönlichkeit hatte ich nie gesehen; seine literarischen Thaten waren in Kreisen verlaufen, die ich bisher wenig berührt hatte; die ganze Tradition, die hinter seinen Worten

stund, war mir eine völlig fern stehende. Ich fragte in dieser Verlegenheit bei Freunden um Rath, die mein Verhältniß zur Kirche theilten und eine reiche Lebenserfahrung hatten. Ihr Rath fiel vollkommen widersprechend aus. Da überwog in mir doch die Kraft, die zu Allem zog, was die Einheit der Kirche noch abschattet. Ich bin so oft in meinem Leben bei den Menschen durch Ehre und Schande gegangen — habe deren Wechsel so oft erfahren, daß ich gegen diesen Wechsel völlig abgehärtet bin. Was that auch ein Bischen Dissensus, ein Bischen Schande mehr oder weniger, sobald es sich um eine Herzenssache handelte — also frisch zu! — Die gemeinsamen Schätze, die gegen die, welche sie uns rauben oder verkümmern wollen, zu schützen, ein Zusammentreten stattfinden sollte, welches und dessen Möglichkeit eben von etwa einem Dutzend Menschen vorläufig besprochen werden sollte — waren ja wirklich noch unermeßlich; denken Sie doch daran, daß uns noch alle alte Symbole der Kirche und folglich der Glaube an den dreieinigen Gott, an den lebendigen Gott — daß uns noch der Glaube an die objective Kraft der Taufe — daß uns noch die heilige Schrift gemeinsam sind — daß bei unserem Zusammentreten auch der Glaube an den göttlichen Ursprung der Obrigkeit, an die Heiligkeit des Rechtes als gemeinsam vorausgesetzt ward — wie konnten so erhabenen Objecten gegenüber persönliche Ungelegenheiten, wie konnte ihnen gegenüber vollends die Gefahr eines persönlichen Mißgriffs, kurz! wie konnten alle die gewöhnlichen lumpigen Philisterrücksichten nur in Betracht kommen. Ich nahm also die Einladung an — that aber meinerseits nichts weiter. Ich hatte die Sache nicht angefangen. So etwas anzufangen muß Jemand einen eignen Trieb in der Seele, einen Beruf von Gott, etwas anzufangen, fühlen — der fehlte mir; ich war lange zweifelhaft gewesen — aber wenn ein Anderer ihn hatte, warum sollte ich nicht helfen? nur in das Anfangen selbst konnte ich mich nicht mischen. Wie die Sache nun freilich angefangen ward, gefiel mir nicht. Während ich ruhig zuwartete, ergingen Einladungen an Personen, die dem Einlader ebenso fremd waren, als ich gewesen war. Zum Theil bloß auf den Inhalt von Büchern hin. Allmälich ward mir die Sache innerlich doch sehr problematisch — aber hier nun lebt in mir etwas, was Ihnen in dem Grade, wie ich es habe, abgeht — nämlich der Humor. Ich dachte, wenn die Sache so angefangen wird, bist du doch begierig, was der liebe Gott am Ende daraus machen wird. Ich hatte auf 10 bis 12 Eingeladene gerechnet — allmälich erhielt ich die Vorstellung, eine ganze Menge unter einander völlig unbekannte Menschen erhielten Einladungen. Meine ernsten Hoffnungen traten mehr und mehr zurück — aber nun bohrte die Italienische spaßliebende Seele in mir auf, und ich dachte — na! das wird einen schönen Salat geben — mich aber zurückzuziehen hatte ich doch auch nun keine Lust — weil ich B zu sagen pflege, wo ich A gesagt habe, und mein Lebtage über einen, vielleicht sündlichen, Zug zum Hazardspielen in mir gehabt habe. Dieser Zug geht Ihnen ganz ab, und von dieser Seite werden Sie mich ganz verurtheilen — aber eben weil er Ihnen von Natur ganz

abgeht, kann ich Sie nicht als ganz competenten Richter in diesem Punkte über mich anerkennen. — Plötzlich endete die Sache, wie ich eigentlich schon seit einigen Tagen gedacht hatte, daß sie enden werde. Der Einladende schrieb, so viel beistimmende Antworten er auch auf seine Einladungen früher erhalten habe, so wolle doch nun: da Erfurt und ein bestimmter Tag für die Zusammenkunft genannt werde, Niemand Zeit haben. Es gehe, wie mit der Einladung zur Hochzeit im Evangelium. Die Sache sei aufgegeben. Da ich ohnehin in anderen Angelegenheiten nach Erfurt hätte reisen müssen, ging ich nun also, in der Meinung, jene Zusammenkunft habe sich in Luft aufgelöst, nach Erfurt, besuchte meine Freunde daselbst und stellte in Kirchenbüchern Nachforschungen über allerhand frühere Verhältnisse meiner Familie an. Als nach einigen Tagen das beendet war und ich nach Halle zurückkam, fand ich wieder einen Brief des Einladenden vor: unerwartet hätten sich noch einige ansehnlichere Leute bewogen gefunden, auf die Einladung einzugehen — ich sollte zum 21. Sept. in Erfurt sein. Das ging nun nicht, ich hatte mich für den 21. in Halle gebunden — schrieb aber nach Erfurt, ich würde den 22. kommen, wären sie noch da, so solle es mich freuen — fände ich sie nicht mehr, so bedauerte ich sie verfehlen zu müssen. Ich selbst benachrichtigte rasch noch einige Freunde, die ich früher zum Theil in dieser Sache consultirt hatte — unter ihnen keinen lutherischen Geistlichen aus Preußen, deren auch, so viel ich weiß, überhaupt keiner eine Einladung erhalten hat. Als ich in der Frühdämmerung des 22. Sept. nach dem Bahnhof ging, brach der Morgen prachtvoll und für die Jahreszeit überaus mild an — ich fühlte mich körperlich so frisch und elastisch, daß ich ganz jugendlich dem Unternehmen entgegenkam — als ich von der Höhe herab in das Saalthal und bald aus dem Osterlande in mein liebes gesegnetes Thüringen kam, die Sonne überall so herbstglänzend in den Bäumen spielte, alle die alten mir kindbekannten Dörfer und Städte allmälich auftauchten, deren jede mir alte Erinnerungen wachriefen — da hatte ich als Kind gespielt, dort war ich wegmüde als Student liegen geblieben, wieder wo anders war ich mit einem Onkel oder einer Großtante beim Pastor oder Amtmann zum Besuch gewesen, jubelte mein Herz auf und meinem alten Erfurt, wo ich als Knabe oft Monatelang gelebt und in den Straßen oft genug Schlachten unter dem beiderseitigen Feldgeschrei: Katholischer Bock! — Lutherische Ziege! — mitgeliefert hatte, fröhlich entgegen. Aeltere Freunde empfingen mich gleich beim Eintritt — und bald nach zehn Uhr ward ich nach dem Lokale geführt, wo Tags zuvor die Anwesenden berathen hatten. Zu irgend einem Schlusse war man nicht gekommen — ich wurde etwa acht oder neun mir bisher Unbekannten vorgestellt. Bis Alle bei einander waren ward es doch fast eilf — von den Anwesenden entfernten sich einige wieder, weil sie nur gekommen waren, um Bekannte zu begrüßen — es blieben zuletzt dreizehn, von denen aber zwei an den Berathungen keinen Theil nahmen und mir auch nur notitiae causa zuzuhören schienen, auch früher gingen.

Sie haben nun, was da gesprochen und gethan worden ist, Alles unter eine theologische Beziehung gebracht in Ihrem Vorworte, die dem, was da vorging, völlig ermangelte. Allerdings waren alle Anwesende (oder täuschte mich die freudig gehobene Stimmung, in die mich Wetter, Gegend und alte Erinnerung gesetzt, so, daß ich auch Alles um mich nur mit fröhlichem, freudigem Auge ansah?) — allerdings waren alle Anwesende froh bewegt, daß wenigstens so viele Leute auf einem Plätzchen sich verstehend begegnen könnten, trotz der zwischen ihnen stehenden und nicht zu beseitigenden Differenzen, so daß mir ein vertrauendes Entgegenkommen von allen Seiten stattzufinden schien. Ich muß das Zeugniß des Herrn Grafen Stolberg bestätigen, daß, so lange ich zugegen war, über confessionelle und überhaupt über theologische Dinge nicht gesprochen worden ist. Daß wir in unserem Glauben noch unschätzbare Kleinodien gemeinsam zu wahren hätten, ward als bekannt vorausgesetzt, auch Einiges berührend hervorgehoben, was wenigstens noch überall Sympathieen genieße; daß wir die Differenzen nicht berühren dürften, wenn wir das Kindlein der Eintracht, was geboren werden sollte, nicht selbst wieder umbringen wollten, ward ausgesprochen — und Alle hatten den Muth, es mit der Geburt dieses Kindleins zu versuchen, zu welchem Ende ein Programm zu weiterer Einladung nöthig war. Sie sind der Meinung: ein Katholik habe das Programm verfaßt, aber ich habe es verfaßt, also kein Katholik. Allerdings sind an meinem Entwurfe einige, auch wesentliche Aenderungen bei der Discussion darüber vorgenommen worden, da ich aber diesen selbst beigestimmt habe, so habe ich auch sie mit zu vertreten. Sie haben aber in diesem Programme zugleich die ganze Summe des Verhandelten, von etwas Anderem, als was da drin steht, ist nicht die Rede gewesen. Von einer Einbildung, als hätten wir eine kirchliche Aufgabe, zu der ja allerdings eine uns ganz fehlende Vollmacht gehört hätte, war nicht die Rede. Es war ein Zusammentreffen von eilf einander zeither allerdings großentheils unbekannten Männern, die sich freundlich und vertraulich über etwas besprachen, was werden könne und wozu wir weiter Hände anlegen wollten — und auch das, was werden könne, war in unserer Vorstellung nicht etwas Kirchliches, wozu wir eines Auftrages, einer Vollmacht, einer Mission bedurft hätten, sondern eine Einwirkung auf das Gewissen der öffentlichen Meinung hinsichtlich dessen, was Recht oder Unrecht wäre in der Welt — welche Einwirkung ja jeder Einzelne täglich für seine Person versucht, und die uns zu hindern dermalen kein Mensch ein Recht hatte. Das einzige Kirchliche an unserer Zusammenkunft bestand darin, daß wir einerseits uns Alle als gläubige Christen wußten, und andererseits, daß wir aussprachen, die kirchliche Differenz solle uns nicht hindern und scheiden in dem, was Recht sei auf der Welt.

Das ist der ganze Vorgang, der uns etwa zwei Stunden zusammenhielt, zu dem ich mich noch heute in froher Erinnerung bekenne, und dessen Tendenzen, wie sie damals entgegentraten, ich noch heute theile — dem aber durch Phantasieen, denen katholische Blätter ihren Raum zu bieten sich nicht gehütet haben, ein völlig unsinniger Charakter beigelegt worden ist, zu dem ich mich nicht bekenne — und dessen Möglichkeit mich hauptsächlich bestimmt hat, mich sofort gegen jede Betheiligung meinerseits an Fortsetzung der Sache zu erklären — nicht aus Furcht vor dem Scandal, den ich etwa dadurch auf mich zöge — dieser Schlange habe ich längst den Kopf abgebissen — sondern aus dem sehr einfachen Grunde, daß wenn die Sache so behandelt werden kann, sie dann nothwendig zu Verstärkung des Hasses und der Trennung zwischen Katholischer und Lutherischer Kirche führen muß, und weil ich an solcher Sünde der Verhetzung auch nicht einmal mittelbar einen wissentlichen Antheil haben will.

Was nun den Inhalt des Programms angeht, so formalisiren Sie sich besonders über folgende Punkte — erstens daß ich gesagt, der Kirchenstaat beruhe auf unbestreitbarerem Rechte, als irgend eine andere Europäische Herrschaft. Ein unbestreitbares Recht hängt ab 1. von der Erwerbsart, 2. von der Anerkennung, die es findet, 3. von dem Alter seines Bestandes. Die Erwerbsart war für das Patrimonium Petri im engeren Sinne, d. h. für den größesten Theil des Römischen Toscana, daß die Longobarden diese Gegenden in regelrechtem Kriege erobert hatten, und nun ihr König Liutprand als Eigenthümer, gegen welchen die Römer dies Land weder zu schützen, noch wiederzugewinnen vermochten, es der Kirche des heiligen Peter schenkte, und daß der Papst für den heiligen Petrus das Geschenk annahm, da es doch kein anderes Mittel gab, diese Gegend von der Herrschaft der Barbaren frei und in Römischer Art zu halten. Für die Emilia, Flaminia und Pentapolis war die Erwerbung diese, daß König Pipin in gerechtem Kriege dies Land gegen die Longobarden eroberte, die es ihrerseits gegen die Römer erobert hatten, und daß Pipin dies Land der Kirche des heiligen Petrus in eben der Weise schenkte, wie früher Liutprand das südlichste Toscana, und daß es der Papst in demselben Sinne annahm. Für Rom und die zu ihm gehörige Campagna und Maritima ist die Erwerbungsart, daß diese Landschaften fast hundert Jahre lang von Byzanz völlig im Stiche gelassen, nur dadurch frei blieben, daß der Papst aus den Gütern des heiligen Petrus in Sicilien und der Provence die Mittel herbeischaffte, sie zu vertheidigen, daß er dabei folgerecht in der Leitung des Römischen Gebietes immer weiter auch die öffentlichen Gewalten zu handhaben gezwungen war; daß nach dem Verlust der Pentapolis an die Longobarden der Byzantinische Hof nicht einmal die Mittel mehr hatte, in Rom zu helfen, auch wenn er gewollt hätte, daß seine Oberherrlichkeit zuletzt naturgemäß auf die Zählung der Jahre der Byzantinischen Kaiserregierungen in Urkunden und Inschriften und auf das Kaiserbild auf Münzen zusammenschrumpfte; daß der Papst auch dann noch nicht von Byzanz sich förmlich lossagte, sondern den Fränkischen König zu seinem Schutze als Patricius von Rom ernannte, und nun sich aus dem durchaus halben Verhältniß nothwendig und ohne Hinderung von Byzantinischer Seite die Erneuerung des abendländischen Kaiserthumes herausbildete. Von Umbrien bis Flaminien hin sind eine Reihe Gebiete aus der Schenkung der Markgräfin Mathildis, nach langem Bestrittensein, endlich urkundlich von Friedrich II. anerkannt an St. Peter gekommen; ebenso ist seit Friedrich II. das Herzogthum Spoleto vertragsmäßig anerkannt bei St. Peter, und mit einem Worte, seit 742 (dem Beginne des Patrimonii Petri) ist der ganze Kirchenstaat allmälich zu gutem Rechte erworben, und sowohl in seinen einzelnen Theilen, als im Ganzen als zu gutem Rechte in den Händen des Hauptes der Römischen Kirche durch viele Tausende von Friedensschlüssen, anderen Verträgen und Urkunden von Seiten aller Europäischen Staaten und Potentaten anerkannt — also seit nunmehr 1119 Jahren. Nennen Sie mir einen einzigen Staat von Europa, der so lange bestanden, in Beziehung auf alle seine Theile ebenso gute Rechtstitel und ebenso viel tausendfältige Anerkennung derselben aufzuweisen hat, auch von denen aufzuweisen hat, die ihn jetzt treulos zu berauben suchen, und ich will meinen Satz zurücknehmen. Aber das ist Ihnen unmöglich.

Sie sagen, die weltliche Herrschaft des Papstes sei nur ein Annex seiner geistlichen Stellung — durch die Irrlehre werde die geistliche Stellung des Papstes aufgehoben. Ich kann das

bis auf einen gewissen Grad zugeben, und ich glaube, auch die Katholiken werden es bis auf einen gewissen Punkt zugeben — aber ob der Papst in der Irrlehre sei oder nicht, darüber hat doch nur die Katholische Kirche und keine andere zu entscheiden. Wenn Sie entschieden als Irrlehrer auftreten, werden Sie auch abgesetzt, aber die Berechtigung zu dieser Absetzung werden Sie doch nicht einer rationalistischen Synode oder einem katholischen Bischofe zuerkennen, sondern nur auf Vortrag Ihrer Kirchenbehörde, Ihrem obersten Bischofe, dem Landesherrn. Der Vorwurf der Irrlehre ist also aus Ihrem Munde für dies Verhältniß so wenig an seinem Platze, als in den Schmalkaldischen Artikeln — und dann, wenn die Katholische Kirche (wie sie denn öfter wirklich Päpste abgesetzt hat) die Absetzung verfügte, wäre das immer noch etwas anderes, als die Cassirung des Kirchenstaates. Was würden Sie dazu gesagt haben, wenn, als vor einigen Jahren Wislicenus wegen Irrlehre von unserer Kirche zu St. Laurentien entfernt ward, der Staat die ganze Pfarrei und das Kirchengut von St. Laurentien hätte einziehen und es einem bankerutten Hazardspieler hätte geben wollen, um ihm wieder auf die Beine zu helfen? Das aber wäre der analoge Fall zu dem jetzigen Französisch-Piemontesischen Verfahren gegen den Kirchenstaat. Ihrer ganzen theologisirenden Behandlung des Staatsrechtes des Kirchenstaates bestreite ich die Berechtigung und halte noch heute das Recht der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaate für unbestreitbarer, als das irgend eines anderen Potentaten in seinem Lande — obgleich ich es diesem auch nicht bestreiten will, auch dem Sardinier nicht, wenn er in seinem Lande bleibt.

Ferner formalisiren Sie sich darüber, daß die Katholische Kirche zu Wahrung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit auf die Erhaltung des Kirchenstaates dringe. Das hat mit dem positiven Rechte, wie es zu Gunsten des Kirchenstaates liegt, nichts zu thun und geht mich eigentlich nichts an, da ich von diesem Punkte nicht gesprochen habe. Freilich, wer wirklich frei ist, ist's auch in Ketten, und viele Päpste haben bewiesen, daß sie auch so frei sein können. Aber Institute berechnet man nicht auf Charaktere, die sich selten finden, sondern auf Charaktere, wie sie durchschnittlich sind — und da werden Sie hoffentlich der Wahrheit die Ehre geben und sagen: sicherer sei es doch, wenn ein Institut ein Haupt habe, was durch ein unabhängiges Fürstenthum etwas besser unterstützt sei, als durch Ketten, zerrissene Kleider und ein Strohlager, obwohl auch das bei Päpsten vorgekommen ist, ohne daß ihre Freiheit bankerutt geworden ist. Nur freilich, es sind auch Beispiele genug da, daß sich Päpste trotz des Fürstenthumes haben einschüchtern lassen; — um so nothwendiger ist dieses.

Endlich machen Sie aus dem Schlußsatze einen Vorwurf, aus den Worten, daß wir nur solche Theilnehmer wünschen, die das Unheil der Kirchentrennung auch in nationaler Beziehung tief beklagen. Auch hier bringen Sie eine theologisirende Betrachtung zur Sache, die mir und ich glaube uns Allen vollständig fern lag. Vergleichen Sie doch nur einen Menschen, der in sich religiös, gewiß und klar, überall in Frieden mit seinem Gott und entschlossen ist, mit einem solchen, der in sich voll Widersprüche und Zweifel ist. Wem werden Sie den Vorzug geben? doch wohl dem Ersteren und den Zweiten werden Sie als einen tief Unglücklichen beklagen. Nun wohl! so grade ist es auch mit den Völkern. Ein Volk, was in sich kirchlich getrennt ist, durch diese Trennung dem subjectiven Klügeln Thor und Thüre geöffnet hat, drückt schon in seiner Sprache sein Unglück aus — grade alle die höchsten Dinge des sittlichen Lebens: Gott, Unsterblichkeit, Heiligkeit, Recht, Ehre u. s. w. erhalten allmälich in jedem Munde einen anderen Sinn, wie wir denn jetzt in einer solchen unglücklichen Sprachverwirrung leben, daß einer sich eine Ehre daraus machen muß, von dem anderen ein Nichtswürdiger genannt zu werden, weil alle Worte zu offenklaffenden Leerheiten geworden sind, in die keine sittliche Tradition mehr eine gleichmäßige Erfüllung bringt. Eine solche sittliche Tradition kann keine Macht auf Erden wieder schaffen und ihr gemäß die Sprache bilden und die Begriffe erziehen — als eine einige Kirche, die ein ganzes, dieselbe Sprache redendes Volk umfaßt. So lange Deutschland nicht wieder in seinen sittlichen Begriffen und Traditionen eins wird, so lange bleibt Alles, was zu seiner Stärkung geschieht, nur Gegensätze gebärend und die Verwirrung weiter tragend — d. h. so lange Deutschland nicht wieder eine herrschende Kirche hat, bleibt es schwach und gelähmt, man mag übrigens anfangen, was man will. Es bleibt so lange die edelste Begeisterung für das Vaterland in ihrer Wirkung doch nur einer Quacksalberei gleich. — Kann man diese Ueberzeugung nicht mit gleicher Ueberzeugung aussprechen, obwohl man selbst auf sehr verschiedenen Punkten der Tradition steht? — man soll nur erst die Ueberzeugung von dem furchtbaren inneren Unglück groß ziehen, was in kirchlicher Uneinigkeit liegt, und man wird dann auch Liebe und Mittel zur Einigkeit finden. Dadurch, daß man dies ausspricht, wird noch keinem Theile präjudicirt — ich aber habe es schon bei hundert Gelegenheiten ausgesprochen und noch hat Niemand eine Widerlegung auch nur versucht. Natürlich, eine solche äußerliche, ich möchte sagen negative Union, wie zwischen Lutherischer und Reformirter Kirche versucht ist, kann meinem Sehnen nicht dienen.

Sie selbst gestehen: „beide Kirchen haben für jetzt noch von einander zu lernen und sind sich einander nothwendig." — Wie mag man aber, wenn man diese Ueberzeugung hegt, doch Alles gegen einander so bitter einkleiden, wie Sie zuweilen thun, wenn Sie von der Katholischen Kirche reden? — etwa weil es die Katholiken oft thun? — wahrhaftig, die besseren thun es nicht und am wenigsten in unserer Zeit — und die schlechteren werden Sie sich doch nicht zum Beispiele nehmen. O! theurer, lieber Hengstenberg! Sie haben nie zu fürchten, daß ich mein Schicksal von dem der Lutherischen Kirche, in der ich geboren bin, und der ich auch die Erziehung, auf die ich habe zurückgreifen müssen, nachdem mich wissenschaftliche Verirrungen lange genug in wilde Pfade verlockt hatten, verdanke, trennen werde, noch daß ich dieser Kirche rechtlich je etwas vergeben werde, — aber der Grundgedanke dessen, was uns in Erfurt zusammenführte, war ein guter und heiliger, der einigermaßen wenigstens, d. h. in einem kleineren Kreise wenigstens der Sprach- und Begriffverwirrung steuern helfen sollte, welche täglich mehr und auf allen Seiten um sich greift und die Menschen verführt — und die ich mehr fürchte, als alle Armstrongskanonen dieser Welt. Wenn Sie über uns reden wollten, so durften Sie von anderen Seiten her unser Verfahren und Unternehmen als verkehrt bezeichnen, ich halte es ja jetzt selbst dafür — aber den Grundgedanken hätten Sie grade heilig halten und nicht so unter das alte Eisen schmeißen müssen — was Ihnen übrigens auch gar nichts hilft — denn er wird ohne Zweifel geschicktere Mittel und Mittler finden, sich geltend zu machen, als z. B. eines und einer war

Ihr

in alter Liebe und Treue

ergebenster

Heinrich Leo.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 13. Februar. № 13.

Aus Rom.

Die Peterskirche.

(Fortsetzung.)

Vielleicht in keiner Kirche der Christenheit mag die versammelte Menge so füglich sich mit dem Namen „Publicum" bezeichnen lassen als die Damen, die nur wegen ihres schwarzen Kleides und Schleiers, und die Herren, die nur wegen ihres Gesellschaftsanzuges oder Uniform gewürdigt sind, in S. Peter die Tribünen und den abgesperrten Raum um den Hochaltar herum zu betreten. Einige wenige ernst-katholische Französinnen abgerechnet, die in ihren Gebetbüchern andächtig dem Gange der Messe folgten, verrieth die ganze Haltung und Conversation dieser Hunderte namentlich von Fremden, — und ich versichere es auf Grund der sorgfältigsten Beobachtung, der Katholiken reichlich so sehr wie der Protestanten, — daß sie kaum eine Ahnung davon hatten, in geweihtem Raume dem Gottesdienst beizuwohnen. Mit den Augen und Lorgnetten schaute man sich um wie im Theater, über das, was man sah und hörte, unterhielt man sich wie im Theater. Vieles ist in der Weihnachtsmesse in S. Peter für den Evangelischen Christen schwer zu ertragen; der gezwungene Aufenthalt unter diesem Publicum, der einem fast noch das raubt, das man von der Feier hat, am schwersten. Ich würde von dem, was mich noch immer unangenehm berührt, ganz schweigen, wenn es nicht leider einen integrirenden Bestandtheil der Festfeiern bildete, die möglichst anschaulich zu schildern diese Zeilen doch dienen sollen. Ist aber diese Haltungslosigkeit des Publicums, die auch in andern Kirchen Roms bemerkt und oft Gegenstand sehr ernst rügender und drohender kirchlicher Edicte wird, lediglich Schuld dieses Publicums, ist sie namentlich in der Peterskirche durch das Zusammenströmen der vielen Fremden unvermeidlich? oder müssen wir nicht einen Theil der Anklage gegen die Römische Kirche selbst richten, die trotz aller Pracht dieses Hochamts in ihrer Kathedrale doch nicht die Macht hat, „die zerstreuten Sinne zu sammeln aus der Vielheit in das Ein'?" Die Kirche, die die Gemeinde von jeder selbstthätigen Betheiligung am Gottesdienst ausgeschlossen hat und zudem ihr den lautren Born des Worts Gottes sehr spärlich fließen läßt, — bei unsrer Feier beschränkte es sich auf die Jedermann unverständliche Lection von Epistel und Evangelium (denn sie wurden vor dem Thron des Papstes mit ihm zugewandtem Gesicht, also nur ihm vorgelesen) — diese Kirche darf sich kaum wundern, wenn ihre Gemeinde sich zu Zeiten in ein schaulustiges Publicum verwandelt.

Doch wir erzählen weiter. Der Hochaltar war heute enthüllt. Auf ihm, dem goldenen, prangten die Leuchter, das Crucifix, die Statuetten Petri und Pauli, Tiara und Mitren, alles von Gold, — eine blendende Pracht. Hier ward der Papst zur Erde niedergelassen, hielt sein Gebet und ward dann zu dem Throne an der einen Seite der Apsis geleitet. Der Fußkuß der Cardinäle und anderer Würdenträger, geistlicher wie weltlicher, fand statt. Darauf die Vorbereitung zur Messe. Der ganze Ornat des Papstes, aus vielen von Goldstoff starrenden Stücken bestehend, lag auf dem Altar. Von dort wurde Stück für Stück von Priestern abgeholt, geküßt und dem Papst auf seinem Thron angelegt. Endlich, — nachdem wohl eine Stunde über all' den Vorbereitungen vergangen war, intonirte die Kapelle in majestätischer Monotonie Gregorianischen Gesanges den Introïtus: „Ein Kind ist uns geboren und ein Sohn ist uns gegeben, — singet dem Herrn ein neues Lied, denn er er thut Wunder." Zu gleicher Zeit räucherte der Papst den Altar. Wir können hier, den Gang der Messe als bekannt voraussetzend, Vieles überspringen und halten nur noch da an, wo dem an den Altargesang in der Lutherischen Kirche Gewöhnten plötzlich durch eine bekannte und geliebte Melodie zu Herzen geredet ward. „Sursum corda" *) intonirte mit seiner sonoren Stimme der Papst, „habemus ad dominum" **) respondirte die Kapelle und dann folgte die köstliche Weihnachtspräfation: „Denn durch das Geheimniß des fleischgewordenen Wortes leuchtet in die Augen unseres Herzens ein neues Licht deiner Klarheit: sichtbarlich im Fleische wir Gott schauen, der uns zur Liebe der unsichtbaren Güter erweckt hat". Wie freundlich grüßten diese Worte, wenn auch in fremder Sprache, den, der sie von mancher weihnachtlichen Abendmahlsfeier daheim her kannte. Hier fand sich gemeinsamer Grund und Boden in der Anbetung Gottes unseres Heilandes, in dem Preise des gottseligen Geheimnisses; blieb auch die Zunge stumm, das Herz stimmte freudig mit ein in das gewaltige: Sanctus, sanctus, sanctus dominus Sabaoth! Die Messe nahte sich jetzt ihrem Gipfelpunkt. Wieder hört man das Commando: à genou! ein Waffenklirren und ein Rauschen von

*) die Herzen in die Höhe

**) erheben wir zum Herrn.

dem Niederknieen vieler Tausende durchtönt die Kirche. Es ist, als ob ein geheimnißvolles Windeswehen den Riesenbau bis in seine fernsten Theile durchzittert hätte. Und dann wird's still und immer stiller, die Consecration ist vollzogen und hoch erhoben hält der Papst am Altar die geweihte Hostie, den geweihten Kelch! Hoch von der Kuppel herab aber schweben durch die lautlose Stille klar und hell feierliche Posaunenaccorde.

. . . . Das ist wohl der ergreifendste Moment, dessen die Römische Kirche sich zu rühmen hat und — bei aller Klarheit über das, was sie und uns trennt, spreche ich es dennoch aus, daß das Herz dabei von einer Ahnung des tremendum mysterium, der erneuten Fleischwerdung des Sohnes Gottes in dem gesegneten Brot und Wein durchbebt wird. Gleichgültig, stumpf oder feindlich in diesem Augenblick können wohl nur solche Naturen bleiben, die von Mysterien in himmlischen Dingen, namentlich von dem tremendum mysterium wenig wissen wollen.

Darf ich hier, um die Bedeutung dieses Moments für das Römisch-Katholische Bewußtsein darzulegen, den Schluß der am Nachmittag gehörten Predigt eines französischen Abbé anreihen, der auf diesen Moment im Hochamt des Vormittags zurückgeht? „Ein Schiff kämpft mit Sturm und Wellen. Das Schiff ist die Kirche. Sturm und Wellen ihre Feinde, die ihr jetzt ihr Gut entreißen, sie erniedrigen und zerstören wollen. Sturm und Wellen werden zu mächtig, das Schiff droht zu sinken. Da hebt der Führer des Schiffs ein Kindlein, das in ihrer Mitte ist, in seinen Armen zum Himmel empor. Herr, um dieses Kindleins willen sei uns gnädig. Haben wir es nicht gesehen, wie der heil. Vater heute Morgen das Christkind, das an diesem Weihnachtstag geboren worden, in seinen Händen Gott dem Vater entgegengehalten hat mit dem Gebet, daß er um dieses seines Kindes Jesu willen wende die Noth der Kirche. Und es wird geschehen, Sturm und Meer wird verstummen, die Kirche aus der Hand ihrer Feinde errettet werden." Bis jetzt freilich ist jenes Gebet nicht erhört. Ja die Noth der Römischen Kirche ist Weihnachten 1860 viel größer, als vor einem Jahre. Wollte und könnte die Römische Kirche einmal die Starrheit ihrer Formen durchbrechen und statt der pomphaften, selbstvergötternden Processionen einmal eine neue nach Anleitung von Joel 2, 12—18 halten, — wer weiß, es würde den Herrn der Strafe gereuen. —

Das die Weihnachtsfeier in S. Peters Dom. Blicken wir noch kurz auf sie zurück. Ich verhehle es nicht, daß sie durch ihre imposante Großartigkeit und Majestät, in der sie wohl einzig dasteht, mir einen tiefen Eindruck gemacht hat. Wie war das möglich, da doch in dieser Großartigkeit und Majestät so Vieles war, was dem evangelischen Gemüth fremd, ja verletzend sein mußte? Was damals fast unbewußt meine Gedanken geleitet hat, ist mir erst später zur vollen Klarheit geworden. Man muß eine solche Feier nicht bloß in ihrer äußeren Erscheinung, sondern vielmehr im Lichte der Geschichte betrachten, um ihre Bedeutung würdigen und ihre Großartigkeit verstehen zu können. In Rom lebt man, schon durch die Ruinen der Tempel und Paläste angeregt, mit seinen Gedanken beständig in der Vergangenheit. Und so stand in der Weihnachtszeit, als ich mich im Geiste aufgemacht zu dem Christkindlein in der Krippe in Bethlehem, lebhaft vor mir der Kaiser Augustus, von dem ein Gebot ausging, daß alle Welt geschätzt würde. Ich malte mir aus, wie jenes Kind, „das alle Welt erhält und trägt", in tiefster Armuth und Verborgenheit in einer Krippe gelegen, in Windeln gewickelt. Und wieder malte ich mir den Augustus aus, wie er in Herrlichkeit in seiner Königsburg dort drüben auf dem Palatin thronte und den Erdkreis zu seinen Füßen sah. Die Weissagungen des Wortes Gottes von jenem Kinde und diesem Kaiser und seinem Weltreich kamen mir in den Sinn. „Welches Herrschaft ist auf seiner Schulter; alle Könige werden es anbeten, alle Heiden ihm dienen", heißt es von jenem Kinde, und „du wirst sie mit eisernem Scepter zerschlagen und wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen", schwebte über dem Haupte des Augustus und seines Weltreichs. Und weiter sann ich nach über den Kampf, den dies Christkind wider das heidnische Rom, die Weltmacht, geführt, wie es zuerst verachtet, dann in seinen Gliedern verfolgt, gemartert und getödtet, dennoch den Sieg erlangt und die Weltherrschaft erobert hat. Mit diesen Gedanken kam ich am Festtage des Christkindes in die Peterskirche. Die Kaiserpaläste und die Tempel des alten Roms hatte ich auf dem Wege in Trümmern gesehen; der Tempel, dessen Mittelpunkt das Christkind, erhob sich in vollendeter Pracht an derselben Stelle, wo einst die alte Peterskirche erbaut worden war zur Besiegelung der Thatsache, daß nunmehr das Christkind den Sieg über die heidnische Weltmacht davon getragen habe! In der Kirche aber zog in feierlicher Procession unter dem Zuströmen des Volks der Clerus zum Altar, an ihm das Christkind zu preisen und anzubeten. An derselben Stelle, die, einst der Circus Nero's, Zeuge der heidnischen Macht und Gräuel gewesen war, beugte bei dem Worte des Evangelii: „Und das Wort ward Fleisch", die ungeheure und glänzende Versammlung einmüthig das Knie in Anbetung des Kindes in Bethlehem, „das alle Welt erhält allein." Ich bedachte weiter, wie seit über einem Jahrtausend in ähnlicher Weise an diesem Tage und an dieser Stelle dem Christkind diese Huldigung dargebracht worden war; während die bischöflichen Gewänder blieben, veränderten sich mir die Personen; ich sah im Zuge einen Ambrosius, Augustinus und die ganze Reihe derer, die damals die Streiter waren, durch die der Herr Jesus dem Thier aus dem Abgrund das Haupt abgeschlagen, und so erschien mir dieser Zug zu dem Altar Jesu Christi als das christliche Gegenstück zu den Triumphzügen heidnischer Herrscher auf's Capitol zu dem Tempel ihres Götterfürsten nach Besiegung und Vernichtung ihrer Feinde.

Mit einem Worte, die Weihnachtsfeier in S. Peter zu Rom stellte mir sichtbarlich vor Augen den Sieg und Triumph, den der Herr Jesus, einst das Kind in der Krippe in Bethlehem, grade hier in Rom über die heidnische Weltmacht errungen hat. Und weil dieser Sieg des Christkindes über Rom der glorreichste ist, den bis jetzt die Kirchengeschichte aufzuweisen hat,

darum mußte die sichtbare Darstellung dieses Sieges einen imposanten Eindruck machen.

Doch wer in der Deutsch-Evangelischen Weihnachtsfeier sich heimisch fühlt und namentlich gleich der Maria begonnen hat, das Wort, das von diesem Kinde gesagt worden, zu bewegen in seinem Herzen, der kann wohl in der eben beschriebenen Weise die Großartigkeit jener Feier fühlen und würdigen, — willenslos sich ihr hingeben, in ihr volles Genüge für sein Herz finden, das mit den Hirten und heiligen drei Königen kommen und das Kindlein anbeten möchte, — das kann er nicht. Es fehlt dazu der Feier sehr stark an einer Hauptsache, nämlich — an dem Christkinde. Daß die bekannte Frage: Wo ist der Herr Christus nicht? Antwort: In Rom, denn da hat er einen Statthalter, nicht bloß ein müßiger Scherz ist, sondern viel Wahrheit in sich trägt, fühlt man an diesen Galatagen der Römischen Kirche, — wie ich gewiß nicht unpassend die Feiern in S. Peter zu Weihnachten, Ostern und Petri Pauli nennen möchte, — sehr schmerzlich hindurch.

Wenn man mit ruhigem Blick den ganzen Aufzug des Papstes und die Verehrung, die ihm zu Theil ward, betrachtete, wenn man vergeblich auf den Moment wartete, der den versammelten Tausenden das Kind in Bethlehem oder zu Ostern den auferstandenen Heiland als den einigen Mittelpunkt ihres Heils vor Augen stellen und ins Herz drücken sollte, ja dann erschien es doch dem unbefangenen Theilnehmer, als ob der Papst der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Feier, der Herr Jesus nur beiläufig in ihr bedacht sei. Der Eindruck, daß die Römische Kirche neben dem Dienste Christi ein trauriges Maaß von Menschen- und Selbstvergötterung in ihrem Schooß hegt und pflegt, dessen man sich an diesen Galatagen schlechterdings nicht erwehren kann, trübt dem Evangelischen Christen die ganze Feier. Katholiken werden diese Anschauung das Vorurtheil eines Protestanten nennen, der von Jugend auf in seinen ärmlichen Anschauungen über Kirche u. s. w. befangen, nicht im Stande sei, die schon durch ihr Alter heiligen wahrhaft Katholischen Gebräuche bei dem Zuge des Papstes ꝛc. unbefangen zu würdigen und in ihrer wahren Bedeutung zu verstehen. Mag es so sein. Die christliche Kirche der ersten zwei oder drei Jahrhunderte wird auch in ähnlichen Vorurtheilen befangen gewesen sein. Wir wollen uns mit ihr trösten. Und das wird uns nicht schwer werden, so lange wir Weihnachts-Gottesdienste haben, in deren Musik, Liedern, Gebeten, Kniebeugungen, Lectionen und Predigten nur ein Mittelpunkt leuchtet, nämlich das Kind, das alle Welt erhält und trägt, durch die der helle Schein von diesem Kinde und außer ihm kein Glanz und Schein in unsere Herzen fällt und denen wir es danken, daß wir sprechen können: „O Sonne, die das werthe Licht des Glaubens in uns zugericht't, wie schön sind deine Strahlen!“

Wenn man in einer Kirche zwischen lauter Heiligenbildern ein ganz weltliches oder gar ungeistliches Gemälde hangen sähe,

so würde man durch den Contrast etwas unangenehm berührt werden. Ich fürchte, daß ein ähnliches Gefühl der Leser haben wird, der nach den bisher ihm gezeigten Bildern jetzt — wenn auch nur flüchtig — S. Peter als fashionablen Promenadenplatz schauen wird. Diese Kathedrale, von der wir alles dies Heilige bisher gehört haben, ein Promenadenplatz? Der Contrast scheint zu groß, um ihn zu glauben. Wer aber viele Katholische Kirchen, namentlich in Rom, durchwandert, ist an solche wunderliche Contraste ziemlich gewöhnt. Das für Andere Unglaubliche fällt ihm kaum mehr besonders auf.

Es war am Freitag vor Palmarum, als ich auf dem Wege nach einer der Galerien im Vatican auf dem Pertersplatze ankam. Wie staunte ich, auf ihm ein Gedränge von Equipagen zu finden, wie kaum am Weihnachtsmorgen, wie staunte ich, als ich so manche prachtvolle Equipage der Römischen Aristokratie, die ich sonst wohl in Villa Borghese oder auf der Promenade vor Porta Pia gesehen, hier fand. (Denn zu den Feiern in S. Peter und der Sixtinischen Kapelle kommen die Römer sehr spärlich.) Natürlich richtete ich meine Schritte nach der Kirche Eine Ahnung von der Ursache dieser Wagenburg stieg mir auf, als ich an der Mittelthür die Excommunicationsbulle wider das „gubernium Cisalpinum“ und seine Helfershelfer fand. Die Sache war die. An den Freitagen in der Fastenzeit pflegt der Papst sich in die Kirche zu begeben, um an dem Grabe Petri sein Gebet zu halten; er soll es mit besonderer Vorliebe in dieser Zeit schwerer Sorge für ihn und die Kirche thun. Diese Besuche des Papstes benutzte die vornehme Welt Roms, um den manchen Straßendemonstrationen zu Ehren Garibaldi's gegenüber durch ihr Erscheinen in der Kirche während seiner Gegenwart ihm ihre Sympathie zu erkennen zu geben und also eine Demonstration zu seinen Gunsten zu machen. Nachdem in der Nacht von Donnerstag zum Freitag jene Bulle an öffentlichen Gebäuden und einigen Kirchen angeschlagen war, fand man sich doppelt zahlreich ein. Die Kunde ward durch die Hotels und Fremdenquartiere verbreitet, sie drang durch bis ins Volk, kurz, als ich in die Kirche trat, fiel jener Sonnenstrahl, dessen ich früher Erwähnung that, auf ein wogendes Menschenmeer, freilich in seiner Erscheinung und Benehmen gar verschieden von dem sonst geschauten Volk in der Kirche. Man hatte ja Nichts weiter vor, als sich in der Kirche zu zeigen. Sich in die Nähe des Papstes zu drängen, überließ man den Fremden. Der Kirche ward ihr Recht, wenn man sich beim Eintritt mit Weihwasser besprengte und bekreuzte und beim Passiren der Sakramentskapelle oder beim Vorüberziehen des Papstes sich auf die Kniee niederließ. Und hierin unterwerfen sich die Damen in Rom mit Hintansetzung aller Hindernisse und Gefahren für die moderne Damentoilette aufs Strengste der kirchlichen Ordnung. Dann aber hieß es in der Kirche: do as you please; chacun à son plaisir. Es war die Zeit der üblichen Morgenpromenade; man promenirte also. Die neuesten Pariser Moden in Promenadentoiletten waren in größter Vollkommenheit und reichster Auswahl hier vertreten. Die ehrwürdigen Mauern von

S. Peter konnten den Wettstreit von Römerinnen, Französinnen und Engländerinnen schauen, wer sich am Geschmackvollsten kleiden und die meiste Bewunderung erregen könne. Eine leichte Promenadenunterhaltung war auf allen Lippen. Die eleganten Herren knüpften die galantesten Unterhaltungen an, — kurz, bei einiger Phantasie konnte man glauben, daß über der Promenade eines fashionablen Badeortes, wie Baden-Baden, plötzlich in dem Augenblicke des größten Glanzes und Schimmers durch ein Naturwunder wahr und wirklich die Riesenformen von Kuppel und Dach des christlichen Heiligthums sich gewölbt hätten. Ein ähnliches Staunen, denke ich mir, würde den ergreifen, der den Kursaal zu Baden oder, um ein den Dimensionen der Peterskirche ähnlicheres Gebäude zu wählen, den Krystallpalast bei London beträte und bei der ersten Umschau sie plötzlich als den Schauplatz des päpstlichen Hochamts zu Weihnachten gewahrte. Beides dürfte Manchem gleich neu und interessant, beides aber für die Andacht weniger förderlich erscheinen. Ich ward aus diesen Phantasiebildern, in die mich meine Umgebung versetzt hatte, durch die Frage: Haben Sie denn den Papst schon gesehen? plötzlich aufgeweckt; hatte ich doch über Allen denen, die Sr. Heiligkeit zu Ehren hingekommen waren, vielleicht gleich ihnen ganz vergessen, daß er in der Kirche und zwar die Hauptperson war, also nothwendig mit dem ganzen Treiben, das um ihn her sich entwickelte, geschaut werden mußte. Das gesteigerte Gedränge, die blitzenden Hellebarden der Schweizer und die blanken Schwerter der Nobelgardisten zeigten bald den Ort, wo er zu suchen war. Er war eben auf dem Wege von der Confession Petri zur Kapelle des Sakraments. Dort hatte er sein Gebet beendigt; hier wollte er fortfahren. Das Gedränge um ihn her war außerordentlich; waren doch in den letzten Tagen Schaaren von Fremden zum Osterfest eingetroffen, die die Gelegenheit, ihn zum ersten Male sehen zu können, nicht versäumen wollten. Mit Mühe bahnten die Schweizer dem Papste eine Gasse; die Nobelgardisten waren buchstäblich Leibgarde; denn zwei voran, zwei ihm in seinen Tritten folgend und zwei so nahe zur Seite, daß sie ihn fast drängten, geleiteten sie ihn. Es sah fast aus, als sei der Moment gekommen, wo der Re d'Italia ihn als seinen Gefangenen abführen ließe. Zu Weihnachten hatte ich ihn in seiner Majestät durch die Peterskirche tragen sehen; dieser Aufzug erschien mir, — es mag wiederum protestantisches Vorurtheil sein — wie eine Erniedrigung des Hauptes der Röm.-Kath. Christenheit. Denn meinem Bewußtsein erschien es als eine Erniedrigung für ihn, in den Augenblicken der Sammlung und des stillen Gebets, da er nicht als Vertreter einer Gemeinde fungirte, sondern mit seinem Gott allein sein wollte, der Zielpunkt für die Augen einer theils ihn verehrenden, theils nur neugierigen, immerhin aber gaffenden Menge zu sein. (Hätte er in seinem Kämmerlein gebetet, wer weiß, ob der Segen für ihn und die Kirche nicht größer gewesen wäre. Doch das ist wieder protestantisches Vorurtheil, das von der besonderen Verdienstlichkeit des Gebets an bestimmter heiliger Stätte Nichts weiß.) Eine Erniedrigung schien es mir ferner, daß der Papst, wenn er in seinem Hauskleide aus seinem Palast in seine Kirche hinübergeht und in ihr wandelt, nur inmitten Bewaffneter gehen kann. Aber das Erniedrigendste, daß vielleicht nicht bloß die Etiquette, sondern auch das bittere „Muß" in dieser unruhigen Zeit die Ursache dieser Begleitung war. Aus den ersten Jahrhunderten hören wir wohl, daß die Christen in Rom ihre Bischöfe mit ihren Leibern gegen die Schwerter der andringenden Heiden geschützt haben; in unserer Zeit müssen Bewaffnete mit ihren Leibern und Schwertern den obersten Bischof und Hirten vor dem Andrange seiner Schäflein schützen.

Die Moden wechseln schnell. Die Toiletten, die sich bei jener „Matinée" in S. Peter entfalteten, sind längst aus der Mode gekommen. Die Mode, für den Papst Sympathieen zu haben und sie ihm kund zu geben, ist nach den neuesten Nachrichten bei der vornehmen Welt in Rom mit jenen Toiletten fast gänzlich abgelegt. Armes geistig und geistlich verkommenes Volk, das in seiner politischen und religiösen Ueberzeugung, in der Treue oder Untreue gegen seinen Fürsten, den Papst, in dem Lieben oder Verachten seines geistlichen Oberhirten mit derselben Leichtigkeit, mit der man ein Kleid an- und ablegt, der Mode folgt. Armes Haupt der Röm. Christenheit, dessen Existenz in seiner Stadt, nahe dem Grabe Petri, in seinem Lande, in der Kirche Italiens, zum Theil von der Stimmung abhängt, die Dank den Revolutionscomité's und Lügenfabrikanten grade Mode ist.

Wir schicken uns nunmehr an, den Abschiedsbesuch in S. Peter zu machen. Mit welcher Feier soll ich den Leser aus der Kirche scheiden lassen? Soll es Petri Stuhlfeier sein? Da würden wir jene Statue von S. Peter mit dem vollständigen päpstlichen Ornat bekleidet schauen. Oder wählen wir Mariä Lichtmeß, um uns an der in diesen Räumen so malerischen Procession mit brennenden Wachskerzen zu erfreuen, die von der Geistlichkeit in der oben beschriebenen Ordnung, dann aber auch von allen weltlichen Würdenträgern und dem diplomatischen Corps gebildet wird? Sollen wir dann noch den imposanten Moment uns vergegenwärtigen, wo zur Lection des Fest-Evangeliums die ganze glänzende Versammlung — in Beziehung auf kirchliche Würden und Gewänder die glänzendste der Christenheit — mit brennenden Kerzen in der Hand sich erhebt?*) Vielleicht ziehen wir den Palmsonntag oder Ostertag vor.

(Schluß folgt.)

---

*) Dieser Moment hat bekanntlich dem Festtag der Reinigung Mariä den Namen „Mariä Lichtmeß" gegeben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 16. Februar. № 14.

Aus Rom.

Die Peterskirche.

(Schluß.)

Am Palmsonntage würden wir wiederum die glänzende Procession mit den vom Papste selbst geweihten Palmenzweigen zu bewundern haben, am Ostertage unsere Erwartung spannen auf den Moment, wo der Papst von dem Balcon aus den Segen über das Volk auf dem Platz spricht. Leider kann ich über diesen Moment nicht aus eigener Anschauung berichten, da diese Ostern (1860) seit 25 Jahren zum ersten Male der gießende Regen die Benediction im Freien unmöglich machte. Der Segen ward vom Papste auf seinem Tragsessel in der Kirche ertheilt, das dazu zusammengeströmte Volk, das auf die Seitenschiffe angewiesen war, merkte fast Nichts davon, knieete also kaum nieder, die Kanonen der Engelsburg wurden kaum gehört, kurz, der sonst so imposante Effect verschwand in der Kirche fast gänzlich. Es bliebe noch übrig, daß wir bei den letztgenannten Feiern das nachholten, was wir zu Weihnachten unterließen, nämlich eine Wanderung durch die Seitenschiffe, um dort das Treiben des in Schaaren zusammengeströmten Volks aus Rom und Campagna und der Pilger, die ja zur Osterzeit von weit her zusammenkommen, zu beobachten. Wir sehen uns um bei den Beichtstühlen. Ihrer ist eine unzählige Menge in der Peterskirche. Man durchwandert ganze Straßen, die, statt von Häusern, von Beichtstühlen gebildet werden. An jedem Beichtstuhl ist die Sprache, für die er bestimmt ist, angeschrieben: Pro lingua Germanica, Gallica, Hungarica u. s. w., und durch die nicht enden wollende Reihe der Sprachen, zu Nutz der hier am Grabe Petri als ihrem Centralheiligthum zusammenkommenden Pilger, bekommen wir in der That eine Anschauung von der ökumenischen Ausdehnung der Röm. Kirche. Während im Hauptschiff und unter der Kuppel das Hochamt gefeiert ward, war am Palmsonntag hier das regste Leben. Beichtende drängten sich heran, aus jedem Beichtstuhl streckte sich, einem Schlagbaum gleich, eine lange Ruthe hervor, die sich nach beendigter Beichte auf das vortretende Beichtkind zu einem sogenannten Ruthenstreich sanft und leise niederließ, eine Demüthigung und Züchtigung, die dem Fleische wohl schwerlich ganz so weh thun möchte, als das sich selbst verläugnen und sein Kreuz auf sich nehmen täglich. Gehen wir weiter, so finden wir meist ein planloses Herumstehen und Hin- und Herlaufen der Masse. Man sieht es ihnen an, daß ihnen ein Mittelpunkt für ihre Aufmerksamkeit fehlt. Denn von dem, was an dem Mittelpunkt der Kirche, dem Hochaltar, vorgeht, sind sie geistlich und räumlich viel zu weit entfernt. Am besten für das Volk ist es noch, daß hie und da während des Hochamts an einem Seitenaltar eine stille Messe gelesen wird. Vor diesen Altären knieet dann stets eine dichte, bunte Volksmasse in aller Mannigfaltigkeit der schönen Volkstrachten. Zwischen ihnen zu weilen ist noch immer das Erbaulichste in den weiten unruhigen Räumen.

So finden wir bei jeder neuen Feier in S. Peter einzelne neue, interessante und malerische Momente. Aber der Versuch, eine derselben wie die früheren als eigenes Bild durch diese Zeilen einzurahmen, würde daran scheitern, daß sie alle zu viel Gleiches und stets Wiederkehrendes haben, daß z. B. die Weihnachts- und Osterfeier mit der geringen Ausnahme des verschiedenen Introitus, Epistel, Evangelium ganz gleich sind, also eine neue Beschreibung immer wieder schon Bekanntes bringen müßte. Wir wählen daher, um den Leser neu angeregt und gehoben scheiden zu lassen, zu unserm letzten Besuch in S. Peter die Stunde, wo sich über ihn mehr als je sonst ein geheimnißvoller Zauber breitet.

Es war Gründonnerstag Abend. Die letzten Klänge des Miserere von Allegri und Baï in der Sixtinischen Kapelle waren verklungen. Der weltberühmte Gesang dieses Psalms hatte meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Als die Kerzen bis auf eine ausgelöscht und diese hinter dem Altar verborgen war, als dann in der halb dunkelen Kapelle über die in lautloser Stille lauschende Menge die in ihrer Einfachheit gewaltigen Accorde dahingetragen wurden und von den anderen Stimmen getragen der Sopran in den süßesten Tönen wie ein Hauch intonirte: Wasche mich wohl von meiner Missethat und reinige mich von meiner Sünde, und wie die folgenden Verse lauten, da war eine tiefe allgemeine Bewegung durch die Versammlung gegangen. Solche Musik hatte ich nie vorher, auch seitdem nicht wieder gehört. Man verlangte nach einem Ort der Stille, um Musik und Worte in Ohr und Herz nachklingen zu lassen. Es war uns willkommen, daß die Peterskirche wegen der abendlichen Feiern noch geöffnet war. Wir traten ein. In geheimnißvollem Halbdunkel, nur von einigen Pechflammen erleuchtet

deren Schein lange nicht bis an das Dach reichte, wölbte sich der riesige Bau über uns. Durch die Fenster oben in der Kuppel drang so viel Licht hinein, als der halb von Wolken bedeckte Mond geben konnte. Bei dieser geheimnißvollen Beleuchtung schienen die Wände sich wunderbar auszudehnen, Wölbung und Kuppel zu unerreichbaren Höhen emporzusteigen. Gewaltiger und zauberischer als an jenem Abend ist mir die Kirche nie erschienen. Die Seitenkapelle der Chorherren war noch helle. Vor ihr stand weit hinaus in die Kirche das Volk. Auch hier ertönte der Gesang des Miserere. Aber eilig wandten wir uns weg, um durch diese modern-sentimentale Composition nicht die vorhin gehörten Klänge profaniren zu lassen. Wir drangen vor bis zum Hochaltar, der aller Umhüllung und alles Schmuckes entblößt, öde und kahl dastand. Ueberall wogte eine dichte Menschenmenge, aber überall herrschte die tiefste Stille. Man fürchtete sich fast zu flüstern. Der geheimnißvolle Zauber, den diese halbdunkeln Räume übten, hatte Jeden ergriffen. Es war der rechte Platz, um die Ereignisse der ersten Gründonnerstagsnacht, Christi Gang mit den Jüngern an den Oelberg, seinen Seelenkampf in Gethsemaneh, den Verrath des Judas und mit ihnen in Verbindung die eben gehörten Worte des Miserere: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit", in Ernst und Stille an der Seele vorübergehen zu lassen.

Als der Gesang der Horen in der Kapelle zu Ende war, nahte sich in Procession mit Wachsfackeln unter dem Vortritt einer langen Reihe von Chorknaben der gesammte Clerus der Kirche dem Hochaltar. Es galt die an diesem Abend vorzunehmende Waschung des päpstlichen Altars. Unter dem dumpfen Gesange von Antiphonen und Psalmen begannen sie dieselbe, jeder mit einem Wedel in der Hand. Der Zug mit Fackeln durch die dunkle Kirche war wunderschön gewesen, aber die Ceremonie selbst sah so abenteuerlich aus und es war so unmöglich, aus der Erscheinung der Feier auf die ihr zu Grunde liegende Idee zu schließen, daß man in der feierlichen und ernsten Stimmung aufs Unangenehmste gestört ward. Wir brachen eilig auf und richteten unsere Schritte auf die entlegensten Theile im östlichen Ende der Seitenschiffe. Da fanden wir denn in der abgelegensten Ecke den Altar, in den am Morgen die consecrirte und für den Genuß am Charfreitag Morgen aufbewahrte Hostie eingeschlossen worden war. Denn am Charfreitag, als am Todestage des Herrn, wird keine Hostie consecrirt. Er strahlte mit seinen Kerzen in zauberischem Glanze durch die Nacht in der Kirche. Verschiedene Gruppen knieeten vor demselben. Hier einige Damen in schwarzem Gewand und herabwallendem schwarzem Schleier; sie waren gleich uns aus der Sixtinischen Kapelle gekommen; dort eine Gruppe geringer Leute in ihrer malerischen Tracht, in der schönen knieenden Stellung und im Gesicht den seelenvollen Ausdruck der Andacht, wie beides wohl nur bei dem Südländer gefunden wird. Hier und da in der Ecke knieete in dem tiefen Schweigen der Betrachtung und Anbetung ein Ordensgeistlicher, der mit schwarzer oder

brauner faltenreicher Kutte angethan, für die Augen das Bild der gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt und der Versenkung in Gott darbot. Dieser hellstrahlende Altarschrein, der die geweihte Hostie barg, und die vor ihm Knieenden, die das in ihm in geheimnißvoller Weise anwesende „Lamm Gottes am Stamm des Kreuzes geschlachtet" anbeteten, soll das letzte Bild aus der Peterskirche sein. Dies Bild vor Augen, dies Bild zur Erinnerung in das Herz eingeschlossen durchwandern wir zum letzten Mal die dunkle Kirche, die schon stiller geworden und in der fast unheimlich unsere Tritte wiederhallen. Wir sind hinausgetreten in die linde und weiche Frühlingsluft des Römischen Aprilabends und zum letzten Male die Freitreppe herabgestiegen. Nachdem wir die Colonnaden passirt haben, stehen wir still und schauen uns noch einmal um. Im Mondlicht bekommen der Platz und die Fontainen auf ihm und die Colonnaden zu beiden Seiten und die starren Mauern der Kirche vor uns und die Kuppel, die darüber aufsteigt, und der Vatican, der sich zur Rechten erhebt, ein wahrhaft geisterhaft großartiges Aussehen. Bei Mondbeleuchtung und halbdunklem Himmel muß man von außen den Bau sehen, um seine erhabene Schönheit verstehen und würdigen zu können.

Und was hast Du an dieser herrlichen Kirche und an allen ihren herrlichen Gottesdiensten, in denen Dich doch so Manches ergriffen hat und heute Abend mehr als je, was hast Du an ihr für Theil? Diese versuchungsvolle Frage und die ihr entsprechende Antwort tritt wohl an manchen Gast der Peterskirche heran, wie bei jedem Besuch, so bei diesem letzten insonderheit. Sie wird um so versuchlicher, wenn dem so mächtig auf die Sinne wirkenden Römischen Cultus eine erhöhte Gemüthsaufregung entgegenkommt, der man sich in der Osterzeit in Rom kaum ganz erwehren kann. Nicht jedem geht es da, wie jenem Augustiner-Mönch im J. 1510, der auf den Knieen die von uns eben verlassene, zu S. Peter heraufführende Treppe erklomm, den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war. Doch indem er es that, war ihm zu Muth, als ob ihm eine Donnerstimme mit großem Schrecken zugerufen hätte: der Gerechte lebt seines Glaubens.*) Es kann auch wohl einmal das Umgekehrte geschehen, daß die Römische Kirche, einer Zauberin gleich, mit ihren Zaubermitteln die Sinne also bethört, daß ein Evangelischer seines evang. Glaubens und seiner evang. Heimath vergessen und ihr sich in die Arme werfen kann. Manchen Deutschen Evangelischen Landsleuten, die ein religiöses Bedürfniß und eine durch sinnliche Eindrücke leicht erregbare Natur nach Rom mitbrachten, aber Kinder der rationalistischen Zeit von einem in Gottes Wort gegründeten und dadurch täglich genährten Glauben wenig kannten, mag die Peterskirche, in der sich die sichtbare Herrlichkeit der Röm. Kirche am meisten entfaltet, der erste Fallstrick geworden sein bei Manchen in diesen Mauern der Entschluß zum Uebertritt gereift sein.

---

*) Luthers Leben von Karl Jürgens. II. S. 304.

Blicken wir, um alsbald der Versuchung zu entgehen, auf den zuletzt geschauten Altarschrein. Er ist ein Bild, ich möchte sagen ein Symbol der Römischen Kirche. Der Altarschrein barg die geweihte Hostie, „den Leib Christi.“ Aber dieser war den Anbetenden unzugänglich, sie konnten ihn nicht sehen, nicht ergreifen. So hat die Römische Kirche wohl Christum; sie bekennt ihn auch in dieser Zeit, wo Viele von ihm gehen und Er bei Vielen zu einem Johannes oder zu der Propheten einem herabsinkt, offen als den Sohn des lebendigen Gottes. Es ist unrecht, ihr vorzuwerfen, daß sie von dem Spruch: „es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin wir können selig werden“, gänzlich abweicht. „Kein Heil außer Christo“, das ist noch jetzt ihre Grundanschauung. So lange sie die hat, wollen wir ihr nicht Böses mit Bösem, noch Scheltwort mit Scheltwort vergelten, sondern sie noch als Glied an Christi Leibe erklären, das mehr Recht daran hat, als alle Rationalisten und solche moderne Theologen — in ihrer Meinung die wahren Vertreter des Protestantismus —, die entweder grob oder sehr fein, doch insgesammt „Jesum Christum, Gottes Sohn, stürzen wollen von seinem Thron.“

Aber Christus ist in ihr verborgen und den Gläubigen unnahbar, wie die Hostie in jenem Altarschrein. Nur durch den Priester, als seinen irdischen Mittler, darf der Christ sich zu ihm nahen; und daß man ferner ihm nur durch die Vermittlung der heil. Jungfrau und der Heiligen nahen darf, hat die Kirche in den Herzen ihrer Glieder zu unumstößlicher Gewißheit erhoben. Es ist die tiefste Grundanschauung wohl der meisten Katholiken, auf der sich ihr ganzes — darum für den Evangelischen so schwer verständliches — religiöses Leben und Treiben aufbaut. Darf man nicht hierher auch die Kathol. Grundlehre rechnen, daß, nachdem man in der Taufe allerdings durch das alleinige Verdienst Christi aus der massa perditionis herausgerissen sei, man nun durch die neugeschenkte eigne Kraft das Heil mit verdienen müsse? Wird dadurch nicht wiederum Christus und der süße Trost seines alleinigen Verdienstes dem Katholiken verborgen und unnahbar gemacht?

Und wie führt die Evang. Kirche ihre Glieder? Die sichtbare Herrlichkeit, die jene bietet, fehlt ihr freilich fast ganz. Die sichtbare Einheit jener, wo ist sie bei uns? Das ökumenische Episcopat, in dem sich die Continuität der Kirche sichtbar darstellt, bei uns ist es gefallen. Das sind wohl schwere Verluste. Der Eifer, schöne Gottesdienste, vom Irrthum gereinigt, aus den liturgischen Schätzen alter Zeit, die in jener Händen sind, zu schöpfen und uns zu bieten, ist noch gar wenig lebendig in der Evang. Kirche. Aber unsern HErrn Jesum Christum haben wir in unserer Kirche; wir haben ihn nicht als einen Verborgenen, er ist uns nicht unnahbar. Wenn die Kath. Kirche dies zu läugnen wagt und behauptet, die Verheißung: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende“, gehe nur sie an, so verweisen wir sie einfach auf evangelische Christen und evangelische Gemeinden, die es, Gott sei Dank, noch giebt, in denen Pauli Wort: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus in mir, wahrlich sichtbarlich zur Wahrheit geworden ist. Er ist in der Evang. Kirche in Taufe und Abendmahl, sie bringt ihn ihren Gliedern in seinem Wort, zu ihm dürfen wir ohne fremde Mittler beten und er erhört uns, indem er zu uns kommt und Wohnung bei uns macht, ihn dürfen wir mit seinem Verdienst als unseren einzigen Trost im Leben und im Sterben erfassen. Darum sind wir reicher, denn sie. Der Katholik, der, seiner Kirche treu, die Bekehrung des Herzens durch opera operata, äußere Werke, ersetzt, weiß Nichts von dem Frieden und der Seligkeit des Evangelischen, der — einmal den schwersten Schritt im Leben, die Bekehrung, gethan — dann im Besitz seines Heilandes und seines Friedens ist und rühmen kann:

In meines Herzens Grunde
Dein Nam' und Kreuz allein
Funkelt all' Zeit und Stunde,
Drauf kann ich fröhlich sein.

Nachrichten.

Aufruf an evangelische Christinnen, sich dem Diakonissen-Berufe als Pflegeschwestern, oder als Lehrschwestern zu widmen.

Als wir vor 8 Jahren, im Januar 1853, einen Aufruf, wie den obigen, an die lieben Christinnen unsrer Kirche erließen, meldeten sich binnen Jahresfrist 200; 103 traten wirklich in die Probepflege ein, und gegen 70 blieben diesem Berufe treu.

Seitdem ist unsere Diakonissen-Anstalt bedeutend gewachsen, auch die Zahl unsrer Schwestern, deren jetzt 325 sind, worunter 209 eingesegnete Diakonissen. Die Zahl unsrer auswärtigen Stationen ist 80.

Dieses Wachsthum ist sehr erfreulich. Auch sind der Diakonissen-Mutterhäuser in der ev. Christenheit, außer dem unsrigen, noch 23, welche fast alle selbst Schwestern aussenden. Dennoch ist das Bedürfniß an Diakonissen noch außerordentlich groß. Ja, grade die in vielen Gegenden allgemein gewordne Anerkennung ihrer segensreichen Wirksamkeit in der christlichen Liebespflege macht, daß jetzt hundert von uns begehrt werden, wo wir kaum fünf darbieten können. Da begehrt man

für die **Armen-Pflege**

in einer Menge Städte und Gemeinden Diakonissen, die nicht bloß in den Armen-Anstalten pflegen sollen, sondern die besonders als Gemeinde-Pflegerinnen sollen die Armuth und geistliche Noth in den Familien untersuchen, die Almosen weislich vertheilen, auch wohl sammeln helfen, für die Armen und Kranken kochen, die verkommenen Mütter und Töchter zurechtbringen, den Arbeitslosen Arbeit verschaffen, arme Kinder und Frauen in Näh-, Strick-, Flick- und Sonntagsschulen unterweisen, die Mägde und andre Verlassene besuchen, die Gefallenen aufrichten, die wohlhabenden Mütter und ihre Töchter zu persönlicher Mitwirkung für die Armenpflege heranziehen, den Pfarrern, Diakonen oder Vereins-Vorständen über ihre Arbeit berichten, als Gemeinde-Mütter zwischen den Armen und Reichen das Band der Fürsorge und Dankbarkeit fester knüpfen, und in dienender Liebe als

Mägde Jesu sie alle ihm zuführen helfen, — wahrlich ein köstliches Amt!

Um solche Gemeindediakonissen bitten uns jetzt nicht bloß immer mehr Gemeinden unsers Rheinland-Westphalens, wo das lange Bestehen der kirchlichen Diakonie diese Wirksamkeit in den kirchlichen Organismus leicht einreiht, sondern auch Berlin und andere Städte in Brandenburg, in Schlesien, Preußen und Pommern, Dessau, Hameln, Lüneburg, Frankfurt a. M., Büdingen, München, Genf. Selbst aus England und Irland, aus Bukarest und Constantinopel kommen solche Bitten.

Ferner wird

die christliche Krankenpflege

jetzt so hochgeschätzt, daß fast jede kleine evangelische Stadt in Rheinland-Westphalen ein neues, nettes Krankenhaus errichtet, und 2—3 Diakonissen von uns ruft, damit diese die Verwaltung, Oekonomie und Pflege übernehmen. Und nicht lange währt es, so sieht die Stadt das Hospital als eins ihrer schönsten Kleinode an, und zum Besuch desselben, das in früheren Zeiten wie eine Mördergrube geflohen wurde, vereinigt sich bald ein blühender Kranz der edelsten Gemeindeglieder, um die Schwestern zu stärken und die Kranken zu erquicken, selbst mit Weihnachtsbescherungen. Geschenke und Vermächtnisse bleiben nicht aus.

Und die Privat-Krankenpflege, wie wichtig ist diese! Da öffnet sich der Schwester oft das Herz der Leidenden, die gegen Gott und Menschen es lange verschlossen, die keinem Geistlichen und keiner Bibel Zugang gestattete. Sie kann nun Oel und Wein in die Wunden gießen, und die Kranke in die Arme ihres himmlischen Arztes bringen helfen, daß sie genest zum ewigen Leben.

Ach, wie schmerzt es uns daher, daß wir so oft Ansuchen um Diakonissen für Krankenpflege in Anstalten und Familien ablehnen müssen, aus Mangel an Pflegekräften. Auch

die Kinder-Pflege,

dies Engels-Geschäft, die Kleinen in Kleinkinderschulen, Waisen-Stiftern, Rettungshäusern, Blinden-Anstalten u. dgl. zu warten, zu erziehen, spielend zu beschäftigen und zu unterrichten, mehr und mehr zu Himmelsblumen aufzuziehen, Gott und Menschen zu einem süßen Geruch, und sie dem Heilande zuzuführen, daß er sie segne, wer sollte da nicht gerne helfen, wenn er Zeit und Kraft hat, und mit den Kindern ein fröhliches und seliges Kind werden?

Die Gefangen- und Magdalenen-Pflege

ist freilich kein so liebliches Tagewerk. Allein, wer des Heilandes Samariter-Pflege an seiner eignen Seele zur Genesung erfahren hat, und fühlt, daß er für die ihm widerfahrne und noch täglich nöthige Barmherzigkeit nie genug danken kann, o, der wird sich leicht zum thätigen Mitleid gegen die Unglücklichen erweckt fühlen, die unter der Obrigkeit strafender Hand, oder durch der Sünde Brandmal darniederliegen, verachtet und verstoßen, und die, nach des Herrn Ausspruch, auf sein Rufen manchmal noch eher hören, als ehrbare, selbstgerechte Pharisäer. Solche Christinnen werden in ihrer Pflege an manchen mit seliger Freude erfahren: „Weil ihr viel vergeben ist, so liebet sie viel.“ Ist nicht auch auf diesem Dornenfeld in der neuesten Zeit Bahn gebrochen durch eine Elisabeth Frey, diese Krone Eures Geschlechts, durch edle Gefängniß-Behörden und andre christliche Menschenfreunde? O, es könnten viele weibliche Gefangene

von Frauenhänden gepflegt, viele Gefangen-Asyle, viele Magdalenen-Stifter errichtet werden! Aber wo sind die Pflegerinnen?!

Und nun thut sich noch ein andres, weites Feld des Säens, Pflanzens und Begießens für Euch auf, theure Christinnen, das Feld

der weiblichen Jugend-Bildung,

des Erziehens und Unterrichtens der heranwachsenden Mädchen-Welt, was unsre Lehrdiakonissen mit Freuden und Segen bearbeiten.

Schon in den Kleinkinderschulen pflegen und bilden unsre Kleinkinderlehrschwestern die zarten, geistigen Keime der Kinder. Aber vom 6. und 7. Jahre an erziehen und lehren unsre Elementarlehrschwestern und die für den höheren Töchter-Unterricht ausgebildeten Lehr-Diakonissen die Schülerinnen bis zur Confirmation, und selbst nach derselben bis zur Vollendung ihrer Erziehung.

Blühende Kinderschaaren dürfen unsre Schwestern da erziehen und lehren in den Waisenschulen dahier und in Altdorf, in unsern Elementarschulen zu Berlin und Jerusalem, in den höheren Töchterschulen zu Smyrna, Bukarest, Florenz und Hilden. In Smyrna sind 180 Schülerinnen, meist aus den vornehmen Ständen und von den verschiedensten Confessionen, in Bukarest einige 50, in Florenz einige 30, — und es strömt von da Licht in die Finsterniß, christliche Erkenntniß und Sitte und Zucht in eine Jugendwelt voll Unwissenheit, Leichtfertigkeit und Weltsinn. Hunderte dieser jungen Pflanzen werden von unsern Gärtnerinnen unter Gottes Segen veredelt, und wachsen auf zu Bäumen der Gerechtigkeit, Frucht bringend für ihre Familien und für Andre, die da bleibt bis ins ewige Leben.

Und für sie selbst, die Lehrschwestern, geht die Verheißung in Erfüllung: „Der Ackersmann, der den Acker baut, soll der Früchte am ersten genießen.“ Sie stehen nie allein, wie andre Lehrerinnen. Sie arbeiten stets in Gemeinschaft mit Schwestern, sind nicht abhängig von den Launen und Moden der Welt, hängen bloß vom Mutterhause ab, finden in ihm allezeit Zuflucht, wenn sie müde, Belehrung, wenn sie rathlos sind, leichte Arbeit zur Abwechslung wenn Brust und Hals längere Erholung bedarf, und Versorgung und einen stillen, friedlichen Feierabend, wenn der Herr ihrem Tagewerk ein Ende macht.

O meine lieben Jungfrauen und noch rüstigen Wittwen, die ihr müßig am Markte steht, die ihr wenigstens, von keinen näheren Familien-Pflichten gebunden, könnt kommen und helfen, höret ihr nicht aus diesen reichen Arbeitsfeldern Eures Jesu Stimme erschallen: „Die Erndte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter?“ Und wenn wir alle bitten sollen, daß er Arbeiter in seine Erndte sende, wollet ihr nicht zu ihm sprechen: „Hier bin ich, sende mich!?“

Ihr begehret ja, für das Reich Gottes zu arbeiten, nicht für die Welt. Kann Euch da eine reichere Auswahl aus seinen Arbeitsfeldern nach Euren Kräften, Gaben und Neigungen dargeboten werden, als Armenpflege, oder Krankenpflege, oder Kinderpflege, oder Gefangen- und Magdalenen-Pflege, oder Töchter-Erziehung und Unterricht? Wie viele Eurer mühsam gelernten Sprachkenntnisse und andre Wissensschätze müßt Ihr jetzt oft vergraben, während Ihr hier mit ihnen wuchern könntet zur Ehre Gottes, zum Heil des Nächsten und zum Segen für Euch selbst!

Doch, wir wissen: Viele von Euch möchten gerne kommen, und ihre beste Kraft, ihre schönste Jugendzeit ihrem Heiland zum Dienst und Opfer bringen. Ihr fühlt's: „Er hat's um mich verdient.“

Beilage.

— Aber die Aeltern wollen es nicht erlauben. Die ängstliche Mutter fürchtet, ihr liebes Kind möge in so schwerem Beruf sich zuviel anstrengen und Schaden nehmen.

O ihr lieben Mütter, sagt: Als Mutter Hanna ihren Samuel dem Herrn zum Dienst hingab, zum schweren, selbstverläugnenden Dienst, ward er da nicht zum Heil auch für sie selbst, wie für ganz Israel, und ein Gesegneter des Herrn? Und ihr Aeltern sprecht: Als Elisa auf den Ruf des Propheten Eliä alsbald bereit, nur noch nach Haus lief, um seinen Vater und seine Mutter zu küssen, und dann ihm nachfolgte und diente, findet Ihr's da nicht schön, nicht edel an seinen Aeltern, daß sie den Sohn ungehindert ziehen ließen zu dem gefahrvollen Propheten-Amt?

Und wer seid Ihr, daß Ihr Eure Töchter dem Herrn vorenthalten wollt, dem sie gehören von Rechtswegen, der sie sich erkauft hat mit seinem Blut? Wer seid Ihr, daß Ihr sie zwinget, das ihnen geliehene Pfund im Schweißtuch zu behalten, statt sie damit wuchern zu lassen zu seiner Ehre und des Nächsten Wohl? Wenn er einst als Weltrichter Euch vorhalten muß: Ihr hättet durch Eure Töchter Mich Hungrigen können speisen, Mich Nackenden können kleiden, Mich Kranken und Gefangenen können besuchen, aber Ihr habt nicht gewollt, — wo wollt Ihr hinfliehen vor Seinem Angesicht?!

Und ihr lieben Amtsbrüder, die Ihr jetzt in so großer Zahl Diakonissen von uns begehrt, und dies apostolische Amt der Kirchendienerinnen Euren Gemeinden wieder erwerben wollt, thut Ihr auch genug an Eurem Theil, um die Liebe zum Diakonissen-Dienst in den jungen Christinnen zu wecken und zu stärken, um die Vorurtheile dagegen aus den Herzen der Aeltern und Verwandten wegzunehmen, und das Ehrenvolle und Segensreiche eines solchen Amtes in helles Licht vor der Gemeinde zu stellen?

Regt Ihr die Diakonissen-Sache wenigstens Einmal jährlich in Euern Confirmandenstunden, in Euern Predigten, in Euern Bibel- und Missions-Stunden an?

Wir können die Diakonissen nicht mit dem Fuß aus der Erde stampfen. Aus Euern Gemeinden müssen sie kommen. O, so helft denn rufen, einladen und herbeibringen die Tüchtigen, aber helft auch abwehren die leiblich oder geistlich Untüchtigen, die bloß eine Versorgung suchen, die nicht dem Herrn dienen wollen, nur sich selbst!

Sehet, die Römische Kirche hat viele Tausende barmherziger Schwestern, Pflegeschwestern und Schulschwestern, während wir ein Paar Hunderte haben, und sie hat keine eifrigeren Proselyten-Macherinnen, als diese, drängt sie auch jetzt, mehr als je, in unsre evangelischen Gemeinden hinein. Sollen da unsre rüstigen Jungfrauen als Feiglinge und Weichlinge hinter dem Ofen sitzen bleiben statt hervorzutreten stark und mild für ihre theure Kirche mit gleichem Eifer und mit größerer Lauterkeit?

Auf denn, und laßt uns weiterhin das Diakonissen-Panier aufwerfen im Namen unsers Gottes! Siehe, es weht schon in fast allen Ländern der ev. Christenheit, auch an den Strömen Nord-Amerika's, und unter den stolzen Muhamedanern, in Stambul, in Smyrna, am Fuß des Libanon zu Beirut, in Jerusalem und an den Küsten Afrika's zu Alexandrien!

Diesen Herbst feiern wir, will's Gott, das fünfundzwanzigjährige Jubelfest unsrer Diakonissen-Anstalt. Unter den feiernden Diakonissen wird dann, so der Herr will, Eine sein, die 25 Jahre, andre, die über 20 Jahre, und eine Menge, die über 10—18 Jahre im Diakonissen-Dienst gearbeitet haben, und sind nicht müde geworden.

Kommet denn zu Hauf', ihr Töchter Zions, zu diesem seligen Dienst, wie die Tauben zu ihren Fenstern! Seid getrost, und fürchtet Euch nicht! Siehe, der Herr, Herr kommt, und wird Euch helfen. Er kommt, der Held, Euer Bräutigam, der Schönste unter den Menschenkindern. Gehet aus, Ihm entgegen, die Lampen voll Oel! — Und bald thuen die Perlen-Thore sich auf. Die Hochzeit des Lammes ist gekommen. Und es wird der Braut gegeben, sich anzuthun mit reiner und schöner Seide.

„Selig sind, die zu dem Abendmahl des Lammes berufen sind!"

Kaiserswerth am Rhein, den 21. Januar 1861.

Die Direction der Diakonissen-Anstalt:
Dr. Fliedner, Pfarrer.

N. S. Die Bedingungen der Aufnahme werden den sich Meldenden mitgetheilt werden.

Hannover, im Januar 1861.

Es bereiten sich, wie man in wohlunterrichteten Kreisen hört, bei uns so ernsthafte Veränderungen auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung unseres Landes vor, daß es vielen Lesern der Ev. K. Z. von Interesse sein wird, Näheres darüber zu hören, wenn schon Referent ausdrücklich bemerken muß, daß ihm von officieller Seite unmittelbar darüber keinerlei nähere Kunde zugegangen.

Es ist nämlich an maßgebender Stelle wieder lebhaft davon die Rede, daß die höchste kirchliche Leitung einer geistlichen Oberbehörde vertraut werden soll, deren Wirksamkeit sich über das ganze Land erstrecken würde. Es ist das ein Plan, der vielleicht schon seit dreißig Jahren hin und wieder mehr oder weniger ernsthaft ventilirt und namentlich in den letzten zwölf Jahren von sämmtlichen geistlichen Ministern erwogen und wieder bis auf Weiteres zur Seite gelegt worden ist. Die immer neuen Minister hatten sich auf dem ihnen meistens bis dahin fremden Gebiete des geistlichen Ministeriums erst in so weit einzuwohnen und einzuleben, um den zunächst vorliegenden Geschäftskreis bewältigen zu können. Wenn aber die Zeit kam, daß sie an eigene Schöpfungen denken konnten, so war in der Regel ihre ministerielle Zeit schon abgelaufen und die neuen Minister ließen die Akten einstweilen wieder reponiren. Nur einmal war die Sache schon so weit gediehen, daß die Geldmittel für „das Ober-Consistorium" von den Landständen gefordert und bewilligt, auch die Personen, welche es bilden sollten, confidentiell schon bezeichnet wurden. Es kam

aber ein neues Ministerium und die Sache blieb liegen. Ref. will nicht leugnen, daß er immer mit halber Freude gehört hat, daß das Ober-Consistorium einstweilen wieder eingeschlafen sei. Denn wir haben auf andern Gebieten seit dem Jahre 1837, in welchem die Verbindung mit England aufhörte und ein eigener König gottlob wieder ins Land kam, und namentlich seit 1848 so viel organisirt und reorganisirt, daß wir noch an den tiefsten Wunden leiden von den Landständen an bis zu dem letzten Voigt und Dorfschulzen herunter. Dabei ist der besten Absicht und des ernstesten Willens ungeachtet so manches Verkehrte und Unzuträgliche erwachsen, daß in sehr vielen Verhältnissen das peinliche Gefühl herrscht, es werde auch so noch nicht bleiben können und sollen. Nirgends aber ist das Organisiren und Reorganisiren gefährlicher und schwieriger, als auf allen Gebieten, welche die Kirche berühren, sowohl weil hier Alles in das tiefste Mark des Lebens hineingreift, als weil in den dermaligen Zeiten die Hand so schwer zu finden sein möchte, welche sorgsam und schonend genug das alte Gebälk hinwegnehmen und mit der rechten Weisheit den neuen Bau gründen und aufführen könnte.

Ich will zugestehen, daß die geschichtlich allmälig erwachsenen Zustände und Verhältnisse, welche bei uns auf den verschiedenen Gebieten der geistlichen Oberbehörden herrschen, hin und wieder seltsamer Art sind und die wünschenswerthe Einheit in der Lenkung geistlicher Dinge vermissen lassen. Auch ist die Vermischung der Lutherischen Kirche mit reformirten Elementen zuweilen so sonderbar, daß sie auffallender in den bunten Zuständen der Preußischen Union kaum gefunden werden kann, und Sie erlauben mir wohl auf Einzelnes hinzuweisen.

Schon der äußere Umfang der Consistorial-Sprengel ist ein sehr verschiedener, während sie zugleich so völlig von einander geschieden sind, daß Versetzungen der Geistlichen aus einem Gebiete in das andere nur in Folge ganz besonderer Umstände und höchst selten vorkommen. Kein Consistorium erkennt die Candidaten-Prüfungen der andern Consistorien derselben Kirche und desselben Landes an, und es ist vorgekommen, daß ein im Hannoverischen Consistorio mit Bene censurirter Candidat (das Consistorium ertheilt die Censuren: Optime, valde bene, bene und fere bene, damals auch Mediocriter, welche letztere Censur aber später durch besondere Verordnung abgeschafft wurde), als er in der Stadt Osnabrück zum Prediger erwählt wurde, bei dem dortigen städtischen Consistorium durchfiel. Die Sache ging bis zur persönlichen Audienz des Königs Ernst August, welcher in seiner bündigen Art nach dem Vortrage des Candidaten diesem die Frage vorlegte: „Hat das städtische Consistorium zu Osnabrück das Recht der Prüfung?“ „Ja.“ „Dann hat es auch das Recht abzuweisen“, damit war die Sache abgethan.

Das Consistorium zu Hannover wurde 1636 durch Herzog Georg von Calenberg errichtet, 1705 durch das Fürstenthum Lüneburg und 1818 durch Einverleibung des Consistoriums A. C. zu Hildesheim bedeutend erweitert. Sein Wirkungskreis erstreckt sich gegenwärtig über das Gebiet des Herzogthums Calenberg, die Fürstenthümer Göttingen, Grubenhagen, Lüneburg, Hildesheim, die Grafschaften Hoya und Diepholz, die Berghauptmannschaft des Harzes und in gewisser Beziehung über die Gräflich Stollbergische Grafschaft Hohnstein, so daß es einen Territorialbestand von 405 Q. Meilen umfaßt. Es liegt ihm die Ausübung der Kirchengewalt ob mit Ausnahme derjenigen Rechte, deren Ausübung dem Landesherrn vorbehalten ist. Die geistliche Gerichtsbarkeit beschränkt sich, seit 1848 der privilegirte Gerichtsstand der Geistlichen aufgehoben wurde, lediglich auf Verlöbniß- und Ehesachen. Diese sind nach einigen vergeblichen Versuchen der Staats-Theoretiker, welche bloß „des Princips wegen“ Alles über einen Kamm scheeren wollten, ihm geblieben, so daß wir die traurigen Conflikte in Ehesachen, wie sie namentlich in Preußen und Mecklenburg vorkommen, gottlob nicht kennen. In Verwaltungssachen ist es dem Ministerio der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten untergeben, in Judicialsachen dem Ober-Appellationsgerichte zu Celle. Unter ihm stehen 7 General-Superintendenten, 60 Superintendenten und beiläufig 800 Pastoren. Unter den Superintendenturen findet sich auch eine reformirte in der (früher Hessischen) Grafschaft Plesse bei Göttingen. Als diese Grafschaft 1816 mit dem Königreiche Hannover verbunden wurde, erklärten die fünf Geistlichen derselben auf Befragen ihre Bereitwilligkeit, sich dem lutherischen Consistorio zu Hannover zu unterwerfen. Merkwürdigerweise ist unter diesen übrigens reformirten auch ein lutherischer Geistlicher zu Höckelheim, welcher das Officium hat, bei eintretenden Vakanzen, auch in den Reform. Kirchen zu predigen und das Abendmahl zu verwalten und vice versa. Gewiß eine der seltsamsten Anomalien, und das Consistorium zu Hannover mag sich nur vorsehen, daß es immer einen lutherischen Pastor für Höckelheim findet, dessen Gewissen eintretenden Falls weit genug ist, um auch in Reformirten Kirchen das Abendmahl zu verwalten. Uebrigens hat man seit 1816 niemals von Differenzen gehört. Ob aber dieses wundersame Verhältniß auch im Consistorio zu Hannover nicht besprochen, ist dem Ref. unbekannt geblieben. Es ließe sich ohne alle Schwierigkeit aufheben.

Eine andere Merkwürdigkeit ist die, daß das Gräflich Stollbergische „Forst-Amt“ Sophienhof „auch Consistorial-Rechte wahrzunehmen hat.“ Der „geistliche Beisitzer“ unter den Grünröcken des Forst-Amtes ist der Zeit der Consistorial-Rath Radecke zu Wernigerode und steht darum auch als solcher im officiellen Hannoverischen „Hof- und Staats-Handbuche.“ Er hat übrigens nur Eine Pfarre und Einen Pastor unter sich zu Rothesütte, welcher noch dazu zugleich Küster und Schulmeister ist, so daß er erst läutet, dann vorsingt und schließlich predigt u. s. w.

Das Consistorium zu Stade umfaßt die Herzogthümer Bremen und Verden. Es erstreckt sich über ein Gebiet von 120 Q.-Meilen. Unter ihm stehen Ein General-Superintendent, 14 Superintendenten und etwa 700 Pastoren, darunter fünf oder sechs reformirte, welche ohne Weiteres den verschiedenen lutherischen Superintendenturen einverleibt und unterworfen sind.

Als ein Anhängsel des Stader Consistoriums ist das inmitten seines Gebietes liegende Consistorium zu Otterndorf zu betrachten, welches sich über das kleine Land Hadeln erstreckt. Es zählt zwei landesherrliche Mitglieder, zwei geistliche Assessoren, welche den Titel von Superintendenten führen, und drei ständische Assessoren, vom ersten, zweiten und dritten Stande. Dieses, übrigens selbstständige Consistorium, umfaßt nur 10 Pfarren, deren Pastoren sämmtlich von den Gemeinden gewählt werden. Hier haben wir ein Consistorium ohne Consistorial-Rath, denn die beiden landesherrlichen Mitglieder sind der Amtmann und der Amtsrichter zu Otterndorf. Wider die von demselben abgegebenen Entscheidungen findet die Appellation an das Justiz-Ministerium zu Hannover statt, so daß diese Behörde dadurch eine richterliche wird.

Das Consistorium A. C. zu Osnabrück umfaßt das Fürstenthum Osnabrück, (jedoch mit Ausnahme der Stadt und Feldmark Osnabrück, welche wieder ein eigenes städtisches Consistorium hat, vor das die Examina, die Ehestreitigkeiten und die Disciplinar-Sachen wider die protestantischen Geistlichen und den clerus minor gehören,) dann die Niedergrafschaft Lingen und endlich das Herzogthum Aremberg-Meppen. Hier findet sich wieder die Eigenthümlichkeit, daß das Consistorium zwar im Fürstenthume Osnabrück und dem Herzogthume Aremberg-Meppen die Ehe-Sachen wahrzunehmen hat, nicht aber in der Niedergrafschaft Lingen, wo die Civil-Gerichte eintreten. Unter ihm stehen 5 Superintendenten und 37 Pfarrer.

Das Consistorium zu Aurich endlich umfaßt das Fürstenthum Ostfriesland und die Harlingerlande, und sind demselben die lutherischen und reformirten Kirchen und deren Diener untergeben. Von den übrigen Consistorien kann man sagen, daß sie lutherisch sind, wenn schon einzelne reformirte Parcellen und Pfarren unter ihrer geistlichen Obhut stehen, nicht aber von diesem. Denn unter den Räthen sitzen lutherische und reformirte, es giebt einen lutherischen und einen reformirten General-Superintendenten, und jeder von ihnen hat mehr als 80 beziehungsweise lutherische und reformirte Pastoren unter der entsprechenden Anzahl von Superintendenten unter sich. Diese schon in den Anfängen der Reformationsgeschichte nicht ohne Kampf sich vorbereitende Union, welche sich freilich nur auf das kirchliche Regiment bezieht, geht dann wieder in Nebendingen auseinander. So giebt es z. B.: Eine lutherische und eine reformirte Wittwen- und Waisen-Kasse, während die Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse der Provinz eine allgemeine ist. Eine schon im Jahre 1544 unter dem Namen Coetus gestiftete Prediger-Conferenz ist für die Geistlichen beider Confessionen angeordnet, aber jetzt nur auf die reformirten beschränkt.

Was die übrigen Reformirten unseres Landes betrifft, so bilden die Gemeinden zu Celle, Göttingen, Hannover und Münden in Verbindung mit der Gemeinde zu Bückeburg und Braunschweig die sogenannte reformirte Conföderation oder Synode, welche hannoverischer Seits unmittelbar unter dem Ministerio der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten steht, in der reformirten Grafschaft Bentheim aber besteht ein besonderer Ober-Kirchenrath, dessen Versammlungsort Nordhorn ist und welcher 14 Prediger unter sich hat.

Außerdem finden sich in den Städten Emden, Leer, Neustadt-Gödens und Norden noch vier Menoniten-Prediger.

In dem Bisherigen habe ich einen Ueberblick über die selbstständigen Behörden der Evangelischen Kirche gegeben. Sie alle, insbesondere die fünf Consistorien, handeln in Beziehung auf das kirchliche Regiment selbstständig, ihre Verordnungen haben in den ihnen unterstehenden Gebieten Gesetzeskraft und finden ihre Stelle in der dritten Abtheilung der Gesetz-Sammlung des Landes, und wenn sie freilich alle in dem Ministerio der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten einen gemeinsamen Mittelpunkt haben, so theilen sie diesen auch mit den katholischen Consistorien, ja auch mit dem Landes-Rabbinate, womit ich weiter Nichts sagen will, als daß das Ministerium eine kirchliche Landesbehörde nicht ist. So dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn in der geistlichen Oberleitung der lutherischen wie der reformirten Kirche die Einheit vollständig vermißt wird. Jedes Consistorium regiert auf seinem Gebiete nach bestem Wissen und Gewissen, ohne sich im Geringsten um das andere zu kümmern. In einem Gebiete werden die Candidaten zwei Mal geprüft, in einem anderen drei Mal, in dem einen Gebiete giebt es deren eine Fülle, in einem anderen wenige, zuweilen gar keine, in der einen Stadt ist Bußtag, in der benachbarten, aber einem andern Consistorio unterworfenen, Markttag. Die Superintendentur-, die Visitations-, die Schul-Ordnungen weichen wesentlich von einander ab. Gleichwohl sind die Verhältnisse historisch verwachsen und wurzeln darum tief, viel tiefer als es auf den ersten Blick scheinen möchte, und wenn nur ein einziges der kleinen Consistorien aufgehoben oder anders organisirt werden soll, so werden die größten Uebelstände und Schwierigkeiten theils sofort zu Tage liegen, theils erst durch die Praxis offenbar werden. Das Land zählt 1,500,000 Lutheraner, 95,200 Reformirte und 1100 verschiedene Sektirer. Will man darum zunächst doch wohl ein lutherisches Ober-Consistorium herstellen, so fordern auch die Reformirten ihr Recht, die dem bei weitem größten Theile nach, wie wir gesehen haben, rücksichtlich des Regiments den lutherischen Consistorien völlig einverleibt sind. Das Alles hat seine großen Schwierigkeiten und heikliche Fragen drängen sich auf, zumal wenn man auch den Umfang der Thätigkeit erwägt, die man dieser obersten geistlichen Behörde geben und nicht geben soll, wonach sich denn die größere oder niedere Bedeutung der Provinzial-Consistorien ermessen wird.

Vor allen Dingen wird man doch wohl die Anstellungen der General-Superintendenten, der Superintendenten und Pfarrer dieser obersten Behörde übertragen wollen. Ob das überhaupt ein Gewinn sein wird, dürfte zweifelhaft sein, denn es läßt sich die dazu so sehr nothwendige Personalkenntniß aus den Akten schwerlich genügend gewinnen. Ein nun verstorbener ehrwürdiger Consistorial-Rath zu Hannover sagte einmal sehr treffend: „Wenn die Akten auch noch so gut liegen und wir lassen den Mann, der zu einem wichtigen und schwierigen Amte befördert sein soll, kommen, so liegt oft noch mehr Staub auf ihm, als auf den Akten gelegen hat.“ Die Personalkenntniß läßt sich aber in einem kleineren Kreise viel leichter gewinnen, als in einem größeren, und Berichte thun es auch nicht.

Sehr nahe hängen damit die theologischen Examina zusammen, und man geht ja auch, wie ich glaubhaft höre, und wie es sich fast von selbst versteht, mit dem Gedanken um, die Examina und Colloquia wesentlich dieser Oberbehörde zuzuweisen. Es wäre dann nur zu wünschen, daß man einen, wie ich meine, sehr bedenklichen Plan fahren lasse, welcher durch die theologische Fakultät sonderlich befürwortet sein wird, den, eben die Mitglieder der Fakultät mit in die Examina zu ziehen und zwar in einem viel höheren Maaße, als es jetzt schon der Fall ist. Von Alters her ist es Gebrauch gewesen, daß man das älteste und ehrwürdigste Mitglied der theologischen Fakultät zu Göttingen, „zum wirklichen Mitgliede des Consistorii zu Hannover“ ernannte. Es war das eine Ehrensache und bedeutete ursprünglich nichts anderes als eine Titulatur. Wenn ich nicht irre, war der damals hochangesehene Planck der erste, dem man diese Würde ertheilte. Er nahm seinen Sitz wohl einmal im Consistorio ein, ward aber im Uebrigen mit Geschäften verschont. Es sind Jahre hingegangen, in welchen er auch nicht einmal im Consistorio erschien, er übte auch weiter keinen Einfluß dieses seines Amtes aus, und der Student dachte keinen Augenblick daran, daß er in dem Professor seinen künftigen

Vorgesetzten vor sich sehe, der auf sein Wohl und Wehe einen Einfluß ausüben könnte. An seine Stelle trat einige Zeit nach dem Tode Plancks sein früherer Schüler, späterer College und Biograph Lücke. Dieser übte schon einen größeren praktischen Einfluß aus, er nahm häufig an den Sitzungen Antheil, namentlich in den langen Ferien, und ward bald regelmäßig zu den Examinibus herangezogen, als diese eine etwas andere Gestalt gewannen. Es verstand sich von selbst, daß dadurch sein Einfluß auf die Studenten im hohen Grade wuchs und daß es dem Besuche seiner Collegien keinen Eintrag that, denn wie ganz anders muß doch der Student den Professor ansehen, der zugleich sein künftiger Examinator ist und dadurch einen doppelten und nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübt, und wissen wir nicht, daß ein Examen, auch bei der völligsten Unparteilichkeit und Integrität des jeweiligen Examinators, sich ganz anders gestalten muß, wenn der Examinand Jahre lang zu seinen Füßen gesessen und sich mit seinen Büchern, Meinungen, Ansichten und Auffassungen völlig vertraut gemacht hat, als wenn dieses nicht der Fall gewesen! Und wo ist denn eine bedeutende Persönlichkeit, der es nicht lieb sein muß, wenn sie ihren Einfluß gesteigert sieht. Wo endlich ist ein noch so würdiger, ehrenwerther und gelehrter Professor, der den gesteigerten Einfluß und die gesteigerte Frequenz seiner Collegia nicht lieber seiner Persönlichkeit, seinen Leistungen zuschriebe, als den zufälligen Canälen, die sich ihm durch eine der Professur völlig fremde Nebenstellung eröffnen.

Gleich nach Lücke's Tode rückte nun Ehrenfeuchter in alle seine Würden und Stellungen, auch im Consistorio zu Hannover. Er ward zum Ober-Consistorial-Rathe und zum Abte des Klosters Bursfelde ernannt. Nun, man war daran schon gewöhnt und erwartete wohl kaum etwas Anderes. Als aber später auch Dorner einen anderweitigen Ruf erhielt, und man ihn zu halten wünschte, war unter den Bedingungen, die ihn hielten, auch die, daß er gleich seinem Collegen in das Consistorium zu Hannover berufen wurde und Theil hatte an den Examinibus. So waren also zwei Mitglieder der Fakultät in diese einflußreiche Stellung geschoben. Die übrigen Professoren der Theologie nicht. Dürfen wir uns wundern, wenn diese das sofort sehr merkbar, zum Theil ganz auffällig spürten, ja gradezu diesen Grund des Scheidens aus dem Munde ihrer bisherigen Schüler hören mußten? Es ist uns zufällig aus einem früheren gelegentlichen Gespräche bekannt, daß der jetzt nach Rostock berufene Professor Dieckhoff principiell gegen jede derartige Verbindung der theologischen Professur mit dem Amte eines Consistorial-Rathes ist. Als man ihn aber gelegentlich seiner Berufung nach Rostock halten wollte, sah er sich genöthigt, auch diese Bedingung seiner Aufnahme in das Consistorium zu Hannover zu stellen, wenn er nicht einen bedeutenden Theil seines Einflusses auf die Studenten verlieren wollte. Das wäre aber doch zu auffällig gewesen, wenn gar drei Mitglieder der Fakultät in das Consistorium gerückt wären, und so ist dieser in unserm Lande geborene Mann dahin gegangen. Ob zum Vortheil theologischer Studien und Ausbildung, wollen wir ununtersucht lassen. Es ist die Bedeutung und Stellung desselben in der theologischen Welt hinlänglich bekannt.

Jetzt aber, gelegentlich des neu einzurichtenden Ober-Consistorii, geht man gar noch mit ganz andern Plänen um. Man will nämlich anstatt des bisherigen dreijährigen Cursus der Studien-Zeit einen vierjährigen gesetzlich feststellen, für das vierte Jahr ein Convikt einrichten, und schließlich der Fakultät das erste Examen ganz allein und zwar für alle Theologen des ganzen Landes zueignen. Bisher standen wenigstens die Bremenser, Osnabrücker und Altfriesen in keinem weitern Contakt mit den Professoren, als welchen diese durch ihre Professur gewannen. Das war ein natürliches und mit dem ruhigen Gange der Studien völlig congruirendes Verhältniß. Wenn aber mit der Einrichtung des Ober-Consistorii zugleich alle ersten Examina für das ganze Land an die Fakultät geknüpft sein werden, so ist das freie unbeirrte Studium der Theologie für unser Land aus, und es wird künftig erst recht eine „hannoverische Landestheologie" geben, wie man jetzt spottweise die mit dem in der Quiescirung begriffenen „hannoverischen Landes-Katechismus" congruente theologische Halbheit so zu nennen pflegt. Man wende nicht ein, daß mit dieser Einrichtung der Besuch fremder Universitäten nicht verboten sei. Wie viel unter Hunderten werden denn in diesen Jahren so viel Entschiedenheit haben, um durch so bedeutsame Nebenrücksichten nicht beirrt zu werden? Und kann es denn eine theologische Fakultät auch nur wünschen, daß das zu seinem Gedeihen so nothwendige, ferner durch keinerlei Nebenrücksichten zu bestimmende und zu beengende Studium in so bedeutende Fesseln geschlagen werde? Davon wollen wir ganz absehen, daß durch den gelegentlich der bekannten Anträge der Stader Prediger-Conferenz in die Oeffentlichkeit getretenen, von Dr. Petri, Dr. Kliefoth und Andern aufgenommenen Streit noch bis auf diesen Tag eine ernste Spannung zwischen einem großen Theile der Hannoverischen Geistlichkeit und der gegenwärtigen theologischen Fakultät herrscht. Denn das ist etwas Vorübergehendes und kann sich überhaupt ändern. Die intendirte Einrichtung aber würde von Dauer sein und noch ganz andere Mißstände hervorrufen. Ich will nur das Eine erwähnen. Bis jetzt hat z. B. das hannöverische Consistorium mit seinen Candidaten drei Prüfungen abgehalten. Eine unmittelbar nach vollendeten Studien und unter der Ephorie der Fakultät, welche die Meldungen zu empfangen und die Vorarbeiten berichtlich einzusenden hatte, die zweite nach vollendetem 25. Lebensjahre und die dritte, wenn eine frühere Anstellung nicht erfolgt, nach vollendetem 29. Lebensjahre. Wozu diese drei Prüfungen? Wesentlich darum, daß die kirchliche Behörde, welche die Bestallung des geistlichen Amtes wahrzunehmen hat, ihre Candidaten auch in ihrem Wachsthum hinlänglich kennen lerne, um den rechten Mann für die rechte Stelle zu finden. Wie schwierig ist diese Aufgabe, und wie nothwendig, daß alle Canäle eröffnet werden, um die rechte Personal-Kenntniß möglich zu machen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 20. Februar. № 15.

Die Juden im Verhältnisse zur christlichen Schule und zum christlichen Staate.

Die Anstellung israelitischer Lehrer an Preußischen Gymnasien und Realschulen. Ein Wort zur Aufhellung der Sachlage von einem praktischen Schulmanne. Berlin 1860.

Der Inhalt dieser von einem Juden geschriebenen Broschüre ist kurz der: Die Juden haben im Preußischen Staate ein unbestreitbares Recht, als Lehrer an Gymnasien und Realschulen angestellt zu werden. Der Verfasser leitet dieses Recht ab aus der Bestimmung „des lichtklaren §. 12 unserer Verfassung", wo es heißt: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse." Die Deutung dieses Paragraphen zu Gunsten der Juden erscheint ihm so unbestreitbar, so absolut sicher, daß er darüber nicht viel Worte verliert: als seine eigentliche Aufgabe sieht er vielmehr an, durch einen historischen Rückblick und durch eine kritische Untersuchung der hierher gehörigen Thatsachen einen inneren Beweis für die Rechtmäßigkeit seiner Forderung zu führen. Schon durch das Gesetz vom 11. März 1812 sei den Juden der Zutritt zu den akademischen Lehr- und Schulämtern gestattet worden, und an Universitäten wie Gymnasien hätten Juden wirklich auch von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht. In den zwanziger Jahren sei eine Reaction eingetreten, durch welche die jüdischen Lehrer von den Gymnasien entfernt, auch den jüdischen Schulvorstehern die Aufnahme christlicher Schüler verboten worden sei. Dennoch sei einem jüdischen Candidaten 1829 die Abhaltung des Probejahrs in Breslau gestattet worden und ein jüdischer Mathematiker habe in Erfurt an der Realschule unterrichtet. Das Jahr 1848 endlich habe den Juden die Lehrämter an Gymnasien und Realschulen rechtlich zugänglich gemacht: auf Grund des Gesetzes vom 6. April 1848, welches in §. 5 bestimme, „die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte ist fortan von dem religiösen Glaubensbekenntnisse unabhängig", hätten die Cultusminister Schwerin und Ladenberg die Provinzial-Schulcollegien in Breslau, Posen und Brandenburg, von denen desfallsige Anträge gestellt worden seien, ermächtigt, jüdische Candidaten an Gymnasien unterrichten zu lassen. Demgemäß seien innerhalb zweier Jahre 6 Juden als Probelehrer und 2 als Hülfslehrer an Gymnasien thätig gewesen und der eben genannte Mathematiker, Dr. Unger, sei in Erfurt als Oberlehrer mit dem Prädikat Professor an der Realschule fest angestellt worden. Aber nun sei das Ministerium Raumer gekommen! Dieses habe den Juden nicht nur die feste Anstellung, sondern selbst die Zulassung zum Probejahr verweigert; diese Verweigerung sei „eine gesetzlich ungerechtfertigte, ein Act ministeriellen Beliebens gewesen, gegen welches mit Gesetzlichkeitsgründen zu kämpfen ein vergebliches Bemühen wäre."

Wir wollen, ehe wir weiter referiren, hier zunächst einen Augenblick verweilen. Man sieht schon aus dem Bisherigen, der jüdische Verfasser spricht sehr kategorisch und apodiktisch: aber kategorisch und apodiktisch sprechen, wo man nicht kategorisch und nicht apodiktisch sprechen darf — das nennt man bekanntlich frech. In unserer Verfassungsurkunde steht neben dem „lichtklaren §. 12" der ebenso klare §. 14: „die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staats, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. 12 gewährleisteten Religionsfreiheit, zum Grunde gelegt"; und der wiederum ganz deutliche §. 15: „die Evangelische und die Römisch-Katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds." Da nun der Unterricht und die Erziehung der Jugend, wofür unsere Elementar-, Bürger-, Realschulen und Gymnasien bestimmt sind, unläugbar mit der christlichen Religion und deren Uebung im Zusammenhange steht — und zwar in dem allerinnigsten, denn Unterricht und Erziehung der Jugend ist überhaupt dem Wesen und Begriff der Sache nach unmöglich ohne Religion; man kann dabei eine falsche Religion zu Grunde legen und lehren, und das ist oft geschehen; aber die Jugend unterrichten und erziehen ohne Religion, wie man sie etwa ohne fremde Sprachen oder Musik u. s. w. unterrichten und erziehen kann, ist noch nie in der Welt weder bei den Heiden, noch bei den christlichen Völkern da gewesen; denn es ist eine ganz bestimmte, uns Allen wohlbekannte Religion, die Religion des Diesseits, welche Rousseau in dem Unterrichte und der Erziehung seines idealen Zöglings als Grund und Ziel betrachtet. — Da also der Unterricht und die Erziehung der Jugend in unserem Staate mit der christlichen Religion unläugbar in innigem Zusammenhange steht; da ferner rechtlich und

faktisch die Gymnasien, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, der christlichen Kirche angehören — und diese ursprüngliche, seit der Aufklärungsperiode allerdings sehr oft bei Seite geschobene Bestimmung ist in dem letzten Decennio durch und bei Gründung neuer Gymnasien, sowie durch das Bekenntniß vieler Gymnasien wieder zur Anerkennung gebracht worden; — da also für die Gymnasien auch der §. 15 unserer Verfassung Anwendung finden muß: so ist in der That schwer zu begreifen, wie Jemand die Anstellung der Juden an den Preußischen Gymnasien und Realschulen als ein unbestreitbares Recht aus unserer Verfassung deduciren will, wofern er nicht eine besondere Art von Logik für sich in Anspruch nimmt; das aber scheint der Verf. der Broschüre wirklich zu wollen; er scheint die Paragraphen unserer Verfassung, die seinem Verlangen zuwider sind, als nicht existirend zu betrachten; grade sowie er aus dem Edict vom 11. März 1812 die Bestimmung über Zulassung der Juden anführt, aber die zehn Jahre nachher, auf gemachten Erfahrungen beruhende Cabinetsordre (vom 18. August 1822), wonach jene Bestimmung „wegen der bei der Ausführung sich zeigenden Mißverhältnisse" aufgehoben wird, nicht anführt, sondern nur im Allgemeinen von einer Reaction der zwanziger Jahre redet. Wenn ein Minister im Jahre 1848 auf Grund eines in der Blüthezeit der Revolution entstandenen Gesetzes die Anstellung der Juden für zulässig erklärt, so ist das nach unserem Verfasser summum jus; wenn aber einige Jahre später, nachdem sich die Fluthen der Revolution verlaufen haben, ein anderer Minister auf Grund der revidirten Verfassung von 1850 und eines Gesetzes vom Jahre 1847 diese Anstellung für unzulässig erklärt, so ist das nach unserem Verfasser summa injuria.

In dieser Art zu demonstriren und zu prädiciren hat es der Verf. wirklich weit getrieben, bis zur Lächerlichkeit. Das Ministerium Raumer muß sich ein und um das andere Mal Willkür und Unfähigkeit, seine Aufgabe zeitgemäß zu verstehen und zu lösen, vorwerfen lassen; unser Jude läßt es S. 14 „zum Heil und zur Freude des Landes seine Endschaft erreichen" und S. 40 wird dem Minister Raumer sogar nur „die Phrase von der christlichen Schule — daß wir das Ding beim rechten Namen nennen" — gelassen; gegen den vortragenden Rath in diesem Ministerio, den geistreichen Verfasser der Briefe über Englische Erziehung, versucht er einige Male witzig zu werden. Dagegen nennt er das Provinzial-Schulcollegium in Breslau, welches sich günstig für die Juden ausspricht (S. 6 und 7), die „hohe Schulbehörde" — ein Prädicat, welches das Ministerium, dem es bekanntlich zugehört, nie von ihm erhält — er nennt es „eine streng christlich gesinnte und mit dem confessionellen Charakter der Gymnasien sehr wohl vertraute Behörde", und der vortragende Schulrath in dieser Behörde, der verstorbene Menzel, wird zwei Seiten lang gelobt und gepriesen und gerühmt so viel nur möglich ist. Von den Mitgliedern des Hirschberger Kirchencollegiums wird „streng christlicher Sinn und gewissenhaftes Festhalten ihres evangelischen Charakters" prädicirt, weil dieselben ex puncto religionis nichts gegen die Anstellung eines Juden am dortigen Gymnasium einzuwenden haben. Die Abgeordneten der gegenwärtigen Legislaturperiode werden von ihm die „gefeierten Vertreter der Nation" genannt.

Die Kenner des Shakespeare werden hierbei an Shylock denken, wie er den jungen Doctor juris Porcia rühmt und preist: „Ein Daniel kommt zu richten, ja ein Daniel! Wie ich dich ehr', o weiser, junger Mann! mein ehrwürdiger Doctor! o weiser Richter, wackerer junger Mann! o weiser und gerechter Richter! mein edler Richter! o höchst gerechter Richter! höchst weiser Richter!" Der jüdische Verfasser selbst aber, der in seiner Broschüre nur das Recht der Aufklärungsperiode anzuerkennen scheint und der durch die große „Neuzeit" alles umgestaltet und umgeschaffen sein läßt, wird hieraus lernen können, daß die Juden in gewissen Hauptstücken trotz der Aufklärungszeit und trotz der Neuzeit genau noch so sind, wie sie lange, lange vorher waren.

Die Beweisführung des Verf., soweit wir sie bisher kennen gelernt haben, ist in der von ihm gegebenen Fassung so schwach und unbedeutend, daß wir die Broschüre in diesen Blättern nicht erwähnt haben würden: im weiteren Verlauf aber bringt er ein Argument vor, das allerdings eine besondere Beachtung verdient, ein Argument, das sogar eine noch größere und allgemeinere Bedeutung hat, als selbst der Verf. ihm beilegt. Wir werden es gleich kennen lernen, wenn wir den Inhalt der Broschüre weiter referiren. Nachdem der Verf. das Verfahren des Ministeriums Raumer so eben noch als willkürlich bezeichnet hatte, fährt er S. 11 fort: „allein das Raumersche Ministerium hat für sein Verfahren gegen die jüdischen Lehrer einen Grund angegeben, der, wenn er ein wirkliches Hinderniß wäre, die Zulassung der jüdischen Lehrer in der That für alle Zeiten unmöglich machen und das entgegengesetzte Verfahren der nächstvorhergehenden Jahre als eine unverantwortliche Concession an die damalige Zeitströmung erscheinen lassen müßte, es ist dieser Grund die Verschiedenheit der Religion." Die daraus abgeleitete Bannformel, durch welche jüdische Lehrer von den Gymnasien und Realschulen hätten fern gehalten werden sollen, habe in allen Rescripten und Erklärungen des Ministeriums etwa so gelautet: „Sämmtliche Gymnasien sind christliche Stiftungen und sämmtliche Realschulen christliche Anstalten, beide mit confessionellem (evangelischem oder katholischem) Charakter; und da nicht einmal Katholiken an evangelischen und Evangelische an katholischen Gymnasien und Realschulen angestellt werden, so ist die Anstellung von Juden an diesen Anstalten noch viel weniger zulässig."

Den ersten Einwand, den der Verf. dagegen erhebt, erwähnen wir blos, weil er für den Nationalcharakter desselben bezeichnend ist, es ist ein argumentum ab auro argentoque; er meint nämlich, diese Stiftungen hätten meist nur sehr geringe Mittel von Anfang an gehabt, und auch diese geringen Mittel seien durch die Kriegsverheerungen des 17. und 18. Jahrhunderts „fast auf nichts reducirt worden, so daß nur die Hülfe

des Staates sie vor völligem Untergange bewahren konnte." Der Verf. scheint keine Ahnung davon zu haben, wie viel Kirchengüter seit drei Jahrhunderten der Staat eingezogen hat, und wird noch viel weniger begreifen, daß ein Staat, von diesem positiven Grund ganz abgesehen, die innere Verpflichtung hat, mit allen seinen Mitteln kirchlichen Stiftungen zu Hülfe zu kommen, da ohne dieselben er selbst sehr bald in seiner Existenz bedroht sein würde: sonst hätte er einen solchen Grund wohl nicht angeführt. Nun aber kommt das Argument, mit dem wir nicht so leicht fertig werden können, weil es aus unbestreitbaren Realitäten abgeleitet ist, ein Argument, das, wie gesagt, unsere besondere Beachtung verdient. Er sagt, unsere Schulen hätten, „Dank dem Fortschritte der Zeit" (der Aufklärungszeit), solche Umgestaltungen erfahren, daß von dem ursprünglichen (christlichen) Charakter derselben wenig oder nichts übrig geblieben; unser höheres Schulwesen beruhe jetzt auf den „gesunden Erziehungsgrundsätzen der Neuzeit"; kurz, er erinnert uns an die bekannten Forderungen und Principien der Aufklärungszeit und des Zeitgeistes, erinnert daran, daß dieselben auch im Preußischen Staate zu Ansehen und Geltung gelangt seien und von unseren großen Pädagogen und Humanisten vertreten würden. Hier kann man nun mit vollem Rechte kategorisch und apodiktisch redend sagen, wo die Principien der Aufklärung und des Zeitgeistes herrschen, da kann von christlichen Schulen nicht mehr die Rede sein, denn ein Staat, der die genannten Principien als die seinigen anerkennt, kann ja schlechterdings die christliche Kirche nicht mehr als das anerkennen, was sie ist und sein will.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Hannover, im Januar 1861.

(Schluß.)

Künftig sollen nur zwei Examina gehalten werden, das eine wird die Fakultät abhalten, welche der ganze Mann späterhin ganz und gar Nichts mehr angeht, und das Ober-Consistorium, welchem der Mann Lebenslang recht nahe angehört, wird vorläufig statt der lebendigen Person den todten Buchstaben des Berichts vor sich haben. Und fragt man nicht billig Cui Bono? Wozu in aller Welt diese Einrichtung? Verstehen etwa die Professoren sich besser auf eine theologische Prüfung, die dem praktischen Amte gilt? Ich glaube, sie werden das im Hinblick auf die Männer, welche bisher die Examina abgehalten haben, nicht sagen wollen. Gesetzt auch, daß Einer oder der Andere in dieser Kunst zu wünschen übrig ließe, werden das die Professoren nicht thun? Ref. kann nicht einmal darauf etwas geben, daß der sittliche Einfluß, oder soll ich lieber sagen, der Einfluß auf die Sittlichkeit der Studenten ein größerer oder segenbringender sein werde. Eine Sittlichkeit, die das Auge des Professors und nicht das Auge Gottes fürchtet, ist ohnehin nicht weit her, und der sittenlose Student wird sich nur etwas mehr „geniren". Der Augendienerei und Heuchelei aber würde Thür und Thor geöffnet. Ref. kann nach seiner innigsten Ueberzeugung nicht anders als mit der Bitte schließen: Gott wolle uns bewahren.

Auch davor, daß aus dem althergebrachten und wohlbewährten Triennium nicht ein gesetzlich vorgeschriebenes Quadriennium werde. Wer die Mittel hat und will nach dreien Jahren ernster theologischer Studien noch ein viertes Universitätsjahr durchleben, dem mag es unbenommen sein, denn das Feld der Studien ist groß und es ist gut, wenn es sich nicht gar zu sehr auf die theologischen Collegia allein erstreckt. Aber ein viertes Studienjahr in einem theologischen Convikte verleben, wird die künftige praktische Tüchtigkeit auch nicht im Geringsten fördern.

Am Schlusse dieser Ausführungen kommt uns Nr. 52 des Neuen Zeitblattes für die Angelegenheiten der Lutherischen Kirche von Münkel zu Gesicht. Es gereicht uns zur großen Freude, von anderer Hand wesentlich und mit großem Ernste dort ausgesprochen zu finden, was wir in einem Theile des Obigen dargelegt haben, und wir dürfen die Leser darauf verweisen.

Aus dem Briefe eines am Katholicismus irre gewordenen Italieners.

„.... Ich leide, mein Herz ist voll, ich sehe, wie mein Vaterland sich mit politischen Hoffnungen und Utopien nährt und an weiter nichts denkt; ich höre von allen Seiten rufen: Es lebe Viktor Emanuel, es lebe Cavour, es lebe Garibaldi! aber von Niemand höre ich, in keinem Buche, in keiner Zeitung lese ich: hoch das Kreuz, hoch das Evangelium, hoch Jesus Christus. Alle rufen: Nieder mit dem Papst, nieder mit Franz II., nieder mit Franz Joseph! aber Niemand ruft: nieder mit der Sünde, nieder mit dem alten Menschen, nieder mit der Gottlosigkeit und den bösen Sitten! Mittlerweile sind die Herzen stumm oder reden nur, um sich und Andere zu belügen; die Kirchen sehen nur Versammlungen von Neugierigen oder groben Materialisten, von Heuchlern, von Stutzern; das Gebet ist Lippenwerk; die Frauen wollen ihre Männer zum Gebet drängen, und sie achten nicht darauf, die Mütter ihre Söhne, und sie gähnen; der Priester macht eitles Geschwätz und predigt den Bänken und den armen alten Frauen. Die Religion wird entweder angesehen als ein Zügel fürs Volk, oder als Nahrung für die Phantasie, oder als Mittel zur Unterdrückung, oder von den Bessern als Trost für die Nöthe des privaten Lebens, aber nicht als Band der Bruderliebe, nicht als Trieb zur werkthätigen Liebe, nicht als Pfand einer gewissen Hoffnung, nicht als Erzieherin zu Freiheit und Kraft. Man benutzt sie in der Erziehung nur in homöopathischen Dosen, man verhüllt sie in den öffentlichen Verhandlungen, ja man benutzt sie als Waffe, die Macht des Clerus zu brechen und zu vernichten. Die Begabtesten sind Skeptiker, Ungläubige oder Gleichgültige, und die Gesellschaft besteht fort, weil die Religion, wenn sie auch thatsächlich verschwunden ist, doch so viel Macht in den Formen und so tiefen Einfluß auf Einrichtungen und Sitten bewahrt hat, daß diese, wenn auch nur kümmerlich, sich erhalten. Und weiterhin ist es der Fortschritt der Civilisation, die Verbreitung ökonomischer Grundsätze, die Bildung, die Gesetze, die Philosophie, wodurch der gesellschaftliche Bestand sein Dasein fristet.

Aber wenn mitten in diesem hastigen Dahinstürzen der Menschheit Jemand einen Augenblick stehen bleibt und den Muth hat, in sich selbst einzukehren und sich zu durchforschen, so geht es ihm wie jenem schönen Kinde, das, durch die Pocken entstellt, des Wechsels noch unbewußt, sich plötzlich im Spiegel schaut und sich entsetzt von sich selbst abwendet.

Und ich bin stehen geblieben, ich habe mich selbst erforscht, und ein furchtbarer Schauder hat mich gefaßt. Wo ist meine Religion? Welches ist mein Glaube? Jene Gebete, welche mich die einfältige gläubige Mutter lehrte, in welchem Winkel meines Herzens soll ich sie suchen, wie soll ich ihnen neue Wärme, neue Lebensfrische einhauchen? O wie sind sie heiser geworden durch langes Schweigen! *) O welche inneren Gegensätze, welche Kälte, welcher tiefe Schlaf! Und wenn ich doch wenigstens im Schlafe Frieden fände! Aber mein Schlaf ist voll furchtbarer, quälender Träume; und wenn die täglichen Geschäfte, in welchen mein armes Leben verläuft, ja sich aufreibt und verzehrt, ein wenig stille stehen, so weine ich über mich selbst; und dann lache ich wieder bitter, daß ich geweint habe — und weine doch wieder und schäme mich, daß ich meinen Mund zum Lachen habe aufthun können!

In diesem endlosen Kampfe suche ich denn manchmal darin Trost, daß ich gewisse Erscheinungen wieder hervorrufe, die mir sonst, in früherem Alter, das Dasein versüßt haben: reine jugendliche Ideale, Luftschlösser, von der Phantasie auf dem Felde der Künste oder der Literatur erbaut — und voll schmeichelnder Verheißungen tanzen sie vor meinem Auge und verkündigen Trost für die Zukunft, und so finde ich ein wenig Erquickung. Die Familie ist mir ein scharfer Sporn und würdiges Ziel meiner Beschäftigung, und so gehe ich vorwärts. Aber zuweilen — und zwar immer öfter und immer dringender, je mehr die Jahre zunehmen — steigt mir ein Gedanke auf, auf den ich die Augen meines Herzens nicht fest zu richten im Stande bin:

Wenn ich krank würde und mich plötzlich auf das Todtenbett gestreckt fände, wenn der Kreis der Gegenstände immer enger würde und die Welt vor mir flöhe, wenn ich von Augenblick zu Augenblick erwarten müßte, die geliebte, um mich her schluchzende Familie zu verlassen — binnen Kurzem wird das Fleisch entseelt daliegen und ich stehe allein und entsetzt vor Gott. — O furchtbarer Gedanke! Wenn er mich faßt, wenn ich mich in ihn vertiefe, so fühle ich eine Angst, eine Bedrückung, wie vom Fieber geschüttelt. Was soll ich thun? Was wird aus mir werden? Den Glauben der Priester habe ich unwiederbringlich verloren — aber welch neuer ist an seine Stelle getreten? Zuweilen habe ich eine Bewegung bis zu Thränen gespürt und aus vollem Herzen gebetet. Ich habe mich durch gute Bücher zu trösten gesucht; Gerson, Monod, Malan sind mir zu Herzen gegangen, haben mir den Sinn gebunden. Aber nach wenig Augenblicken nahmen die gewöhnlichen Sorgen und Geschäfte wieder ihren Weg und Alles war vorüber.

Warum kann ich der unaussprechlichen Tröstungen mich nicht freuen, welche Andere empfinden, wenn sie die Bibel lesen oder erwägen? Warum habe ich keinen Glauben? Ich bin völlig losgelöst von dem alten Glauben; wo ist nun der neue, woher soll er erstehen? Bin ich etwa ein Sclave des Geldes? Nein. Blendet mich vielleicht die Ruhmsucht oder ein anderer Trieb? Auch nicht. Und dennoch, wenn auch mein Leben nicht von Leidenschaften oder Unglücksschlägen zerrissen ist, bin ich doch nicht glücklich, ich fühle ein Bedürfniß, das noch nicht befriedigt ist; ich möchte die Augen zum Himmel erheben, und ein Nebel verhüllt ihn mir, ein schwerer Traum bannt meine Augenlider.

Manchmal habe ich mich einem Freunde eröffnet; aber sie verstehen mich nicht oder antworten mit allgemeinen Redensarten, oder sagen mir Worte unfruchtbaren Mitleidens, oder zucken die Achseln. Ein guter und gelehrter Priester, dem ich auch einmal in meiner Verzweiflung meine Noth klagte, sagte zu mir, dieses seien Stimmen Gottes, und daß er darüber froh sei, und verhieß große Freude. Aber wie er weiter ging und das Einzelne vornehmen wollte, merkte er wohl, daß ich nicht auf gleichem Boden mit ihm stehe, und schwieg; und allemal, wenn er mich sieht, eilt er mir entgegen, lächelt mir zu, schüttelt mir die Hand und betrachtet mich mit forschendem Auge. Ich sehe ihn kühl und verzagt an, ziehe die Hand zurück, er bemerkt es und sagt schweigend oder mit klaren Worten: dennoch hoffe ich noch, und läßt mich gehn.

Viele Evangelische lieben mich, wollen mir wohl, achten mich, reden mit mir in der Voraussetzung, ich gehöre zu ihnen. Und ich lasse sie gewähren, weil ich mich wirklich ihnen näher fühle als Andern. Aber da ist noch eine große Kluft dazwischen! Ich weiß und fühle es, daß eine Seele, die wirklich vom Evangelium durchdrungen und zu allem Guten befähigt ist, ein Engel auf Erden ist; ich möchte auch in ihren Kreis mit eintreten, aber es gelingt mir nicht, ich habe den Muth nicht dazu, ich finde den Entschluß nicht — ich lebe in Ungewißheit und Ekel.

So ist mein Zustand: ein chronisches Leiden, ohne Krisen, ohne Heilung. So scheint es mir wenigstens, und für den Augenblick ist es so. Aber doch will auch ich nicht verzweifeln. Inzwischen fühle ich eine große Erleichterung darin, daß ich meinen Zustand offen aufgedeckt habe, der ja auch der Zustand aller derer ist, die mich umgeben. Ohne daß ich übernatürlicher Mittel brauchte, um in der Seele Anderer zu lesen, scheint es mir allemal, wenn ich unter der Menge mich befinde, als sagten sie zu mir: Wir glauben auch alle nichts; und der Eine meint: ich leide Pein darunter, der Andere: ich rede irre, der Dritte: ich schlafe. Und ich möchte rufen, wie Scott unter den Ruinen von Pompeji: o Stadt der Todten, o Stadt der Todten! ....."

Solches ist das Bekenntniß von Seelen, die aus der Wahrheit sind, die den Seelenkampf durchfechten, welcher einen Luther durchschüttelte in seiner Zelle. Sie haben die Verheißung Gottes, sie werden hindurchbrechen zum Lichte und Gott preisen, der Großes an ihnen gethan hat. Möge er auch diesem armen Streiter die Augen öffnen und ihn die Süßigkeiten schmecken lassen, die er verborgen hat in seinem hochgelobten Sohne, der uns seine wunderbare Gerechtigkeit schenkt aus purlautrer Gnade.

*) Anspielung an ein Wort Dante's Inferno I.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 23. Februar. № 16.

Die Juden im Verhältnisse zur christlichen Schule und zum christlichen Staate.

(Fortsetzung.)

Der jüdische Verfasser geht nun nach seiner principiellen Erörterung auf unsere factischen Zustände ein und versucht aus den jährlich erscheinenden Programmen und nach seinen anderweitig gewonnenen Erfahrungen — er nennt sich einen practischen Schulmann — nachzuweisen, daß man unsere Gymnasien und Realschulen auch gar nicht „christliche Anstalten" nennen könne. Denn die bei weitem größte Mehrzahl der Lectionen (Latein, Griechisch, Französisch, Geographie, Mathematik, Rechnen, Physik und Naturgeschichte) komme überhaupt gar nicht mit dem Christenthume in Berührung; was den deutschen und Geschichtsunterricht anlange, so wollten freilich sehr viele und sehr einflußreiche Männer in beiden Gegenständen ein sehr bedeutendes christliches Element sehen und darum dieselben nur von Christen gelehrt wissen: „diesen können wir, sagt unser Verf., aus dem practischen Leben, aus den Erfahrungen vieler hundert Schulmänner verschiedener Confessionen erwidern, daß es mit dem Christlichen des deutschen und des Geschichtsunterrichts auf unseren Gymnasien niemals viel auf sich gehabt hat und daß es in dieser Hinsicht auch im letzten Jahrzehnt nicht anders gewesen ist, wie sehr man auch von gewissen Seiten sich bemüht hat, die Welt das Gegentheil glauben zu machen." Als Beweis für seine Behauptung führt er an, daß die meisten Lehrbücher, welche dem Unterricht im Deutschen und in der Geschichte zu Grunde gelegt würden, auch in den jüdischen Schulen eingeführt seien, so wenig specifisch Christliches sei in ihnen! Sodann beruft er sich auf die Themata, die gestellt würden. „Bekanntlich theilt jedes Programm jährlich die Themata der deutschen Arbeiten aus Prima und Secunda mit. Wer sich nun die Mühe nicht verdrießen läßt, diese mehr als 2000 deutsche Themata alljährlich durchzumustern, der wird bald inne werden, daß unsere Gymnasien nicht mehr die christlichen Schulen der früheren Jahrhunderte sind; denn während alle anderen Gebiete des Wissens aus alter und neuer Zeit in den Thematen überaus reichlich bedacht sind, finden sich rein christliche, biblisch-christliche Themata fast niemals, höchstens einmal in den mittleren Klassen eine Parabel aus dem Neuen Testamente." In dieser Weise führt der Verf. seine Sache weiter; er zeigt, daß in demselben Geiste, der auf den Gymnasien und Realschulen der herrschende sei, auch ein jüdischer Lehrer wirken und lehren könne, der 10 bis 12 Jahre lang auf dem Gymnasio und der Universität diesen Geist kennen gelernt und aufgenommen habe, und der „durch den gegenwärtig so geordneten und geläuterten jüdischen Religionsunterricht (eine bekannte Umschreibung des Reformjudenthums) sich die rechte Einsicht in das Wesen der Religion und Moral angeeignet hat"; ein solcher jüdischer Lehrer könne seinen christlichen Schülern über religiöse und ethische Fragen, wie sie bei der Lectüre der Deutschen, Griechischen und Römischen Klassiker sich darböten, ebenso gut Aufschluß geben, wie ein christlicher; und wenn unser Verf. S. 30 sagt: „ebenso wird der jüdische Lehrer bei Erklärung von Ciceros Officia nicht versäumen, seine Schüler auf die Mangelhaftigkeit der heidnischen Moral gegenüber der unsrigen in Grundlage und Anwendung aufmerksam zu machen", so würde hiernach der jüdische Lehrer etwas thun, was sogar mancher christliche Lehrer nicht thut. „Beim Vortrage der vaterländischen Geschichte wird der jüdische Lehrer gewissenhaft bemüht sein, in der Jugend den Nationalsinn zu wecken und mit der ganzen Kraft eindringlicher Rede sie zur Ehrerbietung gegen den König, zur hingebenden Liebe zum Vaterlande und zum Gehorsam gegen die Gesetze anzufeuern. Was kann der christliche Lehrer mehr thun?"

Der Leser der Broschüre wird an dieser Stelle, wie an vielen anderen sicherlich lebhaft an den Ton erinnert, in welchem gewisse Handeltreibende ihre Waaren anpreisen: aber wir dürfen uns durch solche Nebengedanken nicht stören lassen in der Anerkennung der furchtbaren Wahrheit, die der jüdische Verf. uns in dieser ganzen hierher gehörigen Beweisführung sagt. Diese Beweisführung kann im Einzelnen leicht widerlegt werden — z. B. wenn er behauptet, die Mehrzahl der Lectionen stehe in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Christenthum, so ist blos auf die Erfahrung hinzuweisen, die uns sagt, daß grade durch die Behandlung derselben (der Lateinischen, Griechischen, Französischen Schriftsteller, der Naturwissenschaften ꝛc.) der christliche Glaube in den Gemüthern der Jugend erschüttert worden ist; wer aber nur irgendwie etwas tiefer zu blicken versteht, weiß ja sehr gut, daß man die Griechisch-Römische Literatur,

sowie die Naturwissenschaften von einem christlichen und heidnischen, modern-heidnischen, Standpunkt aus betrachten kann — in der Hauptsache aber wird man sie schwerlich widerlegen können, denn sie beruht auf Thatsachen, auf unläugbaren Realitäten, wenn sie auch gegenwärtig nicht mehr in solcher Stärke und solcher Masse sich vorfinden, wie der Verf. anzunehmen scheint. Das Argument desselben würde also kurz ausgedrückt lauten: „Die Gymnasien sind thatsächlich gegenwärtig keine christlichen Anstalten mehr — deshalb ist kein Grund vorhanden, Juden als Lehrer an denselben nicht zuzulassen." Gegen diesen Vordersatz können wir, Gott sei Dank, gegenwärtig doch Vieles und Erhebliches einwenden; aber wenn auch das darin ausgesprochene Urtheil in dem Umfange und in dem Grade richtig wäre, als es der jüdische Verf. wünscht, so würde doch durchaus nicht sein Schluß, sondern grade der entgegengesetzte daraus zu ziehen sein. Das können wir dem Verf., wenn er das alte Testament kennt, deutlich genug zeigen. Das Volk Israel ist oft tief gefallen und ganz in heidnisches Wesen und Leben hineingerathen — die Propheten aber haben grade auf Grund dieser schlechten Wirklichkeit, die sie nicht abläugneten oder verkleinerten, sondern mit der schmerzlichsten Beschämung vollkommen eingestanden, dem Volke seinen Beruf und seine Aufgabe vorgehalten; der offenkundige Fall sollte grade ein Weckruf zu einem Wiederaufstehen und Sicherheben sein; nur die falschen Propheten riethen dazu, liegen zu bleiben. Auch die heidnischen Völker sind aus ihrer Versunkenheit oft dadurch herausgerissen worden, daß ihnen von ihren Helden das Ideal des eigenen Daseins wieder vorgehalten wurde; nur da, wo man auf Grund der schlechten Wirklichkeit auch schlechte Principien anerkennt und schlechte Gesetze macht, ist keine Hülfe mehr möglich. Das im genannten Vordersatz enthaltene Urtheil hat aber eine viel allgemeinere Bedeutung; es hat seine Geltung nicht nur für die Gymnasien, sondern leider für alle öffentlichen Verhältnisse, für alle Stände und Theile des Volks. Lediglich dieser factische Zustand, diese schlechte Wirklichkeit ist eigentlich die Veranlassung und der Grund der Judenemancipationsbestrebungen. Wir sind damit bei dem Punkte angekommen, wo unsere Frage wegen Anstellung der Juden an Gymnasien und Realschulen eine universelle Bedeutung gewinnt, wo sie genau zusammenhängt mit der Frage, welche Stellung überhaupt jetzt die Juden zum Staate haben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Provinz Brandenburg.

Vor einigen Jahren ward an Stelle des P. Straube in Werder, der lange Jahre dort im Segen gewirkt hatte, ein Herr Neuhaus dorthin versetzt. Er begann alsbald, durch Gründung eines Gustav-Adolphs-Vereins für Jüterbog seine Thätigkeit auf diese benachbarte Stadt auszudehnen. Diese seine Sorge für das geistliche Wohl der Stadt könnte auffallen, da weder von den Geistlichen der Stadt seine Mitthätigkeit in ihren Gemeinden verlangt worden war, noch auch eine solche Vernachlässigung der Gemeinden vorlag, die ihn zur Liebesarbeit in ihnen hätte treiben müssen. Gab es doch z. B. zwei zahlreich besuchte Missionsstunden im Monat, und hatten doch die Gemeinden in einem Jahre durch die Beisteuer von weit über 100 Rthlr. zur Collecte des Ev. O. K. Raths ihre Theilnahme für bedrängte Ev. Brüder kund gegeben. Man erwog die kirchliche Stellung des Hrn. Neuhaus, man erwog den Umstand, daß in den großentheils der Beamtenwelt, verhältnißmäßig weniger der Bürgerschaft zugehörigen Vorstands- und auch Vereinsmitgliedern, natürlich mit Ausnahmen, die un- ja antikirchlichen Elemente der Stadt sehr stark vertreten waren, — und man gab der vielleicht im Verein selbst entstandenen und allgemein durch die Stadt gehenden vox populi, der Verein sei gegründet, um gegen die kirchliche Richtung der einmüthig zusammenhaltenden Geistlichkeit der Stadt eine Opposition zu organisiren, so ganz Unrecht nicht. Doch man schwieg. Ja zwei der Pfarrer gaben, im guten Glauben, daß der Zweigverein in J. dem schönen Zweck des Vereins, der Unterstützung Ev. Brüder unter Katholiken dienen werde, einen Beitrag. So lebte der Verein; sein Lebenszeichen waren die stets pomphaft im Wochenblatt angekündigten, von Hrn. Neuhaus gehaltenen sogen. G.-A.-Stunden. Doch war dies Leben Jahr aus Jahr ein gar kümmerlich. Denn außer den Vorstandsmitgliedern, die doch ihr Kindlein nicht sterben lassen durften, waren wohl selten mehr als höchstens zehn Personen zugegen.

Am Anfange dieses Jahres war eine Adresse mit c. 40—50 Unterschriften für die oblig. Civilehe in Jüterbog zu Stande gekommen. Die Unterzeichner gehören meist dem Beamtenstande — Justiz und Verwaltung — an, auch der Name eines Juden fand sich dabei (nur eines, weil es unseres Wissens nur einen in J. gibt); Einige der Unterzeichner aus dem Bürgerstande haben nach den sogleich zu erzählenden Ereignissen gesagt, daß ihnen ihre Unterschrift leid sei und sie sie gegeben hätten, ohne recht zu wissen, um was es sich eigentlich handle. Doch das Alles beiläufig; hierher gehört die Sache nur, weil unter den Unterzeichnern fast sämmtliche Vorstandsmitglieder des G.-A.-Vereins, Hr. Neuhaus an der Spitze, sich befanden.

Unmittelbar darauf entfaltet plötzlich der Verein das regste Leben. Im Wochenblatt wird zur nächsten Versammlung eingeladen, ein Circular den Bürgern zugeschickt, ebenso Lehrern zur Mittheilung in den Schulen und durch die Kinder in den Häusern (ist dafür auch die Schule da?) Auch ließen es Vorstandsmitglieder nicht an persönlichen Einladungen fehlen.

Weshalb dieser rege Aufschwung des G.-A.-Vereins? Galt es, die plötzlich eingetretene Noth Ev. Brüder in Röm.-Kath. Landen durch rasche Hülfe zu lindern? Sollten dafür die Gemeinden begeistert werden? Weit gefehlt. Höheres, Edleres hatte der G.-A.-Verein im Auge. „Herren und Damen" waren zur Belehrung über die Civilehe eingeladen. Die Fortpflanzung der durch die Adresse begonnenen Agitation für die Civilehe war des Jüterboger Vereins Zweck geworden.

Die Versammlung fand statt. Der große Saal der Mädchenschule war gedrängt voll. Da waren die Vorstands- und Vereinsmitglieder des G.-A.-Vereins, da waren Juristen, Beamte, da viele Unterzeichner jener ersten Adresse, da wieder Andere, die aus Neugierde gekommen waren. Auch Damen waren erschienen. Doch noch einen

Theil des Publikums dürfen wir nicht vergessen: das war die ganze ehrenwerthe Gesellschaft der Leser und Verehrer von Uhlich's Sonntagsblatt, unter ihnen Mancher, der wegen seiner Spöttereien über Gottes Wort bekannt genug ist. (Sollten sie etwa hier die Gelegenheit geschaut haben, einmal einen erfolgreichen Schlag auf die ihnen so verhaßte „Pfaffenherrschaft" zu führen?)

Hr. Neuhaus eröffnete die Sitzung mit Gebet (!) und hielt dann seinen Vortrag zu Gunsten der oblig. Civilehe. Wir übergehen billig denselben, dessen fehlende wissenschaftliche, namentlich historische Gründlichkeit durch Kraftstellen und Stichworte ersetzt wurde, die natürlich der Fassungsgabe des Publikums weit näher lagen. Nach ihm erbat Diaconus Heinrich aus Jüterbog das Wort, knüpfte an das geschickt um die Gunst des gemeinen Mannes werbende Wort von Hrn. N. an: „wie um dieser seiner Ansicht willen ein Stein auf ihn geworfen und ein unbarmherziges Urtheil über ihn gefällt werden würde", und sagte, daß er ein Gegner der Civilehe sei, aber wahrlich keinen Stein auf den Gegner werfen wolle; er habe etwas ganz Anderes für ihn in seinem Herzen. Darauf widerlegte er Punkt für Punkt den vorigen Vortrag, namentlich in einer schlagenden Weise die Entstellung der Grundsätze Luthers und der Reformatoren über die Ehe, die vorhin als der Civilehe günstig dargestellt worden waren. Nach einem guten Bekenntniß über unbiblische Scheidungsgründe, Trauungsverweigerungen, Civilehe und alle dahin einschlagenden Gegenstände warf er dann zum Schluß die Frage auf: Was der G.-A.-Verein für eine Gemeinschaft mit der Civilehe habe, da doch nach seinen Statuten nur sein Zweck sei, die bedrängten Ev. Glaubensgenossen zu unterstützen, und was er für ein Recht habe, solch ein Thema zu einer G.-A.-Stunde zu wählen? „Da ich nun", so schloß er ungefähr, „annehmen muß, daß der hiesige G.-A.-Verein nur den Namen gebraucht, um andere ihm ganz fremde und der Kirche feindliche Bestrebungen und Zwecke zu verfolgen, so erkläre ich hiermit öffentlich und feierlich meinen Austritt und daß ich von jetzt an eine andere Stellung zu demselben einnehmen werde, nämlich — als sein Gegner."

Trotz aller Mitglieder jenes Vereins und der Uhlichschen Hülfstruppen folgte ihm lebhaftes Händeklatschen und Bravorufen; der gesunde Sinn der an christlicher Eheschließung festhaltenden Bürgerschaft hatte die Fesseln durchbrochen, die man ihm anlegen wollte. In der Thür noch hielt ihn dieser oder jener ihm Unbekannte mit den bewegten Worten fest: „Das war schön, Hr. Diac., das war recht." Der Herr lohne ihm sein treues, evangelisches Zeugniß.

Und damit war die Sache zu Ende. Pomphaft erklärte der Verein, daß, da dergl. tumultuarische Scenen mit seiner Würde und seiner heiligen Sache (sic) nicht verträglich seien, die G.-A.-Stunden in Jüterbog vorläufig aufhören würden. „Die Trauben sind sauer" und vorläufig bleibt der Weinberg verschont. — In wenigen Tagen ward als letztes Zeugniß gegen diese Agitationen eine Adresse gegen die oblig. Civilehe, mit an 600 Unterschriften versehen, aus Jüterbog abgesandt.

Das die Thatsache. Nach einer Seite hin ist sie weder neu, noch wichtig. Daß da, wo noch ein für unsere Zeit erfreulicher kirchlicher Sinn herrscht und mehrere Geistliche einmüthig an der Erhaltung und Belebung desselben arbeiten, die Feinde des Kreuzes Christi auch einmüthig sich zusammenschaaren zur Untergrabung desselben und zur Störung der Arbeit der Hirten, ist nichts Neues. Unkraut ist allezeit unter den Waizen gesäet worden, sollte das in dieser letzten betrübten Zeit aufhören?

Aber das Interessante bei der Sache ist die Stellung des G.-A.-Vereins dabei. Jetzt steht's klar da, daß die vox populi, deren wir im Anfang gedachten, Recht hatte. Die Protest. K. Z. bestätigt es klar und fast naiv in ihrem Bericht über den Vorgang. (Nr. 6 d. J.) Er sollte das Werkzeug werden, die „kirchlich beschränkten" Gemeinden aufzuklären, d. h. doch den Einfluß ihrer „kirchlich beschränkten" Geistlichen zu lähmen und zu untergraben. Lange fand sich keine Thür. Da kam die Ehefrage. Manche Fälle von verweigerter Wiedertrauung waren in J. vorgekommen, manche Civilehe geschlossen worden. Eine permanente Aufregung war vorhanden. Die öffentliche Theilnahme hatte sich der Betroffenen angenommen. Den Ernst des göttlichen Worts und Gebots konnten und wollten die Leute, lange an das Gegentheil gewöhnt, nicht verstehen. Eine Mißstimmung gegen die Geistlichen, die Vertreter der Kirche (denn ihnen und nicht dem Kirchenregimente wird allezeit die Schuld der Verweigerung von den Leuten zugeschoben), in diesem Punkte war nicht zu verkennen.

Da ersah der G.-A.-Verein seine Zeit. Hier konnte er, die Abneigung gegen einzelne kirchliche Gesetze benutzend, vielleicht den tief gewurzelten Sinn für christliche Eheschließung erschüttern, und bei diesem Punkte anfangend, überhaupt in den kirchlichen Sinn, die „kirchliche Beschränktheit" Bresche schießen. Auf diesem Punkte die Mißstimmung der Gemeinden gegen die einmüthig zusammenhaltende Geistlichkeit benutzend, konnte er überhaupt das Band des Zutrauens, das zu ihr besteht, — und gebe Gott bestehen wird, — lockern, um es dann zu zerschneiden. In der Ehefrage hoffte der G.-A.-Verein den kleinen Finger der Gemeinden zu erhalten, um dann die ganze Hand zu nehmen. Je feiner der Plan angelegt war, desto dankbarer muß man sein, daß er fast über Erwarten so total zu Schanden geworden ist. Es ist dieser ganze Vorfall eine rechte Mahnung an verzagte Gemüther, doch über dem Klagen über das Viele, was verloren ist und geht, das Danken für das, was noch erhalten ist, nicht zu vergessen. Es ist wahr, daß es in Beziehung auf wahrhaftes Glaubensleben und Ev. Entschiedenheit, namentlich auch auf christliche Zucht und Sitte selbst in verhältnißmäßig guten Gemeinden schwach genug steht, ja oft trotz alles Steuerns und Wehrens im Ganzen und Großen entschieden bergab geht; aber wo es sich um die Lebensfrage handelt, ob das Volk hinfort noch als Volk christlich bleiben oder das Christlichsein Privatsache werden soll, da bebt es, sich selbst vielleicht unbewußt von christlicher Grundanschauung getragen, vor dem entscheidenden Schritt des Abfalls zurück. Die Macht des Worts Gottes und der Kirche über das Volk ist größer, als Viele es in ihrer Verzagtheit glauben.

Zum Schluß nur die eine Bemerkung, daß durch solche Ausschreitungen einzelner Zweig-Vereine dem G.-A.-Verein die Gefahr erwächst, wenigstens in den betreffenden Kreisen mißtrauisch angesehen und dadurch in der Erfüllung seines schönen Berufs, den Ev. Brüdern in Röm. Ländern zu helfen, gehemmt zu werden.

Die Darstellung der Passion zu Oberammergau in Oberbaiern. *)

Im Jahre 1633 herrschte in der Umgegend des Ammerthales, am Fuße der Bairischen Alpen, eine so ansteckende Krankheit, daß nur wenige Menschen am Leben blieben. Obschon durch hohe Berge von jenen Gegenden getrennt, und ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, wurde die Seuche dennoch auch nach Oberammergau übertragen, und trat hier alsbald mit solcher Heftigkeit auf, daß innerhalb drei Wochen 84 Personen daran starben. „In dieser allgemeinen Noth suchte die hiesige Gemeinde bei dem Allmächtigen Hülfe, mit einem feierlichen Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu, des Weltheilandes, zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen." — „Dieses gläubige Vertrauen ward nicht zu Schanden. Nicht eine einzige Person mehr starb an dieser Krankheit, obschon noch viele von derselben angesteckt darniederlagen. Im darauffolgenden Jahre 1634 wurde zur Erfüllung des Gelübdes die Leidensgeschichte Jesu zum erstenmale aufgeführt, und so that die Gemeinde, dem Gelübde der Vorältern getreu, jedes zehnte Jahr, ohne sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse abhalten zu lassen."

So berichtet das offiziell ausgegebene Programm für die auch im vorigen Jahre zu Oberammergau stattgehabten Darstellungen der Passion. Ferner erfahren wir daraus, daß in den letzten drei Jahrzehnten der Vorstellung, sowohl im Texte wie in der Musik, eine weitere Ausführung durch den Pfarrer Dr. Ottmar Weiß und den damaligen Lehrer Dedler gegeben wurde. Es heißt darüber wörtlich: „Bei dieser neueren Anordnung wurde ein vorzügliches Augenmerk darauf gerichtet, die Leidensgeschichte Jesu nicht getrennt für sich, sondern in ihrer Verbindung mit den prophetischen Vorbildern des alten Testaments darzustellen. Dadurch wurde die heilige Handlung in ein vielseitiges Licht gestellt, und dem sinnigen Beschauer Gelegenheit gegeben, sich die große Wahrheit zu vergegenwärtigen, daß die ganze heilige Geschichte nur Ein Ziel habe — Jesum Christum. Wie nämlich das Leben Christi in den wahren Christen sich theilweise wiederholt, so hat es sich auch in den wahren Gläubigen des alten Bundes und den Begebnissen der heiligen Geschichte abgeprägt; und wie Christus in den Heiligen des neuen Bundes seine lebendigen Nachbilder hat, so hatte er auch in den Altvätern und in der Geschichte derselben seine lebendigen Vorbilder; denn Er ist die Geistes-Sonne, die vorwärts und rückwärts ihre Strahlen senkt, und Alles, was wahrhaft lebt, lebt durch Ihn, und spiegelt sich in Seinem Lichte. Alles was vor Ihm geschah, sollte auf Ihn vorbereiten, und so mußte es kommen, daß die heilige Geschichte immer und überall auf Ihn hindeutet und solche Begebenheiten enthält, die mit den Ereignissen seines Lebens und Leidens die größte Aehnlichkeit haben. So mußten die Helden der heiligen Geschichte, der büßende Adam, der gehorsame Abraham, Isaak, Joseph, Job, David, Michaeas, Jonas, Daniel und so viele Andere, die da litten und stritten in seinem Geiste, schon theilweise, wenn auch unvollkommen sein Leben vorstellen und durch das, was sie wirkten und litten, zu Propheten dessen werden, was an Ihm, dem Urbilde einst vorgehen sollte."

Seit dem 28. Mai war im vorigen Jahre die Passion in Oberammergau an jedem Sonntage dargestellt, häufig auch, wenn der Zudrang zu groß war, am folgenden Tage wiederholt worden. Der 16. September sollte für die nächsten zehn Jahre den Beschluß machen,*) und so war es nicht zu verwundern, daß alle Straßen nach dem Gebirge mit Wallfahrern und Wanderern bedeckt waren und daß der Ort selbst kaum Herberge für die Fülle der von allen Seiten Herbeiströmenden darbot, und auch diese nur bei möglichst beschränkten Ansprüchen. Man rechnet, daß bei jeder Aufführung gegen 6000 Fremde gegenwärtig waren; da der Ort nur etwa 1100 Einwohner zählt, so läßt sich einigermaßen das Mißverhältniß der Unterbringung so vieler Gäste erkennen. Doch haben weder wir selbst darunter gelitten, noch hörten wir Andre darüber klagen. Daß viele mit einem einzelnen Zimmer, oft zwei mit einem Bette vorlieb nehmen mußten, war allerdings nicht zu vermeiden, und darf es wohl als charakteristisch hervorgehoben werden, daß einige im Vorzimmer auf der Streu schlafende Capuziner die Wache vor meiner Thüre hielten, wie denn überhaupt die katholische Geistlichkeit in stärkstem Maaße vertreten war, vom Cardinal Reisach (früher Erzbischof von München Freisingen) bis zu jenen Capuzinern herab alle Rangstufen vertretend; wohl ein Drittheil aller Männer mochten Geistliche sein. Frauen waren überhaupt verhältnißmäßig wenige anwesend.

Oberammergau liegt auf grünen Matten am rauschenden Ammerflusse, wo dieser aus dem Hochgebirge hervortritt, zum Theil noch von steilen Felsen eingefaßt, die abwärts weiter auseinandertreten und zu langgestreckten Bergformen herabsinken. Wie alle Gebirgsdörfer besteht es aus Häusern, die meist aus Holzblöcken zusammengeschrotet und an den flachen, überhängenden Giebeln reich mit Schnitzwerk verziert sind. Doch auch massive Unterbauten sind gewöhnlich, und überall sind namentlich die der Straße zugewandten Seiten mit Heiligenbildern und ganzen Darstellungen aus der heiligen Geschichte oder aus den Legenden der Heiligen in glänzendem Farbenschmuck überdeckt, was namentlich in Verbindung mit dem bunten Volksgewühle und dem schönen Wetter des sonst so regnigten Sommers die günstige Stimmung erheben mußte. Die Bewohner treiben neben Viehzucht allerdings etwas Ackerbau; doch reicht dies bei den ungünstigen Gebirgsverhältnissen kaum für den Bedarf der Bevölkerung zu. Der Hauptnahrungszweig der Bewohner ist, wie so vielfach am Gebirge, die Bildschnitzerei. Man darf die Oberammergauer daher nur uneigentlich als gewöhnliche Bauern bezeichnen, obschon sie ebensowenig den Städtern zu vergleichen sind. Nicht zu verkennen ist, daß jene ihre Beschäftigung mit künstlerischen Gegenständen den Sinn für bildliche Darstellung wesentlich heben muß und auch gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, die ehemals so allgemein verbreitete Sitte der Darstellung heiliger Geschichten gerade hier bis auf unsere Zeiten zu erhalten, während sie anderwärts spurlos verschwunden ist. Auch ist wohl zu beachten, daß man keinen Fremden zum Spiele zuläßt, daß selbst die hier Eingebürgerten höchstens zu Nebenrollen gelangen; daß aber die ganze, nur irgend fähige Bevölkerung, von den kleinen Kindern an bis zu den Alten hinauf, an der Darstellung, oder doch an den Vorbereitungen dazu Theil nimmt;

*) Wir theilen vorläufig diese einfache Berichterstattung eines künstlerisch durchgebildeten Augenzeugen mit. Eine in die Tiefe gehende Critik würde uns willkommen sein. Der Referent hat sich absichtlich nicht in eine solche eingelassen, weil er zunächst Anschauungen darlegen und hervorrufen wollte.

Anm. der Red.

*) Auf besonderem Wunsch Ihrer Maj. der Königin Marie von Baiern fand später noch eine Darstellung statt.

man rechnet gegen 500 Mitspielende. Alle Erwachsenen unter ihnen haben sich zuvor durch die heilige Communion gestärkt. Welche Rolle einem jeden übertragen wird, ob eine der vorzüglicheren oder nur eine stumme Nebenrolle, bestimmt allein der Gemeindevorstand, der, wie uns mitgetheilt wurde, in dieser Beziehung eine scharfe Kritik ausübt und den Rang ebensowohl erhöht wie erniedrigt, ohne irgend eine Rechenschaft abzulegen, und dabei allein auf die geistigen wie körperlichen Eigenschaften des Darstellenden Rücksicht nimmt. Mit wenigen Ausnahmen schien uns die Auswahl durchaus zutreffend zu sein. Nur die Frauenrollen waren durchgehend bei weitem schwächer besetzt, als wie die der Männer, selbst die Maria konnte nur in der äußeren Erscheinung gerühmt werden, wogegen Stimme und Sprache keineswegs genügten.

Der Tag der Darstellung selbst war leider nicht so günstig, wie man gestern erwarten durfte; es regnete die ganze Nacht hindurch; doch hofften die Wirthe mit Zuversicht, daß mit dem Beginne des Spiels der Regen aufhören werde. Schon die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgen hin, war die Kirche überfüllt, wo Messe auf Messe für die Menge der Einheimischen und Fremden gelesen wurde, die denn so früh wie möglich hineilten, um ihre Plätze zu besetzen: denn obschon der gewaltige Zuschauerraum, je nach der Güte der Plätze in verschiedene Abtheilungen zerlegt ist, schlechtere oder bessere je nach dem geringeren oder auch zum Theil ziemlich hohen Eintrittsgelde, so mußte man doch eilen, in den einzelnen Abtheilungen einen guten Platz zu erlangen. Deshalb war der Zuschauerraum trotz des Regens schon vom Tagesgrauen an fast angefüllt. Früher sollen die Bewohner benachbarter Ortschaften in Prozession herbeigezogen sein und bis zum Beginne der Vorstellung ihren Rosenkranz gebetet haben: heuer bemerkten wir nichts mehr davon, doch mag die Schuld an uns gelegen haben, daß wir es der großen Menschenmenge wegen nicht sahen.

Der Schauplatz lag auf einer freien Wiese am nördlichen Ende des Dorfes. Die Bühne nahm die ganze Breite des Zuschauerraumes ein, der in unendlichen Sitzreihen, welche allmählich hintereinander aufsteigen, Kopf bei Kopf besetzt von Zuschauern war, die sehnsüchtig dem Anfange des Spieles entgegenharrten, wo auch der Regen aufhören sollte. Wirklich geschah dies, als der Glockenschlag acht Uhr ertönte. Doch zuvor betrachten wir den Ort der Darstellung näher. Ein etwa 100 Fuß breiter und halb so tiefer, mit Brettern belegter, völlig unbedeckter Platz ist seitwärts von niederen Hallen begrenzt, welche coulissenartige Vertiefungen bergen. Im Hintergrunde erhebt sich die zunächst durch einen Vorhang geschlossene, gegen 30 Fuß breite Hauptbühne. Gemalte Statuen der Kirche und Synagoge scheinen in Nischen zur Seite aufgestellt, den Gegensatz vorbildend, der sich durch die ganze Darstellung hindurchzieht. Die Säulen zur Seite tragen das verknüpfte Gebälk, über dem ein hoher Giebel sich erhebt, von dem Symbole des Pelikans, der die Jungen mit dem eigenen Blute tränkt, gekrönt. Das Giebelfeld selbst enthielt die etwas moderne Darstellung von Glaube, Liebe, Hoffnung nach dem Bilde eines Münchener Künstlers. Seitwärts neben dieser Bühne, doch weniger hoch, war jederseits eine Pallastfronte angebracht, unten wie oben mit einer Thüre, und vor der letzteren mit einem vorspringenden Gitteraltane. In dem einen, zur Rechten der Zuschauer, wohnt der Hohepriester, in dem andern der Landpfleger. Neben ihnen nehmen zwei weitgeöffnete Thore den übrigen Theil der Rückwand ein, denen sich die schon vorgenannten Hallen zur Seite des Vorplatzes verbinden. Durch jenes sieht man in die Stadt Jerusalem und deren von hohen Häusern umgebene Straßen und Plätze hinein. Alle diese architektonischen Anordnungen, welche aufs lebhafteste an die der antiken Theater erinnern, sind für die Handlung ebenso bedeutsam und angemessen, wie in ihren dem Ende des vorigen Jahrhunderts entlehnten architektonischen Formen abgeschmackt; sie waren dabei aber doch wieder unbedeutend genug, um keine Störung hervorzubringen. Das Innere der eigentlichen Bühne war häufig seitwärts wie bei unsern Theatern mit Coulissen besetzt und durch Vorhänge geschlossen, deren Ausschmückung stets der betreffenden Handlung angemessen war.

Nachdem die Musik das Ganze eingeleitet hatte, traten aus den Seitenhallen 17 Gestalten hervor, die sich in der ganzen Breite des Vorplatzes der Art aufstellten, daß die Männer in der Mitte, die Frauen aber seitwärts standen, im Ganzen etwa nach Größe, doch auch gleichzeitig nach den Hauptstimmen geordnet, so daß Baß und Tenor die Mitte, Alt und Sopran die Flügel bildeten. Alle waren gleichmäßig costümirt. Eine mit enganliegenden Aermeln versehene Tunika von leuchtender Farbe roth oder blau, in verschiedenen tieferen oder helleren, aber stets sehr gesättigten Nüancirungen, floß bis zu den Füßen hinab. Ein kurzer nur bis zu den Knieen reichender ärmelloser Ueberwurf aus weißem durchsichtigem Zeuge milderte die Farbe des Untergewandes. Ein faltiger Mantel ward über der Brust durch ein goldenes Spangenband gehalten und floß über die Schultern rückwärts in den schönsten Falten herab, besonders wenn er von einem Arme theilweise aufgenommen wurde. Die Farbe desselben, gleichfalls roth oder blau, denen sich noch grün anschloß, war stets in harmonischem Contrast zu der der Tunika gewählt. Alle diese Gewänder sind mit goldnen oder silbernen Borten eingefaßt. Goldne Diademe schmücken die Häupter, von denen die Haare lang herabfließen. Die Erscheinung dieser Gestalten hatte etwas durchaus Idealisches, und erinnerte lebhaft an Heiligenbilder der alten Schnitzaltäre in unseren gothischen Kirchen.

In ihrer Mitte stehend sprach der Chorführer den Prolog; worauf dann der Chor einfällt mit dem Lobgesange: Heil Dir! Heil Dir! o Davids Sohn u. s. w., in dem das Hosianna den Grundton bildet.

Nach Beendigung dieses, wie aller folgenden Gesänge, zieht sich der Chor zurück, und die Handlung beginnt. Durch das Thor zur Rechten sieht man einen großen Zug sich entwickeln: Männer, Frauen und Kinder umgeben den seinen Einzug haltenden Herrn; Zweige und Kleider werfen sie vor ihm nieder und rufen ihm ihr Hosianna entgegen. Es ist ein ebenso lebendiges als erhebendes Bild, wie Jung und Alt, die kleinsten Kinder voran, den Messias umgeben, der inmitten des Vorplatzes angelangt, von der Eselin herabsteigt und nun, inmitten seiner zwölf Jünger an Gestalt wie Schönheit weit über alle anderen hervorragt. Mit dem dunkelblauen Rocke angethan, den vio-

letten Mantel in antiker Weise umgeworfen, Sandalen an den Füßen, das Haupt von dunklen Locken umflossen, glauben wir den Menschensohn leibhaftig vor uns zu sehen. Die edlen, wenn auch bleichen Züge, der milde, ernste Blick entsprechen dem Bilde, das wir uns von Ihm denken. Die ähnlich, nur in anderen Farben gekleideten Jünger umgeben ihren Meister. In ihrer Mitte schreitet der Herr der hinteren Bühne zu, welche den Vorhof des Tempels darstellt, und aus seinem Gürtel eine Geißel bildend, treibt er die Wechsler hinaus, die sich hier eingenistet haben, und stößt ihre Tische um. Die den Käfigen entfliehenden Tauben der Verkäufer beleben die Handlung noch mehr. Der völlige Triumph Christi, der nur von seinen Jüngern und Anhängern umgeben zurückbleibt, nachdem die racheschnaubenden Feinde und mit ihnen was von Priestern und Schriftgelehrten im Tempel versammelt war, entflohen, endet diesen ersten Akt; der Herr zieht sich wieder nach Bethanien zurück.

Nachdem alle den Schauplatz verlassen und der Vorhang geschlossen ist, tritt der Chor wieder in früherer Weise auf, um durch den Mund seines Führers das Folgende durch erklärende Worte einzuleiten.

Hierauf eröffnet sich der Vorhang wieder, und wir sehen in einem lebenden Bilde mit angemessener Umgebung die Darstellung, wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wird. Während dessen stellt der Chor sich zu beiden Seiten schräg nach der Tiefe auf und erläutert durch Gesang das Bild und dessen vorbildliche Bedeutung, worauf er, nach Herablassung des Vorhanges, sogleich auf die nun folgende Handlung, die Verschwörung der Hohenpriester und Schriftgelehrten wider Christum, übergeht und Gottes Strafgericht über jene Bösewichter herabruft. Schon hier erkennt man die bedeutsame Stellung, welche dem Chore in der ganzen Darstellung eingeräumt ist, indem er nicht nur die Erläuterung der nicht dramatischen lebenden Bilder giebt, und überhaupt den Zusammenhang durch Worte herzustellen sich bemüht; sondern mehr noch dadurch, daß er überall, bei dem Wechsel der Leidenschaften, die uns nur zu häufig vorgeführt werden, ohne daß das Drama stets augenblicklich das nöthige Gegengewicht geben konnte, alle Theilnehmer durch seine Worte und mehr noch durch die Chöre und Einzelgesänge stets auf den allein richtigen Standpunkt zurückführt, die Sünde als Sünde zu zeichnen, über derselben und aller Menschen Handlungen aber den hohen Rathschluß Gottes zur Erlösung des Menschengeschlechts, dem sie alle dienen müssen. In der äußeren Erscheinung nicht minder wie in der inneren Geltung erinnert dieser Chor aufs lebhafteste an den der griechischen Tragödie, von dem er sich wesentlich nur dadurch unterscheidet,daß er an der eigentlichen Haupthandlung sich niemals betheiligt.

Nachdem der Chor wieder die Bühne verlassen, zeigt der geöffnete Vorhang die Sitzung des hohen Rathes, die Hohenpriester in der Mitte und die übrigen Priester und Schriftgelehrten als Beisitzer an den Seiten umher sitzend. Lange rathschlagen sie, wie sie den vom Volke so eben erst so hoch erhobenen als Davids Sohn proclamirten Jesus verderben können, und verzweifeln fast schon, daß ihnen dies gelingen werde, da werden ihnen die in ihrem persönlichen Interesse verletzten Wechsler und Verkäufer zugeführt, und diese, von eigenem Rachegeist entbrannt, versprechen ihnen, Jerusalem aufzuregen und das Volk von dem so eben erst mit Jubel anerkannten Messias wieder abzuwenden und ihn so in die Hände seiner Feinde zu überantworten. Und alsbald eilen sie hinaus und erfüllen ihr schenßliches Versprechen. Wenn

die Darstellung im Uebrigen fast ohne Ausnahme sich nur innerhalb des von den Evangelisten Ueberlieferten so strenge bewegt, daß von Christo und den heiligen Personen kaum ein Wort gesprochen wird, das wir dort nicht verzeichnet finden, so weichen diese Scene und die ihr verwandten der Folgezeit darin allerdings ab, daß die hier vorkommenden Personen mit ihren Namen und die von ihnen gesprochenen Worte nicht überliefert sind. Es darf dies aber keineswegs getadelt werden. Die Evangelisten überlieferten uns nur dasjenige, was zu unserer Seligkeit nothwendig ist, daher vor allen die Worte Christi in größter Ausführlichkeit. Schon die der Jünger werden fast nur gegeben um die Antworten des Herrn im Zusammenhange zu verstehen. Aehnlich ist es auch mit den Reden und den Handlungen der Feinde Christi, die uns meist nur mitgetheilt werden, um die Worte Christi und seine Leiden richtig zu verstehen. Wo es nun aber eine Darstellung der Handlung selbst galt, reichte das nicht aus; um die der Feinde verständlich zu machen, mußten sie sprechen, und mußten die Worte ihnen, wo sie fehlten, aus dem Zusammenhang hinzugefügt werden. Es ist anzuerkennen, daß dies hier in hohem Maaße gelungen ist; namentlich aber muß hervorgehoben werden, daß die Motivirung, die persönlich aufgeregten Wechsler und Händler als Werkzeug zu benutzen um das Volk von seiner Vergötterung Christi abzuwenden und gegen ihn aufzuhetzen, eine höchst gelungene, weil innerlich wahrscheinliche ist; wenigstens machte sie auf uns den Eindruck einer wahrhaft lebendigen dramatischen Exegese.

Einen wohlthuendsten Gegensatz gegen das Treiben dieser Rotten bildet sodann Jesu Aufenthalt in Bethanien, seine Salbung und der Abschied von seiner Mutter. Auch letzteres ist ein Zusatz zu der evangelischen Geschichte und die einzige Handlung der ganzen Aufführung, in welcher man etwa einen entfernten Anklang an den Marienkultus finden könnte. Aber es ist gleichfalls hervorzuheben, daß der Abschied von der Mutter doch etwas so innerlich Motivirtes ist, daß die Aufnahme auch dieser Handlung in das Drama um so weniger einen Anstoß erregen darf, als auch nicht der geringste wirkliche Anklang an den eigentlichen Mariencultus darin sich zeigt. Es erscheint dieser Abschied nur als ein Moment des Leidens mehr, den der Menschensohn gewiß wirklich empfunden hat, und der hier nur als der Anfang aller der anderen hingestellt ist, die nun unaufhaltsam über ihn hereinbrechen. Maria selbst erscheint hier durchaus in keiner anderen Weise als wie wir sie sonst aus der heiligen Geschichte kennen, nur als die zarte, in jeder Weise nur für den Sohn lebende und liebende Mutter. Als typisches Vorbild dieser Handlung wird der Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern dargestellt und der Chor deutet dessen spätere Rückkehr schon jetzt auf die Wiederkunft Christi nach der Auferstehung. Sinniger ist jedoch das zweite Vorbild der den Verlust des Bräutigams beklagenden liebenden Braut, nach Hohel. 5, 17, wo dann ein Wechselgesang des Chores zwischen der Braut und dem mit seiner Wiederkehr tröstenden Freund jede einzelne Seele in die Handlung lebendig einführt. Das stille Bethanien ist der rechte Ort für diesen vor der Welt verborgenen Kampf.

Mit der Rückkehr Christi nach Jerusalem, bei dessen Anblicke er über die unglückliche Stadt weint, beginnt nun die eigentliche Leidensgeschichte.

Das Mannaregnen in der Wüste, und Josua und Caleb mit der Weintraube, jenes ein ganzes Volk in mannichfachsten und lieblichsten Gruppen auf der Bühne versammelt zeigend, dieses nur zwei kurzge-

schürzte Männer in der zutreffendsten Haltung, deuten als Vorbilder die großartige Handlung an, die nun folgt: die Einsetzung des heiligen Abendmahls mit dem vorangehenden letzten Passahmahle und der nachfolgenden Fußwaschung. So oft wir auch die evangelische Erzählung dieses hochheiligen Aktes lasen, so wurde sie uns nie so lebendig, als wie hier, wo wir die ganze Handlung vor unseren Augen sich entwickeln sehen, vor die Seele gestellt. Jede der heiligen Reden unseres Herrn, die wir nur zu leicht als für sich stehend lesen, treten hier als wesentliche Theile des Ganzen hervor. Und wie ergreifend ist dagegen wieder die Stille, welche während der Spendung des allerheiligsten Leibes und Blutes in der Versammlung herrscht, wenn der Herr allein zwischen den Jüngern herumgeht und sich ihnen selbst darreicht, oder wenn er nachher in gleicher Weise hindurch schreitend ihnen die Füße wäscht, von denen jeder vorher die Sohlen abgebunden hat! Es ist nicht zu verkennen, daß das Ohr vom Schöpfer nicht allein geschaffen ist, um göttliche Dinge zu erfassen, daß auch das Auge dem gleichen Zwecke dienen soll.

Dieser aufs tiefste ergreifenden Scene folgt sodann die weniger erfreuliche des Verraths. Die schon oben hervorgehobene Motivirung, daß die in ihrem Interesse verletzten, aus dem Tempel verjagten Wechsler das Verbindungsglied bildeten, um den Racheplan der Hohenpriester ins Werk zu setzen, wird hier in feiner Weise fortgesetzt. Judas war dadurch mit jenen Wechslern in unsaubere Bekanntschaft gekommen, daß er bei ihnen den unredlichen Gewinnst am Säckel deponirte, und diese schlugen ihn nun den Hohenpriestern als geeigneten Verräther vor, was nach mannichfachen Kämpfen des Jüngers, die höchst lebendig dargestellt wurden, schließlich zum Bündnisse führt. Der Verkauf Josephs durch seine Brüder als Vorbild bildet selbst ein anziehendes Bild im Gegensatze gegen die tobende und kreischende Rotte, welche als Hoher Rath um die Hohenpriester sich versammelt, in der ein Judas fast als eine weniger abstoßende Figur erscheint. Daß die edleren Rathsherren, wie Nicodemus und Joseph von Arimathia sich mit Abscheu von jenen abwenden, und von denselben mit Wuth verabschiedet werden, versteht sich von selbst.

Das lieblichste aller Bilder, um so lieblicher im Contraste zu dem vorgenannten, ist die Kinderschaar, welche im Grünen die Stammeltern umlagert. Adam, der im Schweiße seines Angesichts arbeitend seine Ursünde büßt, soll ein Vorbild Christi sein, der dann, blutigen Schweiß schwitzend, diese und alle aus ihr folgenden Sünden gesühnt hat. Dem dreifachen Niederfallen Christi in seinem tiefsten Seelenleiden folgt dann schnell der Verrath und die Vorführung vor den Hohenpriester. Dieser erscheint mit dem Gefangenen triumphirend auf dem Altan seines vorgenannten Hauses, und sodann inmitten der schon oft geschilderten Versammlung des Hohen Rathes. Sodann sehen wir, immer durch weniger abstoßende Vorbilder unterbrochen, nachdem Petrus den Herrn dreimal verläugnet, (der Hahnenschrei war nicht zu überhören), den Verurtheilten durch den ganzen tobenden Rath, der unterwegs allen Pöbel der Stadt an sich gezogen hat, unter denen die Wechsler und Verkäufer stets an der Spitze stehen, zum Landpfleger hinführen.

Hervorragend ist nun vor anderen das Gericht des Pilatus über Christum, der zu ihm hinaufgeführt mit ihm auf dem Balkon des linken Seitenpallastes erscheint. Es ist dies gewiß der dramatisch am meisten entwickelte Theil der ganzen Handlung, nicht nur durch die hochwichtige Sache selbst, sondern auch dadurch, daß unzweifelhaft nächst der Darstellung Christi die des Pilatus künstlerisch am höchsten vollendet war. Es mochte dies um so weniger befremden, als man wußte, daß der Darsteller bei der letzten Vorstellung, vor zehn Jahren, den Christus gegeben hatte, und zwar in einer Vollendung, welche mit der diesjährigen an Vollendung wetteiferte. Auch das trotz seines vornehmen Reichthums höchst edle Costüm zeichnete sich vor dem aller übrigen nicht heiligen Figuren (diese zeigten überall die schönen, von der Antike traditionell überlieferten Formen und Farben) vortheilhaft aus, da letztere in ihren den Kunstdarstellungen des XVII. Jahrh. angehörigen Bildungen, namentlich in den Turbanen und doppeltgehörnten Priestermützen, unseren Kunstvorstellungen weniger entsprechen und z. Th. selbst an das Gebiet der Carricatur grenzen. So erschien denn Pilatus in einer nicht gewöhnlichen Auffassung. Man sah einen wohlwollenden Mann, der allerdings den guten Willen hatte und zeigte, den unschuldigen Gefangenen frei zu geben, der theilweise sogar sich eifrig Mühe gab, dies ins Werk zu richten und schließlich nur durch die tobenden Hohenpriester und ihren Zulauf, welche den ganzen offenen vorderen Raum fast bedeckten, und durch deren Drohungen er zum Nachgeben bewogen wurde — die gewöhnliche Art, wie wohlwollende Leute ohne Charakter und Ueberzeugung schließlich wider ihren ursprünglichen Willen das Böse, was Andere erdacht haben, vollenden müssen. Und wie erscheint Christus ihm gegenüber? Mit Ausnahme der wenigen Worte, die er, stets nur im sanftesten wenn auch ernsten Tone, ihm zu entgegnen für angemessen erachtete, schwieg er stille. Dies fortwährende Schweigen machte einen wunderbaren, beim bloßen Lesen der evangelischen Geschichte gar nicht so mächtig hervortretenden Eindruck, namentlich als er später dem auf ein Wunder erpichten Herodes und seinem Hofstaate gegenüber ebensowohl während ihres scheinbar freundlichen Entgegenkommens als auch bei deren schließlicher Beschimpfung kein einziges Wörtlein äußerte; vor allem aber von da an, wo der Herr der Wuth seiner Peiniger übergeben, von ihnen der Kleider beraubt, gegeißelt, verspottet und mit Dornen gekrönt wird, und Er zu allem dem nur schweigt und keinen Laut weder des heiligen Zornes noch des Schmerzes von sich gibt. Ergreifend ist dieses schweigsame Dulden, als er nun von Pilatus auf seinem Balkon, nackt und dornengekrönt, dem Volke als sein König vorgestellt und diesem die Wahl zwischen ihm und Barrabas gegeben wird, der unten in abschreckendster Gestalt erscheint; und als dann das Volk wie mit einem Munde sein Kreuzige, Kreuzige ruft, den Barrabas im Triumphe wegführt, Christus aber nun zum Tode verurtheilt, seinen Henkern übergeben wird.

Wir übergehen hier die zahlreichen alttestamentlichen Vorbilder, welche jedem Akte des Leidens vorangehen. Wir haben selbst die in lebendigsten, ja fast zu lebendigen Zügen dargestellte heillose Reue des Judas und seine Verzweiflung übergangen, welche ihn bis zur Besteigung des verhängnißvollen Baumes führte, dessen schließliche Folge uns dann aber wohlthätig der herabfallende Vorhang verschloß.

Gänzlich verändert wird die Scene nun, als der letzte Einzug Christi stattfindet. Zum Theil dasselbe Volk, was ihn früher mit Palmzweigen jauchzend empfing, begleitet den zum Tode geführten, der sein Kreuz trägt, unter dessen Last er niedersinkt. Aber nicht nur die Henker und Kriegsknechte, die zornentbrannten Hohenpriester und

der von ihnen aufgeregte Pöbel umgeben ihn und die zu gleichem Tode verurtheilten Schächer: zum erstenmale nahen ihm wieder die Seinen, namentlich die heiligen Frauen, in deren Mitte ihn die Mutter nun nicht mehr bis zum Tode verläßt; man wendet sich von der Wuth der Feinde weg und fühlt sich mitten unter den treuen Anhängern, die nun, als erste Frucht des Leidens Christi, zuerst wieder ihm zu nahen und ihre Theilnahme zu äußern wagen, wie jenes Weib, das seine bluttriefende Stirn mit ihrem Tuche zu trocknen sich bemüht, und der schönen Legende zufolge, das Antlitz ihres geliebten Meisters als Abdruck zurückerhielt — die einzige, kaum merklich hervorgehobene Heiligenlegende, welche der Evangelischen Geschichte zart eingeflochten war. Das Opfer auf Moria, die Aufrichtung der ehernen Schlange in der Wüste, und die Heilung des zum Tode verwundeten Volkes bei ihrem Anblicke, waren die selbstverständlichen Vorbilder (namentlich letztere boten in ihren übervollen Gruppen aller Alter und Geschlechter die lebenvollsten Bilder dar) des ganzen nun begonnenen Hauptaktes der Passion. Sobald der Zug inmitten der sodann durch den Vorhang geschlossenen Bühne eingetreten, weist der Chor in ergreifendsten Worten auf die nun sogleich sich darbietende ergreifendste Handlung, den Mittelpunkt der ganzen Darstellung wie des ganzen Erlösungswerkes hin. Noch ehe er die Worte vollständig geschlossen, hört man die Hammerschläge hinter der Scene; denn den schaurigen Akt der Annagelung selbst darzustellen, trug man billig eine heilige Scheu.

Beim Aufziehen des Vorhanges sehen wir die Annagelung vollendet, und inmitten des ihn umgebenden Volkes, wie wir sie in der vorhergehenden Scene verlassen, der Guten wie der Bösen, wird das Kreuz mit dem daran befestigten Menschensohne dann in die Höhe gerichtet, und wir sehen Gottes Sohn dann als Fluch zwischen Erde und Himmel schweben, inmitten der in gleicher Weise aufgerichteten Schächer und der die ganze Bühne füllenden Menschenmassen, von denen nur wenige ahnen, daß er auch für sie leidet und sterben soll. Aber alsbald sehen wir aus der Menge einzelne edlere Gestalten sich aussondern: Maria und Johannes stehen zunächst in uns wohlbekannter Weise unter dem Kreuze; Magdalena umfaßt dessen unteren Fuß. Der heilige Mund, der so lange schwieg, öffnet sich wieder zu den sieben Worten, welche theils Segen verbreiten, theils das höchste äußere und innere Leiden offenbaren. Welches Herz wird nicht von Schauer durchzuckt, als nach dem letzten: „Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist", das heiligste Haupt auf die Brust herabsinkt, und dann später, als der Krieger einer in seine Seite mit einer Lanze sticht, das rothe Blut aus ihr hervorquillt! Wie ganz entspricht dies Bild den alten Holzschnitzwerken, die wir mit überreichen Figuren überdeckt, über den Altären unserer gothischen Kirchen aufgerichtet sehen; und doch wie viel lebendiger tritt hier Alles vor Augen und ins Herz: was Wort und Bild vereinzelt und daher unvollkommener uns vergegenwärtigen wollen, sehen wir in lebendigster Handlung vor unseren Augen sich gestalten. Wahrlich, wir können in den Ausruf einstimmen: Wir haben es selbst mit erlebt. Und wie schöne und zarte Bilder folgen nun, wo sodann der heilige Leichnam durch fromme Freundeshände vom Kreuze herabgenommen und zunächst der sitzenden Mutter in den Schooß gelegt wird, die ihn mit ihren liebenden Armen umfängt, wie sie einst das im Stalle zu Bethlehem vor ihr liegende Kind umfangen hatte. Statt der Windeln, in die es dort gewickelt wurde, breitet man hier ein reines Linnentuch vor den Füßen der Maria aus, in das nun der todte Leichnam gelegt, und sodann von den Freunden in das neue Grab getragen wird, das den Hintergrund der Bühne bildet. Kaum stört es den durch die letzten Handlungen, die fast sprachlos geschehen, erzeugten wehmüthigen Eindruck, daß dann auf Anstiften der Hohenpriester das Grab versiegelt und durch die Krieger bewacht wird.

Der nun wieder auftretende Chor ist mit Trauerzeichen angethan und hat anstatt der goldenen Kronen das Haupt mit schwarzen Binden umwunden. Anstatt der Trauerklagen, die den vorigen Akten vorangingen, weissagt er aber jetzt schon die Auferstehung, welche durch den Propheten Jonas und die Kinder Israel vorgebildet worden, die trockenen Fußes durch das rothe Meer ziehen, während ihre Feinde darin umkommen. Beim Aufziehen des Vorhanges sehen wir im Dunkel der Nacht das heilige Grab, wie vorher von den Wächtern umlagert. Plötzlich öffnet sich die mittlere Grabesthür. Der lebendige Herr steigt, von der leuchtenden Strahlenkrone umgeben, die Siegesfahne in der Hand, und die ganze Bühne erleuchtend, aus der Tiefe des Grabes hervor; die Wächter eilen erschreckt von dannen. Sodann sehen wir die heiligen Frauen und Jünger zum Grabe eilen; wir sehen den auf dem abgewälzten Steine sitzenden Engel, der ihnen den Auferstandenen verkündet, und sodann Ihn selbst, wie er der Ihn trauernd suchenden Magdalena als Gärtner erscheint und von ihr erkannt wird. Mit dem Hinweis, seine Auferstehung den Jüngern und Petro zu verkünden, und daß er sich ihnen in Galiläa offenbaren und dann zu seinem und ihrem Vater auffahren werde, schließt die Darstellung der heiligen Geschichte in befriedigenster Weise. Doch soll uns noch ein Schlußbild die letzte und höchste Vollendung zeigen: Christus in der Herrlichkeit, von der Strahlenglorie umgeben, thront inmitten aller Heiligen Alten wie Neuen Testamentes, welche in unabsehbaren Gruppen die ganze Bühne füllen, wo Adam und Eva, Abraham, Isaak und Jacob, David und Salomo vereinigt den ersehnten Messias preisen, und der Kranz der heiligen Apostel mit der Mutter und dem Täufer des Herrn den Thron desselben zunächst umgeben, während heilige Männer, Frauen und Kinder überall in lieblichsten Gruppen nur den Einen anbeten, durch den sie Alle die ewige Seligkeit erlangt haben. Es ist eins der erhebendsten Bilder, die uns je vor Augen traten, werth, ein ganzes Menschenleben hindurch uns nicht wieder aus den Geistesaugen zu entschwinden, bis wir, durch sein Verdienst, selbst zu der heiligen Schaar gelangen und dann von Angesicht zu Angesicht schauen, was wir hier im irdischen Abglanze ahnen durften.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 27. Februar. № 17.

Die Juden im Verhältnisse zur christlichen Schule und zum christlichen Staate.

(Schluß.)

Bekanntlich ist in unserem Staate, wie in mehreren anderen, gegenwärtig den Juden der Zutritt zu den obrigkeitlichen Aemtern möglich gemacht worden. Der Staat hat durch die Art und Weise, wie er dies gethan, ein Urtheil ausgesprochen, dessen ganze, überaus weitgreifende Bedeutung wohl schwerlich alle Staatsmänner, die bei diesem Beschluß thätig gewesen sind, vollkommen durchgedacht und ermessen haben. Daß gewisse Personen, deren Zahl verhältnißmäßig nur eine sehr kleine ist, zu den öffentlichen Aemtern zugelassen werden, das ist Nebensache, obwohl sie zunächst in den Vordergrund tritt — es handelt sich dabei um etwas ganz anderes, es handelt sich, genauer zugesehen, dabei um eine Entscheidung in der Sache, die an sich schon für den einzelnen Menschen, wie für die ganze Menschheit die absolut wichtigste ist, die aber für die Gegenwart noch eine besondere Bedeutung dadurch gewinnt, daß über dieselbe ein Principienkampf ausgebrochen ist, der nun schon seit einem Jahrhundert Geist und Herz der Nation in der gewaltigsten Weise in Anspruch nimmt. Das Thema dieses Kampfes in seiner einfachsten Bestimmtheit lautet: „Ist Jesus Christus in Wirklichkeit und Wahrheit der, als welchen ihn die heilige Schrift darstellt, oder verhält sich diese Sache doch etwas anders?“ In diesem größten aller Principienkämpfe hat nun der Staat durch seine Entscheidung in Betreff der Juden für den Augenblick Partei ergriffen. Denn das, was sich dem einfachsten Menschenverstand schon auf den ersten Blick klar herausstellt, daß nämlich jedes Urtheil und jede Entscheidung in der Judenemancipationsfrage zugleich ein Urtheil und eine Entscheidung über das Christenthum ist, und daß also bei jedem Urtheilenden die wesentliche Entscheidung davon abhängt, ob er von Herzen an Jesum Christum glaubt, oder ob er diesen Glauben weder hat noch kennt, — ganz dasselbe Resultat hat sich auch stets aus der gründlichsten und tiefsinnigsten Untersuchung ergeben, und es vermag kein Scharfsinn und keine Kunst der Theologen, Philosophen und Juristen die wesentliche Sachlage anders zu fassen und die Judenfrage abgelöst von der Frage nach der Wahrheit des Christenthums zu behandeln. Auch ein Jude kann die Sache des Judenthums nicht führen ohne ein entscheidendes Urtheil über das Christenthum; so muß der Verf. unserer Broschüre sofort mit diesem Bekenntniß seine Schrift eröffnen: „Wir Israeliten haben in Betreff der Zukunft einen Glaubensartikel (es ist der zwölfte unter den dreizehn), welcher also lautet: „ich glaube mit fester Zuversicht an die Ankunft des Messias, und obgleich er lange ausbleibt, warte ich dennoch seiner Ankunft.“ So vorsichtig der Verf. in seinen Urtheilen über das Christenthum sich ausspricht, so konnte er doch nicht umhin, das Christenthum als Unwahrheit hinzustellen, denn Unwahrheit muß das Christenthum nothwendigerweise sein, wenn der Messias erst noch erwartet wird. Ebenso klar und evident ist natürlich das Gegentheil. Aus diesem Dilemma kann man sich mit keiner Neutralitätserklärung, so erwünscht und so bequem sie auch unter Umständen sein mag, mit keinem non liquet retten, denn die Sache ist zu einfach und unverwickelt, und wer im 19. Jahrhundert der christlichen Kirche sich neutral gegen das Christenthum stellen will, der nimmt bekanntlich eine sehr bestimmte Stellung gegen dasselbe ein. Man mag sich also drehen und winden wie man will, in der Art und Weise, wie von mehreren Staaten gegenwärtig die Zulassung der Juden zu obrigkeitlichen Aemtern durchgeführt worden ist, ist zugleich ein Urtheil über das Christenthum ausgesprochen, selbst wenn man es weder beabsichtigt hat, noch sich dessen bewußt ist, denn alles subjective Denken vermag nichts gegen die objective Gedankennothwendigkeit; dieses Urtheil aber ist, bestimmter ausgedrückt, eine Verläugnung oder Verwerfung des Christenthums oder die Erklärung, daß man nicht wisse, was Wahrheit ist; die Pilatusfrage kann freilich gegenwärtig, nachdem das Evangelium seit 18 Jahrhunderten verkündigt worden ist, füglich keinen anderen Sinn haben als den, daß man nicht wissen wolle, was Wahrheit ist, und ist gleichbedeutend mit der Neutralitätserklärung. Ich sage, in der Art und Weise, wie die Zulassung der Juden erfolgt ist, liegt implicite die Verläugnung oder Verwerfung des Christenthums; denn die Sache ganz in abstracto genommen, so ließe sich wohl denken, daß einmal ein christlicher Staat, eine christliche Regierung den Versuch wage, das hartnäckige und trotzige Widerstreben dieses Volkes gegen den König der Wahrheit durch ganz besondere Liebeserweisungen, durch Gleichstellung mit den Christen hinsichtlich gewisser Vorzüge zu überwinden: aber dann müßte nothwendigerweise dieser

Zweck offen ausgesprochen sein, und es müßten solche Maßregeln getroffen werden, durch die sich die Erreichung dieses Zweckes wohl hoffen ließ. Einen ähnlichen Gedanken hatte Luther einmal beim Anfang der Reformation; die schlechten Erfahrungen aber, die er machte, brachten ihn bald davon zurück. Da nun in dem uns vorliegenden Falle von einer solchen specifisch-christlichen Tendenz durchaus nicht die Rede sein kann, so bleibt blos die andere von uns schon näher bezeichnete Deutung übrig. Es giebt hier nicht viel zu deuten und zu erklären; die Sache spricht selbst nur zu deutlich. Denn wenn ein Staat, dessen ganze Vergangenheit aufs Innigste mit dem Christenthume zusammenhing, fortan die Juden zu seinen obrigkeitlichen Aemtern (mit ganz geringen Beschränkungen) zuläßt, so erklärt er damit ganz deutlich, daß er für sich und seinen Dienst, was Treue, Gerechtigkeit, Selbstverläugnung, Gemeinsinn, Liebe zu Fürst und Volk anlangt, kurz, was die Haupteigenschaften eines guten Staatsdieners anlangt, die Juden als gleich und ebenbürtig den Christen ansieht. Dieses durch die Gleichstellung der Juden und Christen (hinsichtlich der obrigkeitlichen Aemter) ausgesprochene Urtheil ist es nun eben, von dem wir oben sagten, daß es eine überaus weitgreifende Bedeutung habe, eine kaum zu ermessende Bedeutung, mögen wir es nun betrachten, insofern es eine Aussage über gegenwärtige Zustände enthält oder ein neues Princip für das Verhältniß des Staates zum Christenthum aufstellt.

Zunächst wollen wir nur dieses bemerken, daß dieses Urtheil alle Christen, denen die Ehre ihres Christennamens am Herzen liegt, mit dem tiefsten Schmerze erfüllen mußte und erfüllt hat, ja daß selbst die, welche nur eine unklare Vorstellung von der Ehre dieses Christennamens haben, den Schlag gefühlt haben. Damit wir aber nicht in unnöthige oder gar ungerechte Klagen hierüber gerathen, müssen wir wohl bedenken und beherzigen, daß der Staat in diesem seinem Urtheil, soweit dasselbe eine Aussage über Gegenwärtiges enthält, sich offenbar auf dieselben Facta und dieselben Zustände beruft, welche auch die Kirche und alle ihre treuen Glieder als wirklich vorhanden und daseiend anerkennen — freilich aber mit dem tiefsten Schmerze als wirklich vorhanden und daseiend anerkennen. Denn was den Staat zu diesem Urtheil und dieser Entscheidung bewogen hat, ist ja allgemein bekannt sowohl durch öffentliche Erklärungen, als durch die so oft gehörten Raisonnements derer, die den Staat zu diesem Schritt aufgefordert und bestimmt haben; man sagt: „sind denn, wenn man unparteiisch die Sache beurtheilen will, die Juden, was Bildung und Leben anlangt, so ganz andere Menschen, als die Christen? zeigt sich denn in dem ganzen sittlichen Verhalten, in den sittlichen Eigenschaften beider ein so großer Unterschied? muß man nicht zugeben, daß die ordentlichen Juden hinter den Christen, wie wir sie alle Tage sehen, nicht zurückbleiben? wer will im Ganzen einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden finden?“ Leider müssen wir hier schweigen; wie sollte auch ein ernster Christ behaupten wollen, daß die großen Massen Namenchristen, die sich gegenwärtig überall

finden, in religiöser und sittlicher Beziehung wesentlich höher ständen, als solche Menschen, die keine Christen sind! Oder sollen wir deshalb ein Factum als solches in Abrede stellen, weil Andere einen Gebrauch davon machen, den wir bedauern müssen! Dem Raisonnement derer, welche für die Gleichstellung der Juden und Christen sind, liegen ja offenbar dieselben Facta und Zustände zu Grunde, über welche die Kirche und alle ihre treuen Glieder nicht aufhören zu klagen, daß nämlich seit einem Jahrhundert vorzugsweise in den höheren Ständen ein Abfall vom lebendigen Glauben an Christum herrschend geworden ist, wie er in Deutschland noch nie da war. Freilich wenn bisher die Geistlichen darüber klagten, daß grade die Beamten, die niederen wie die höheren, die Schulzen, die Amtleute, die Bürgermeister, die Mitglieder der Gerichtshöfe und der Regierungen oft und in vielen Fällen nicht das wären, was ihr Christenberuf fordere, da war man gleich bereit, hierin pietistische Uebertreibungen und hierarchische Anmaßungen zu sehen: das wird man fortan nicht mehr thun können, seit der Staat selbst erklärt hat, daß er jüdische Schulzen, jüdische Amtleute und Bürgermeister, jüdische Richter und jüdische Regierungsräthe und jüdische Minister den christlichen gleichstellen müsse.

Daß man von dem Verfall der Christenheit im Großen und Ganzen einen Schluß auf das Wesen des Christenthums macht — ist zwar nach allen Gesetzen der Logik ein falscher Schluß, aber wundern dürfen wir uns nicht darüber. Es ist auch keine vereinzelte Erscheinung. Es beruht vielmehr die ganze große geistige Bewegung, welche wir seit einem Jahrhundert mehr oder weniger offen, direct oder indirect, gegen den lebendigen Glauben an Jesum Christum und gegen alle göttliche Offenbarung gerichtet sehen — wir wollen einmal diese Bewegung kurz die Entwicklung des modernen Zeitgeistes nennen — ich sage: diese ganze geistige Bewegung beruht auf einem solchen Schluß, und die offenbar große Macht und das scheinbare Recht des modernen Zeitgeistes gründet sich lediglich auf die schlechte Wirklichkeit, die sich seit langer Zeit in der Christenheit so breit macht. Weil sehr viele Christen, namentlich in den tonangebenden Kreisen, nicht das sind, was ihr Name fordert, so macht der Zeitgeist sofort den Schluß, daß man keinen rechten Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen finden könne; weil lange Zeit bei den hohen und gebildeten Ständen, ja selbst bei den Leitern und Dienern der Kirche wenig oder gar kein lebendiger Glaube vorhanden gewesen ist, während doch alle aus meist ganz egoistischen Gründen die äußere Form dieses Glaubens beibehielten und festhielten, so sind lediglich auf Grund dieser traurigen, zum Theil ganz widerlichen Wirklichkeit selbst von den verständigsten und scharfsinnigsten Gelehrten Behauptungen über das Christenthum aufgestellt worden, die an Unverstand nicht ihres Gleichen haben, Behauptungen, wie die, daß jede Religion mehr oder weniger die Erfindung habgieriger und herrschsüchtiger Priester und unzertrennlich von Heuchelei sei, daß die großen Thaten und Wunder Gottes, wie sie die heilige Schrift berichtet, orientalische Mythen, daß der weltüber-

windende Glaube der Apostel und Märtyrer eine Phantasie aufgeregter Menschen sei, daß das Christenthum und Judenthum und der Islam dem innersten Wesen nach so wenig von einander zu unterscheiden seien, wie drei Ringe, die Jemand absichtlich so gleich habe machen lassen, daß man sie nicht unterscheiden könne. Und diese monströsen Behauptungen sind von denselben hohen und gebildeten Ständen, durch deren Elendigkeit und Erbärmlichkeit sie ganz allein möglich gemacht worden waren, als eine ganz besondere Weisheit, als der große Fortschritt der Aufklärung und Neuzeit bewundert und angestaunt worden. Unsere scharfsinnigsten Philosophen und Theologen haben mit einander in den Beweisen gewetteifert, daß es keine Wunder gebe, weil sie von dem Gebet und der Liebe, die alle Tage Wunder thun kann, nichts weder an sich noch an Anderen, auch nicht einmal ein Analogon dazu bemerkt und erfahren haben. Auch alle revolutionären Theorieen und alle s. g. Beweisführungen für die Republik, als „vernünftigster Staatsform" nehmen ihre ganze Völker blendende und täuschende Beweiskraft aus der schlechten Wirklichkeit, die sich in Monarchieen findet. So leicht es nun auch ist, die logische Verkehrtheit und den gefährlichen Trug, der in solchen Schlüssen liegt, nachzuweisen, so dürfen wir uns doch nicht einbilden, durch wissenschaftliche Beweisführungen und Verstandesgründe den Unglauben und Zweifel der Gebildeten und Gelehrten im Fundamente erschüttern zu können; die Macht des modernen, wider die christliche Kirche gerichteten Zeitgeistes ist durch seine fast hundertjährige Herrschaft so gewaltig geworden, daß er einen unglaublich starken Einfluß auch auf die übt, denen man weder die Absicht, noch das Bewußtsein einer Opposition gegen das Christenthum zuschreiben darf, auf gutgeartete und edelgesinnte Naturen, ja sogar auf die, welche wirklich ein religiöses Bedürfniß haben und sich gern zur Kirche halten möchten. Durch dieses Alles ist grade unter den Gebildeten die für unsere Zeit ganz charakteristische Confusion der religiösen und sittlichen Begriffe und Vorstellungen entstanden, und eine Folge davon ist, daß oft selbst die begabtesten und geistreichsten Männer das nicht einsehen und verstehen können, was sonst der einfachste Menschenverstand eines treuen Christenmenschen einsieht und versteht.

Wohin eine solche Confusion der sittlichen Begriffe, wenn sie länger anhält, schließlich führen muß, ist leicht vorauszusagen. Ist es aber in Gottes Rath beschlossen, daß Deutschland eine Zukunft hat, dann muß es bald dahin kommen, daß es den Widersachern des Christenthums unmöglich wird, länger die schlechte Wirklichkeit als ein Argument für sich auszubeuten, dann muß die Christenheit wiederum durch ihr Dasein, durch ihr Glauben und Lieben, durch ihr Dulden und Leiden einen Beweis, den ihr eigenthümlichen Beweis des Geistes und der Kraft, führen, vor welchem die ganze große Weisheit des modernen Zeitgeistes verstummen muß. Dann, wenn im Großen und Ganzen wiederum christliches Leben erwacht ist, werden ganz von selbst die Fundamente der ungläubigen Wissenschaft fallen, dann wird man es ganz unbegreiflich finden, wie von unseren größten Philosophen und gefeiertsten Theologen, von unseren größten Dichtern, von unseren größten Naturforschern, kurz von unseren größten Autoritäten in Kunst und Wissenschaft über den christlichen Glauben und die christliche Kirche solche Behauptungen und Urtheile haben ausgesprochen werden können, wie sie doch wirklich seit hundert Jahren ausgesprochen und von der großen, großen Mehrzahl der Gebildeten nachgesprochen und fanatisch festgehalten worden sind; dann wird man es auch nicht begreifen können, wie es möglich war, die Juden als Gesetzgeber, als Richter, als Leiter und Regierer der Christen aufzustellen, man wird die Confusion der sittlichen Gedanken nicht begreifen können, in welcher man, um die Sache nur einigermaßen zu rechtfertigen, gesagt hat, „der Staat als solcher sei religionslos, sei indifferent gegen Religion", weil ja nur der einfachste Menschenverstand dazu gehört, um zu begreifen, daß der Staat nichts anderes ist, als das in eine bestimmte Ordnung und Gesetz gebrachte Leben eines Volkes — und dieses seinem Untergang entgegeneilt, sobald es religionslos oder indifferent gegen die Religion wird. Dann wird auch allgemein und von Allen zugegeben werden müssen, daß die Judenemancipationssache, wie sie in unserer Zeit betrieben wird, lediglich im Dienste des wider Christum gerichteten Zeitgeistes steht, und daß aufrichtige Christen nur an der s. g. Judenmission, nicht aber an der s. g. Judenemancipation sich betheiligen können.

Dem Verfasser dieser Zeilen kommt es besonders darauf an, auf den inneren Zusammenhang hinzuweisen, in welchem die Zulassung der Juden zu obrigkeitlichen Aemtern mit den widerchristlichen Strömungen des Zeitgeistes steht. Dem modernen Zeitgeiste boten sich ganz von selbst die Juden als natürliche Bundesgenossen dar. Sehr richtig sagt P. Cassel in seiner „Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems", einer kleinen sehr lesenswerthen Schrift, S. 16: „die Juden haben sich, wie gegen Jesum, gegen die Christen immer mit den Machthabern des Unglaubens verbunden." Darüber darf man sich nicht wundern, denn Feindschaft wider Christus und die christliche Kirche ist mit der Existenz des Judenthums nothwendig verbunden; ohne diese Feindschaft hat das Judenthum keinen Grund mehr, seine Besonderheit, die doch mindestens mit mancherlei Unbequemlichkeiten und Verdrießlichkeiten verbunden ist, festzuhalten; Indifferenz gegen Christus, welche wohl Manche bei den Juden anzunehmen geneigt sind, kann blos innerhalb der christlichen Kirche stattfinden, da wo der Schlaf oder Tod herrscht. Wenn aber die Juden diesen ihren Gegensatz gegen die christliche Kirche nur mit Vorsicht hervortreten lassen, und nur soweit als ihre Sicherheit und die jeweiligen Machtverhältnisse es erlauben, so wird man darin keine Annäherung an christliches Wesen erkennen können. P. Cassel weist auf ihre Verbindung mit den jeweiligen mächtigen Feinden der Christen oft genug hin. „Sie entrüsteten, wie bei der Predigt des Apostels Paulus, die Seelen der Heiden gegen ihre

Brüder. Fromme Lehrer der Kirche beklagten sich, daß die Juden das christliche Wesen mehr als das heidnische haßten, den Christen überall Fallen legten, überall hinsandten, um ihre Lehren zu verhindern. Die feindlichen Schriftsteller der Heiden, wie Celsus, liehen ihre Waffen von den Juden." S. 19. — „Als das Christenthum noch im Kampfe mit dem noch nicht ganz bezwungenen Heidenthume war, hatten die Juden mit diesem gegen den gemeinschaftlichen Feind gewirkt. Die Secten, welche innerhalb der Kirche Zweifel an der Göttlichkeit Christi und seiner alleinigen Erlösung lehrten und ausbreiteten, fanden in den Juden ihre Bundesgenossen." Sobald das Christenthum im Römischen Reiche Staatsreligion geworden war, „standen sie immer den Feinden, den kirchlichen wie politischen, nahe. Sie unterstützten die heidnischen Perser, wenn sie in das Römische Gebiet einfielen; sie halfen diesen in dem großen Kriege, den sie gegen Kaiser Justinian führten; sie unterstützten sie 80 Jahre später bei der Eroberung von Palästina." S. 20. — „Im westgothischen Reiche schüren sie innere Empörungen an und sie haben Theil an der Einladung der Araber durch einen verrätherischen Fürsten im J. 711. An ihnen findet der einbrechende Feind zahlreiche Genossen; sie besetzen während seines Fortschrittes mit bewaffneter Hand die eroberten Städte Cordova, Toledo, Sevilla." S. 24. „Ein Jude soll zur Eroberung von Rhodus dem Sultan Soliman gerathen haben" S. 64 u. s. w. Wie viel gegenwärtig jüdische Literaten dem modernen Zeitgeiste in seinem Kampfe gegen die christliche Kirche und christliches Wesen dienen und gedient haben, ist nur dem unbekannt, dem die neuere Literatur und unsere Tagesliteratur unbekannt ist. Man denke nur an den einen H. Heine.

Dem modernen Zeitgeiste ist aber die Frage wegen Zulassung der Juden zu obrigkeitlichen Aemtern auch noch in der Beziehung eine ganz erwünschte, weil sie seiner Taktik völlig und vollkommen entspricht. Denn wo es möglich ist, vermeidet er offen und direct das Christenthum anzugreifen, weil er dann doch oft eine Opposition gegen sich erweckt, welcher er sich nicht gewachsen fühlt; seine besten und größten Triumphe hat er stets durch maskirte und indirecte Angriffe erfochten; er gibt sich dann den Schein, als erkenne er die christliche Kirche an, verlangt aber für diese Großmuth, daß man ihn auch anerkennen solle; so fordert in dem vorliegenden Falle der moderne Zeitgeist, daß man die jüdische Religion als gleichberechtigt neben der christlichen hinsichtlich der Befähigung für obrigkeitliche Aemter anerkenne, und bei der oben erwähnten herrschenden Confusion der religiösen Begriffe wagt er sogar den Ausdruck „jüdische Confession" — ein offenbarer Widersinn und ein Pendant zum jüdischen Weihnachten. Die Vertreter des Zeitgeistes fühlen sehr gut, daß, wenn man die jüdische Religion so neben die christliche stellt, es auch so viel heißen kann, als stelle man sie beide einander gleich, und daß durch solche Gleichstellung das Christenthum gradezu aufgehoben wird; sie fühlen sehr gut, daß

in einer solchen Nebeneinanderstellung des Judenthums und Christenthums für den Christen nothwendig eine Verläugnung oder Verwerfung des Christenthums enthalten ist. Es liegt ein grober, handgreiflicher Widerspruch in der gleichmäßigen Anerkennung der christlichen und jüdischen Religion. Es gehört nicht allzuviel Sachkenntniß dazu, um zu wissen, daß das, was man jetzt „jüdische Religion" nennt, von der christlichen Kirche als Aberglauben und Unglauben bezeichnet wird; im kanonischen Rechte, in allen officiellen Erlassen der Kirche und des Staates werden diese Ausdrücke „Aberglaube und Unglaube" von dem Judenthum gebraucht. Der einfachste Menschenverstand sieht ja auch ein, daß, wenn Jesus Christus die Wahrheit ist, dann diejenigen, die Ihn gekreuzigt haben, in die gräßlichste Feindschaft wider die Wahrheit getreten sind; mit denen aber, welche das „Kreuzige, Kreuzige" gerufen haben, treten von da ab alle Juden durch ihre fortgehende Verwerfung Jesu Christi in solidarische Verbindung; seit die Juden mitten unter christlichen Völkern zerstreut leben, müssen sie sich täglich dieser Verwerfung bewußt werden. Der gröbste, handgreifliche Irrthum ist es, bei diesen Juden zu sagen, sie seien die Fortsetzung des alten Volkes Israel, das Gott sich zu Seinem Volke erkoren, denn bekanntlich ist die christliche Kirche die legitime Fortsetzung dieses Israels, die rechte Christenheit ist das wahre Israel des Neuen Bundes. Dagegen sind unsere Juden nur dem Fleische nach Juden, nicht nach dem Geiste; es ist aber schon im A. T. sehr oft zu lesen, daß das fleischliche Israel nichts taugt, und die Propheten sagen sehr oft, daß die Heiden besser wären als solch fleischliches Israel. Der rechte Israelite ist der, der den lebendigen Gott, den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs kennt und liebt von ganzem Herzen und Gemüthe und mit allen Kräften; ein solcher muß zu Christus kommen — das ist eine innerlich drängende Nothwendigkeit, die auch stets geschichtlich wird — solche Israeliten waren die, welche dem Herrn Jesu, als er auf Erden wandelte, und nachher seinen Aposteln folgten; diese, also die rechte Christenheit auf Erden, sind das wahre Israel; die ungläubigen Juden fielen aber damals von ihrer wahren Nationalität ab, und auf sie und ihre Nachkommen ist nun der Fluch gekommen, den ihnen Moses als Strafe des Abfalls verkündigt hat: „Der Herr wird dich zerstreuen unter alle Völker, von einem Ende der Welt bis an das andere — dazu wirst du unter denselben Völkern kein bleibend Wesen haben und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben — du wirst ein Scheusal und ein Sprüchwort und Spott sein unter allen Völkern, wohin dich der Herr getrieben hat — der Herr wird dir daselbst ein bebendes Herz geben und verschmachtete Augen und verdorrte Seele; Nacht und Tag wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein."

Auch das moderne Bewußtsein kann von seinem eigenen Standpunkt aus eine gewisse Einsicht in die Sache gewinnen. Das gewöhnliche Raisonnement, mit dem man die Gleichstellung

der Juden und Christen begründen will, daß nämlich kein wesentlicher Unterschied zwischen beiden sei, leidet doch an einem so erheblichen Fehler, daß er auch von den also Raisonnirenden bemerkt werden muß. Zugegeben, was wir natürlich nicht zugeben, die Juden wären in ihrem sittlichen und politischen Sein und Denken den Christen gleich, warum sondern sich denn die Juden durch ihre Beschneidung, durch den Sabbath und vieles andere Ceremoniell, welches sämmtlich vor dem modernen Bewußtsein schwerlich Anerkennung und Billigung finden dürfte, von unserer Gemeinschaft ab? Entspricht es der Vernunft unserer Zeit, durch solche Besonderheiten sich von dem allgemeinen Wesen und der allgemeinen Sitte zu unterscheiden? Muß man nicht vom modernen Standpunkt aus sagen, daß das Judenthum ein wider alle Vernunft und wider alle Lehren der Geschichte zähe festgehaltener Gegensatz und Widerspruch gegen die allgemein herrschende Religion ist? Wir wollen uns aber das Judenthum auch einmal seinem inneren Wesen nach betrachten. Die Seele desselben ist die Erwartung des Messias — ganz natürlich und nothwendig, nachdem sie den wahren Messias verworfen haben. Nun bedenke man einmal, wie oft seit 1800 Jahren diese Erwartung, in welcher das Fundament ihres Daseins enthalten ist, aufs gröbste getäuscht worden ist! Von zwei falschen Propheten, die Messias sein wollten, berichtet uns schon die Apostelgeschichte, und daß Viele denselben folgten und untergingen; kurz vor dem Jahre 70 wurde der Messias schon wiederum und zwar mit besonderer Zuversichtlichkeit erwartet; die furchtbare Zerstörung Jerusalems war die Antwort darauf. Im Anfang des zweiten Jahrhunderts erhebt sich wiederum in Barcochba ein Messias; wiederum folgte eine schauderhafte blutige Niederlage, welche viele, viele Tausende von Juden verschlang. „Das Geschick (Worte aus der oben angef. Schr. S. 74), das sie zu den Zeiten des Barcochba getroffen, wiederholte sich noch oft. Wie sehr mußte ihr Herz leiden, wenn es so oft sich täuschen ließ. Ueberall erwarteten sie die Nähe des Messias und brachen los, wenn ein Betrüger die Kunst besaß, die Gerngetäuschten zu blenden. Ihr Messias soll sie retten und rächen. Ihn erwarten sie in Arabien, als Muhamed sie drückt. In Palästina krönen sie 521 einen Mann zum Könige, morden und plündern, bis sie mit ihm fallen. In Syrien steht 721 ein Prophet auf und behauptet der Messias zu sein. Als man ihn gefangen nimmt, gesteht er ein, mit den Juden gescherzt zu haben. In Persien stehen mehrmals Betrüger auf, welche Tausenden das Leben kosten. Aehnliche Dinge gehen in Europa vor. Ums Jahr 960 ist am Rhein eine allgemeine Messiaserwartung. Zu Benjamin von Tudela (um 1170) sprachen die deutschen Juden, „hätten wir uns nicht gefürchtet, daß noch nicht gekommen sei das Ende, wir hätten uns schon versammelt.“ Eine große Anzahl Juden aus Speier, Worms, Mainz und der ganzen Wetterau läßt 1286 Heimath und Vermögen im Stich, um den Messias zu suchen, von dem sie gehört. Die Schwärmereien des 16. und 17. Jahrhunderts regten diese Hoffnungen noch mehr an. Verblendete Christen bildeten sich ein, der Messias der Juden zu sein, wie der Quäker James Naylor und der wunderliche Däne Oliger Pauli. Cromwells Erscheinung machte auf die Juden solchen Eindruck, daß sie ihn für ihren Stammesgenossen und Messias hielten. Zu seiner Zeit erhob sich der größte Betrüger der neueren Juden in der Türkei, Sabbatai Zebi. Dieser Mensch, geboren 1625, regte die ganze türkische Judenheit auf. Seine Lehre ward weithin von gläubigen Anhängern getragen. Wie ein König zog er einher. Endlich ließ ihn der Großwessir einsperren; aber überall galt er noch als der Held und Erlöser. Zuletzt wurde er durch Todesfurcht gezwungen, seine Thorheit einzugestehen. Man legte ihm keine andere Strafe auf, als Moslem zu werden. Dies geschah und er wurde Thorhüter mit 50 Aspern Gehalt. Noch immer waren die Juden nicht enttäuscht. Es gelang ihm sogar, viele zum Islam zu locken. Noch über ein Jahrhundert dauerte der Streit über seine Person und seine Secte. So hartnäckig ist der Unglaube, weil er blind ist, denn die Juden büßen, weil sie nicht sahen, als sie konnten — damit, daß sie nicht mehr sehen können, wenn nun ihr Herz darnach dürstet.“ Aus allem diesem erkennt man doch nun deutlich, daß die Juden durch keine Belehrung der Geschichte und kein Gottesgericht sich von ihrem Fundamentalirrthum überzeugen lassen wollen. Muß man nun nicht sagen, die Juden sind, seitdem sie den König der Wahrheit verworfen, ein Volk der Täuschung geworden? Die neueste Täuschung, der sie sich hingegeben haben, ist die, daß der moderne Zeitgeist ihnen helfen und sie erlösen und befreien werde! Die Unglücklichen fühlen und merken nicht, daß wirkliche Theilnahme für sie nur bei aufrichtig gläubigen Christen sich findet.

Das Resultat unserer Betrachtung ist: wer weiß, was das Christenthum ist, wer die Bedeutung und Wesen des Judenthums kennt, der muß zugestehen, daß ein Staat, dessen ganze Vergangenheit aufs innigste mit dem Christenthume verbunden war, durch Zulassung der Juden zu den obrigkeitlichen Aemtern sich einer Verläugnung oder gar Verwerfung des Christenthums schuldig macht; ich sage, er macht sich in diesem Acte der Verläugnung oder Verwerfung des Christenthums schuldig, wenn er sich auch in vielen anderen Acten thatsächlich und principiell zum Christenthume bekennt; so ist es ja bekannt, daß unsere

Verfassungsurkunde, aus welcher man die Nöthigung zu dieser Zulassung ableitet, in mehreren Paragraphen die christliche Religion und die christlichen Kirchen ausdrücklich anerkennt. Aber daraus ergiebt sich eben nur der ungeheure Widerspruch, der hinsichtlich dieses Punktes in unserer Verfassungsurkunde enthalten ist, daß nämlich das Christenthum anerkannt und nicht anerkannt wird, ein Widerspruch, der lediglich seinen Grund in der oben erwähnten und erklärten Confusion der sittlichen und religiösen Begriffe hat.

Wegen dieses Widerspruchs sind nun zwei ganz verschiedene Deutungen unserer Verfassungsurkunde möglich und haben sich bereits schon geltend gemacht. Man kann von der einen Seite sagen:

Da in unserer Verfassungsurkunde die christliche Religion und die Evangelische sowie Römisch-Katholische Kirche ausdrücklich anerkannt werden, so können in derselben Urkunde diejenigen Religionen, welche nach dem Christenthume (und zwar übereinstimmend von der Griechischen, Römischen und Evangelischen Kirche) als offenbar der Unwahrheit dienend und auf ihr beruhend betrachtet werden müssen, nämlich das Heidenthum, Judenthum und Islam, unmöglich als gleichberechtigt mit dem Christenthume angesehen werden; es ist das nicht eine subtile oder fern liegende Consequenz, sondern es ist die innerlich und nothwendig mit jeder Position verbundene, ihr so zu sagen immanente Negation, daß, wo das Christenthum als Wahrheit anerkannt wird, alles das, was demselben direct und principiell widerspricht, als Unwahrheit betrachtet werden muß. Wenn deshalb in unserer Verfassung die Freiheit des religiösen Bekenntnisses gewährleistet und der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte als unabhängig vom religiösen Bekenntniß erklärt wird, so kann damit unmöglich ein Freibrief für Anhänger einer Religion gegeben sein, welche auf der Unwahrheit beruht; sogar der Wortlaut läßt es nicht zu; denn der Ausdruck Bekenntniß ist ein specifisch-christlicher, ist nirgends anders, als innerhalb der christlichen Kirche entstanden und hat nur innerhalb derselben einen Sinn, bezeichnet eine Species im Verhältniß zum Genusbegriff „christliche Kirche"; es giebt und hat viele heidnische Religionen gegeben, aber es giebt keine heidnischen Confessionen; innerhalb des Judenthums hat sich neuerdings etwas Besonderes gebildet, was man Reformjudenthum nennt, aber zu einer jüdischen Confession ist es noch nicht gekommen; „jüdische Confession" ist demnach Nonsens und gehört in gleiche Kategorie mit dem jüdischen Weihnachten. Auch der in der Verfassungsurkunde einigemal vorkommende Ausdruck „Religionsgesellschaft" kann nicht zu Gunsten der Juden gedeutet werden; er kommt zuerst in §. 12 vor, wo es heißt: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet." Wer in aller Welt, sobald er der deutschen Sprache nur einigermaßen mächtig ist, könnte wohl sagen, „die Juden vereinigen sich zu einer Religionsgesellschaft?!" Das würde bloß heißen: sie bilden innerhalb des Judenthums eine besondere religiöse Gesellschaft — ein Sinn, der ganz werthlos ist für die, welche etwas ganz anderes aus diesen Worten deduciren wollen. Die Juden sind ein seit uralter Zeit bestehender eigenthümlicher Volksstamm mit eigenthümlichen religiösen Formen, und ihre weltbekannte, seit Jahrhunderten her datirende Existenz mitten unter uns kann man selbst im Judendeutsch nicht mit den Worten bezeichnen, sie hätten sich zu einer „Religionsgesellschaft vereinigt." Der Ausdruck „Religionsgesellschaft" und „Vereinigung zu einer Religionsgesellschaft" paßt lediglich für christliche Verhältnisse; Christen können sich von den bestehenden historischen Kirchen trennen und besondere Religionsgesellschaften stiften; die Verfassung will nun nicht bloß den großen Confessionen, der evangelischen und römisch-katholischen, sondern allen Abzweigungen derselben, den schon bestehenden wie noch entstehenden, gleiche politische Rechte einräumen; auch die Verbindung, in welcher das Wort Religionsgesellschaft in der Verfassungsurkunde vorkommt, zeigt deutlich, daß nur von christlichen die Rede ist. Da ferner in der Verfassungsurkunde nirgends der Juden Erwähnung geschieht, so ist durch dieses Stillschweigen deutlich ausgesprochen, daß die bisher in Preußen in Betreff derselben erlassenen Gesetze, die bekanntlich sehr human und liberal sind, als vollkommen genügend und keines Zusatzes bedürftig erkannt werden. Aus allen diesen Erörterungen ergiebt sich, daß in dem viel genannten §. 12 der Verfassung — „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse" — an die Juden gar nicht zu denken ist; denn sollten diese hier subsumirt werden, so hätte es mindestens heißen müssen: „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von der Religion" — oder deutlicher und verständlicher ausgedrückt: „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig davon, ob Jemand Religion hat und welche, ob wahre oder falsche; der Staat als solcher ist gegen die Religion indifferent"; denn dies und nichts anders meint man und muß man meinen, wenn der Paragraph den Sinn haben soll, daß die Juden und Christen hinsichtlich ihrer bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte als gleichberechtigt zu betrachten seien. Da jedoch unser ganzes Dasein und unsere ganze Vergangenheit verbieten, jenen Worten der Verfassungsurkunde einen Sinn unterzuschieben, wonach der Staat erklären würde, daß ihm die Religion seiner Diener, ob wahr ob unwahr, ganz gleichgültig sei, so ist die zu Gunsten der Juden lautende Deutung nothwendig aufzugeben, und das um so mehr, da sie nicht einmal den Wortlaut für sich hat, dieser vielmehr durch die Ausdrücke: „religiöses Bekenntniß", „Vereinigung zu Religionsgesellschaften" deutlich genug sagt, daß lediglich von Bekennern des Christenthums die Rede sei.

Diese Deutung unserer Verfassungsurkunde ist möglich und giebt einen guten Sinn; ja, wer diese Urkunde unbefangen, ohne alle Rücksicht auf Zeit und Umstände, unter denen sie entstan-

den, lieſt, könnte ſogar ſagen, daß dieſe Deutung die einzig vernünftige, die einzig treffende ſei.

Bekanntlich aber hat von Anfang an auch die entgegengeſetzte Deutung zahlreiche und bedeutende Vertheidiger gehabt, die Deutung, wonach es ſogar als ein Characteriſtikum unſerer Verfaſſungsurkunde erſcheint, daß durch ſie Juden und Chriſten völlig gleiche Berechtigung hinſichtlich der bürgerlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte erhalten, die Zulaſſung der Juden alſo zu den obrigkeitlichen Aemtern als nothwendig anzuſehen iſt. Während die erſte Deutung vom vorigen Miniſterio, wie es ſcheint, feſtgehalten wurde, iſt die zweite von dem gegenwärtigen als die authentiſche hingeſtellt worden. Es iſt nicht unſre Aufgabe, die Gründe für dieſe zweite Deutung zu entwickeln, aber ganz offen geſtehen wir, daß, ſo lieb und willkommen uns auch die erſte Deutung iſt, wir doch in Anbetracht der Zeit und Umſtände, unter welchen unſere Verfaſſungsurkunde entſtanden iſt, nicht umhin können, die zweite Deutung als die dem Sinne derer, welche dieſe Urkunde wünſchten und ſchrieben, entſprechende zu bezeichnen. Sobald dieſe zweite Deutung aber als die richtige anerkannt wird, dann muß zugleich der Verfaſſungsurkunde der Vorwurf des gewaltigſten Widerſpruchs gemacht werden, denn dann hat ſie Chriſtenthum und Judenthum als gleichberechtigt für den Staat nebeneinander geſtellt, d. h. ſie hat zwei Lebensprincipien, die ſeit 18 Jahrhunderten ſich wie Wahrheit und Unwahrheit gegenüberſtanden und auch fernerhin, ſo lange man Wahrheit und Unwahrheit unterſcheidet, ſich ebenſo gegenüberſtehen werden, ganz naiv als zwei gleichberechtigte, dem Staate gleich werthe Größen nebeneinander geſtellt. Das Judenthum herrſchend und das Chriſtenthum verfolgt oder geduldet, ſowie umgekehrt — das hat einen denkbaren Sinn; dieſes Verhältniß hat einmal beſtanden und könnte alſo auch wiederum eintreten; aber Chriſtenthum und Judenthum als gleichberechtigt nebeneinander ſtellen! — aus dieſer für einen denkenden Menſchen wahrhaft ſchauerlichen contradictio kann man ſich bloß dadurch retten, daß man bei dem, der einen ſolchen Gedanken ausſpricht, eine reservatio mentalis annimmt, demnach annimmt, daß er im Grunde der Seele doch nur das eine Princip als das berechtigte und das directe Gegentheil deſſelben als unberechtigt anſieht, oder beide Principe als unberechtigt (man ſagt jetzt als „überwunden") anſieht, oder beide überhaupt nicht kennt. Ueberall aber, wo man die Wahrheit von der Unwahrheit nicht mehr unterſcheiden will oder kann oder mag, da iſt man beim Anfang des Endes angelangt, und der Widerſpruch, von dem eben die Rede war, iſt ein ſolcher, daß an ihm und durch ihn die einzelnen Menſchen, wie ganze Staaten und Völker zu Grunde gehen.

Wir ſind weit davon entfernt, irgend Jemand Vorwürfe machen zu wollen; wenn in dieſer Angelegenheit von Vorwürfen die Rede ſein ſollte, ſo könnte nur an ſolche zu denken ſein, die jeder ernſte Chriſt ſich ſelbſt machen muß, daß er an ſeine Bruſt ſchlägt und ſich fragt, wie viel er ſelbſt durch ſein

Thun und Denken und durch ſein ganzes Leben mit zu der großen, ſchrecklichen Verwirrung der Begriffe beigetragen hat, daß gegenwärtig ſo viele Menſchen nicht mehr recht den Chriſten von dem Nichtchriſten unterſcheiden können. Wir wiſſen auch ſehr gut, daß das Recht der ſchlechten Wirklichkeit ſich nicht durch bloße Darlegung der richtigen Grundſätze und durch ein Bekennen zu denſelben beſeitigen läßt, wir wiſſen auch, daß ein Staat durch das bloße Ausſchließen der Juden von den obrigkeitlichen Aemtern noch nicht ein chriſtlicher wird. Aber wir halten es für Chriſtenpflicht, den eigentlichen Status controversiae ſo viel wie möglich offen darzulegen und auf die furchtbaren Gefahren hinzuweiſen, die unausbleiblich ſind, wenn man auf Grund der ſchlechten Wirklichkeit neue Geſetze hinſtellt, in denen nicht bloße neue Staats- ſondern neue Lebensprincipien enthalten ſind, die ganz direct ſich gegen das Chriſtenthum richten.

Durch die Zulaſſung der Juden zu den öffentlichen Aemtern iſt nun auch die Frage wegen Anſtellung der Juden an Gymnaſien und Realſchulen, um auf dieſe unſere erſte Sache zurückzukommen, eine ſchwierige geworden. An ſich zwar iſt dieſe Frage leicht zu beantworten, auch unter gehöriger Beachtung der Verfaſſung. Nach der urſprünglichen Beſtimmung und nach der wahren Aufgabe dieſer höheren Unterrichtsanſtalten iſt es nämlich ganz unmöglich, die Juden zuzulaſſen. „Die Verſchiedenheit der Religion", um mit den Worten des Verf. der Broſchüre S. 11 zu reden, iſt wirklich der einzige aber auch völlig ausreichende Grund, „die Zulaſſung der jüdiſchen Lehrer in der That für alle Zeiten unmöglich zu machen und das entgegengeſetzte Verfahren der nächſtvorhergehenden Jahre als eine unverantwortliche Conceſſion an die damalige Zeitſtrömung erſcheinen zu laſſen." Auch unſere Staatsregierung hat dem letzten Landtag gegenüber das chriſtliche Recht an dieſer Stelle entſchieden feſtgehalten, worüber wir uns nur von Herzen freuen können. Der Regierungs-Commiſſarius machte in einer Sitzung der Unterrichts-Commiſſion des Abgeordnetenhauſes, in welcher über die Zulaſſung von Juden als Lehrer an Gymnaſien und Realſchulen verhandelt wurde, mit vollem Rechte geltend, „daß die Juden außer Stande ſeien, gleiche Pflichten mit den Chriſten zu übernehmen, denen man ſie in den Rechten am öffentlichen Schulamt gleichſtellen wolle. Eine ſolche Ungleichheit ſei nicht im Sinne der Verfaſſung. Man werde am wenigſten ſolche Juden als Lehrer wünſchen können, die gegen die Vorſchriften ihrer eigenen Religion gleichgültig ſeien. Die es nicht ſeien, würden u. a. nicht an 6 ſondern nur an 5 Wochentagen und eben ſo an den jüdiſchen Feſten nicht beim Unterricht zu verwenden ſein und ſich von der Betheiligung an der gemeinſamen Morgenandacht, Kirchenbeſuch u. ſ. w. ausſchließen müſſen. Dies hange mit dem wichtigſten Grunde gegen die Aufnahme von Juden in die Lehrercollegien chriſtlicher Schulen zuſammen, der darin liege, daß die Schule, auch Gymnaſium und Realſchule, nicht ausſchließlich den Unterricht ſondern eben ſo ſehr die Erziehung zum

Zweck habe. Die Einheit sittlicher Ueberzeugungen, in welcher das Lehrercollegium den Schülern gegenüber stehe, bilde das wirksamste Mittel der Schuldisciplin; die Wurzeln der Sittlichkeit aber liegen im religiösen Glauben, und der pädagogische Zweck der christlichen Schule sei deshalb ein specifisch christlicher. Durch den gleichberechtigten Eintritt von Juden in die Lehrercollegien werde diese innere Einheit derselben für gleichgültig erklärt und aufgelöst; man sage sich dadurch von der tieferen sittlichen Aufgabe der Schule los und sie sei dann nur noch ein Institut zum Unterricht in einzelnen Gegenständen durch einzelne Fachlehrer. Es komme also weniger darauf an, daß verschiedene Lehrobjecte unabhängig von der Religionsübung seien, als darauf, daß die pädagogische Aufgabe der Schule, bei der alle Lehrstunden mitwirken und an der sich zu betheiligen jetzt alle Lehrer einer Anstalt berufen sind, niemals ganz unabhängig von der Religion sein kann. Aber auch unter den Lehrobjecten würden sich sehr wenige völlig isoliren lassen; dieß sei unmöglich bei allen welche ethischer Natur sind, also bei allen historischen und sprachlichen. Zwar werde griechische und lateinische Grammatik sehr gut auch von Juden eingeübt werden können; die Interpretation der Classiker und die Behandlung der Literatur hange aber mit der gesammten Weltanschauung des Lehrers eng zusammen, welche bei einem Christen grundverschieden von der des Juden sei. Daß vorübergehend einzelne Juden an Gymnasien unterrichtet hätten, ließe keine Consequenz zu; es handle sich jetzt um das Princip der Gleichberechtigung: die Anerkennung desselben würde einen verhängnißvollen Wendepunkt in der Entwickelung des Preußischen Schulwesens bilden."

So treffend und wohlbegründet diese Darlegung ist, und so sehr wir wünschen, daß die Staatsregierung diese gute, für das Bestehen des Staates segensreiche und nothwendige Position festhalte, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß ihr dieses unter Umständen sehr schwer werden dürfte, da sie auf der anderen Seite mit größter Bestimmtheit und wiederholt den Grundsatz ausgesprochen hat, daß Juden und Christen dem Staate gegenüber völlig gleiche Berechtigung hätten. Löset man grundsätzlich das obrigkeitliche Amt ab von christlichem Glauben und christlichem Bekenntniß, so kann man der Forderung, auch das Lehramt davon abzulösen, nicht viel entgegenstellen. Der Staat bekennt sich durch die mehrfach erwähnte Entscheidung zu zwei Principien, von denen das eine das andere ausschließt; dieser Widerspruch kann nicht ausgeglichen sondern nur so entschieden werden, daß das eine oder das andere anerkannt wird, daß man sich entweder offen für die Wahrheit in Christo ausspricht oder das Gegentheil thut, indem man alle Religionen für gleich wahr (und was in diesem Falle ganz gleichbedeutend ist für gleich unwahr) erklärt. Die äußere Entscheidung d. h. die von der Staatsregierung ausgehende, auch wenn sie für das christliche Recht günstig wäre, ist noch nicht die Hauptsache; aber wir halten auch diese äußere Entscheidung für eine nothwendige, schon um der grenzenlosen Verwirrung der sittlichen Begriffe ein Ende zu machen; man bedenke, wohin wir bereits gekommen sind: mitten in einem christlichen Volke muß sich ein Christ, der das Recht der christlichen Schule vertheidigt, von einem Juden den Vorwurf der Willkür, der Ungerechtigkeit und Heuchelei machen lassen; diese Vorwürfe macht der jüdische Verf. der Broschüre, ein sonst moderater Mann, dem verewigten Minister v. Raumer, dem er nur die Phrase von der christlichen Schule läßt, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, wie er sagt. Die Hauptsache ist, daß dieser Widerspruch und dieser Streit im Geist und Herzen der Nation eine gute Entscheidung erhält, zu einer guten Entscheidung durchgearbeitet und durchgekämpft wird. Ungemein viel kann hierin geschehen von den Lehrern der Gymnasien und Realschulen, wenn sie die christlichen und nationalen Güter der Wissenschaft, der Bildung, der Zucht und Sitte energisch gegen alle Angriffe von nichtchristlicher Seite vertheidigen; das würde der schöne, gute Kampf des Glaubens sein. R.

Nachrichten.

Die Confirmationsscheine

der Rode'schen Buchdruckerei in Mühlhausen i. Thür. sind wieder in etwas veränderter und, wie wir glauben, verbesserter Gestalt erschienen. Obwohl schon früher eine Revision der zuerst gewählten Liederverse vorgenommen worden war, wünschte doch noch der Eine diesen, der Andere jenen Vers anders, wie es ja bei dem verschiedenen Geschmacke natürlich ist. Um, so viel als möglich, aus dem Bereiche des Geschmacks zu kommen, sind jetzt wieder 15 Verse ausgelassen und andere aus allgemein bekannten Kernliedern eingefügt worden. Wir hoffen, daß die Auswahl dadurch objectiver und allen kirchlichen Leuten zusagender geworden ist. Den Confirmanden werden Verse auf den Lebensweg mitgegeben, an denen sich der Glaube entzünden und kräftigen kann, die in die Buße und Heiligung treiben, für den christlichen Wandel einen festen Halt gewähren, Trost in Noth und Tod bieten. Die schöne Randzeichnung vom Prof. Pfannenschmidt, eine erbauliche Predigt voll tief christlicher Gedanken, macht diese Scheine zu den besten, die wir kennen. Wie lieb sie dem Christenvolke sind, zeigt sich darin, daß sie häufig eingerahmt gefunden werden.

Der Preis ist, nachdem durch die günstige Aufnahme derselben die Kosten der ersten Herstellung gedeckt sind, auf 1 Rthlr. 10 Sgr. für ein Packet mit 100 Scheinen bei directem Bezuge ermäßigt worden.

Gott mache diese Scheine zu Bausteinen für Sein Reich!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 2. März № 18.

Ueber Wangemanns Preußische Kirchengeschichte. *)

Wangemanns „Sieben Bücher Preußischer Kirchengeschichte" liegen nun vollendet vor uns. Der erste Band wurde bereits in der Ev. K. Z. (Nr. 88 u. 89. Jahrg. 1859) angezeigt und eine Besprechung des zweiten und dritten Bandes in Aussicht gestellt.

Fast möchte nunmehr diese Anzeige als ein Anachronismus erscheinen, da seit Veröffentlichung des letzten Bandes schon geraume Zeit verflossen ist. Indeß in einer Zeit, in welcher die Einführung der Gemeinde-Kirchenräthe und die Aussicht auf Einberufung von Kreissynoden dringend auffordert, alle auf diesem Gebiete bisher gemachten Erfahrungen zu Rathe zu ziehen, kann zu ernster Erwägung und eingehender Beschäftigung mit alle dem, was die letzten Decennien unserer kirchlichen Entwickelung an Belehrung, Ermunterung und Warnung enthalten, nicht zu oft eingeladen werden. Und grade für diese jetzt in den Vordergrund gedrängten Fragen bieten die hier zu besprechenden beiden Bände des Werkes nicht nur ein reiches und sorgfältig gesammeltes Material, sondern auch manchen beherzigenswerthen Fingerzeig. Ueberdies gewährt auch die späte Besprechung des Buches den Vortheil, daß sie andere bereits über dasselbe veröffentlichte, theils anerkennende, theils aber auch — besonders aus dem Lager der separirten **) Lutheraner ergangene — völlig wegwerfende Beurtheilungen beiläufig berücksichtigen kann. Möge eine kurze Angabe des Inhalts dem Leser zeigen, was ihm hier geboten wird.

Wir geben zuerst eine gedrängte Uebersicht des Geschichtlichen.

Der zweite Band beginnt mit Darlegung der Verhältnisse in Breslau nach Scheibels Weggang zu Ostern 1832. Huschke, v. Haugwitz und Steffens standen an der Spitze der bedrängten Lutheraner Schlesiens. Der Minister v. Altenstein hoffte durch eine Trennung der Führer die Bewegung zu lähmen. So wurde Steffens — zu Eylerts Verdruß — nach Berlin berufen. Die Gegner gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, wie es bald am Tage war. Schon auf einer Reise nach Schlesien hatte der Kronprinz mit besonderer Huld Steffens in Breslau ausgezeichnet durch eine Einladung nach Fürstenstein. Jetzt erhielt er nun in Berlin, in vertraulichem Umgange mit Steffens, die genaueste Kunde von Allem, was in Schlesien vorging. So geschah es, daß später, als Barschall in Berlin an Steffens Seite trat, die lutherische Bewegung von hier aus geleitet wurde, wo man Steffens unschädlich zu machen gehofft hatte.

Nach Sprengung des Triumvirats in Breslau (Scheibel, Huschke, Steffens) trat eine kurze Zeit der Ruhe ein, eine Windstille vor den Sturm. Die Behörden schienen abwarten zu wollen, ob nun die Bewegung sich von selbst legen werde. Unterdeß aber wuchs nicht nur das Häuflein der Breslauer Bekenner, das in dem benachbarten Hermannsdorf ein Asyl und an dem dortigen Pastor Berger seinen Beichtvater gefunden, sondern die Bewegung breitete sich weiter aus bis nach Oberschlesien und bis in die Züllichauer Gegend. Bald standen statt des einen

---

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, um diejenigen unter unsern Lesern, welche sich mit dem Werke von Dr. Stahl über die Union nicht schon in der ersten Ausgabe bekannt gemacht haben, dringend aufzufordern, daß sie es in der zweiten, welche vor der ersten die eingehende und schlagende Widerlegung der Gegenschriften voraus hat, zum Gegenstande eines eingehenden Studiums machen. Das Werk von Stahl ist das eigentliche Grundbuch auf diesem Gebiete, der Quell solider Erkenntnisse; das Werk von Wangemann liefert die willkommne zeitgeschichtliche Ergänzung. Stahls Buch sollte in keiner Pastorenbibliothek fehlen. Sein reicher Inhalt kann nicht durch einmalige Lectüre angeeignet werden.

Anm. der Red.

**) Die von der Landeskirche ausgeschiedenen Lutheraner protestiren gegen die Bezeichnung „Separirte" und finden darin den Ausdruck eines gehässigen Nebenbegriffs. Wir versichern hiemit, daß wir weit entfernt sind, diese Benennung in verächtlicher Weise zu gebrauchen; aber wir finden keinen andern, ihre Stellung zur Landeskirche kurz bezeichnenden Ausdruck. Als die Luth. Kirche, wie sie selbst sich nennen, können wir sie nicht anerkennen; darin läge das Zugeständniß, daß es außerhalb dieser engen Gränzen keine Luth. Kirche weiter gebe. Auch Altlutheraner, wie sie häufig genannt werden, sind sie ebenso wenig; denn ihre Kirchenverfassung ist eine von der altluth. ganz verschiedene; — und die Bezeichnung Neulutheraner würde ihnen gewiß ebenfalls mißfällig sein. Sie aber Lutherische Brüder zu nennen, ist uns nicht gestattet. Ref. vernahm erst vor Kurzem aus dem Munde eines ihrer Pastoren: das sei eben die Frage, ob wir (Lutherischen in der Landeskirche) in die Luth. Brüderschaft aufgenommen werden sollten.

abgesetzten Scheibel eine wenn auch kleine Anzahl Pastoren als muthige Zeugen auf dem Kampfplatz. Dazu regte es sich auch in Gemeinden, deren Geistliche der Union zugethan waren. Selbst in Pommern — ohne daß die Schlesier etwas davon wußten — fingen Einzelne an sich zum Kampf gegen die Union zu rüsten. Die Pastoren, welche die neue Agende bei Seite gelegt, nachdem sie, wie früher die Breslauer Gemeinde, den Weg der Bitte, Vorstellung und Beschwerde durch alle Stadien, und ebenso vergeblich wie jene, durchlaufen hatten, wurden verwarnt, mit dem Disciplinarverfahren bedroht, und doch stand man an, die Drohung auszuführen, obschon sie zuletzt einfach den Gehorsam verweigerten und Gottesdienst und Sacrament nach den alten lutherischen Agenden verwalteten. Die Gemeindeglieder, welche sich zu Privatgottesdiensten versammelten, wurden mit Polizeistrafen, Auspfändungen und Gefängniß belegt, — und doch wirkten alle diese Maßregeln nur, daß die Bestraften, durch das Gefühl erlittenen Märtyrerthums gestärkt, um so entschlossener sich zu fernerem Kampfe anschickten. Schon wurden Vorbereitungen zur Auswanderung getroffen, wenn Auspfändungen und polizeiliche Quälereien ihnen die Existenz im Vaterlande unmöglich machen sollten. So ging es bis 1834.

(Fortsetzung folgt.)

Die evangelisch-katholische Zusammenkunft in Erfurt

hat so viel Widerspruch erfahren, zuletzt noch in dem diesjährigen Vorwort zur Evangelischen Kirchenzeitung, daß der Verfasser dieses Aufsatzes eben durch diesen Widerspruch sich im Gewissen gedrungen fühlt, seine wesentliche Uebereinstimmung mit jener Versammlung und ihren Zwecken öffentlich hiermit zu bekennen. Die Pflicht dieses Bekenntnisses ist ihm um so unzweifelhafter, als er nicht blos ein vieljähriger Mitarbeiter, sondern auch ein Mitbegründer der Evangelischen Kirchenzeitung ist *), derselbe, der 1830 Zeugniß wider den Hallischen Rationalismus ablegte und dadurch den langen Kampf der Evangelischen Kirchenzeitung für die Rechte und Grundlehren der Kirche neu anfachte.

Wir bekennen sonntäglich vor dem Altar unsern Glauben an die heilige allgemeine Kirche, „sanctam ecclesiam catholicam," nicht als an eine bloße schöne Idee, als an eine bloße erhebende Hoffnung, als an eine Einheit, die erst künftig zu Stande kommen werde, sondern als an eine durch unsern Herrn Jesum Christum wirklich gestiftete, wesentlich und real in der Welt vorhandene und mit der Verheißung ewiger Dauer beliehene Einheit. Im Wesen und Begriffe dieser Einheit liegt es, daß sie alle Christen, als Glieder Christi, einschließt. Die Eine Kirche ist die Mutter, die jeden Christen gebiert und an ihren Brüsten nährt; „haec est mater," sagt unser großer Katechismus, „haec quemlibet Christianum parturit et alit."

Freilich ist diese Einheit der Kirche unvollkommen und zerrissen durch der Menschen Sünde und durch des Teufels List

---

*) Dem verehrten Manne, der in solchem Verhältnisse zur Ev. K. Z. steht, darf der Herausgeber das Wort in ihr nicht versagen. Daß er von seinem reiflich erwogenen Urtheile in dem Vorworte nichts zurücknehmen kann, werden die Leser erwarten. Dem freien persönlichen Verkehre, wie ihn die Verhältnisse des Lebens mit sich führen, ist das Vorwort nicht entgegengetreten. Ein gemeinschaftliches Tagen dagegen wird so lange unmöglich sein, als die Katholische Kirche an dem mit ihrem ganzen Wesen verwachsenen äußerlichen Kirchenbegriffe festhält. So lange dieser nicht aufgegeben ist, wird die Theilnahme der Römisch-Katholischen immer mit einer Unwahrheit behaftet sein, auf der kein Segen ruhen kann. Unter dem Scheine der Anerkennung gemeinsamer Grundlagen werden sie, bewußt oder unbewußt, Proselytenmacherei treiben. Die Einmüthigkeit der Römisch-Katholischen Blätter in der Beurtheilung der Erfurter Conferenz ist von größerer Bedeutung, als wie sie ihr in dieser Mittheilung zuerkannt wird. Auch die Thatsache ist nicht zu übersehen, daß von den Römisch-Katholischen Theilnehmern dieser Conferenz nur Einer mit einer sehr kurzen Erklärung hervorgetreten ist, welche die Sache ganz auf das politische Gebiet versetzt, während sie hier als ein kirchliches Ereigniß besprochen wird. Die übrigen Mitglieder haben völlig geschwiegen, namentlich auch der Geistliche, von dem der ganze Plan ausgegangen ist, und der um so mehr Veranlassung hatte zu reden, da in einem in Münster erscheinenden Katholischen Blatte, also fast unter seinen Augen, die Angelegenheit zuerst in der bekannten Weise besprochen worden war. Die starke Betonung des Gemeinsamen, so weit solches vorhanden ist, liegt dem Herausgeber nicht minder am Herzen, wie seinem verehrten Freunde, sie ist ihm im eigentlichsten Sinne Herzenssache, freilich nicht blos im Verhältnisse zu den Römisch-Katholischen, sondern zu Allen, die auf dem Grunde des allgemeinen christlichen Glaubens stehen. Aber grade im Interesse der Liebe glaubt er solchen gemachten Unionen entgegentreten zu müssen, deren Ende stets nur eine Steigerung des Gegensatzes ist, wie die Erfahrung an der Erfurter Conferenz dies so eben noch gezeigt hat, nicht minder, wie früher die an der evangelischen Allianz, der anderen bedenklichen Folgen zu geschweigen, aus deren Zahl wir aber doch noch eine ausdrücklich hervorheben müssen. Die Starken, die für sich selbst hier keine Gefahr erblicken, sollten billig die Gebrechlichkeit der Schwachen ins Auge fassen. Solche, die keine tieferen evangelischen Heilserfahrungen gemacht haben und also Angesichts der Römischen Kirche keine volle Widerstandskraft besitzen, die vielleicht schon früher mit Katholisirenden Neigungen gespielt haben, können durch solche Conferenzen, an denen grade sie sich vorwiegend betheiligen würden, ernstlich gefährdet werden, und diese Gefährdung würden die Starken zu verantworten haben. Man sollte Kinder nicht anleiten, mit dem Feuer zu spielen, sondern sie vielmehr ernstlich davon abmahnen und sie auf das hinweisen, was ihnen eigentlich Noth thut. Das ist eine Erwägung, die unser verehrter Freund, mit seinem Herzen voll Liebe, gewiß nicht von sich weisen wird. Uebrigens meinen wir nicht, daß solche Conferenzen, wenn sie, woran wir zweifeln, wirklich zu Stande kommen sollten, größere Dimensionen annehmen würden. Sie würden bald wie ein Bächlein im Sande verlaufen.

Anm. der Red.

und Gewalt. Aber sie ist dennoch eine wahre, leiblich existirende Einheit, gleichwie der natürliche Mensch leiblich lebt, obgleich er Krankheit und Tod in sich herumträgt, wie jeder wahre Christ ein Heiliger und Geliebter Gottes, gleichwohl aber ein Sünder ist, und wie die weltlichen Königreiche, wenn auch durchwühlt und gespalten durch Partheiung, Untreue und Hochverrath, dennoch als Königreiche wirklich bestehn.

Wer nach der Vollendung der Einen Heerde unter dem Einen Hirten sich sehnt und dazu mitwirken will, der hat damit anzufangen, daß er die in Schwachheit schon vorhandne Einheit in seinem Glauben unerschütterlich festhält und in seinem Geiste und Herzen täglich und stündlich die unendlichen Kräfte und Segnungen dieser vorhandenen Einheit erfährt und fruchtbar genießt.

Dieß alles, diese Wahrheiten, diese Pflichten bekennen wir in den Worten des Symbols: „eine heilige, allgemeine Kirche."

Wir haben also jede rechtmäßige Gelegenheit zu ergreifen, wo wir diese Einheit uns selbst praktisch zum Bewußtsein bringen, sie vor der Welt und vor der gesammten Kirche bekennen und sie durch gemeinsame gute Werke bethätigen können. Die „äußern Dimensionen" einer solchen Bethätigung mögen gering sein; darum ist sie doch nicht „unbedeutend," wie das „Vorwort" meint. „Wo zwei oder drei im Namen des Herrn Jesu Christi versammelt sind," da sind die äußern Dimensionen gering; aber die Gewißheit, daß Er „mitten unter ihnen" ist, macht, daß eine solche Versammlung bedeutend ist. Sie ist ein geistliches Senfkorn, ein lebendiger Keim der vollen Einheit der Kirche und der künftigen Verklärung des ewigen Königreiches Gottes.

Nun führen uns aber die wunderbaren Wege Gottes, die er gerade mit diesem unserm Jahrhundert geht, unzweideutig zu Verbrüderungen, namentlich von Protestanten und römischen Katholiken. Schon das sechszehnte Jahrhundert weist darauf hin, mitten in allem seinen Streit und allen seinen Spaltungen. Die Reformation selbst war eine aus dem Stamme und dem Safte der abendländischen Kirche des Mittelalters hervorgewachsene Blüthe und Frucht; die griechische Kirche hat keine Reformation erlebt. Die abendländische Reformation hat, wie unpartheiische Katholiken anerkennen, viel geistlichen Segen auch der römischen Kirche gewährt. Und in den letztvergangenen Hundert Jahren haben Protestanten und römische Katholiken viel gemeinsame Erfahrungen gemacht. Unter denselben Zeiteinflüssen haben jenseits und diesseits dieselben Kämpfe stattgefunden, dieselben Niederlagen, dieselben Siege, derselbe Schlaf, dasselbe Erwachen. Als Gottes Gericht im Donner der Schlachten ergangen war wider die Frevel des ersten Napoleon, da stiftete sogar der griechische Kaiser eine Verbrüderung, die ihn selbst mit dem römisch-katholischen Kaiser und dem evangelischen Könige verband zu und in dem gemeinsamen Bekenntnisse des Namens Jesu Christi vor aller Welt. Endlich in diesen unsern Tagen, wo Welt und Teufel Sturm laufen gegen die gemeinsamen Fundamente der gesammten Christenheit und aller

christlichen Staaten, was ist da rechtmäßiger und nothwendiger, als daß alle Christen sich zusammenschließen zu gemeinsamer Vertheidigung und zu diesem Zwecke alles dessen, was sie verbindet, mit erfrischter Entschiedenheit und verjüngter Liebe sich bewußt werden?

Man sagt: die Noth sei es, welche die sonst viel spröderen Katholiken dränge, jetzt uns ihre Hand zu bieten, die jetzige Noth namentlich des Papstthums in Italien. Diese Noth mag allerdings mitgewirkt haben; aber eben die Noth ist eine treffliche Lehrmeisterin, wie des heißen Gebets, so auch der lebendigen Gemeinschaft, — besonders die gemeinsame Noth. Ist die Kirche nur Eine, so kann, wie St. Paulus lehrt, keines ihrer Glieder „herrlich gehalten" werden, ohne daß „alle Glieder sich mit freuen," keines „leiden," ohne daß „alle Glieder mit leiden." Und ist die Evangelische Kirche, als Glied, denn ohne Noth? Sie ist eben so geschwächt und bedroht durch innere Zwietracht, durch Unglauben und Sünde, — geschwächt und bedroht bis zur äußersten Zerrüttung, — wie heute das Papstthum in Rom durch die italiänische Revolution, durch Sardinien und durch Frankreich. „Wer ein hungrig Herze hat, Wird aus Gottes Fülle satt!" Nicht bloß satt, nein! todt muß der Protestant sein, der unsere, der evangelischen Kirche, Noth und tiefe Bedürftigkeit nicht schmerzlichst und sehnlichst empfindet. Man lese nur eben jenes Vorwort der Evangelischen Kirchenzeitung für 1861, oder irgend ein beliebiges Heft dieser Zeitung. Man erinnere sich der äußersten Zerrüttung unsres Ehewesens, wie es von allen Seiten sich gerade jetzt wieder kund giebt. Also auch uns drängt die Noth; wir bedürfen der Katholiken und sie bedürfen unsrer, und zwar nicht bloß des „persönlichen freundschaftlichen Verkehrs der Einzelnen unter einander," sondern, wie das „Vorwort" treffend sagt, „beide Kirchen" als solche „haben von einander zu lernen und sind sich einander nothwendig."

Es ist ein ermuthigender Hoffnungskeim inmitten der wilden Stürme unserer Tage, daß auch auf dem Gebiete des Staats evangelische und katholische Bekämpfer der Revolution — die früher oft so schroff sich gegenüberstanden — Angesichts des gemeinsamen Feindes sich die Hände reichen, z. B. gegenwärtig im Abgeordneten-Hause in Berlin.

Die breite und solide Basis des Erfurter Versuchs ist die wirklich vorhandene Einigkeit zwischen Katholiken und Evangelischen über die große Hauptsumma aller christlichen Lehre, wie sie im apostolischen Symbolum an den Altären der katholischen und evangelischen Christenheit aus Einem Munde immer wieder bekannt wird. So weit uns gegenseitig anzuerkennen, erlaubt den Katholiken und uns nicht nur, sondern gebietet ihnen und uns die Treue gegen ihr und unser Bekenntniß, und gerade dann „verirrt man sich in das Gebiet der Subjectivität," vor welchem das „Vorwort" warnt, wenn man diese mächtige inhaltreiche Einigkeit durch Ablehnung rechtmäßiger Verbrüderungen verleugnet. Wer die zarte, leicht mißverständliche Natur solcher Verbrüderungen hervorhebt, der sollte doch auf Zartheit

und Vorsicht nach beiden Seiten dringen, nach der Seite des Ablehnens der Gemeinschaft nicht minder als nach der Seite des Eingehens in die Gemeinschaft. Es ist nicht allein unzart und mißverständlich, es ist anstößig und sündlich, die wirklich vorhandene Gemeinschaft der Glieder des Einen Leibes, die Gemeinschaft aller derer, die getauft sind auf den dreieinigen Gott und in den Tod Jesu Christi, nicht practisch geltend zu machen.

„Wir sind" — so schrieb neulich ein namhafter und entschiedener deutscher Katholik (dürfte doch sein dem Verfasser bekannter Name hier genannt werden!) an einen deutschen Protestanten, — „wir sind beide gläubige Christen, sehen beide im Christenthum das einzige Heil der Menschheit und unsers Vaterlandes; wir wünschen beide, daß eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchen zu Stande kommen möge. So ist also dessen worin wir einstimmen mehr, als dessen worin wir auseinander gehn, und das ist schon sehr viel heut zu Tage."

Würde aber auch katholischerseits diese Anerkennung verweigert, so würde sie gleichwohl unsrerseits immer wieder geleistet werden müssen. Wird die Gemeinschaft von der einen Seite gebrochen, so muß sie, damit dies hohe Gut nicht gefährdet werde, von der andern Seite um so fester gehalten werden. Der Glaube, welcher der göttlichen Verheißungen, gewiß ist und die Liebe, welche sich „der Wahrheit freut" und „sich nicht erbittern läßt," muß uns immer wieder dazu drängen. Den Katholiken wird durch die compacte Gestalt ihrer Kirche solche Anerkennung erschwert; desto heiliger ist unsre Pflicht, sie zu gewähren. Wir, die wir uns einer freien, geistlichen Auffassung des Wesens der Kirche rühmen, wir werden keine Entschuldigung haben, wenn wir unsre Geistesfreiheit nicht gerade in diesem heiligen Werke bethätigen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat in seinem langen Leben mit vielen Katholiken innere Gemeinschaft gesucht und gefunden. Er hat viele brüderliche Liebe von ihnen erfahren und über Verweigerung der Anerkennung des Gemeinsamen selten oder nie zu klagen gehabt. Und wenn, wie nicht zu bezweifeln, viele Exempel vom Gegentheil vorliegen, so treten ja auch unter den Unsrigen täglich die krassesten, schroffsten und liebloseſten antikatholischen Vorurtheile uns entgegen, die nur die Entschuldigung übrig lassen: „Sie wissen nicht, was sie thun."

Es sollte aber auch uns beiderseits in diesen Gemeinschaften immer mehr um Gewinnung dessen, was wir auf der einen Seite nicht haben, als um jenseitige Anerkennung dessen, was wir haben, zu thun sein. Den Mangel diesseits aufsuchen und die Gnadengaben Gottes jenseits, und, wo hier und dort gesündigt wird, eher den Balken im eigenen Auge sehen, als den Splitter in des Nächsten Auge, — wenn so auf beiden Seiten verfahren würde, das wäre der Weg zu dem herrlichen Ziele, zur vollen Einheit der Kirche Gottes.

Wenn indessen auch die Anerkennung auf beiden Seiten unvollkommen und schwach ist, so ist ja eben die Verbrüderung das Mittel, sie zu vervollkommnen und zu stärken.

Nach Erfurt ist die Einladung zuerst von katholischer Seite ergangen; es steht uns daher übel an, über Nichtanerkennung zu klagen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes sagt kein Wort gegen Controversen und Bekehrungseifer. Brennte die Bruderliebe erst heller und schärfer auf beiden Seiten, gerade dann würden wir mehr hören und sehen als jetzt von gutem Eifer auf beiden Seiten. Nicht der Eifer um das Haus Gottes, der nach Joh. 2, 17 den Herrn selbst gefressen hat, nicht der heiße Trieb, Seelen zu gewinnen, zerreißt die Kirche, sondern die kalte, todte Gleichgültigkeit, das leere, laue Nebeneinanderexistiren ohne Glauben und ohne Liebe. Indifferenz, nicht Intoleranz —, Lauheit, die der Herr ausspeiet aus seinem Munde, — das sind die Krankheiten, an denen die Zeit matt und krank ist, und an denen diesseits und jenseits die Kirche Gottes darnieder liegt.

Aber in Erfurt war weder die Zeit noch der Ort für Proselytenmacherei und Controversen. Was die Einladung aussprach, „es sei ein Jammer, daß gläubige Christen in Vertheidigung der vielen gemeinsamen Schätze gegen den gemeinsamen Feind einzeln kämpfen müßten; es gelte, sich zusammen zu finden, persönlich einander näher zu treten und gemeinsam gegen Revolution und Antichristenthum Front zu machen," dieß war Inhalt und Tendenz der Erfurter Verhandlungen, und eine Verbindung in diesem Sinn und Geist durch eine öffentliche Erklärung zu begründen, zu befestigen und zu erweitern, dieß war das gute Werk, welches man daselbst begonnen hat. Dieses gute, wenn gleich äußerlich kleine Werk aber trägt doch auch ohne Proselytenmacherei geistliche Einigungskräfte in seinem Schooße.

Den Entstellungen dieses einfachen Thatbestandes durch katholische und protestantische Zeitschriften, — Entstellungen, die an sich ganz unbedeutend sind, und die, schlimmer als sie erfolgt sind, von vornherein zu erwarten waren — ist durch die entschiedene und wahrheitsgemäße Berichtigung des katholischen Grafen Stolberg in einem protestantischen Blatte vollständig ihr Recht geworden. Von einem „Hinterhalt" und von „Unaufrichtigkeit," worauf das „Vorwort" hindeutet, hat in Erfurt kein Anwesender etwas wahrgenommen. Wen hätte man denn auch einfangen wollen und mit welchen Mitteln? Vor Fabeln und Gespenstern sollte kein Christ sich fürchten.

Die persönlichen Aeußerungen des „Vorworts" endlich über einige der Theilnehmer sind nicht Gegenstand dieses Aufsatzes; und eben so wenig das, was das „Vorwort" über die weltliche Herrschaft und über die Sünden des Papstthums sagt. Nur davor möchten wir warnen, dem von der Revolution hart bedrängten Papste gegenüber nicht Hiobs Freunden zu gleichen.

Der Verfasser ist nicht in Erfurt gewesen, weil Privathindernisse ihn abhielten. Er sieht das gute Werk als begonnen an. Er hofft davon Segen für die Kirche und für das Vaterland, unabhängig von den „Dimensionen," die es annehmen möchte, und er gehört nicht zu denen, welche, wie das Vorwort sagt, „allen Verkehr abgebrochen und jede Theilnahme an ferneren Versammlungen abgelehnt haben."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 6. März. № 19.

Ueber Wangemanns Preußische Kirchengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wie geschickt auch von Altenstein und Eylert alle Berichte redigirten, um dem Könige die Wahrheit zu verhehlen, dennoch konnten sie nicht hindern, daß die Kunde von der wirklichen Sachlage aus Steffens Mittheilungen durch den Kronprinzen an ihn gelangte. Aber was war zu thun? — Durch Suspension der Geistlichen die Aufregung der Gemeinden zum Fanatismus zu steigern? Durch Schärfung der Polizeistrafen und fortgesetzte Auspfändungen evangelische Unterthanen zur Auswanderung aus dem Lande zu zwingen, welches so eben den bedrängten evangelischen Glaubensgenossen aus dem Zillerthale eine Zuflucht bot? Und dies Alles zu thun bei der Einsicht, der man sich bei Huschke's klaren Darlegungen nicht verschließen konnte, daß die Union gegen die ausgesprochene Absicht des Königs, das Recht der Confession zu wahren, doch die letztere mehrfach verletzt habe? Und wiederum durfte man den erklärten Ungehorsam der Geistlichen und Gemeinden dulden bis zur Vernichtung obrigkeitlicher Autorität? — Diese Fragen drängten sich dem Könige zu ernster Erwägung auf. Es erschien ihm nicht als etwas so Leichtes, durch Gewaltmaßregeln das Feuer zu dämpfen, wie dem Vernehmen nach vor nicht gar langer Zeit ein hochgestellter Geistlicher geäußert haben soll, daß durch Absetzung einer Anzahl lutherischer Pastoren das Lutherthum (auch jetzt noch nach 30jähriger Erfahrung?) leicht zu dämpfen sein möchte. Und die Frucht seiner reiflichen Erwägungen und vieler Berathungen der höchsten Behörden war die Cab.-Ordre von 1834.

Diese Cab.-Ordre wird nun im 3. B. C. 4 eingehend besprochen. Zum Beweise für die Behauptung: „sie steht mit dem Begriff und der Tendenz der Union, wie selbige bisher geltend gemacht worden waren, in diametralem Gegensatz" — und „sie war sichtlich ein Einlenken, und die kirchlichen Oberbehörden haben durch dieses Einlenken von einem als unhaltbar erkannten Wege sowohl ihre Gerechtigkeitsliebe, als ihre Weisheit in der Lenkung der Kirche in hohem Maße bekundet", — versucht der Verf. alle positiven Bestimmungen derselben ins hellste Licht zu stellen und zum Besten der Luth. Kirche auszudeuten. — Ebenso hebt er dann alle bedenklichen, der Luth. Kirche nachtheiligen, der Union günstigen Bestimmungen, besonders auch die harte Einleitung und den drohenden Schluß derselben hervor; — er kommt dann zur Beantwortung der Frage: „ob die Cab.-Ordre ihre Bestimmung, die aufgeregten Gemüther der separirten Lutheraner zu beruhigen, zu erfüllen geeignet gewesen sei?" — Der Verf. verneint die Frage, und wir müssen ihm hierin beistimmen.

Durch Erlaß dieser Cab.-Ordre waren die Lutherischen nun vor die folgenschwerste Entscheidung gestellt; — und ihre Entscheidung auf der im April 1834 in Breslau abgehaltenen 1sten Synode ging dahin, daß dieselbe nicht geeignet sei, ihnen ein ferneres Verbleiben in der Landeskirche zu ermöglichen. — Sie weisen in ihrer (von Huschke verfaßten) Eingabe darauf hin, „daß die drei Bestandtheile, welche das Dasein einer Kirche auf Erden ausmachen, Bekenntniß eines bestimmten Glaubens, diesem gemäßer Gottesdienst und eigenthümliche Verfassung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten" für die Luth. Kirche im Preußischen Staate durch die Union und Agende gefährdet, ja vernichtet seien, und verlangen, daß „die Behörden die Luth. Kirche in freier Selbstständigkeit als zu Recht bestehend anerkennen möchten."

Welche Stellung die Behörden damals zu diesen, das zu erringende Ziel klar und scharf bezeichnenden Forderungen einnahmen, zeigen die einzelnen Erlasse und Verhandlungen in dem nun beginnenden Kampfe. Sie versicherten den fortwährenden Bestand der Luth. Lehre und Kirche inmitten der Union, bekräftigten die Geltung der symbolischen Bücher, gewährten den Gemeinden auf ihren Wunsch die Verpflichtung ihrer Geistlichen auf dieselben, gestatteten die Abendmahlsfeier nach altem Luth. Ritus und versprachen endlich die Predigt der Luth. Lehre durchaus nicht hemmen zu wollen. Dagegen verweigerten sie die Forderung einer selbstständigen Verfassung und Leitung der Kirche durch eine ungemischte, auf die Lutherischen Bekenntnisse verpflichtete Behörde.

Nachdem jene Entscheidung der Separirten getroffen war, alle Concessionen abzuweisen und nur durch Gewährung des ganzen vollen Rechts sich zufrieden stellen zu lassen, war entschieden, was nun weiter kommen mußte. Auf der einen Seite der Militairstaat, Büreaukratie und Polizei in vollster Kampfrüstung, mit allen Mitteln versehen, die Schlesischen Rebellen in Ordnung zu bringen; auf der andern Seite eine entschlossene Streiterschaar, bereit, lieber das Härteste zu erdulden, ja zu sterben, als von den einmal ausgesprochenen Forderungen zu weichen.

Der Verf. führt uns nun an all' die Orte, wo gestritten und gelitten, wo gebetet und geweint worden von hirtenlosen Gemeinden, von suspendirten, eingekerkerten Pastoren. Wir laden ein, ihm zu folgen nach Herrmannsdorf, wo zuerst der Streit entbrannte, nach Hönigern, wo die Union mit Bajonetten und Dragonern sich als der Geist der Mäßigung und Milde einführte, nach Kaulwitz, Wellersdorf, Hartliebsdorf und wo sonst die Polizei ihre rauhe Arbeit an Leuten vollbracht hat, welche vor allen Preuß. Gerichtshöfen für unschuldig erklärt und freigesprochen waren. Wir laden um so mehr ein, des Verf. Darstellung selbst zu lesen, da er sich das Verdienst erworben hat, in allen diesen Vorgängen nur die Thatsachen, die Protokolle und Verhandlungen reden zu lassen ohne alle und jede Ausschmückung (was ihm in der That Entsagung gekostet haben mag). Wir sind überzeugt, es wird so leicht keiner seiner Leser an diesen Kampfplätzen vorüber gehen, wo in unserer Zeit noch einmal mit Gefängniß und Schwert erprobt worden ist, ob der Glaube denn mit Recht der Sieg heißt, welcher die Welt überwindet.

Noch einmal wurden die Separirten vor eine ernste folgenschwere Entscheidung gestellt, noch einmal ihnen die Rückkehr zur Landeskirche ermöglicht. Es war nach dem Regierungsantritt unsers theuern seligen Königs Friedr. Wilh. IV. — Warme Theilnahme, ernster Wille zu gewähren, was unter den obwaltenden Umständen irgend zulässig war, der aufrichtige Wunsch, ihnen den Rücktritt aus ihrer separirten Stellung zu ermöglichen, kam ihnen vom Throne aus entgegen. Aber wieder war es die Forderung, daß die Luth. Kirche selbstständig und zwar nach dem von Huschke vorgezeichneten Entwurf verfaßt werde, an welcher des Königs wohlmeinende Absicht ein nicht zu beseitigendes Hinderniß fand. — Der feste Wille, den polizeilichen Quälereien sofort ein Ende zu machen und für die Zukunft vorzubeugen, führte den König dahin, die General-Concession vom 23. Juli 1845 zu gewähren, welche nun der Separation einen Rechtstitel verliehen und ihren Bestand gesichert hat.

Es wird nun vom Verf. die wichtige Frage erörtert, ob die Separirten recht gethan, daß sie, statt zurückzukehren, diese Concession erzwangen? ob sie nicht vielmehr mit dem, was ihnen dargeboten worden war, sich einstweilen begnügend und in der Landeskirche verbleibend um das letzte Ziel, die Selbstständigkeit der Verfassung, den Kampf hätten weiter führen sollen? — Und das Resultat, zu welchem er gelangt, ist: daß sie durch ihr Ausscheiden aus der Landeskirche an ihren Gemeinden, wie an der Kirche, ein Unrecht begangen haben.

Diesem Urtheile unseres Verf. widerspricht eine durchaus ruhig gehaltene und viel Treffliches darbietende Beurtheilung unseres Buches in dem „Neuen Zeitblatt für die Angelegenheiten der Luth. Kirche" v. Past. Münkel in Oiste bei Verden 1860, Nr. 7—10, welche als das Urtheil eines Lutheraners des Auslandes um so beachtenswerther ist. Münkel geht von dem Satze aus, „daß die Erhaltung der Kirche und ihrer Gnadengüter das vornehmste Gebot für die Lutheraner sein müßte, und

kommt zu dem Resultat, daß man der Frage mit allgemeinen Gesichtspunkten kein Genüge thun könne, daß sie vielmehr in jedem einzelnen Falle nach den Umständen entschieden werden müsse. „Klare Erkenntniß und frischer Glaubensmuth konnten nicht anders handeln, als die Separirten gethan; wer nicht in diesen Kampf mit eintrat, stellte sich zum mindesten das Zeugniß großer Schwachheit aus." —

Wir müssen die Richtigkeit dieses ersten Satzes in dieser Allgemeinheit bestreiten. Für den Pastor, den Hirten einer Gemeinde, ist das nicht das erste und vornehmste Gebot, für die Selbstständigkeit der Verfassung der Kirche zu streiten, sondern seine ihm vom Herrn anvertraute Gemeinde zu weiden. Die Weide aber ist das lautere Wort und Sacrament, und daß dies Beides gewährt war, läßt sich nicht in Abrede stellen. Die Hirten begingen daher allerdings ein Unrecht, daß sie, weil jenes (die Selbstständigkeit der Verfassung) ihnen versagt wurde, ihre Heerden preisgaben und diese sich selbst überließen, um sich selber zu weiden, so gut sie es vermöchten. — Als Scheibel anfangs nur für sich und seine Gemeinde das forderte, was nach der Cab.-Ordre v. 1834 gewährt wurde (und so viel verlangte er nicht einmal), war er im vollen Recht; als aber die Pastoren, um die Selbstständigkeit der Kirche zu retten, ihre Gemeinden der Verwirrung preisgaben, als sie nicht mehr um die Lebensbedingungen für ihre Gemeinden, sondern, nachdem diese gewährt waren, nun weiter um die zur Vollkommenheit Lutherischen Kirchenwesens gehörende Verfassung kämpften und darüber Seelen preisgaben, thaten sie Unrecht. Wenn ein Geistlicher für seine Gemeinde gethan und erlangt hat, was das Wort Gottes und die Bekenntnisse fordern, so hat er zugleich auch für seine Kirche gethan, was er zunächst in der ihm vom Herrn verliehenen Stellung thun kann. Jedenfalls darf er nicht mehr für die Kirche thun wollen, wenn er mit diesem Mehr die Gemeinde zum Opfer bringen muß. Es ist ein falsches Streben und Beginnen, von dem selbst unsere Tage noch nicht frei sind, daß jeder Pastor in allgemeinen Fragen sich sofort berufen wähnen möchte, für das Ganze und ins Weite in den Kampf zu ziehen. „Ein jeder lerne sein' Lection, so wird es wohl im Hause stohn!" ist auch gut lutherisch.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus Baden.

Die Loose sind bereits gefallen. Das alte Jahr hat der kirchlichen Bewegungspartei noch huldvoll gelächelt und ihr die so beharrlich angestrebte Veränderung im Kirchenregiment als Scheidegabe gebracht. Der Ev. Oberkirchenrath hat sowohl sachlich als namentlich in den Personen eine so tief greifende Umwandlung erfahren, daß

man ohne Uebertreibung sagen darf, die bisherige kirchliche Verwaltung sei mit dem alten Jahr begraben worden und eine principiell andere mit dem neuen ins Leben getreten.

Durch eine landesherrliche Verordnung vom 28. Dec. wurde der O. K. R. in der Weise organisirt, daß derselbe in eigentlich kirchlichen Angelegenheiten unmittelbar unter dem Großherzog als oberstem Landesbischof steht und nur in Betreff des Kirchenvermögens noch das Minist. d. J. als Mittelbehörde mitzuwirken hat. Das Direktorium ist wieder in eine weltliche Hand gelegt und damit die geistliche Bank auf drei Glieder reducirt, die weltliche auf vier erweitert.

Tiefer eingreifend und folgenschwerer, ein förmlicher Systemwechsel im Sinne der Durlacher Partei, ist die Veränderung im Personalstand. Zugleich mit der Publication der angeführten Verordnung wurde Prälat Ullmann auf sein Ansuchen in Ruhestand versetzt und Staatsrath Nüßlin mit dem Präsidium betraut; dem O. K. R. Heintz wurde eine einträgliche Landpfarrei verliehen und an seine Stelle Pfr. Doll, ein noch jüngerer Mann, zum Assessor im O. K. R. ernannt. Der neue Präsident hat nach seinem Amtsantritt ein Rundschreiben an die Landesgeistlichkeit erlassen, darin es heißt: „ich werde in meinem neuen Amte Gerechtigkeit mit versöhnlichem, wohlwollendem Sinne zu verbinden mich bestreben und dahin zu wirken suchen, daß der innere Friede in unserer Kirche nicht gestört werde, der Kampf der widerstreitenden Richtungen nicht zu unheilvollen Spaltungen führe. Vertrauensvoll wende ich mich an Sie, Hochw. Herren, ohne deren thatkräftige Unterstützung ich meine Aufgabe nicht zu erfüllen vermöchte. Es ist für unsere Kirche eine Zeit ernster und schwerer Prüfung herangekommen. Die Gefahren, welche mit dem Uebergang zu größerer Freiheit stets verbunden sind, mahnen zum festen Aneinanderschließen aller derer, welchen das Wohl der Kirche am Herzen liegt. Lassen Sie uns daher über persönliche Neigungen und Wünsche und über Parteibestrebungen hinaus den Blick auf das Ganze und auf die Zukunft der Kirche richten. Wohl ist es nicht möglich, daß dem Irrthum unterworfene Menschen Eines Sinnes seien und das gemeinsame Ziel auf demselben Wege zu erreichen suchen. Wie aber unsere Kirche, der menschlichen Natur Rechnung tragend, verschiedenen Auffassungen Raum gibt, so wollen auch wir jede redliche Ueberzeugung, welche auf dem Grund unserer Kirche ruht, als eine berechtigte anerkennen und ehren, und wollen mit Nachsicht und Liebe auch die aufnehmen, welche in anderer Weise als wir das gleiche Ziel verfolgen, — die Förderung des Wohles der Kirche. So lassen Sie uns einträchtig zusammen wirken und Gottes gnädigen Beistand erflehen, daß er unsere Arbeit seiner Kirche zum Segen gereichen lasse." — Unterm 7. Februar wurde auch Ministerialrath Bähr ebenfalls auf sein Ansuchen in Ruhestand versetzt und Pfarrer Holzmann in Heidelberg zum Mitglied des O. K. R. ernannt und zugleich mit der Würde des Prälaten betraut. Assessor Mühlhäuser, bisher das jüngste geistliche Mitglied, wurde zum O. K. R. ernannt. Somit wäre die Behörde wieder vollzählig constituirt.

Wir enthalten uns billig alles Urtheils über die Personen, sie mögen von ihrem eignen Standpunkte aus betrachtet, treffliche Männer sein, aber der laute Jubel der Durlacher ist Urtheil und Zeugniß genug, welches Princip bei dieser Veränderung zum Sieg gekommen ist. Der Grundsatz, welcher für jede Kirche den Keim des innern Zerfalls in sich trägt und dem Unglauben eine weite Thür aufthut, daß nämlich die Kirche nicht eine Glaubensgemeinschaft auf anerkannter

Bekenntnißgrundlage, sondern eine Gemeinschaft gleichberechtigter Richtungen mit gemeinsamen äußern Ordnungen und Ceremonien sei, ist nun wenigstens im Kirchenregiment zur Anerkennung gekommen. Eine im Dienst des Unglaubens stehende Zeitung unsers Landes hat es wiederholt gerühmt, daß nun alle Richtungen im O. K. R. vertreten seien.

Die Bresche, welche freilich schon durch die Union ins Bekenntniß geschossen war und im J. 1855 nothdürftig geschlossen wurde, soll nun wieder erweitert werden, daß der Feind eindringen und seine Fahne neben dem Panier Christi aufpflanzen darf. Es ist schon v. J. im Ev. K. Blatt schlagend dargelegt worden, daß das Kirchenregiment, wenn das Schiff nicht scheitern soll, nur einheitlich im Sinne des Bekenntnisses geübt werden kann, und daß verschiedene Richtungen da so wenig zulässig sind, als in einem monarchischen Staat das Ministerium aus conservativen und republikanischen Elementen zusammengesetzt sein darf. Dies sei nicht mit Bezug auf Personen gesagt, sondern nach dem Sinn der Gegner, die auf kirchlichem Gebiet genau und peremptorisch diese Prätension stellen.

Zur Ehre der abgetretenen Männer darf gesagt werden, daß sie grade darum den Stab niedergelegt haben, weil es mit ihrem Gewissen unvereinbar war, mit ungleichartigen Kräften zusammenzuwirken und den Grundsatz anzuerkennen, daß alle Richtungen im Kirchenregiment ihre Vertretung finden sollen. Schon lange ging das Gerücht, O. K. R. Heintz solle auf die ihm jetzt wirklich übertragene Pfarrei versetzt werden und an seine Stelle ein Mann der sogenannten freien Richtung treten. Es wurde Anfangs nur als ein Wunsch der Gegner betrachtet, ist aber, wie die Folge zeigt, doch mehr als bloßes Gerücht gewesen. Ullmann, so heißt es, habe sich entschieden geweigert, in eine solche Zerlegung der Behörde in verschiedenartige Elemente einzugehen, dazu kam noch, daß die Vorlagen zur Synode nicht den Anforderungen der herrschenden Strömung entsprechend genug gefunden wurden, so blieb der Consequenz des Gewissens nur der Rücktritt übrig.

Schreiber dieses hätte gewünscht, der abgetretene O. K. R. wäre mit noch viel größerer Consequenz zu dem väterlichen Bekenntniß zurückgekehrt und hätte viel weniger aus der Union ein Schiboleth und einen Cultus gemacht, auch liegt seine Reaktion gegen die Geltendmachung Luth. Wesens und der dadurch veranlaßte Verlust namhafter Kräfte für die Kirche als ein Schatten auf ihm, aber das hindert nicht anzuerkennen, daß diese Männer mehr als irgend eine Bad. Kirchenbehörde dieses Jahrhunderts für den Umbau zu den alten Glaubensgrundlagen und zur Förderung des Reiches Gottes gethan haben. Sie waren seit Jahr und Tag nicht auf Rosen gebettet und haben viele Schmach tragen müssen. Der Kampf und die Treue wird auch gesegnet werden. Ullmann ist offenbar an der Aufgabe, die ihm in der Kirche gestellt war, kirchlich gewachsen. Seine kirchenregimentlichen Handlungen tragen viel mehr das Gepräge einer entschiedenen Hingabe an Gottes Wort als seine Theologie. Darum auch seine jetzigen Gegner, früher theilweise seine Freunde, sein Thun nicht begreifen konnten und an ihm irre wurden. Möge es ihm gegeben werden, auch als Mann der Wissenschaft entschieden zu Gottes Wort zu stehen und die „Studien und Kritiken" der heiligen Wissenschaft, die Gott und sein Wort nicht mindert, sondern verherrlicht, ganz dienstbar zu machen. Es wäre ja wahrlich zu bedauern, wenn ein Mann, der um die gute Sache einen guten Kampf gekämpft, sein Herz Halbheiten überließe, über die er in kirchlicher Treue hinausgegangen ist.

Die Veränderung im Kirchenregiment wird allerdings von Seiten der gläubigen Geistlichkeit als eine Niederlage und als ein Schmerz empfunden. Als die Angriffe auf den O. K. R. noch in der Blüthe standen und der Rücktritt noch nicht ausgesprochen war, wurde folgende „offene Erklärung" von 140 Geistlichen unterzeichnet. „Schon seit längerer Zeit haben die unaufhörlichen Schmähungen und Verdächtigungen verschiedener öffentlicher und kirchlicher Blätter gegen unsere Ev. Oberkirchenbehörde uns mit tiefster Betrübniß, Scham und Entrüstung erfüllt; denn sie ist eine Obrigkeit und alle Obrigkeit ist von Gott verordnet. Auch wir wissen eine männliche freimüthige Besprechung und Beurtheilung obrigkeitlicher Handlungen zu würdigen, aber wir halten es für eine schwere Versündigung gegen Gott, wenn unter dem Schutze der Anonymität eine Behörde fortwährend selbst von ihren untergebenen Geistlichen, die im Gehorsam gegen die Obrigkeit ein leuchtendes Beispiel sein sollen, durch Hohn und Spott herabgewürdigt und wenn so ihre von Gott geordnete und durch den obersten Landesbischof verliehene Autorität auf eine gefährliche Weise untergraben wird. Wir Unterzeichneten, die wir uns bewußt sind, nicht „Diener des Oberkirchenraths", sondern Diener des Herrn Jesu Christi und seiner Kirche zu sein, fühlen uns im Gewissen gedrungen, ein offenes Zeugniß gegen dieses unsittliche Treiben abzulegen. Zugleich bekennen wir, daß wir zu unserer vielgeschmähten Oberkirchenbehörde grade darum stehen, weil sie auf dem unerschütterlichen Rechtsboden unserer Kirche, nämlich auf dem schriftgemäßen Glaubensbekenntniß allgemeiner Christenheit und insbesondere unserer Ev. Kirche steht, was wir auch für den letzten Grund aller bisherigen Angriffe halten müssen."

Die feindselige Presse und namentlich das von Schenkel redigirte Wochenblatt schüttete allen Grimm und Hohn über diese Erklärung aus. Ein Mannheimer Lokalblatt brachte Spottverse darüber. Nebenbei spielen diese Parteileute jetzt auch die Großmüthigen und reden davon, man solle alles Geschehene vergessen und sich auf den nun gelegten Friedensgrundlagen einigen. Es ist gerade, wie wenn der im Augenblick Stärkere seinen Gegner unterm Knie hat und will ihn bereden, daß er ja aufs Sanftmüthigste behandelt werde, er möge nur die Hand zum Frieden reichen. Dabei verdächtigen sie jede Aeußerung über die geschehene Veränderung als Renitenz gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Als ob nicht gerade sie, die Gegner, mit voller Lunge gegen den abgetretenen O. K. R. declamirt und geschrieen hätten, bis ihr Zweck erreicht war. Natürlich sollen jetzt die andern schweigen! Auch hat unsers Wissens noch Niemand etwas gegen die Personen gesagt. Es handelt sich um den Grundsatz, ob Bekenntniß oder subjective Richtung gilt. Auch sind Personen oftmals besser als das System, das sie vertreten; freilich werden umgekehrt auch nicht selten bessere Männer, die sich einmal zu Vertretern eines unwahren Systems hergegeben, von der Macht der Umstände weiter fortgerissen als sie Anfangs selbst wollten.

Noch in einer anderen vielleicht tiefer eingreifenden Weise wurde der Durlacher Partei Rechnung getragen, wir meinen durch die Ernennung Hitzigs auf den durch Umbreits Tod erledigten Lehrstuhl der theol. Fakultät. Also in diesem Sinne wird die Gleichberechtigung Aller gedeutet! Es ist zur Genüge bekannt, wie wenig theologischen

Sinn Hitzig für das Verständniß des A. T. hat. Ein guter Grammatiker, der ja auch Gesenius war, ist doch noch kein Interpret des A. T. Das sind Kirchenwunden vielleicht auf Decennien hinaus. Wie wird es in Zukunft bei den von Heidelberg zurückkehrenden Theologen mit der Treue zu Gottes Wort stehen, wenn ihnen nach Hitzig das A. T. nichts mehr als eine menschliche Mosaikarbeit ist, wenn ihnen, wie Rothe in seinen Aufsätzen über Inspiration in den Studien und Kritiken auf eine betrübende Weise vorangegangen ist, auch der neutest. Kanon seines Gottescharacters entkleidet wird und die Bibel nur in so weit Gottes Wort ist, als sie mit dem Resultat der spekulativen Theologie übereinstimmt! Es scheint beinahe, daß sich das Rad herumdreht zu der Periode, da es für einen Ruhm galt, einen Mann wie G. E. H. Paulus an der Universität zu haben.

Die Vorlagen zur G.-Synode sollen nach Zeitungsberichten und zwar im Ganzen im Sinne der Durlacher Thesen ausgearbeitet sein. Es ist kaum daran zu zweifeln.

Wie sich doch die Dinge ändern! Vor sieben Jahren wurden die abgetretenen Männer berufen mit der bewußten Aufgabe, die Kirche im Sinne des Glaubens zu reconstruiren und der Union einen möglichst positiven Inhalt zu geben, und jetzt sind sie durch die Macht der Verhältnisse bedrängt abgetreten, weil sie ihr Amt in diesem Sinne nicht länger verwalten sollten. — Es wogt und gährt freilich überall und dieses Wogen ist in den letzten Gründen nichts anders als ein Kampf des immer mehr sich fühlenden Unglaubens gegen den Glauben. Es handelt sich um nichts Geringeres als um den Fortbestand des 18hundertjährigen und namentlich des von den Reformatoren überlieferten Glaubens einerseits und um Anbahnung kirchlicher Lehre und Einrichtung, wie sie dem Zeitbewußtsein d. h. dem Gelüsten des unwiedergebornen Herzens entspricht, andrerseits. Christi Person und Werk, Buße, Glaube und Heiligung, Heil und Heilsweg sollen nach dem Ohrenjücken der Menge gemodelt werden, das sind die letzten Resultate der jetzigen Bewegung im Großen und Ganzen. Die Verfassungsfrage ist überall nur die Leiter, auf welcher der Unglaube emporkommen will. Die Leute sagen es deutlich genug heraus, was sie wollen und wie sie die kirchliche Freiheit verstehen. So hieß es neulich in einem Zeitungsartikel von Heidelberg aus, man suche bei uns ein Christenthum und eine Kirche ohne Hierarchie, das hätten wir ja schon in Baden bei den deutsch-katholischen Gemeinden, man solle es nur denen nachmachen. Da hat man den reinen Luftsprung, den baaren Unglauben, der sagen kann: ich hab mein Sach auf nichts gestellt.

Es ist freilich dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und es gibt noch einen Mann, der das Brausen des Meeres stillen kann. Aber doch wissen wir nicht, wie weit der Herr die Menschen ihre eignen Wege gehen läßt und seine Gerichte offenbart. Das schwerste Gericht ist aber, wenn Gott um der Menschen Sünde willen die Leuchte seines Worts auslöschen und die Völker in selbsterwähltem Dunkel des Aberglaubens oder des Unglaubens hingehen läßt. Es thut Noth aller Orten zu beten: Dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns auslöschen nicht!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 9. März. № 20.

Das menschliche Erkennen.

Eine historische Betrachtung *).

Hochgeehrte Versammlung! Es ist eine Thatsache, welche der Ernst und die Aufrichtigkeit evangelischer Gesinnung sich weder verhehlen noch mit scheuer Zaghaftigkeit unausgesprochen lassen darf, daß die Ergebnisse menschlicher Forschung und Wissenschaft zu den Anschauungen göttlicher und menschlicher Dinge, welche wir bei den Propheten und Aposteln und bei allen denen finden, die mit ihnen auf gleichem Grunde stehen, oft sehr wenig stimmen, ja nicht selten einen schneidenden Gegensatz bilden. Wenn ich aber hier von „Forschung und Wissenschaft" spreche, so denke ich nicht an jene Weisen unserer Tage, die bereits so glücklich waren, das ganze Geheimniß des Universums im „Stoffwechsel" zu entdecken, und die als die „Vorkämpfer der Civilisation", wie ihrer etliche sich selbst bescheiden nennen, „kühnen Auges und starker Faust" den armen Theologen das unwiderlegliche Argument entgegenschleudern: „Laßt uns eure immaterielle Seele schmecken, sehen, hören, riechen, fühlen, und wir wollen ihre Existenz annehmen": dem Cynismus gegenüber giebt es aller Orten nur eine sittliche Haltung — schweigen und aus dem Wege weichen. Wenn ich von „Forschung und Wissenschaft" rede, so meine ich damit die Lebensarbeit von Männern, welche in ihrem Bereiche als Heroen menschlicher Geisteskraft fast ohne Gleichen in der Geschichte dastehen, — Männer, bei denen Gottes hohe Gaben uns mit aufrichtiger Bewunderung erfüllen, auch wenn wir ein bekanntes Wort von H. Steffens über Shakespear und Goethe uns nicht ganz mit innerer Wahrheit anzueignen vermögen. —

Dem großen Mathematiker Laplace wird das Wort zugeschrieben: Er habe den ganzen Himmel durchforscht, aber von Gott nichts entdecken können. Der König Israels dagegen bezeugt mit heiligem Schauer: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten." — Und wie dem König David die Himmel Gottes Ehre erzählten und das Firmament seiner Hände Werk verkündigte, so sehen wir dort einen demüthigen Davidsjünger, den schlichten deutschen Boten von Wandsbeck — wir alle kennen sein einfaches inniges Nachtlied —, wie er hinausschaut, wenn er sein Werk gethan und niemand mehr im Hause wacht, in die Sternenwelt, und kann sich an der großen Herrlichkeit nicht satt sehen; und dann

— saget unterm Himmelszelt
Sein Herz ihm in der Brust:
Es giebt was Bess'res in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust: —

einem großen deutschen Philosophen aber, einem Athleten unter den Denkern, gilt diese ganze herrliche Sternenwelt nicht mehr als ein „Lichtausschlag", und daher — ich führe wörtlich an — „ebensowenig bewunderungswürdig wie ein Ausschlag am Menschen oder als die Menge von Fliegen." — Die majestätische Verkündigung des Dekalogs, des ewigen göttlichen Grundgesetzes der Menschheit, geschah nach dem klaren Zeugniß der H. Schrift also, daß diese „Zehen Worte" von der ganzen Gemeine Israels unter dem rauchenden bebenden Sinai aus unmittelbarer Rede Gottes, nicht mittelst Inspiration durch Prophetenmund, vernommen wurden; und gerade hierauf weist Moses in jenen feierlichen Abschiedsreden im Moabitergefilde am Jordan ausdrücklich zurück: „Frage nach den vorigen Zeiten, die vor dir gewesen sind, von dem Tage an, da Gott den Menschen geschaffen hat, von einem Ende des Himmels zum andern, ob je ein solch großes Ding geschehen oder desgleichen je gehöret sey, daß ein Volk Gottes Stimme gehöret habe aus dem Feuer reden, wie du gehöret hast, und dennoch lebest?" Und als der HErr, nicht lange vor seinem Leiden, die drei auserwählten Jünger, Petrus, Jacobus und Johannes, auf jenen Berg geführt hatte und vor ihnen verklärt ward, daß sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider weiß wurden wie der Schnee, — „da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe (so heißt es bei den drei Evangelisten und bei Petrus), eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören!" — Und was bietet uns nun dagegen als Ergebniß die Untersuchung eines deutschen Sprachforschers, der auf dem Gebiete seiner Wissenschaft dasteht als ein Meister, wie ihn noch kein anderes Volk in dieser Art aufzuweisen hat? — „Daß an eines Menschen Ohr jemals, so lange die Welt steht, ein unmittelbares Wort

*) Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 25. Februar 1861.

Gottes gedrungen sey, kann alle menschliche Geschichte mit nichts erweisen." Und die Begründung? — „Redete (Gott), d. h. spräche er menschliche Worte, so müßten wir ihm auch menschlichen Leib, zumal alle jene leiblichen Organe beilegen, von welchen gegliederte Rede abhängt. Es scheint mir aber gleich widersinnig, einen vollkommnen Menschenleib ohne eins seiner Gliedmaße, z. B. ohne Zähne, als die Gottheit mit Zähnen, folglich essend sich vorzustellen, da die Zähne nach unserer weisen Natur zwar mitbeholfen sind zum sprechen, hauptsächlich aber zum zermalmen der Speise dienen." Der Forscher sagt beim Beginn seiner Erörterung: seine Untersuchung reiche hier an einen „theologischen Standpunkt, vor dem sie nicht zu erschrecken brauche." Ich glaube hinzufügen zu dürfen: auch die Theologie erschrickt nicht, und noch weniger der christliche Glaube. Denn ein Gott, der zu dem Menschen nicht in Worten reden kann, weil er keine leiblichen Sprachorgane besitzt, der muß doch auch füglich nicht hören und auch nicht sehen können, da es gleich widersinnig ist, ihm leibliche Ohren und Augen beizulegen; und auch helfend oder strafend kann er ja dem Menschen nicht beikommen, da er dazu ebenfalls eines leiblichen Armes bedürfte: ein Gott aber, der weder reden noch hören, weder sehen noch helfen noch strafen kann, das ist doch gewiß ein notorischer Abgott, und wäre er auch nur aus dem flüchtigen Stoff menschlicher Gedanken gezimmert! — Und wenden wir uns nun schließlich noch zu dem hochgefeierten Werk jenes Meisters, dessen Berühmtheit sich über fünf Welttheile erstreckt, und dessen Name gleichsam zu einem Typus menschlicher Forschung und Wissenschaft geworden ist. Im klarsten Fluß der Rede und mit genialer Sicherheit führt er uns „von den fernsten Nebelflecken und von kreisenden Doppelsternen herab zu den kleinsten Organismen der thierischen Schöpfung in Meer und Land, und bis zu den zarten Pflanzenkeimen, welche die nackte Felsklippe am Abhang eisiger Berggipfel bekleiden", um uns endlich mit einem Ausblick auf die bewegende Idee und das Ziel des Menschengeschlechts zu entlassen. Und was ist es nun, wenn wir, auftauchend aus den fast beängstigenden Tiefen dieser Wunderwelt, nach des Meisters eignem Vorgang und Gebot, die Summe ziehen dieser reichen Fülle, das wir gewonnen haben zum Wachsthum an innerer Kraft und an lebendiger Gewißheit über die letzten und höchsten Fragen unseres Daseyns? — Wir hören zunächst, daß wir vom „eigentlichen Schaffen als einer Thathandlung, vom Entstehen als Anfang des Seyns nach dem Nichtseyn, weder Begriff noch Erfahrung haben" — ein Satz, als Resultat empirischer Forschung, gewiß von so unbestreitbarer Wahrheit, als er eben auf die Nothwendigkeit noch anderer Organe und Kräfte hinweist, um das Räthsel der Welt zu verstehen. Aber welche Folgerungen sollen sich uns daraus und aus der „Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte" ergeben? — Diese: daß „die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte (nemlich von einer „Schöpfung der Welt" aus dem Nichtseyn ins Daseyn) nur noch fortleben „in den Vorurtheilen des Volks

und in gewissen Disciplinen, die, in dem Bewußtseyn ihrer Schwäche, sich gern in Dunkelheit hüllen." Dem begeisterten Forscher aber ist die Natur „die heilige ewig schaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus sich selbst erzeugt und werkthätig hervorbringt", selbstverständlich auch die „höchsten Lebenskreise der organischen Welt", die des „vielfach gestalteten, mit schaffender Geisteskraft begabten Menschengeschlechts." Und was ist nun dessen letztes äußerstes Ziel? — Es ist die Verwirklichung der „Idee der Menschlichkeit", das heißt „das Bestreben, — die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln." — — Es liegt uns also hier eine Weltanschauung vor, die, nach den unzweifelhaften Resultaten der Forschung, zunächst eines vor- und überweltlichen Gottes nicht bedarf; und jenes Frohlocken des alten Wessobrunner Gebets: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Weisheiten größte: da die Erde nicht war noch der Himmel oben, nicht Berg noch Baum nicht war, die Sonne nicht schien noch der Mond leuchtete, noch der Meersee, da nichts noch war von Ende und Grenze, da war der Eine allmächtige Gott"; — jener Jubelhymnus, mit dem einst das Bewußtseyn unseres Volkes aus heidnischer Naturgebundenheit emportauchte zu dem befreienden Glauben an den Einen, Ewigen, lebendigen, schaffenden Gott, er ist, gleich seinem erhabenen Vorbild im Liede Mosis, doch nur ein irrender symbolisirender Laut mangelhafter Geistescultur, der vor dem „Ernste denkender Betrachtung" verstummen muß. Es kann ferner nur noch das Zeichen dogmatischer Beschränktheit seyn, in Beziehung auf das aus „innerlicher Kraft frei sich entwickelnde" Menschengeschlecht von einer „Erlösungsbedürftigkeit" zu reden. Und bei dieser Menschenverbrüderung „ohne Rücksicht auf Religion", wo bleibt da das Banner der Kirche, an dem das Geschick der Nationen hängt: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden"?! — Doch um von allem anderen Hinweis auf Schrift und Kirche abzustehen, welche Bewegung muß sich in unserer Seele erzeugen, wenn wir etwa von der Betrachtung solcher Ergebnisse der Wissenschaft im stillen Sinnen unmittelbar hingeführt werden zu

— jener letzten der Nächte,
Da Er am Oelberg gebetet, —

oder wenn wir hören das Wort des ewigen Hohenpriesters, vor dem die bibelumfassende Predigt des großen Spener stets anbetend verstummte: „Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verkläreſt, auf daß dich dein Sohn auch verkläre; gleichwie du ihm Macht hast gegeben über alles Fleisch, auf daß er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, JEsum CHristum erkennen. Ich habe dich verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun

sollte. Und nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war"! — —

Gewiß, v. A., es gestalten sich, bei der tiefen inneren Zerrissenheit und bei den schweren geistigen Kämpfen unserer Tage, auf dem Grunde einer Menschenseele, deren Durst doch nicht gestillt werden kann auch durch allen Reichthum des geschaffenen Kosmos, oft Contraste, daß es sich losringen möchte wie zu einem überlauten Schrei nach Gott — nach dem lebendigen Gott! Ich habe diese Contraste nicht gesucht; sie sind mir im stillen Gange der Gedanken entgegengetreten, sie haben sich mir aufgedrängt. — Ich habe es gewagt, meine Betrachtung an die Namen von Männern ersten Ranges anzuknüpfen, nicht in dünkelhafter Vermessenheit, oder in engherziger Unterschätzung menschlicher Größe, sondern vielmehr deshalb, weil jene Namen mir als höchste Vertreter menschlicher Geisteskraft und Wissenschaft gelten, und weil ich, nach dem Worte: „alles ist euer, es sey Kephas oder die Welt", es nicht für christlich-gesund und evangelisch halte, scheu zurückzubeben vor allem was nicht in der Sprache Canaans redet: denn alles Gold der Erde soll zuletzt die Stadt Gottes zieren; aber Israels Aufgabe war es, die Gefäße Aegyptens zum Dienst des Heiligthums umzuschmelzen. —

Es war aber zunächst meine Absicht, an diesen Resultaten menschlicher Wissenschaft klar ins Licht zu stellen, wie weit doch die Endpuncte menschlichen Denkens und menschlichen Erkennens oft auseinandergehen, obschon Eine Erde uns alle trägt, und sich derselbe Himmel und dieselbe Sternenwelt über unser aller Häupter ausbreitet. Oder wäre hier etwa nun schon alles mit dem bekannten Gegensatze von einem beschränkten blinden Glauben und der hohen Klarheit einer freien Wissenschaft abgethan? — Wir werden auf diesen Gegensatz später zurückkommen. Hier sey nur noch bemerkt, daß diese Frage auch ihre praktische Seite hat und tief eingreifend ist selbst für untergeordnete Stufen christlichen Berufslebens. Denn so verkehrt es sicherlich wäre, die Jugend, etwa um sie zu waffnen, so früh als möglich in den Strudel solcher Gegensätze hineinzuziehen: so wenig kann es doch einem Führer der Jugend, dem die Bewegungen der ihn umgebenden Geisterwelt nicht verborgen sind, erspart bleiben, dieselben ernsten festen Blicks ins Auge zu fassen, und das eigne Bewußtseyn an ihnen zu erproben und zur vollen Entschiedenheit und inneren Wahrhaftigkeit zu läutern. Oder wäre das vielleicht die innere Wahrhaftigkeit, die einem Führer der Jugend anstände, nach einer in unseren Tagen sogar öffentlich kundgegebenen Auffassung vom Bildungsgange der Gymnasien, etwa hinzutreten und den Knaben von 9 — 12 Jahren laut zu bezeugen: „Die Furcht des HErrn, der Himmel und Erde gemacht hat, ist die Wurzel des Verstandes, und in JEsu CHristo, dem Gekreuzigten, liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß", dabei aber im Stillen das „wissenschaftliche Bewußtseyn" zu hegen: werdet nur erst Jünglinge, und diese „confessionellen" Lehren von einem Schöpfer der Welt, und von der Furcht Gottes, und von dem gekreuzigten JEsu werden schon allmählich von selbst wieder schwinden, und seyd ihr gar einst „wissenschaftlich-hochgebildete" Männer geworden, so merkt euch niemand mehr einen Unterschied der „Confession" — ja irgend etwas von Religion an? — Wahrlich, der Standpunct jener heidnischen Auguren, die einander nicht ansehen konnten, ohne zu lächeln, er wäre ehrenhaft und beneidenswerth gegen die Ohnmacht eines „Glaubens", der, wehrlos und geschlagen, vor den Resultaten menschlicher Wissenschaft, und wäre es auch die eines Alexander v. Humboldt, in die Schlupfwinkel der Heuchelei flüchten müßte! Ich weiß nicht, welche Disciplinen der große Mann gemeint hat, wenn er sagt, daß sie „in dem Bewußtseyn ihrer Schwäche (vor dem Lichte der Naturforschung) sich gern in Dunkelheit hüllen" sollen: das aber weiß ich, der Glaube an den Gekreuzigten, der Glaube unserer Väter, der evangelische Glaube — er liebt nicht die Dunkelheit, er macht auch das Auge nicht trübe und unsicher für die Dinge der Welt, vielmehr giebt er selbst dem Schwachen und Geringen, der übrigens allem menschlich wahrhaft Großen gern und willig Bewunderung zollt, den klarsten und sichersten Einblick, daß sich zu dem besagten antitheologischen Naturalismus in dem gesammten wissenschaftlichen Wunderbau des Kosmos auch nicht eine Spur von Beweisgrund findet. Oder sollte die Naturforschung einem „allmächtigen Schöpfer" des Kosmos, d. h. dem Gott der Propheten und Apostel, etwa dann erst das Daseyn zuerkennen dürfen, wenn sich in dem Weltbau und seiner Fülle von Dessen ewiger Kraft und Weisheit nichts zeigte, wenn sich das Werk als unvollkommen erwiese, und somit die Wissenschaft, gleich jenem wunderlichen Alten in Goethe's Jugendleben, „auch in Gott Fehler entdeckte"?! — Wir können uns daher noch nicht zu dem was der große Heidenapostel im Brief an die Römer schreibt im Gegensatz fühlen, und annehmen, daß „denkende Betrachtung" der physischen Welt an sich schon zu dem Aufgeben eines „allmächtigen Schöpfers" führen müsse: vielmehr sollte uns dieses angebliche Resultat der Wissenschaft nur veranlassen, auf das „menschliche Erkennen" selbst unser Nachdenken zu richten, und sein Wesen, die Wurzeln seiner Kraft und das Ziel seiner Vollendung nach einigen Hauptgesichtspunkten etwas näher ins Auge zu fassen. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Wangemanns Preußische Kirchengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wenn Münkel fragt: „die Magdeburger Bittschrift der Separirten beantragt: man möge ihnen die Wittenberger Agende lassen, ihre Geistlichen auf die Augsburg. Confession verpflichten, und ihnen mit den übrigen nicht unirten Gemeinden ein fürstliches Consistorium setzen, welches auf die ungeänderte Augsburg. Confession verpflichtet wäre, — ist das Separatis-

mus?“ — Wir antworten: Nein! — „War diese Bitte ungerecht?“ — wir sagen wiederum: Nein! wir stimmen ihm in dem Wunsche bei: „Wollte Gott, der König wäre darauf eingegangen!“ — Aber dies unser Nein heißt noch keineswegs so viel, als: so müßten die Lutheraner in der Separation beharren! Das ist ja nicht die Frage, ob diese Bitte, um deren endliche Gewährung auch wir Lutheraner in der Landeskirche nicht ablassen zu ringen, ungerecht, ob sie separatistisch sei? Sondern das ist die Frage, ob der Umstand, daß das dritte Stück dieser Bitte nicht sofort gewährt wurde, eine Trennung von der Kirche nothwendig machte? — Wäre dies der Fall, dann hätten wir Lutheraner der Landeskirche nichts Eiligeres zu thun, als von unsren Gemeinden ins Lager der Separation überzugehen. Wir meinen aber mit gutem Grund lutherische Pastoren zu sein und lutherische Gemeinden zu haben, und mit dieser Bitte so lange anzuhalten, bis sie endlich zum Heil und Segen der Landeskirche ihre Erfüllung finden wird. Vielleicht ist diese näher, als wir es glauben, grade jetzt, wo sie uns ferner gerückt zu sein scheint, denn früher. — Man wirft uns ein: wir hoffen, da Nichts zu hoffen sei! Nun Abraham glaubte: „Gott kann auch wohl von den Todten erwecken“, und: „Ich sage euch“, spricht der Herr, „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken!“

Freilich konnten die Separirten von ihrem Standpunkt aus, den Wangemann mit Recht als einen unlutherischen bezeichnet, zu keinem andern Resultate kommen. Denn wem die Landeskirche, die von ihnen immer nur als die „Unirte Kirche“ bezeichnet wird, wirklich nichts weiter als „Babel“ ist, — wer behauptet, „daß sie gar kein Sacrament habe und nicht haben könne“ — (wie bei mehreren ihrer Führer buchstäblich zu lesen ist), der mußte natürlich und consequenter Weise das ihnen bis heut so geläufige Wort, mit welchem der Apostel Paulus vor der Gemeinschaft mit heidnischen Götzendienern warnt: „Darum gehet aus von ihnen, sondert euch ab und rühret kein Unreines an!“ denn „wie stimmt Christus mit Belial?“ auch auf die Landeskirche in Anwendung bringen, — obwohl auf der constituirenden Generalsynode 1835 von „allen Anwesenden“ anerkannt wurde, daß wir (die Mitglieder der Landeskirche) „doch noch Christo näher stehen, als die von ihnen doch auch zu liebenden Heiden.“ Also doch noch näher, als die Heiden! — So die protocollarische Erklärung sämmtlicher Mitglieder der Generalsynode.

Es leuchtet ein, daß bei solcher Anschauung ihr Verbleiben in der Landeskirche unmöglich war, und wir müssen uns dem Wangemannschen Urtheile anschließen, daß weder die Cab.-Ordre v. 1834, noch alle die spätern Zugeständnisse beschwichtigen und vom Austritt zurückhalten konnten. Daß sie es aber nicht mehr konnten, lag doch nicht nur an den Mißgriffen von Oben, sondern auch an der Aufregung von Unten. In solchem Kampfe aber recht stillen Herzens und klaren Blickes und ruhigen nüchternen Geistes bleiben, um in Geduld der Hülfe des Herrn

harren zu können, die wohl warten lassen, aber nimmer ganz ausbleiben kann, ist freilich schwerer, als zum Schwert greifen und drein schlagen.

Erwägen wir, welche Anerbietungen ihnen gemacht worden waren! — Eine neueste Mittheilung von Wehrhahn, einem ihrer ehemaligen Mitkämpfer, berichtet in dem oben angeführten „Neuen Zeitblatt ꝛc. von Münkel“ v. 26. Octbr. 1860: „Im Herbste 1835 ließ uns der damalige Kronprinz, dem es Herzenssache war, die Lutherischen zu befriedigen, durch Prof. Steffens folgende Anerbietungen machen: wir sollten bitten dürfen um selbständige Begründung unsrer Kirche und Lehre, einen Repräsentanten in das Consistorium, Lehrer, die auf unsere Bekenntnisse verpflichtet würden, Sicherheit für den Unterricht und Fortpflanzung unsrer Lehre und freien Gottesdienst; und es wurde nur verlangt, daß wir die neue Agende in der Art annähmen, daß die lutherischen Tauf- und Abendmahlsformulare in diese aufgenommen, jeder schwankende Ausdruck mit einem das Bekenntniß scharf bezeichnenden vertauscht, und Alles unsrer Ueberzeugung gemäß verändert werden dürfe. Diese veränderte Agende sollte dann nicht als eine Modification der herrschenden betrachtet, sondern als die Agende der nicht unirten Lutheraner gedruckt und bestätigt werden. — Von Dr. Huschke abgelehnt, und zwar nicht so, daß ein gesondertes Consistorium vermißt wurde und zufrieden gestellt hätte, sondern so, daß eine Freistellung der Kirche vom Staate als die innere nothwendige Bedingung eines jeden wahren Lutherthums hingestellt und behauptet wurde. Diese Ablehnung war nicht durch die Umstände abgedrungen, sondern eine Ablehnung aus Grundsatz, eine principielle, — „die Luth. Kirche ist ein Princip, streng gesondert vom Staate.“ —

Wäre man damals auf dies Anerbieten eingegangen, wie viel Noth und Jammer wäre vermieden, wie manche Familie wäre nicht zerrüttet worden, hätte nicht die theure vaterländische Heimath verlassen, wäre nicht ins Elend gewandert in der Meinung, in fremdem Erdtheil eine Zuflucht für Gewissensfreiheit suchen zu müssen! — wie manche Gemeinde wäre vor dem demoralisirenden Einfluß der Separation bewahrt und wie viele Versündigung auf beiden Seiten, der Dränger, wie der Bedrückten, wäre ungeschehen geblieben, die Kräfte im Kampfe für die Luth. Kirche wären nicht zersplittert und die immerhin beklagenswerthe Spaltung wäre vermieden worden.

Und um welchen Preis dies Alles? — Um Garantien für den fernern Bestand Lutherischer Kirche zu gewinnen. Und was forderten sie als Garantie? Ein Fürstenwort, eine verbriefte Zusicherung unabhängiger Selbstständigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 20.

Nachrichten.

Großherzogthum Weimar.

Vor nicht langer Zeit hat die hiesige Böhlausche Verlagshandlung ein evangelisches Kirchenbuch, auf Grund der ältern Weimarschen und andrer Agenden bearbeitet (1. Thl.) ausgehen lassen. Das vielfach geäußerte Bedürfniß (heißt es im Vorwort) nach einer neuen Auflage der W. Agende, welche als Auszug aus der verbesserten Kirchenordnung vom Jahre 1664 in unserem Verlage 1699, 1704 und 1752 erschienen ist und sich in den meisten Kirchen des Landes im Gebrauch befindet, hat uns veranlaßt, eine weitere Ausgabe derselben zu veranstalten. — Von sachkundiger Hand wurde daher auf unsere Veranlassung der besonders an Gebeten nach der Predigt für Wochengottesdienste und Katechisationen, so wie an Formularen für die verschiedenen kirchlichen Handlungen ziemlich dürftige Inhalt der alten Agende vermehrt und erweitert und soll in zwei Theilen erscheinen, deren erster die Intonationen, Collecten und Gebete darbietet, deren zweiter die Formulare für die kirchlichen Handlungen enthalten wird. Die Grundlage für beide Theile bildet die genannte Agende des Fürstenthums Weimar, deren Inhalt vollständig und möglichst unverändert aufgenommen und, soweit derselbe ausreichte, an die Spitze der einzelnen Abschnitte gestellt, dann aber aus den besten ältern und neuern Agenden dahin ergänzt worden ist, daß das Kirchenbuch eine für alle Sonn- und Festtage, so wie für die Wochengottesdienste, Betstunden und Katechisationen hinreichende Anzahl der besten und erhebendsten Gebetsformulare in sich schließt. — Der leitende Grundsatz bei der Bearbeitung war: an den alten Formularen, wie solche im Gottesdienste bis auf die neueste Zeit vielfach unverändert gebraucht und in das kirchliche Bewußtsein eingelebt sind, möglichst wenig zu ändern, zugleich aber Gebete späterer Zeit, sofern sie in ächt evangelischem Geiste und Ton gehalten und dadurch jenen ersten innerlich verwandt sind, nicht von der Sammlung auszuschließen: um so, wie es einst Herder mit dem von ihm redigirten Weimarischen Gesangbuch that, das gute Alte in möglichst reiner Gestalt mit dem probehaltigen Neuen für die Erbauung der Gemeinde zu verbinden. Insbesondere ist das Kirchenbuch für die evangelische Kirche in Würtemberg benutzt worden. So berichtet im Vorwort die Verlagsbuchhandlung. In einem amtlichen Artikel des von Dr. Teuscher herausgegebenen Kirchen- und Schulblattes wird das Kirchenbuch, das, wie es hier heißt, mit Genehmigung der kirchlichen Behörde des Landes bearbeitet ist, zur Einführung empfohlen, indem zur Herstellung der in unserer Landeskirche vielfach vermißten Uebereinstimmung und Einheit der liturgischen Formulare im Gottesdienst ein baldiger allgemeiner Gebrauch des evangelischen Kirchenbuchs gewünscht und die Anschaffung desselben empfohlen wird. Die Geistlichen sollen sich, so sagt die Behörde, des Gebrauchs der Privatagenden fernerhin enthalten, und es sollen die Geistlichen keiner Weise, wie an einigen Orten vorgekommen, selbstgemachte Formulare, Verse oder fremde Lieder im liturgischen Theile des Gottesdienstes am Altar und auf der Kanzel vorbringen. Es ist gewiß sehr dankenswerth, daß die kirchliche Behörde unseres Landes namentlich dem Belieben einzelner Geistlicher, selbstgemachte Formulare, Verse u. s. w. zu gebrauchen, ein Ziel setzt, und daß man bemüht ist, eine gewisse Uebereinstimmung und Einheit der liturgischen Formulare im Gottesdienste herbeizuführen. Wir kennen die sachkundige Hand nicht, welcher die Verlagshandlung die Zusammenstellung dieses Kirchenbuches anvertraut hat, hätten aber allerdings gewünscht, daß eine unmittelbare Betheiligung der kirchlichen Oberbehörde bei diesem hochwichtigen Werke stattgefunden hätte. Im Ganzen kann man auch mit der Art der Zusammenstellung nicht unzufrieden sein, besonders wird sich nach dem Erscheinen des zweiten Theiles zeigen müssen, welche Stellung diejenigen Geistlichen, die auf dem Bekenntnisse unserer lutherischen Kirche stehen, zu dieser neuen Agende einnehmen müssen. Dr. Teuscher, Mitglied des Kirchenrathes, hat in einem das Kirchenbuch empfehlenden Artikel ganz richtig bemerkt: So lange unsere evangelische Landeskirche auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse steht, hat kein Pfarrer das Recht, ihren Glauben zu alteriren; er muß vielmehr die ihm anvertraute einzelne Gemeinde seiner theuern Verpflichtung gemäß in den Grund- und Glaubenssätzen zu erhalten suchen. Diese Grund- und Glaubenssätze finden gemeindlich ihren Ausdruck in dem Gesangbuche, dem Katechismus und der Agende. Stimmt die Agende nicht mit Gesangbuch und Katechismus, so wirkt sie störend ein auf das Glaubensleben der Gemeinde — das sind Sätze, die ganz aus der Natur der Sache folgen, und gewiß Viele haben sich mit uns über diese Anschauung der Dinge herzlich gefreut. Es konnte aber nicht fehlen, daß gerade diese Aeußerungen des Herausgebers des Kirchen- und Schulblattes manchen sehr befremdlich klangen. Herr G. Steinacker hat dieser Stimmung sein immer beredtes Wort geliehen. „Ihm hat es (vergl. Kirchen- und Schulblatt Heft 19. S. 295) Befremden und Besorgniß erregt, daß unsere Landeskirche auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehe; da wir und gewiß mit uns die große Mehrheit der Amtsbrüder bisher der festen Ueberzeugung lebten, daß die Weimarische Landeskirche auf dem Grunde der heiligen Schrift stehe." Jeder, der auch nur einigermaßen mit den historischen Zuständen unserer Landeskirche bekannt ist, wird wissen, daß in unserem Lande mit Ausnahme einiger reformirten Gemeinden die evangelisch-lutherische Kirche de jure noch besteht. De facto ist es freilich, wie Herr St. selbstredender Beweis ist, anders. Es wäre überhaupt erwünscht, wenn sich Herr St. über seine Stellung klarer zu werden suchte. Er will, wie er in einem Aufsatze über die Verfassungsfrage der evangelisch-protestantischen Kirche (in den Stimmen der Zeit von Kolatschek S. 67) ausgesprochen hat, die Diener der Kirche bei Lehre und Unterricht — nicht auf den Buchstaben, denn von diesem kann nach 2. Cor. 3, 6. 7. in einer christlich-protestantischen Kirche überall nicht die Rede sein — sondern auf den Geist der der freien Forschung anheimgegebenen heiligen Schrift, auf das in ihr enthaltene Wort Gottes verpflichtet wissen. Der selige Menken hat Paulus besser verstanden als Herr Steinacker. Er sagt in dem Versuch einer Anleitung zum eignen Unterricht in den

Wahrheiten der heiligen Schrift: „Die Schriftstelle sagt gerade das Gegentheil von dem, was der Unverstand und der Mißbrauch sie aus dem Zusammenhang herausgerissen sagen läßt. Paulus stellt nicht buchstäblichen Sinn und geistlichen Sinn der heiligen Schrift gegen einander; er stellt die göttliche Anstalt des Gesetzes durch Mosen und die göttliche Anstalt der Gnade und Gerechtigkeit durch Jesum Christum einander entgegen, und setzt die Herrlichkeit der letzten nicht darin, daß sie eine vollkommene Lehre der Weisheit und Tugend gebracht habe, sondern darin, daß sie den Geist gebe, Licht und Leben aus Gott zu göttlichem Leben und Wandel. Vom todten Buchstaben im Lebensworte des lebendigen Gottes sagt der Apostel a. a. O. nichts. Dem Buchstaben des Gesetzes aber als dem schwächern Theile der göttlichen Offenbarung gegenüber dem Evangelio schreibt er eine Herrlichkeit zu, die aller menschlichen Sittenlehre und Gesetzgebung fehlt, er sagt, dieser Buchstabe sei lebendig und zwar so lebendig, daß er tödte." Uebrigens hat schon Dr. Teuscher in einer Nachbemerkung zu dem Steinackerschen Artikel ganz richtig bemerkt, „wer sich auf die symbolischen Bücher verpflichten läßt und nicht weiß, daß er damit vorzugsweise und vorerst auf die heilige Schrift verpflichtet wird, der kennt den Inhalt des reformatorischen Bekenntnisses nicht, was bei manchem Eifrer gegen und für dieselben sich zutragen soll. Denn selbst die Concordienformel und gerade sie das letzte in unserer Landeskirche recipirte symbolische Buch, worin bekanntlich die lutherische Orthodoxie ihre höchste Blüthe erreicht hat, stellt den ächt protestantischen Grundsatz an ihre Spitze." — Gegen Ende August v. J. versammelte sich in Salzungen der sogenannte thüringische Kirchentag, ohngefähr 150 thüringische Geistliche waren anwesend, Dr. Dittenberger aus Weimar war zum Vorsitzenden gewählt. Zur Tagesordnung hatte Hofprediger Schweizer aus Gotha, nicht aus Weimar, Thesen über die christliche Ehe aufgestellt. Sie lauten in ihren Hauptsätzen: „Die Ehe ist Grundlage alles Wohlergehens in Familie und Volk, in Staat und Kirche. Sie hat eine natürliche, staatliche und kirchliche Seite. Die wahrhafte natürliche Ehe ist die Grundlage aller wahren Ehe, auch der bürgerlichen und kirchlichen. Weder Civilact noch Priestersegen können eine an sich unwahre Ehe zu einer wahren machen. Die natürliche Ehe bedarf eines Schutzes gegen unsittliche Willkür der Ehegenossen. Diesen leistet der Staat. Der Staat muß die Heiligkeit der Ehe zu schützen suchen. Seine Mittel sind das Gesetz und der unter das Gesetz gestellte Vertrag. Die gesetzliche (staatliche) Bestätigung der natürlichen Ehe ist immer Civilehe. Sie muß immer obligatorisch sein. Die christliche Kirche und alle lebendigen Glieder in ihr müssen darnach trachten, daß jede Ehe im Geiste Christi geschlossen und geführt werde, d. h. die Liebe der natürlichen Ehe soll durchdrungen, gereinigt, verklärt werden durch die Gottesliebe, wie sie in Christo offenbart ist. Das ist die Wiedergeburt der natürlichen Ehe durch den Glauben an Christum und die Bedeutung der kirchlichen Trauung. Die Kirche muß die kirchliche Trauung von jedem ihrer Glieder verlangen, aber ohne allen äußern Zwang. Ist Kirche und Staat erst seinem innersten Wesen nach entwickelt, so folgt mit Nothwendigkeit die Trennung der bürgerlichen Feststellung der Ehe durch obligatorische Civilehe und der christlichen Weihe durch kirchliche Trauung. — Ist eine Ehe innerlich so unheilbar zerrüttet, daß ein sittliches Zusammenleben unmöglich wird, so muß der Staat dieses eheliche Band aufheben um der Herzenshärtigkeit willen. In dem einen von Jesu zugelassenen Scheidungsfall (Matth. 5, 31. 32. 19, 3–9. u. a.) ist die Ehe ihrem innersten Wesen nach zerrüttet und besteht nicht mehr. Wo die Ehe in ähnlicher Weise aus andern Gründen zerrüttet ist, da muß der Staat ebenfalls die Ehe scheiden. Denn durch solche sittenlose Ehen wird dem Staatswohl und der Sittlichkeit im Volke viel mehr geschadet, als durch Scheidung derselben. Richtig ist es, daß die Scheidung nicht allzuleicht gemacht werden darf. Aber unmöglich darf sie nicht sein. Die Scheidung ist hauptsächlich zu bekämpfen durch Verhinderung der leichtfertigen Eheschließung. Verbote und Zwang schaden mehr als sie nützen. Helfen kann nur Rath und Seelsorge. Wenn der Staat geschieden hat, so darf die Kirche einer neuen beabsichtigten Ehe die Trauung nicht verweigern, am wenigsten so lange die kirchliche Trauung zugleich die staatliche Bestätigung in sich faßt. Doch gilt das nur von der Kirche im Ganzen. Den Gewissensbedenken einzelner Geistlichen wird billig nachgegeben. Das alleinige Werthlegen auf den sogenannten biblischen Scheidungsgrund und die Beschränkung der Ehescheidung auf ihn allein, dient nicht zur Heiligung, sondern zur Entheiligung der Ehe." Fast sämmtliche Sätze, heißt es, wurden mit geringen Modificationen angenommen. Daß so viele Geistliche Thüringens die Weisheit von Gotha angenommen haben, darüber muß man tiefen Schmerz empfinden. Der Weim. Sonntagsbote berichtet, daß Generalsup. Petersen, Sup. Ludwig, Sup. Eberhardi, Pfr. Heim, Pfr. Jacobi, Pfr. Kromezer und zuletzt auch Oberhofprediger Dr. Ackermann sich nicht bloß in Nebendingen, sondern in Hauptsachen mit bestimmter Hinweisung auf die principiellen Sätze gegen die Thesen ausgesprochen haben. Der Herausgeber des W. Sonntagsboten, Pfr. Hunnius, hat in Anlaß dieser Versammlung in seinem Blatte zwei Artikel über die Civilehe gebracht. Wir wiederholen daraus: Die Civilehe in ihrer jetzigen Bedeutung und zwar zunächst als facultative Civilehe wurde in Frankreich, weil nach Aufhebung des Edictes von Nantes nur die katholische Priestereinsegnung die Ehe schloß und dadurch für die Protestanten eine große Verwirrung entstand, zuerst von Ludwig XVI. durch ein Edict vom 28. Nov. 1787 als gesetzliche Form der Eheschließung für alle Nichtkatholiken eingeführt, um diese nicht zu zwingen, zu den katholischen Priestern ihre Zuflucht zu nehmen. Die französische Revolution wandelte durch das Gesetz vom 20. Sept. 1792 diese facultative Civilehe in eine obligatorische, d. h. in eine Zwangscivilehe um und dehnte sie auf alle Staatsbürger aus, indem sie zugleich der Kirche, ihrer gebotnen Feindin, alle Berechtigung zur Mitwirkung bei Eheschließung entzog. Auch Napoleon I. machte in seinem am 8. März 1803 decretirten Civilgesetzbuche die obligatorische Civilehe zur allgemeinen Vorschrift und die spätern Regierungen behielten sein Gesetzbuch bei. Die obligatorische Civilehe ist also ein Product der französischen Revolution. Für nächstes Jahr hat der Thüringische Kirchentag als Versammlungsort Weimar gewählt, und es steht zu hoffen, daß auch eine größere Anzahl von Geistlichen, die auf dem Grunde der Bekenntnisse stehen, da erscheinen werden. — Vor nicht langer Zeit hatten alle diejenigen, die sich besonders für den W. Sonntagsboten interessiren, eine Versammlung gehalten, in der unter andern auch ein Antrag, den Sonntagsboten in eine größere evangelisch-lutherische Zeitschrift zu verwandeln, in Ueberlegung gezogen wurde. Vor der Hand steht man von diesem gewiß schwierigen Unternehmen ab. Man mag sich freuen, daß das Unternehmen, dem bei seinem Entstehen ein gar baldiger Untergang prophezeit wurde, so fröhlich gediehen ist.

Der Herausgeber des Sonntagsboten ist von dem Grafen Werthern auf Neuhausen zum Pfarrer erwählt worden. Wir wünschen dem verdienten Manne auch in seiner neuen Stellung des Herrn reichsten Segen und freuen uns recht herzlich, daß Graf Werthern einen so treuen Seelsorger für seine Gemeinde gewonnen hat. — Einiges Aufsehen hat ein Vorgang in einer kleinen Gemeinde Schoppendorf, 2 Stunden von Weimar, erregt. Aus wohlerwogenen und berechtigten Gründen hatte das Großh. Staatsministerium beschlossen, die Gemeinde in das ohngefähr 20 Minuten entfernte Dorf Bergern einzuschulen (12 Kinder ohngefähr sind schulpflichtig). Die Gemeinde wollte aber, trotzdem sie aus eignen Mitteln einen verhältnißmäßig sehr geringen Beitrag zur Unterhaltung der Schule beisteuern kann und das Großh. Staatsministerium eben in Rücksicht auf die geringe Anzahl der Schulpflichtigen und in Anbetracht der ohnehin großen Anforderungen, die an die Schulkasse gemacht werden, die Einschulung angeordnet hatte, ihre eigne Schule behalten. Da es bei dem Beschlusse des Staatsministeriums, den auch der Bezirksausschuß als obere Gemeindebehörde gebilligt hatte, sein Bewenden hatte, so hat die Gemeinde Schritte gethan, um zur katholischen Kirche überzutreten, und soll sie demnach schon mit dem Bischof von Fulda in Verhandlung stehn. Ueber den weitern Verlauf der Sache ist noch nichts bekannt. Dies ist doch auch ein trauriger Beweis für unsere kirchlichen Zustände! Es thut wirklich noth, daß unsere Geistlichen sich recht vertiefen in das Wesen unserer protestantischen Kirche, um ihren Gliedern recht angelegentlich die Bedeutung der Reformation ans Herz zu legen. Dies kann aber nicht geschehn, wenn man sich mehr mit der Lectüre der jetzt so überreichen belletristischen Literatur oder mit Landwirthschaft abgiebt, als mit dem Studium der Theologie. Was soll man sagen, wenn thüringische Geistliche Bücher schreiben wie: Geist aus L. A. Senecas sämmtlichen Werken oder die wichtigsten Aussprüche des großen Weisen über die höchsten Angelegenheiten des Lebens. Ein Wegweiser zu einem glückseligen Leben für alle Stände, insbesondere eine Mitgabe für gebildete Jünglinge bei ihrem Eintritte in die Welt von Dr. Wohlfarth, fürstl. Kirchenrathe in Kirchhasel bei Rudolstadt? Bibelgesellschaften und die Sache der Mission wollen noch immer keinen rechten Fortgang gewinnen. „In Eisnach fand neulich eine Trauung durch den Oberrabiner statt, bei welcher der Bräutigam ein Jude und die Braut Christin war. Bei dieser Gelegenheit mag es noch Erwähnung finden, daß im Großherzogthum Weimar nunmehr sechs Ehen zwischen Christen und Juden geschlossen wurden, die alle glücklich sind", so das Eisnacher Localblatt.

Religionsfreiheit in Piemont.

Wie wenig noch immer in Italien die Grundsätze der religiösen Duldung, auch wo sie in Verfassungen principielle Geltung erhalten haben, die Handlungsweise der Behörden wirklich bestimmen, dafür mögen folgende Züge zum Zeugniß dienen, die aus der jüngsten Zeit herrühren.

Am 30. November 1860 starb in Aosta, wo seit 1856 eine vom Prediger Curie geleitete protestantische Gemeinde besteht, Pietro Dono, evangelischer Confession. Seit Jahren war es Brauch der Regierung, für solche Fälle, daß Evangelische an Orten starben, wo es keine protestantischen Kirchhöfe gibt, durch besondere Reskripte anzuordnen, daß die Beerdigung an einem ehrlichen Orte des gemeinsamen Friedhofes, und zwar nach den Gebräuchen der evangelischen Confession, vorgenommen werden sollte — vorbehaltlich des Rechts der kirchlichen Behörde, falls sie es wünschenswerth erachtete, den Ort nachträglich zu entweihen oder ihn auch durch Stakete oder anderweitig abzusondern. Der Municipalvorstand von Aosta hatte nun schon einen dahin lautenden Beschluß gefaßt, als der Kreisintendant, wie er behauptete auf Grund eines Briefes vom Ministerium, sich der Ausführung dieses Beschlusses widersetzte und trotz der dringendsten Vorstellungen des Predigers Curie darauf bestand, daß die Beerdigung auf dem Theile des Kirchhofs vorgenommen werden sollte, wo ohne Taufe gestorbene Kinder begraben werden. Diesen Schimpf konnte sich die evangelische Gemeinde nicht anthun lassen. Pastor Curie opponirte auf das Entschiedenste und sprach die unbedingte Weigerung aus, das Begräbniß an dem angegebenen Orte zu vollziehen. So nahm der Intendant die Beerdigung selbst vor. Er ließ bei Nacht die Leiche durch die Polizei abholen, auf den Kirchhof bringen und in dem von ihm bestimmten Theile des Kirchhofs verscharren!

Am Morgen des 25. Decembers 1860 starb in Cornigliano (nicht weit von Genua) Giuseppe Belletti, ein Tischler, der seit langer Zeit sich dort niedergelassen und verheirathet hatte. Da er nun mit seiner Familie dem evangelischen Glauben zugethan war, so verbot der Syndicus von Cornigliano nach seinem Tode seine Beerdigung auf dem Gemeindekirchhofe. Als sich darauf die evangelische Gemeinde an den Gouverneur wendete, verfügte dieser ohne Weiteres, daß, da in Cornigliano kein evangelischer Kirchhof bestände, die Leiche nach Genua geschafft werden sollte. Der Waldenser Geistliche von Genua, der dem Verstorbenen auf seinem Todbette den geistlichen Zuspruch gespendet hatte, protestirte gegen diese Rechtswidrigkeit; wer in Cornigliano gestorben sei, müsse da auch begraben werden. Der Syndicus griff zu einem einfachen Mittel. Ohne lange zu zögern, ließ er in der Nacht des 26. Dec. die Leiche nach Genua schaffen und ohne Weiteres nicht nach dem Gottesacker der italienischen Protestanten bringen, sondern in der Nähe des Kirchhofs der evangelischen Schweizer-Gemeinde niedersetzen. Da fand man denn am andern Morgen die übel zugerichtete, hin und her gerissene und entblößte Leiche, zum größten Anstoß der Vorübergehenden. Da sich das Gerücht davon schnell verbreitete, liefen große Volkshaufen hinzu, sich den entehrten Leichnam anzusehen. Bis 4 Uhr Nachmittag blieb die Leiche dieser Schmach ausgesetzt! Da legte sich endlich die Obrigkeit ins Mittel und ersuchte den Geistlichen der Schweizerkirche, Herrn Bert, den Todten innerhalb seines Kirchhofs zu beerdigen, und so erhielt erst jetzt Belletti ein ehrliches Begräbniß.

Was die in beiden Fällen erhobenen Beschwerden der Evangelischen zur Folge haben werden, muß noch abgewartet werden.

Aehnlicher Art ist ein dritter Fall, wo die Regierung in die Rechte der Familie eingriff.

Zum großen Schmerz aller italienischen Protestanten starb am 17. November 1860 in der Nähe von Florenz auf seiner Villa der Advocat Giuseppe Orselli. Schon in den ersten Anfängen der evangelischen Bewegung in Florenz hatte er sich dem evang. Glauben zugewandt; er war ein treuer Freund und Mitarbeiter des Grafen

Guicciardini gewesen; in aller Noth und Verfolgung hatte er die Protestanten freimüthig vertheidigt, und nur eine besondere göttliche Fügung, nicht feiges Verläugnen seinerseits, war die Ursache gewesen, daß er nicht des Grafen und Andrer bittres Loos theilen mußte.

Er hinterließ eine Wittwe und nur einen, noch nicht ganz 15jährigen Sohn, Dante Orselli. Wenige Tage nach dem beklagenswerthen Tode des Vaters wurde auch dieser Sohn von derselben Krankheit ergriffen. Kaum hatte sich das Gerücht von seiner Krankheit verbreitet, so rührte sich die katholische Geistlichkeit. Man redete von religiösem Drucke, dem der Arme ausgesetzt gewesen sein sollte. Die sehr natürliche Weigerung der Mutter, eine ihr unbekannte, von dem Canonicus P. ihr zugeschickte Person zur Krankenpflege aufzunehmen, gab diesem Gerüchte neue Nahrung. Man wandte sich an den Erzbischof, man bestürmte den Präfekten, und dieser in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Pupillencollegiums ordnete eine Untersuchung an. Beauftragt wurden damit der Arzt Carlo Ghinozzi und der Rechtsgelehrte Pecchioli, welche sich in Begleitung eines Notars nach der Wohnung des Kranken begaben und dort die geforderte Untersuchung anstellten. Das Gespräch, das sie mit dem jungen Orselli führten, wurde von dem Notar protokollirt, und dann das Aktenstück, mit den nöthigen Unterschriften versehen, dem Präfekten zugestellt. Wir sind in den Stand gesetzt, dieses Protokoll seinem Wortlaute nach mitzutheilen. Es enthält ein schönes Zeugniß von der Glaubensfestigkeit des sterbenden Knaben. Folgendermaßen lautet es:

„Im Jahre 1860, am heutigen 14. December, Florenz. — Zufolge und im Zusammenhang mit dem Auftrage, der den Unterzeichneten von Seite des Pupillencollegiums in Bezug auf das Mündel, Herrn Dante Orselli, zu Theil wurde, und auf Ersuchen der Herren Prof. Carlo Ghinozzi und Dr. Pecchioli habe ich mich am heutigen Tage zwischen 12 und 1 Uhr nach der Wohnung des genannten Herrn Dante Orselli begeben, welche sich im Corso dei Tintori Nr. 8006 befindet. Dort wurden wir in das Zimmer geführt, in welchem gegenwärtig der obengenannte Herr Dante Orselli krank liegt."

„Nachdem der Herr Professor Ghinozzi den Kranken auf dem Wege der Besserung und in völlig freiem Gebrauch seiner geistigen Kräfte befunden, hat er mit diesem ein religiöses Gespräch angefangen, indem er ihn fragte, ob er sich zur katholischen, apostolischen, römischen Religion bekenne, in welcher er geboren und erzogen sei. Auf diese Frage hat der Kranke mit einem deutlichen Nein geantwortet; er gehöre der evangelischen Religion an, welche auch schon sein Vater, der Dr. Giuseppe Orselli, bekannt und in welcher dieser gestorben sei."

„Als ihm die Bemerkung gemacht wurde, daß sich zu jener Religion alle seine Vorfahren bekannt hätten und daß es daher verwerflich wäre, wenn er sich von ihr lossagte, so entgegnete er, er halte die Religion, zu welcher er sich bekenne, für die bessere."

„Auf die Frage, wie er sich denn verhalten würde, wenn ihm nachgewiesen werde, die von ihm erfaßte Religion sei nicht die wahre, sondern im Gegentheil die katholische, apostolische, römische, antwortete er, dann würde er eine Discussion für nöthig halten, welche sein Gesundheitszustand ihm gegenwärtig nicht erlaube; aber er beharrte dabei, an der von ihm ergriffenen Religion festhalten zu wollen."

„Die Frage, ob er durch Insinuationen seiner Eltern gedrängt worden sei, dem neuen Glauben sich zuzuwenden, verneinte er entschieden."

„Als man ihn endlich fragte, ob er nöthigenfalls für den Tod die Tröstungen der katholischen Religion vorziehe, oder die der evangelischen, sagte er, daß er nie andere annehmen werde, als die der letzteren."

„Darauf habe ich endesunterschriebener Notar sofort obiges Protokoll niedergesetzt, welches den vorher genannten Herren Prof. Carlo Ghinozzi, Arzt, und Dr. Cesare Pecchioli, Rechtsgelehrten, beide in Florenz wohnhaft, vorgelesen und durch einen jedem im Besondern abgenommenen Eid vollständig bestätigt worden ist; und darauf ist es von ihnen beiden und von mir, untengenanntem Notar, eigenhändig unterschrieben worden, am heutigen Tage, dem 14. Dec. 1860."

Soweit das Protokoll. Seitdem wurde die Mutter nicht mehr beunruhigt und konnte ihrem Sohne alle leibliche und geistliche Pflege angedeihen lassen, wie sie wollte. Aber schon am 23. Dec. früh um 4 Uhr machte der Tod ihrer Mühe ein Ende. Die Leiche des Sohnes wurde neben der des Vaters auf dem Schweizer Kirchhofe beerdigt. Zwei- bis dreihundert evangelische Christen von allen Denominationen begleiteten sie, außerdem auch eine große Zahl katholischer Bürger. Der Herr Geymonat, Prof. an der Ecole de Théologie in Florenz und Waldenser Geistlicher, hielt die Grabrede; der junge Zeuge für die evangelische Wahrheit zeugte noch im Tode weiter.

Erklärung.

Die in neuerer Zeit durch verschiedene Blätter hindurchgelaufene, auch in der Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 14 d. J. erwähnte Nachricht, als habe die hiesige theologische Facultät Anträge und Pläne auf Verlängerung der Studienzeit, Errichtung eines Convicts für ein viertes Studienjahr und Ueberweisung des ersten Examens an die theologische Facultät bei ihrer vorgesetzten Behörde vorgelegt, entbehrt jeder Begründung.

Göttingen, den 1. März 1861.

Dr. Ehrenfeuchter,
d. Z. Decan der theologischen Facultät.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 13. März. № 21.

Das menschliche Erkennen.

(Fortsetzung.)

Der „Trieb des Erkennens“ gehört, wie der Trieb nach Freiheit des Willens, zu den ursprünglichsten der menschlichen Natur. Er ist, abgesehen von den verschiedenen Graden seiner Energie und seiner eigenthümlichen Entfaltung, nicht etwa nur die besondere Gabe einzelner Nationen oder Individuen: sein Grundquell und seine Wurzeln haften in den Tiefen unseres Wesens, die das „Geheimniß unserer Existenz“ und den Charakter unserer Zuständlichkeit bedingen, die auch dem schärfsten Einblick in das eigne Innere sich niemals ganz enthüllen. Wie tief und mächtig dieser Trieb mit der innersten Natur des Menschen verflochten und verwachsen ist, darauf deutet schon die heilige Urkunde hin, nach welcher grade auf diesen Trieb, durch dämonische Verdunkelung seines Zieles und seiner Richtung, der Geist der Lüge und der Bethörung den Hauptstoß der Versuchung führte: „Eure Augen werden aufgethan werden, und ihr werdet seyn wie Gott, erkennend gutes und böses“, — eine Autonomie der Dinge, die das Maß ihres Wesens („gut und böse“) gleichsam stempelfrei von Gottes Satzung in und aus sich selber haben sollen, und eine Autonomie des menschlichen Erkennens in gottgleicher Selbstherrlichkeit — fürwahr eine wundersame Speculation der „alten Schlange“, in welcher die Grundelemente der „neueren Philosophie“, ein bedingungsloses Seyn und ein aller Gebundenheit enthobenes Denken bereits so ausgebildet vorliegen, daß es nur noch der Beseitigung des mythischen: „Denn Gott weiß“ — bedurfte, um aus der unterschiedslosen Ineinssetzung dieses „Seyns und Denkens“ sofort alle Dinge, d. h. Gott, Natur und Mensch, wie die Vorstellung des unphilosophischen Bewußtseyns zu unterscheiden pflegt, in freiem Denkprozeß hervorgehen zu lassen! —

Dem Triebe des „Erkennens“ verwandt ist der Trieb des „Wissens“, und beide stehen oft, namentlich auf den Gebieten einzelner Wissenschaften, in enger Verbindung und in lebendiger Wechselwirkung: der Trieb des Wissens arbeitet dem Erkennen gleichsam vor, und ebenso bezeichnen wir ein durch erkennen Gewonnenes auch wol wiederum als ein Wissen, wenn auch genauer als ein „lebendiges“ Wissen. Halten wir beide Richtungen der menschlichen Geistesthätigkeit begrifflich auseinander, so ist der Trieb des Wissens vorwiegend auf die Objecte als solche gerichtet, gleichsam auf den Erwerb des Stoffes der Massen, immerhin mit einem mehr oder minder regen Ernste persönlichen Interesses für die Gegenstände, mit kräftiger Bethätigung des ordnenden Verstandes, ja selbst mit einem gewissen Bedürfniß künstlerischer Gestaltung, — ohne daß sich jedoch der Trieb eines wirklichen und wesentlichen Hinausgehens über die Objecte geltend machte. Auf einer Stufe merklicher Gesunkenheit, und gleichsam nur noch als eine Art vegetativer Geistesbethätigung, zeigt sich der Wissenstrieb in der vom Stoff gebundenen und herabgedrückten „Gelehrsamkeit“, wie sie, etwa in jenem alten alexandrinischen oder in dem neueren holländischen Philologenthum bisweilen zu Tage gekommen ist, — jenem „Philologenthum“, das (nach des Dichters Rede) immerfort „nach Schätzen gräbt, und froh ist wenn es Regenwürmer findet“, wenn es nicht etwa gar dem Worte Johann Wessels verfällt: „Thöricht sind die, welche wissen um zu wissen; thörichter die, welche wissen, damit man von ihnen wisse.“ Zwar nicht beschwert vom Stoffe, wie die principlose Gelehrsamkeit, vielmehr oft sehr beweglich und leichtfüßig erscheint der Wissenstrieb endlich auf der Stufe seiner völligen Herabgekommenheit, als müßige „Neugierde der Erwachsenen und Gebildeten“, wie sie der Apostel in der Metropole der Intelligenz des antiken Heidenthums antraf, und wie Lukas sie ebenso einfach als für alle Jahrhunderte typisch charakterisirt hat wenn er schreibt: „Die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anderes, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören.“ Wir mögen dieser Neugier lachen, wenn sie sich durch ein Nichts in Bewegung setzen läßt: wenn sie aber nicht Stand halten kann und nicht auszuhören vermag, wo das Wort vom Glauben und von der Auferstehung des Mannes, in welchem Gott den Kreis des Erdbodens richten wird, an sie herantritt, wenn sie der Spottgeist dahinführt wie der Wind die Spreu — dann offenbart sich in ihrer Ohnmacht der Ernst eines inneren Gerichtes. —

Hat sich in der haltungslosen Neugierde der Wissenstrieb, nach der Seite seiner Entartung, gleichsam der letzten Elemente seiner sittlichen Würde entkleidet, so kann nach oben hin ein anderer geistiger Zustand uns füglich als Uebergangsstufe dienen aus dem Gebiete des Wissenstriebes in das des Erkennens. Hören wir zunächst einen Alten, einen Philosophen, dem noch niemand den Vorwurf der Schwärmerei gemacht hat. Aristoteles sagt (ich verdanke den Nachweis der schönen Stelle dem Kosmos Humboldts): „Wenn es Wesen gäbe, die in den Tiefen

der Erde immerfort in Wohnungen lebten, die mit Statuen und Gemälden und allem dem geziert wären, was die für glücklich Gehaltenen in reicher Fülle besitzen; wenn sie hier nun Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter, und alsdann nach einiger Zeit durch die geöffneten Erdspalten aus jenen verborgenen Sitzen herausträten an die Orte, die wir bewohnen; wenn sie urplötzlich die Erde und das Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkennten, die Sonne schauten in ihrer Größe, in ihrer Schönheit und Licht ausströmenden Wirkung; wenn sie endlich, sobald Nacht die Erde in Finsterniß gehüllt, den Sternenhimmel sähen, den lichtwechselnden Mond, den Auf- und Untergang der Gestirne und ihren von Ewigkeit geordneten unveränderlichen Lauf: wahrlich, wenn sie das sähen, sie würden erkennen und bezeugen, es gebe Götter und solche große Dinge seyen ihr Werk!" — „Bewunderung", sagt Plato, „und nichts anderes ist der Anfang der Philosophie"; und wir werden wol nicht irren, wenn wir in dem stillen Staunen, in dem wachen Blick sinnender Betrachtung, der ahnungsvoll hinausstrebt über das Sichtbare der Erscheinung nach einem unbekannten Unsichtbaren, dem das All der umgebenden Natur zu einem Wunder und das mannichfach bewegte Menschenleben zu einem Räthsel geworden ist, wenigstens ein vorbereitendes, wenn nicht ein unerläßliches Element finden für die Entfaltung und Entwickelung des menschlichen Erkenntnißtriebes.

Denn während das Wissen als solches in dem Besitz der Objecte, wir setzen gern hinzu, der klar und lichtvoll geordneten, der sicher beherrschten, der künstlerisch gestalteten sich befriedigt fühlt, — beginnt hier erst die Bewegung des Erkennens: das Wissen ist ein Haben, das Erkennen ein Werden und ein Wachsen. Umfaßt das Wissen die Dinge gleichsam unmittelbar bei ihrer Gestalt und Erscheinung, um sie nach allgemeinen Gesichtspuncten zu ordnen und zu verbinden, so strebt der Trieb des Erkennens in das Innere ihres Wesens, in den Grund ihres Daseyns und Soseyns, — ihr Leben selbst und die Quellpuncte alles Lebendigen, ja, um es mit dem Dichter kurz zu sagen,

— das was die Welt
im Innersten zusammenhält,

das und nichts anderes ist das letzte Strebeziel aller Bewegung des menschlichen Erkennens. Und dies Wort ist nicht etwa in poetischer Ueberschwänglichkeit zu hoch gegriffen, vielmehr bezeichnet es, richtig gedeutet, klar und treffend ein Bedürfniß, das in der Tiefe jeder Menschenseele schlummert, das überall erwacht, wo überhaupt ein Leben des Geistes sich zu regen beginnt, und die Seele des Menschen dem Druck der kosmischen Begierden sich entwindet: es ist der unveräußerliche Zug der zu einem höheren sittlichen Daseyn erwachten Menschennatur nach dem Idealen, — es ist der unabweisbare Trieb des denkenden Menschengeistes, die Vielheit und Mannichfaltigkeit der Erscheinungswelt, das All der Dinge in einer höchsten Einheit zu verknüpfen. Und der geheimnißvolle Drang, dem zu allen Zeiten

und bei allen Nationen der Quell wahrer Poesie und die Lichtstrahlen urkräftiger Gedanken über Welt und Menschenleben entströmten, er ist gleichsam nur ein mit besonderer Gewalt und Stimme ausgerüsteter Zeuge jener inneren treibenden Bewegung, die der menschlichen Natur kraft ihrer höchsten sittlichen Bestimmung eignet. Und wollen wir den Trieb des menschlichen Erkennens nach dieser seiner sittlichen Nothwendigkeit noch bestimmter bezeichnen, so ist es der Drang, zum vollen Selbstbewußtseyn zu erwachen, der Trieb, das Geheimniß unseres eignen Daseyns zu enträthseln. Denn ob auch Natur und Menschenwelt und Gottheit, — diese größten Objecte alles menschlichen Erkennens, zunächst in einer Dreiheit scharf gesonderter Gebiete dem forschenden Geiste des Menschen sich darstellen: am Ziele wäre der Mensch mit seinem Suchen und Forschen doch dann erst, wenn er nicht nur das All der Dinge außer sich an ein höchstes Eines zu knüpfen vermocht, sondern wenn er zugleich mit der innersten Tiefe seines Wesens in diesem Einen sich selbst erfaßt und erkannt hätte, und also zu dem Urquell seines eignen Lebens und zu der Stätte seiner ewigen Ruhe, d. h. zur vollen Klarheit des sichersten Selbstbewußtseyns hindurch gedrungen wäre. —

Aber wo ist der Weg, der unser Denken in den Kern der Dinge führe, und wie wäre ein solches Problem des menschlichen Erkennens überhaupt zu lösen, da dem forschenden Geiste das Fundament des Alls und die Enden der Dinge sich kund gäben in dem Einen, und der erkennende Mensch selbst in vollbewußter Klarheit, aus dem All der Dinge gleichsam in sich ausgeschieden, nüchtern und unbethört durch schwärmerischen Wahn vom Urquell seines Daseyns zeugen dürfte: „Ich habe gefunden"!? — Oder wären wir etwa, getäuscht vom Scheine hoher Worte, unvermerkt selbst abgeirrt auf jene Bahn, da wie durch zauberische Gewalt das Kreuz Christi aus dem Gesichtskreis schwindet, und alle Fragen des Daseyns sich gleichsam in ein „logisches Denkräthsel" verwandeln? — Ich hoffe, nicht. Zwar festhalten müssen wir an der Forderung des Problems: „das All der Dinge sammt der Welt der Menschen und dem eignen Ich nur in Einem zu erfassen"; aber die Elemente seiner Lösung, den Urgrund alles Seyenden und die Kraft menschlicher Gedanken, den Kern der Dinge wirklich zu ergreifen — wir finden sie sonst nirgends denn nur in dem Einen, der für uns am Kreuz erblaßte. — —

Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß das Christenthum — ich meine aber dasjenige, von dem die Schriften der Propheten und Apostel und, auf diesem Grunde, die Bekenntnisse unserer Kirche zeugen — in der Geschichte der Philosophie, d. h. in der Wissenschaft, welche die letzten Gründe des Denkens und Seyns, und somit das Geheimniß des Erkennens als ihr eigentliches Object in Anspruch nimmt, im allgemeinen sich in einer ziemlich mißlichen Lage befindet. Die Erscheinung Christi wird zwar meist nicht ignorirt: allein nach Sokrates, Plato und Aristoteles behauptet er in der „Entwickelung des denkenden Menschengeistes" doch eigentlich nur eine etwas un-

bequeme, störende Seitenstellung. Durch das Mittelalter bis zur Reformation laufen dann philosophische und theologische Wahrheit in streng geschiedenen Parallelen neben einander hin; und erst nachdem der denkende Geist in seiner Selbstbefreiung der lästigen Nachbarin, „theologische Wahrheit" genannt, sich völlig entwunden hat, ist mit dem weltberühmten: Cogito, ergo sum — „Ich denke, mithin bin ich!" Luft, Land und Licht wieder gewonnen. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Vorgänge im städtischen Waisenhause zu Elberfeld.*)

Wenn ich auf Ihren Wunsch einige Mittheilungen machen soll über die Erweckungen, die im Elberfelder Waisenhause stattgefunden und hier am Orte und weiterhin die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren, so wird es für die Leser Ihres Blattes kaum der Erinnerung bedürfen, daß dieselben nicht ohne Zusammenhang sind mit den Erweckungen in Amerika und Irland. Dieselben hatten an vielen Orten den Wunsch hervorgerufen, Aehnliches in Deutschland geschehen zu sehen. Besonders die Kreise, welche in naher Verbindung mit England stehen und in dem dortigen christlichen Leben den idealen Zustand sehen, dem wir zusteuern müssen, begrüßten jene Erscheinungen als durchaus erfreuliche; ja manche reihten sie als zweitwichtigstes Ereigniß an die große Pfingstthatsache und erklärten jeden für unbekehrt, der nicht zustimmte. Daher wurde die bekannte Aufforderung des Indischen Missionars, in der ersten Woche des Januar 1860 um eine allgemeine Ausgießung des h. Geistes zu bitten, im Wupperthal, besonders in Elberfeld und vor Allem in den independentischen Kreisen freudig aufgenommen. Obgleich Dr. Fabri in seinem in Druck gegebenen Vortrag: „die Erweckungen ꝛc.", zur Vorsicht und Besonnenheit mahnte und aufforderte, Bekehrung und Erweckung wohl zu scheiden, blieb die Stimmung im Allgemeinen dieselbe. Eine zweite Aufforderung, die erste Woche dieses Jahres wiederum zu gemeinsamem Gebet zu benutzen, wobei für jeden Tag speciell der Gegenstand angegeben wurde, fand ebenso bereitwilligen Anklang. In Barmen fanden Betstunden statt, bei denen aber nur, mit Ausnahme der christlichen freien Gemeinde, die Prediger beteten. In Elberfeld, das sich durch viel aufgeregteres und selbstständigeres religiöses Leben von Barmen unterscheidet, wurden in dem Vereinshause große Gebetsversammlungen abgehalten, bei denen Lutherische, Reformirte und Independenten zusammenkamen und auch Laien beteten. Und auch sonst wurden viele Gebetsversammlungen gehalten. Es ist mir berichtet, daß ein Pastor in einer Frauen-Versammlung diese sogar zum öffentlichen Gebet ermuntert und aufgefordert habe. Besonders die Glieder der freien Gemeinde interessirten sich für diese Angelegenheit. —

Ich bemerke, daß eines der hervorragendsten Glieder dieser Gemeinde, der Schwager des Prediger Nevianbt, Herr Grafe, Vorsitzender in der Direktion des Waisenhauses ist, ein Mann, der allgemein und mit Recht nicht nur als sehr liebenswürdig und entschieden christlich, sondern auch für sehr bedeutend gilt; wie mir schon vor mehreren Jahren einer seiner Freunde sein Haus zeigte mit der Bemerkung: hier wohnt die bedeutendste geistige Capacität des Wupperthals. Unter solchem Einfluß stand der Vorsteher des Waisenhauses, Lehrer Klug. Klug ist, zur Beruhigung für die National-Zeitung, über die Jahre wenigstens hinaus, daß er nach den Regulativen sollte gebildet sein, überdem ein sehr tüchtiger Lehrer, dessen Arbeit noch vor einem Jahre von der Königl. Regierung zu Düsseldorf musterhaft genannt worden ist. Seine frühere Stellung und seine alten Freunde gehören auch keineswegs dem Englischen Methodismus an. Aber es war Mehreres, was den Einfluß seines unmittelbaren Vorgesetzten, des Herrn Grafe, verstärkte. Das Hauspersonal, der Natur der Sache nach meistens christlich-gesinnte Handwerker und derartig gebildete Leute, war geneigt, mit Freuden auf solche Gebetsstunden einzugehen. Dazu kommt die Anstalt selbst; es ist fürwahr verwunderlich, wenn eine Stadt, wie Elberfeld, eine solche Anstalt, in der mehr als 300 Kinder zusammen sind, bestehen läßt. Was das heißen will, eine solche Zahl Kinder in Ordnung und Zucht zu erhalten, wird jeder wissen, der in kleineren Anstalten gelebt hat. Es ist psychologisch nicht unwichtig, daß der Erweckung eine besondere Unart der Kinder voranging. Nicht nur, daß kurz vorher einige schwere Fälle vorkamen, sondern die ganze Schaar der Knaben hatte an einem Sonntag, der wegen Regenwetter einen Ausgang verhinderte, fast eine Verschwörung gebildet, die kaum zu besiegen war. Diese Uebelstände hatten einige Aufseher zu gemeinschaftlichem Gebet getrieben, und da von dem weiblichen Dienstpersonal einige daran Theil nehmen wollten, aber die Hausordnung eine Theilnahme an der in der Nähe durch einen Pastor veranstalteten Gebetsversammlung nicht zuließ, zu der Bitte veranlaßt, daß der Hausvater für das Hauspersonal eine solche veranstalten wolle, was denn auch ohne die Kinder geschah. Wenn nun auch damit direkt keine Einwirkung geschah, so wird es doch kaum zu vermeiden gewesen sein, daß die Kinder davon etwas merkten. Die Folge von dem Gebet oder dieser Einwirkung war, daß am 13. Januar zuerst ein älteres Mädchen erweckt wurde, dem bald andere, Mädchen und Knaben, folgten. Bei dem ersten werden keine besondere Symptome angegeben. Späterhin fanden sich allerlei Besonderheiten: An allen Orten, auf der Treppe, in den Gängen, in den Kellern (die übrigens mehr Zimmer sein sollen), fielen sie nieder; es stellten sich Krämpfe ein; wie mir erzählt wurde, riefen einzelne: da kommt er; er kriegt mich. Ueber diese Vorfälle liegen zwei Berichte vor, die ich Ihnen beilege; der eine aus dem Säemann, dem Organ des Brudervereins, von H. Grafe verfaßt, der andere vom Oberbürgermeister Lischke. Sie stimmen beide im Thatsächlichen so ziemlich überein; nur hebt der eine mehr das Krampfartige und Krankhafte hervor, sieht überhaupt nur Fanatismus, während der andere darin eine höchst erfreuliche Thatsache sieht. Ich erlaube mir nur, ohne mein Urtheil weiter auszusprechen, einige Punkte hervorzuheben. Die Kinder haben Krämpfe, so daß man sie vor Beschädigung hüten muß, einer einige Tage nicht ordentlich sprechen konnte; die Kinder beten öffentlich und laut; in einzelnen Stuben zusammen allein; bei Tische trat ein Knabe, wie mir ein durchaus glaubwürdiger Augenzeuge sagte, selbstständig auf und hielt ein eigenes Tischgebet. In der Andacht traten mehrere Knaben auf, bestimmten Lied und Bibelwort und beteten frei. Das Gebet,

---

*) Wir hoffen nächstens eine noch tiefer eindringende Mittheilung über dieselben Vorgänge geben zu können.
Anm. der Red.

das mir mitgetheilt wurde, stimmt so ziemlich mit dem, welches im Säemann mitgetheilt wird; für die Anstalt (wobei für einen Knaben gebetet wurde, er möge das Heuerspielen aufgeben, weil es ihn zu Zank verleite), für die Ueberschwemmten in Holland, für die Kinder in Syrien wurde gebetet; es fiel mir dabei auf, daß der h. Geist, der offenbar hier nicht in gewöhnlicher Weise wirkt, doch so sehr in diesem Gedankenkreise bleibt. Die Berichte, die mir zu Gesichte gekommen, schweigen von einer Erscheinung, die mir mein Berichterstatter mittheilte. Er sah, wie Kinder auf dem Schlafsaal an den Pfosten heraufkletterten, mit dem Finger gegen die Decke wiesen und riefen: Engel, Engel! Andere kletterten, der zweite auf die Schulter des ersten und der dritte auf die des zweiten, und machten dieselbe Bewegung; noch andere rutschten über der Erde weg oder hüpften über die Erde, während noch andere sich umarmten und liebkosten. Wir müssen sagen, wir hätten alle diese Erscheinungen, auch das öffentliche Beten der Kinder zu unterdrücken und verhindern gesucht. — Dagegen darf auf der anderen Seite nicht vergessen werden, daß wirklich sehr erfreuliche und gesunde Erscheinungen dabei zu Tage gekommen sind. Es ist nicht bei einem allgemeinen Sündengefühl geblieben, sondern ganz speciell sind Sünden und zwar sehr beschämender Art bekannt worden. Einzelne Kinder haben einem Pastor, der auf Reisen war, Briefe geschrieben, ihn um Verzeihung zu bitten für ihre Unarten. Zwei Knaben, von denen der eine durchaus verdorben war, schon gestohlen hatte und noch Schlimmeres gethan, der andere ganz stupide im Unterricht sich bewies, waren so verändert, daß der eine wie umgewandelt erschien und der andere, was sehr zu beherzigen ist, mit Aufmerksamkeit und Verständniß dem Confirmanden-Unterricht folgte. —

Wir können nicht behaupten, daß uns die Erscheinungen in ihrer Gesammtheit erfreuen; meinen vielmehr, daß mit wenig pädagogischer Zucht viele Ausschreitungen hätten vermieden werden können. Aber das hindert uns nicht, die Verfahrungsweise der Stadtverordneten zu mißbilligen. Man erzählt sich, daß der Oberbürgermeister Lischke in Bonn auf einer Reise zuerst davon gehört und nach Hause geeilt sei, um die Sache zu untersuchen. Er forderte einen Bericht der Direktion und untersuchte die Sache selbst, wie der beigelegte Bericht ausweist. Es ist in demselben sofort von Consequenzen des äußersten Fanatismus ꝛc. die Rede und von einer geistlichen Beurtheilung der Sache merkt man nichts. Auf seinen Antrag mißbilligte die Stadtverordneten-Versammlung in der Sitzung vom 19. Februar einstimmig: 1. daß in so auffallender Weise gegen die nüchterne und einfache Hausordnung und Instruktion verstoßen sei und ohne Wissen der Stadtverordneten Leib und Seele der Kinder erschüttert sei, und beauftragte 2. die Armenverwaltung, schleunigst die Ordnung herzustellen, und 3. nach §. 54 des Disciplinargesetzes vom 21. Juli 1852 nöthigenfalls den Vorsteher Klug zu entfernen. 1. und 2. wurde einstimmig angenommen, nur daß ein Herr Gerlich, obgleich er seine Zustimmung erklärte, nicht mitstimmte, ebenso H. Neviandt, Bruder des Predigers an der Independenten-Gemeinde, weil er seinen Antrag, der Armenverwaltung die Sache einstweilen ganz zu überlassen, mit dem Bemerken, daß eine Zurückführung zur Ordnung wünschenswerth sei, durch den Antrag des H. Oberbürgermeisters verhindert sah. 3. wurde mit 16 gegen 7 Stimmen angenommen. — Die Armenverwaltung untersuchte und berieth am 21. 22. 23. Februar und am 24 Febr. lagen der Stadtverordneten-Versammlung folgende Anträge vor: 1. Den H. Grafe zum Rücktritt aufzufordern, weil derselbe in principiellem Widerspruch mit den Vorständen der Stadt in Bezug auf diese Angelegenheit sei und die bedeutenden Abweichungen von der Hausordnung der Armenverwaltung verschwiegen habe. — Er habe erst am 7. Febr. den beiden anderen Mitgliedern der Direktion Mittheilung gemacht. Diese beiden haben nach ihrer Erklärung das in dem Bericht des Oberbürgermeisters erwähnte Protokoll ohne vollständige Kenntniß aller Vorgänge, die sie überhaupt erst an demselben Tage erfahren, unterschrieben. 2. Den Vorsteher Klug vorläufig zu entfernen und dem Vorsteher der Anstalt für verlassene Kinder, Limbach, das Amt zu übertragen; 4 Mitglieder schlagen einen Wechsel zwischen Klug und Limbach vor. 3. Sämmtliche Aufseher zu entfernen. 4. In Betreff des Hausarztes seien die Verhandlungen noch nicht geschlossen. — Wir bemerken hierzu, daß der Vorsitzende der Armenverwaltung H. Daniel von der Heydt, Glied der holländisch-reformirten Gemeinde, der Schwiegervater des Oberbürgermeisters ist. Ferner ist hinzuzufügen, daß H. Grafe erklärt hat, er habe schon am 4. Febr. dem H. v. d. Heydt, Vorsitz. der Armenverw., Mittheilung gemacht (die Erklärung steht in der Beilage zur N. Pr. Zeitung vom 8. März) über die Erscheinungen. — Die Versammlung der Stadtverordneten hielt Nr. 1 der Vorschläge der Armenverwaltung für erledigt, da H. Grafe selbst zurücktreten werde. H. Grafe hat später geläugnet, daß er das erklärt habe, und ist dann seines Amtes enthoben worden. — Nr. 2 wurde mit 19 gegen 7 St. angenommen. Ein Antrag auf Wechsel mit H. Limbach (siehe oben) wurde abgelehnt; dagegen angenommen, daß ihm, wenn er binnen 3 Tagen seine Entlassung nehme, auf ein Jahr die Besoldung bleibe. Da Klug sich geweigert hat, so ist es bei der Suspension geblieben und wird gegenwärtig eine Disciplinar-Untersuchung gegen ihn von einem Düsseldorfer Regierungsrath geführt. — Die anderen Anträge wurden gleichfalls angenommen und der Hausarzt Dr. Urner später noch seines Verhältnisses zur Anstalt enthoben. Eine Deputation der beiden Presbyterien der ref. und luth. Gemeinde hat den Oberpräsidenten gebeten, die Sache durch eine geistl.-weltl. Commission entscheiden zu lassen, ist aber abschlägig beschieden worden. Das ist noch heute etwa der Stand der Sache. Denn Sie werden nicht verlangen, daß ich berichte, wie die Tagesblätter über die Sache urtheilen. Eine Menge Schauergeschichten und entsprechende Gedichte füllen ihre Spalten, die fast sämmtlich unter das Gericht von 1 Cor. 2, 14 fallen; auch die gemäßigteren wagen nicht, darüber zu reden, was eigentlich eine Bekehrung sei und mit welchen Erscheinungen sie verbunden sein könne. Aber so wenig wir mit ihnen möchten Gemeinschaft haben, können wir doch die Art der Behandlung im Waisenhause, oder vielmehr die ganze Weise christlicher Anschauung, aus der sie hervorging, gesund nennen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 16. März. № 22.

Das menschliche Erkennen.

(Fortsetzung.)

„Ich denke, mithin bin ich" d. h. ein denkendes Ich, welches, an allem was ihm bis dahin irgendwie gewiß war zweifelnd und alles seines sonstigen Inhaltes sich entleerend, nur an seinem Denken als seinem eigentlichen Wesen, seiner Substanz, festhält — also das rein voraussetzungslose Denken, das, gelöst aus allen Banden geschichtlichen Zusammenhangs, aus allen Banden der Religion und der dadurch bestimmten Sittlichkeit, jeden Stützpunct außer sich grundsätzlich abweist und sich lediglich auf sich selbst stellt, — das sollte nach Cartesius, dem Vater der neueren Philosophie, das eigentliche Fundament der höchsten menschlichen Gewißheit, der Anfang alles wahrhaften „menschlichen Erkennens" seyn. Und die Freiheit eines solchen, von aller und jeder göttlichen und menschlichen Auctorität entbundenen Denkens, diese „Gedankenfreiheit" gefunden und entdeckt zu haben, — das sollte sogar (wie es hundertmal bald zum Preise bald zur Schmähung behauptet worden ist) die eigentliche Großthat der deutschen Reformation gewesen seyn, wenn auch Luther selbst, bei der ihm anhaftenden theologischen Befangenheit, den Werth der Perle, die er ans Licht gefördert, zu würdigen noch nicht vermochte. — Cartesius war nun zwar bekanntlich kein deutscher Protestant, sondern ein französischer Katholik; auch hat er, freilich in einem wunderlichen Cirkel, nachdem er zuvor im absoluten Zweifel das Denken alles Inhalts und aller Bande entledigt, nachher dennoch an das Wesen eines wirklich existirenden Gottes, als der uns nicht durch die Gabe einer verkehrten, den Irrthum statt der Wahrheit erfassenden Vernunft habe betrügen können, alle Gewißheit unseres Erkennens geknüpft, so daß mithin selbst nach Cartesius nicht in dem menschlichen denkenden Ich, als solchem, sondern in dem schöpferischen wahrhaftigen Gott das eigentlich bedingende Erste und der Schwerpunkt des menschlichen Erkennens liegt. Nichts desto weniger ist von nun an der Satz, daß das „rein für sich seyende" d. h. von allem Zusammenhang eines organischen Gesammtlebens losgelöste Ich und ein „rein voraussetzungsloses Denken", das gegen alles „Gegebenseyn der Wahrheit" absolut protestire, der Hauptgrundsatz der „modernen Wissenschaft", ja sogar, wie es heißt, das „Grundprincip der neueren Zeit" geblieben, indem jener Cartesianische Rest von Glauben an einen das Ich, das Denken, die Vernunft des Menschen schöpferisch bedingenden Gott eben als der Grundmangel seines Systems und als das Haupthinderniß der Wissenschaft bezeichnet und beseitigt wurde. —

Es kann mir nun, zumal bei der knapp zugemessenen Zeit einer flüchtigen Stunde, nicht in den Sinn kommen, auf die wunderbaren Phaenomene menschlicher Gedankenbildung, die im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte unter der Herrschaft jenes Grundprincips ans Licht getreten sind, hier auch nur andeutend einzugehen. Denn nicht „wissenschaftliche Erörterung", zu der die enggezogenen Schranken meiner Lebensstellung mir ohnedies nicht Raum gewähren, war das mir vorgesetzte Ziel, sondern eine unbefangene „historische Betrachtung", und zwar von einem Standpunct aus, der jener „wissenschaftlichen Denkfreiheit" gegenüber des alten Stigma der inflexibilis obstinatio (d. i. der Mahnung Pauli: „Seyd fest und unbeweglich!") so wenig sich entschlagen darf, daß er es vielmehr als einen Preis der Ehren wird anstreben müssen.

Von einem solchen Standpunct aus angesehen erscheint nun freilich ein absolut voraussetzungsloses menschliches Ich und ein reines Denken, das gegen alles Gegebene als Gegebenes protestirt, so wenig geeignet, irgend etwas von göttlichen oder menschlichen Dingen zu erkennen, als etwa ein menschliches Auge die Herrlichkeit des Weltbaus wahrnehmen könnte, das, von dem Organismus des Leibes sich lösend, hartnäckig und fest geschlossen im unendlichen Raume dahin schweben wollte. Ein voraussetzungsloses reines Denken, das nichts Gegebenes aufnehmen wollte, wäre ein Greifen mit leerer Hand in leere Luft; und ein reines für sich seyendes Ich wäre höchstens gleich dem indischen Büßer, der starr und regungslos, von allem abgekehrt, sein ganzes Daseyn um das Abstractum eines Punctes concentriren wollte: und doch hätte die goldene Freiheit des Nichtempfangenwollens augenblicklich ein Ende, sobald der Büßer, sich selbst vergessend, nur einmal das Auge öffnete, da sofort ein Strom von Bildern der Außenwelt unabweisbar auf ihn eindringen würde. Und wo bleibt, was er bereits vor dem „reinen Aufsichbezogenseyn" durch Vernunft und alle Sinne von außen her empfangen hatte? — Wo also wäre innerhalb der Menschenwelt das reine Ich, das sagen könnte: ich weiß von keinem Schöpfer, keinem Vater, keiner Mutter, keinem Volke, keinem Vaterlande, ich habe nichts, gar nichts von Wissens- und Bildungselementen irgend woher empfangend in mich aufgenommen, ich bin, rein qualitätslos, nur durch mich selbst das was ich bin?! — Es scheint dem

Unbefangenen, als müßte solche Rede dem Irrsinn nicht ganz ferne seyn! — Und dennoch ist es, wie bekannt, in Deutschland unternommen worden, von jenem Princip des „reinen Denkens" aus nicht blos das All der Welt, was wir so nennen, sondern Gott selbst und Welt als Eins in absoluter Dialektik zu reproduciren. „Gott" ist ja eben, nach dem offenen Geheimniß des letzten großen Weltsystems deutscher Philosophie, nichts anderes als das reine voraussetzungslose Denken, das, nachdem es in der Natur gleichsam träumend sich gegenständlich geworden, im denkenden, philosophirenden Menschengeiste zu sich selbst kommt — „die ewige an und für sich seyende Idee, die sich ewig als absoluter Geist bethätigt, erzeugt und genießt": — ein Gott freilich, in Wahrheit dem Gott, der uns mit erbarmender Liebe trägt, so ähnlich als (um mit einem scharfen Worte des seligen Neander zu reden) ein Kinder-verschlingender Moloch dem lebendigen Gott Israels. Und dennoch, wie mancher von dem Brunnquell des Lebens weit verschlagene suchende Jüngling — ich denke nur an die Kämpfe der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts — ist in dem Zauberkreise dieses ehernen Bildes dem Abgrund innerer Verödung nahe gekommen, da es ja nicht selten sogar als der Dreieinige Gott der Kirche in Schriften und auf Kathedern öffentlich proclamirt wurde! Wir verkennen bei dem System an sich nicht die mehr als aristotelische Riesenkraft des Verstandes, der eine solche Fülle des Stoffes mit den Rädern seiner unerbittlichen Dialektik zu zermalmen vermochte; nicht den erregenden Stoß, den es dem wissenschaftlichen Denken auf den mannichfachsten Gebieten zu tiefer gründendem Aufbau gegeben; auch unterscheiden wir wohl zwischen dem sittlichen Ernste des Meisters, der den Schwerpunct seiner Speculation stets in die Totalität der Idee legte, und dem Gebahren der Jünger, die sich an die praktischen Resultate für das einzelne Subject hielten. Aber diese Resultate fanden in der menschlichen Natur, auch ohne daß es der speculativen Begründung bedurft hätte, nur zu bequeme Anknüpfungspuncte; und wer wüßte nicht, welche Früchte, freilich wider des Meisters Sinn und Willen, daraus erwachsen sind? — „Es ist kein persönlicher Gott außer der Welt und über der Welt; die eigentliche, ja einzige Existenzweise Gottes ist der Menschengeist, und außer dem Menschengeiste existirt überhaupt nichts von Geist im Universum. Von Furcht Gottes und von einem Gebet zu Gott kann nur auf den beschränkten Bildungsstufen die Rede seyn, wo ein Mensch noch nicht erkannt hat, wer und was er ist. Und wer sollte den Menschengeist, diesen höchsten Träger der „Epiphanie Gottes", meistern, wer ihn zur Rechenschaft ziehen dürfen? — Von „Sünde" zu reden ist höchste Beschränktheit; sie ist ein Nichts und nur für den etwas, der etwas daraus macht. Und endlich gar die Fabel von einer persönlichen Unsterblichkeit und von einem Gericht nach dem Tode! — Für den einzelnen Menschen, der sterbend ja nur wieder in dem Urmeere des Allgeistes verschwindet, ist mit dem Tode — gleichwie beim Thiere — alles aus!" — Eritis sicut Deus, Ihr werdet seyn wie Gott! — sich selbst vergöttern

und dem Geschick des „Thieres" verfallen, es ist eine wunderbare Verkettung der Gegensätze, die wir in der Geschichte aller Jahrhunderte und in immer gesteigertem Ernste der Strafgerichte sich vollziehen sehen, je bewußter Menschen den lebendigen Gott und das Licht seines heiligen Wortes, das Er durch die Jahrtausende des Erdendunkels hat leuchten lassen, je nichtsachtender sie die Großthat seiner Erbarmung in der Hingabe des Ewigen Sohnes vermeinten ignoriren zu dürfen. —

Ist nun aber auch der antichristische, alle Religion vernichtende Kern jenes Systems längst offenbar geworden, und hat auch die ernstere Wissenschaft, der es um ein wirkliches Erkennen der Dinge zu thun ist, nachgewiesen, daß selbst die scheinbar reiche Weltconstruction dieses Denkgebäudes doch meist nur eine Welt von Abstractionen ist, die mit der Wirklichkeit oft wenig mehr gemein hat als nur einen verzogenen Reflex der Dinge, die sich wie in öden farblosen Gewässern mit einem trügerischen Schein des Lebens wiederspiegeln: so ist doch der Satz von der Allgenugsamkeit des menschlichen Denkens, um das Wesen und den Kern der Dinge erkennend zu durchdringen, im allgemeinen so wenig erschüttert, daß ein Zweifel an der unbedingten Autonomie der Wissenschaft und eine Andeutung, auch sie bedürfe der Heilsthat, noch immer leicht als ein Sacrilegium an ihrer Würde, oder doch als ein Zeichen frömmelnder Beschränktheit angesehen wird. Und jenes schöne Wort, daß auch „die Wissenschaft ein Gottesdienst" seyn solle, findet es nicht immer noch sehr häufig die Deutung, daß wissenschaftliches Streben an sich schon gleichsam ein Cultus höherer Art sey, der von einem Bedürfniß der kirchlichen Gnadenmittel nicht mehr wisse, und der sich der Gemeinschaft kirchlicher Gottesverehrung, als eines niederen Standpunctes exoterischer Erkenntniß, vollen Rechts entschlagen dürfe? — Ja wäre selbst das Wort des HErrn zur Samariterin am Jakobsbrunnen noch nie dahin gezogen worden, daß es eine „Anbetung des Vaters im Geist und in der Wahrheit" seyn soll, sich in platonisirender Mystik zu ergehen, während man den Opfertod des Sohnes Gottes, den Griechen gleich, für Thorheit achtet? — Und wenn der Kirchenhistoriker Hase in seiner Charakteristik der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts sagt: „Die gebildeten und halbgebildeten Stände wandten sich schweigend ab von Gott oder doch von Christus, und selbst diejenigen, die wie alle wahrhaft großen Geister mindestens die Sehnsucht nach dem Ewigen bewahrten, erfreuten sich, wie der Verfasser des Titan, größerer Blicke in das All als der eines Peter und Paul": sollte ein gebildetes und wissenschaftliches Bewußtseyn der letzteren Art auch bei wahrhaft großen und edlen Geistern unserer Zeit nirgend mehr zu finden seyn? — Denn von den „Vorkämpfern der Civilisation", deren wir im Eingang gedachten, versteht es sich ohnehin von selbst: hatten doch ihre Sinnesgenossen bereits am ersten Pfingstfeste das Mysterium von der Ausgießung des Heiligen Geistes in einem „Rausche süßen Weins" erkannt! —

Zu denjenigen Schlagwörtern, die besonders seit dem oben näher charakterisirten System in Aufnahme gekommen sind, ge-

hört auch der vielgenannte und behauptete Gegensatz von „Glauben und Wissen" — ein Gegensatz, der weithin als ein so unantastbares Axiom gilt, daß (abgesehen von dem ohnedies „zweideutigen" Gebiete der Theologie) die Wissenschaft für ihren guten Ruf oft nichts so bedenklich erachtet als eine nähere Verbindung mit dem, was irgend nach dem Namen „Glauben" lautet. Und dennoch ist dieser angebliche Gegensatz von Glauben und Wissen, sobald unter „Glauben" der christliche Glaube, im vollen Sinne des Worts, verstanden wird, an sich schon eine logisch unrichtige, ja so ungereimte Antithese, als wenn man auf dem Gebiete des physisch-Organischen etwa von einem Gegensatz des Auges und des Leibes oder von einem Gegensatz des Hörens und des Lebens reden wollte. Aber während der christliche Glaube ein energisches Lebensprincip ist, ja das höchste Lebensprincip, dessen der Mensch theilhaftig werden kann, aus dem heraus allmählich eine Regeneration aller Kräfte, eine Verklärung der ganzen Persönlichkeit, nach ihrem Wollen wie nach ihrem Erkennen, sich entwickelt, hat jener beliebte Gegensatz den Glauben bereits von vornherein ganz unvermerkt in ein willkürliches, geistesschwaches oder dunkelsüchtiges Aufnehmen gewisser trüber Dogmen umgewandelt, um dann solchem „Köhlerglauben" gegenüber das „Wissen" in dem Lichte des bewußten „Karfunkelsteines" mit desto hellerer Superiorität leuchten zu lassen. Indeß auch abgesehen von dem christlichen Glauben, ist die Behauptung eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Glauben und Wissen, auf welchen die „Wissenschaft" so oft ihre Autonomie und ihre Hoheitsrechte zurückführt, bei näherer Betrachtung so wenig haltbar und in sich begründet, daß — faßt man nicht die ganze Antithese etwa nur als eine nachlässige Verdeutschung des altplatonischen Gegensatzes von „Wähnen" und „Wissen" — es selbst für die Gebiete rein empirischer Forschung weit richtiger wäre zu sagen: „Ohne Glauben kein Wissen, ja überhaupt kein Denken!" Denn wenn wir im Gegensatze zum „Wissen", d. h. dem durch unmittelbare sinnliche Anschauung oder durch „klare Gründe der Vernunft" in verstandesmäßiger Ableitung Erwiesenen, unter „Glauben" die zweifellose, zuversichtliche oder doch mindestens hypothetische Annahme eines Unbewiesenen oder Unbeweisbaren als eines Seyenden und Wirklichen verstehen müssen: wie sollte da nicht selbst der entschiedenste Sensualist, dem nichts für wirklich gilt denn was in die fünf Sinne fällt, so lange er nicht überhaupt auf den bekannten ciceronianischen Vorzug des Menschen vor dem Thiere verzichten will, auch nur einen Schritt der Forschung thun können ohne Glauben d. h. ohne die stillschweigende zweifellose Voraussetzung einer ganzen Reihe unbewiesener Thatsachen? — Oder woher „weiß" er, um nur einiges herauszuheben, daß die Objecte seiner Forschung wirkliche Existenz haben, und nicht vielmehr ein bloß subjectives Product seiner Sinne sind? — Denn womit hat er es bewiesen, daß in der sinnlichen Wahrnehmung eine größere Gewähr für die Realität der Objecte liege, als in der geistigen für die der übersinnlichen, deren Daseyn er doch leugnet? — Es ist lediglich eine Voraussetzung seines sensualistischen „Glaubens". Und wiederum, auch die Realität der Objecte zugestanden, woher „weiß" es denn der Sensualist, und womit beweist er es, daß er die Objecte, wie sie wirklich sind, wahrnimmt, daß nicht das Auge ihn täuscht, daß nicht der betrachtende Blick (wie es schon im täglichen Leben so oft geschieht) den sinnlichen Stoff zu ganz anderer Gestaltung combinire, als sie den Dingen an sich eignet? — Aber, höre ich, das Auge ist doch gesund und klar und scharf: wie sollte es trügen? — Und doch, wer Himmel, Berg und Thal nie anders denn durch gefärbte Gläser geschaut hätte, würde er nicht auch meinen, das Gelb oder Roth sey die wirkliche Färbung der Landschaft? — Wo ist also der Beweis für die so zweifellos vorausgesetzte Untrüglichkeit der Sinne? — Fürwahr, der hohen Zuversicht des bloßen Wissens und der reinen Empirie gegenüber bleibt es vollkommen richtig, was Hamann sagt: „Unser eigen Daseyn und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Weise ausgemacht werden." Oder wäre etwa Fichte ein so kleines Meteor, daß seine Erscheinung gar kein Licht auf das Wort des nordischen Magus fallen ließe? — Und wenden wir uns zu den einzelnen Gebieten menschlicher Forschung, ist es denn nicht allgemein bekannt und unbestritten, daß bei allen Wissenschaften, und am augenfälligsten gerade bei denen, die sich des strengsten und geschlossensten Beweisganges rühmen dürfen, die Fundamente und Ausgangspuncte unbewiesene und unbeweisbare Axiome sind, die folglich nur mit der unmittelbaren Gewißheit des Glaubens ergriffen und festgehalten werden können? — Keine Wissenschaft ist denkbar ohne Principien; alle Principien aber, was sind sie anders als unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzungen von unbezweifelter Gewißheit d. h. Thatsachen des Glaubens? — Und wo wäre denn das philosophische System, bei welchem das Unbedingte und Höchste, das Absolute und Eine, auf welches die Mannichfaltigkeit aller Erscheinungen zurückgeführt wird, anders aufträte und anders auftreten könnte denn als eine unbewiesene, unabgeleitete, unmittelbar zu ergreifende Annahme, als ein Postulat des Glaubens? — Und hätte sich dieses Höchste und Allgemeine der Seele des Denkenden und Forschenden auch erst während und aus der Betrachtung des Einzelnen und Mannichfaltigen ergeben: immer erscheint es doch selbst dann als das unbedingt Frühere und Höhere, das einen rein logischen Beweis, d. h. eine Ableitung aus einem Anderen, nicht mehr zuläßt; oder es wäre sonst dieses Andere selbst als das Höchste und Absolute anzunehmen. —

Wie demnach überall auf dem Gebiete der Wissenschaften die eigentlichen Schwerpuncte, an welche sich die höchste innere Gewißheit des Erkennens knüpft, nicht in demjenigen liegen, was gleichsam mit mathematischer Consequenz und logischer Evidenz für den Verstand dargelegt und bewiesen werden kann, sondern in dem, was als unbewiesen und unbeweisbar unmittelbar angenommen werden muß: so zeugt grade der ganze wissenschaftliche Proceß selbst in seiner mannichfaltigen Bewegung des Schließens und Beweisens, die sich nur gleichsam innerhalb der

Angeln des Unbewiesenen und Geglaubten vollziehen kann, für das Vorhandenseyn einer Kraft geistiger Wahrnehmung und eines inneren Erfassens der Dinge, die höherer Art seyn muß als das rein wissenschaftliche Denken: — es ist eben der „diagnostische" Blick für die Dinge, es ist die Kraft, zum Principiellen und zum Wesenhaften sicheren Tactes hindurchzudringen; und wenn wir dies ergreifen, so geschieht es nicht anders als, im weiteren Sinne des Wortes, durch die Kraft des „Glaubens." —

Beruht nun aber jedes System menschlicher Wissenschaft, und insbesondere jede das All der Erscheinungen unter Ein höchstes Princip zusammenfassende philosophische Weltconstruction auf einer unbewiesenen Grundannahme, die einfach Glauben fordert: so dürfte doch auch eine Weltanschauung, die, statt einer unpersönlichen, ewig schaffenden Urkraft der Natur, oder statt der „unterschiedslosen Substanz" des Spinoza, oder statt der „ewigen an und für sich seyenden Idee" Hegels, einen überweltlichen, selbstbewußten, schöpferischen Gott als höchsten Urgrund aller Dinge setzte, und von der Idee dieses Gottes aus die Einheit des Universums und das Wesen der Erscheinungen denkend zu erfassen und zu verstehen suchte, darum noch nicht im mindesten als weniger „wissenschaftlich" gelten, weil sie diesen Gott etwa nicht „demonstriren" könnte, oder gar weil derselbe Züge des Gottes an sich trüge, von dem einst die Propheten zeugten! — Oder sollte ein begabter Denker etwa zu einem weniger reichen, weniger inhaltsvollen System von Gedanken, zu weniger sicheren, in die Tiefe dringenden Resultaten gelangen können, wenn er, statt in ungeweiheter Voraussetzungslosigkeit an die Dinge hinzutreten, oder „die Welt nur unter dem Gesichtspunct der treibenden Ursachen und Wirkungen" aufzufassen, „wie ein Meer, das der Wind bewegt", — wenn er, sage ich, statt dessen in Natur und Geschichte überall das Werk und Walten eines persönlichen, selbstbewußten Gottes voraussetzte, also daß ihm (um mit den Worten eines ernsten tiefdringenden Denkers unserer Tage zu reden) „alles Erkennen nur die vertrauensvolle That wird, die dem Gedanken Gottes nachschafft, alles Wahrnehmen ein Lauschen auf seine Offenbarung, alles Denken (nur) ein Nachdenken"? — Ich kann es mir nicht versagen, im Gegensatz zu jener nach ihrem Selbstzeugniß „pietätslosen" Wissenschaft, die da vermeint mit Gott umgehen zu können, wie etwa der Anatom mit einem Naturobject, und die, während sie sich vermißt, alle Tiefen des Universums ausgelichtet zu haben, in die selbstgeschaffene Traumwelt eines erblindenden Ich versinkt, — noch ein Zeugniß des eben genannten Forschers anzuführen, um daran die demüthige Würde einer philosophischen Denkart zu charakterisiren, wie sie sich mit dem oben bezeichneten Standpunct der Weltbetrachtung verbindet. „Niemand (heißt es hier) verargt es dem Auge, wenn es sich still bewußt ist, daß nicht das wechsellos reine, sondern nur das gedämpfte und zurückgeworfene oder im Farbenspiel gebrochene Licht, daß nicht die Himmelssonne, sondern die Erdenhelle ihm als Bereich der Thätigkeit zugewiesen ist. Aber dem menschlichen Gedanken rügt man es wie Unglauben oder Trägheit, wenn er gleich dem Auge weiß, daß der Kreis des Endlichen und Bedingten, der doch weit genug ist, sein freier und fröhlicher Spielraum sey. Wenn sich das Auge an der Harmonie der Farben entzückt, so leugnet es die Sonne nicht; vielmehr weiß es gleichsam, daß die Farben aus dem Lichte geboren sind. Wenn sich der Gedanke an den Dingen glücklich übt, leugnet er Gott nicht, sondern er sieht ihn in der Vernunft der Welt und weiß, daß sie aus Gott stammt. Aber von dem Anblick der Sonne selbst wird das Auge geblendet und sieht dann nur eigne Phantasmen; und von der Anschauung Gottes wird der endliche Gedanke verschlungen und erzeugt doch nur ein Spiegelbild des Endlichen." —

Dennoch aber, so lange der persönliche, alle Dinge ordnende und tragende Gott uns nur eine Voraussetzung, ob auch eine zweifellose und überzeugungsgewisse Voraussetzung unseres Denkens ist, — dennoch kann auch in dieser Stellung zu Gott und zu den Dingen noch nicht der Lebensgrund gegeben seyn, aus welchem nach und nach jenes „Erkennen der Creaturen" sich in uns erzeugen soll, das Luther in seiner tiefen sinnigen Weise die „Morgenröthe des künftigen Lebens" nennt, — jenes Erkennen, da an und aus der Betrachtung der Dinge, aus dem stillen ernsten Sichversenken in die Wunder der Natur und das Leben und Weben der Schöpfung, wie in die Wunder der Menschenwelt und die verschlungenen Wege ihrer Geschicke und Gerichte in der Seele des Menschen es sich zu regen beginnt wie aus unergründeten Tiefen, da das Auge von innerem Glanze durchleuchtet wird, die Pulse des Herzens sich erhöhen, und aus unwillkürlichem Drange der Mund sich aufthut zur Anbetung und zum Preise der großen Thaten des lebendigen Gottes. —

Denn wie der Trieb des Erkennens, auf welches unsere ganze Betrachtung gerichtet ist, nicht etwa vorzugsweise oder gar ausschließlich nur in einer individuellen, mehr oder minder hervorragenden Begabung für wissenschaftliches Forschen oder philosophisches Denken seinen letzten Grund und seine tiefsten Wurzeln hat, — sondern wie er dem Menschen als solchem wesenhaft ist, und wenn auch nicht, gleich dem Willen, das energische Centrum der Persönlichkeit bildet, doch bis in die innerste Tiefe dieses Centrums hinabreicht: so muß auch die Entfaltung seiner Kraft und die Gesundheit seines Wachsthums durch das Gesammtleben der menschlichen Persönlichkeit, durch die Grundstellung des Menschen im All der Dinge und zu Dem, der das All der Dinge trägt, bedingt seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 22.

Die Erweckungen auf deutschem Boden.

Aus dem Wupperthal.

Sie wünschen von mir eine Darstellung und Beurtheilung der Erweckungen im Elberfelder Waisenhause und der daran sich knüpfenden Vorkommnisse. Nur zögernd entspreche ich diesem Wunsche; denn es war meine Absicht, einer erneuten öffentlichen Beurtheilung der jetzt in die nächste Nähe uns gerückten Bewegung mich bis auf weiteres wenigstens zu enthalten. Es ist kein angenehmes Geschäft, mitten in einer heftigen, alle Kreise der Gesellschaft, Christen und Weltleute gleichmäßig ergreifenden Erregung, die sofort zwei sich scharf befehdende Parteien hervor gerufen hat, zur Billigkeit und Nüchternheit zu ermahnen. Man befiehlt da lieber, wenigstens so lange die Wogen hoch gehen, die ganze Sache in der Stille dem Herrn, daß Er Schaden für Sein Reich verhüten und den Mund des Lästerers stopfen möge. Es ist auch nicht angenehm, für Brüder, die man liebt und achtet, und mit denen man sonst die wichtigsten Interessen theilt, nicht unbedingt und rückhaltlos eintreten zu können; und es ist dies um so fataler, wenn die Sache derart ist, daß sie den Haß der Welt gegen das Evangelium in Spott, Unverstand und Verläumdung in weiten Kreisen wach gerufen hat. Ueberdieß habe ich bereits vor Jahresfrist über die fraglichen Erweckungen mich öffentlich ausgesprochen, und glaubte mit diesem Votum, zu dem ich noch heute in allen seinen Theilen stehen muß, mein Scherflein zur Beurtheilung dieser Erscheinungen in genügender Weise beigetragen zu haben. Doch Ihr dringend ausgesprochener Wunsch und gleichzeitige Aufforderungen von anderen Seiten geben mir innerlich Freiheit, in erneuter Besprechung auf diese Erweckungen einzutreten. Dabei muß ich mir erlauben, den Leser auf die vorjährige Publikation, da ich das dort Gesagte hier weder wiederholen kann noch will, zur Ergänzung zu verweisen. *)

Für's Erste möchte ich nun hier aussprechen, daß das Auftreten dieser neuesten Weise der Erweckungen auf deutschem Boden und zunächst in Elberfeld mich in keiner Weise Wunder genommen hat. Denn der auch in diesem Blatte früher einmal ausgesprochenen Ansicht, daß diese Art der Erweckung eine specifisch Amerikanisch-Englische Erscheinung sei, konnte ich nie beipflichten. Weder die confessionellen noch die nationalen Eigenthümlichkeiten unserer Angelsächsischen Brüder geben hiefür einen genügenden Grund. Um von geschichtlichen Gegengründen aus früheren Jahrhunderten zu schweigen, so wird jene Ansicht schon durch die jüngste, sehr ausgedehnte Erweckung im lutherischen Schweden*) wohl genugsam widerlegt. Wir können uns also nicht wundern, daß diese, wie es scheint, einen völligen Kreislauf um die Erde beschreibende Bewegung — denn bereits liegen auch aus Westindien, Westafrika, Südafrika und Ostindien von ihrem Auftreten Nachrichten vor — auch auf deutschem Boden und zunächst im Wupperthale angelangt ist. Viel eher wunderte es uns, daß nicht bereits vor Jahresfrist die Erweckungen auch unter uns begonnen haben, denn schon damals hätten sie an vielen Orten eine bereitete Stätte gefunden.

Mit dieser Bemerkung dürften wir an dem Quellpunkt der ganzen Erscheinung stehen. Trügt nicht Alles, so steht die ganze Bewegung in unverkennbarem Zusammenhang mit den während der letzten vier Jahre in allen Ländern organisirten Gebetsversammlungen. (Unsere Meinung und Bedenken über diese haben wir auch bereits in obigem Schriftchen ausgesprochen). Irre ich nicht, so hat bereits die Versammlung der evangelischen Allianz in Berlin in dieser Richtung einen Beschluß gefaßt. Ob und welche Folgen sie demselben damals sofort gegeben hat, ist mir unbekannt. Als Thatsache steht fest, daß, sowie die Bewegung gegen das Ende des Jahres 1857 in Amerika begonnen hatte, der Evangelische Bund **) diese Angelegenheit mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gefördert und sie so zu sagen zu seiner eigenen gemacht hat. Von da an hat denn die ganze Bewegung auch einen gewissen einheitlichen Charakter angenommen. Und während für die Gebetswoche im Anfange Januars 1860 noch einige Missionare in Nordindien mehr zufällig den Anstoß gaben, ist für die Gebets-

*) „Die neuesten Erweckungen in Amerika, Irland und anderen Ländern. Barmen, bei Langewische, 1860." Wenn ich das in dieser kleinen Schrift über die Erweckungen Ausgesprochene noch heute entschieden festhalten muß, bemerke ich doch, daß ein Paar Sätze der Einleitung, in der die Einladung der nordindischen Missionare zu allgemeinen Gebetsversammlungen besprochen ist, etwas zu scharf oder doch leicht mißverständlich gerathen sein mögen. Es ist natürlich nicht entfernt meine Meinung gewesen, die Bitte um Ausgießung des heil. Geistes, die ich selbst wohl schon vielhundertmal vor den Gnadenthron gebracht habe, für unzulässig zu erklären. Nur vor dem Gemachten, Forcirten, überfliegend Universalistischen in diesen plötzlich allerorten organisirten, öffentlichen Gebetsversammlungen wollte ich meinestheils warnen.

*) Leider fehlen von da uns in Deutschland alle eingehenderen Berichte, die um so mehr zu wünschen wären, als gerade in Schweden, nach einzelnen Andeutungen zu schließen, die Bewegung viele liebliche, Vertrauen erweckende Züge offenbaren soll.

**) Obwohl ich hier jedes Urtheils mich enthaltend lediglich referire, sei doch auszusprechen gestattet, daß Schreiber dieses zu dem Evang. Bunde und seinen Bestrebungen in einer völlig unbefangenen, durch keine confessionelle oder kirchliche Parteirücksicht gebundenen Stellung sich befindet.

woche im Januar 1861 von dem Vorstande der Evangelischen Allianz bereits ein detaillirtes, in alle Welttheile versandtes Programm ausgegeben worden. In beiden Aktenstücken, in jenem Briefe der Missionare und in diesem Ausschreiben des Evangelischen Bundes, ist von dem Axiome ausgegangen, daß jene eigenthümlichen Erweckungen in Amerika und England als eine große Gnadenheimsuchung Gottes, ja vielmehr als eine „außerordentliche Ausgießung des heil. Geistes" zu betrachten seien. Von dieser Voraussetzung aus ergibt sich selbstverständlich für jeden Christen die Pflicht, die weitere, ja die allgemeinste Verbreitung dieser Erweckungen zu wünschen und vom Herrn zu erbitten. Man mahnte denn auch an diese Pflicht mit Nachdruck; und alle Organe, die den Bestrebungen der Evangelischen Allianz dienen oder doch zuneigen, entledigten sich dieser Pflicht mit größerem oder geringerem Eifer. So vereinigten sich denn wirklich in der zweiten Woche des Januar aufs Neue in allen Ländern der Erde Tausende, ja hunderttausende von Christen in großen und kleinen öffentlichen Gebetsversammlungen und riefen neben andern Bitten für Sein Reich den Herrn mit besonderem Flehen um eine neue Ausgießung Seines heil. Geistes und um die Fortpflanzung jener Erweckungen an. Nun weiß jeder Christ, welche Macht Gott dem Gebete Seiner Gläubigen gegeben hat; wie jedes mit kräftiger Intention nach Oben gerichtete Gebet ins Unsichtbare hineinwirkt. Was Wunder? wenn auch solches vereinte Gebet vieler Tausende Kräfte der unsichtbaren Welt in Bewegung setzt! Wenn da und dort plötzlich außerordentliche Erscheinungen als, wie es scheint, sofortige Erfüllungen der so eben vor den Herrn gebrachten Gebete zu Tage treten! Wie gesagt, nicht dies, nur das Gegentheil, wenn solche außerordentliche Bewegungen ausblieben, wäre mir wunderbar. Sonach dreht sich Alles um die Frage: ist obiges Axiom, daß diese neuesten Erweckungen als eine außerordentliche Ausgießung des heil. Geistes zu betrachten seien, richtig oder nicht? Muß dasselbe, wie viele ernste und gläubige Christen glauben, unbedingt bejaht werden, so ist es die unerläßliche Pflicht eines jeden Christen, den Herrn, was auch kommen möge, täglich auf den Knieen anzurufen, daß Er diese Erweckungen allerorten fortpflanzen und über Alt und Jung ausbreiten wolle.

Hier gälte es nun, eine eingehende biblische und geschichtliche Beurtheilung dieser neuesten Erweckungen zu versuchen. Wir müssen uns aber erlauben, auf die oben angezeigte Schrift deßfalls zu verweisen. Wir wollen hier nur die Thatsache constatiren, daß die Mehrzahl der gläubigen Christen wenigstens jedenfalls in Deutschland gegen jene neuesten Erweckungen ein gewisses Bedenken, wenn es auch nur ein instinktives sein sollte, nicht überwinden kann. Schon hieraus schließe ich, daß die Frage dieser Erweckungen durchaus nicht so einfach liegen kann, als der Evang. Bund und viele Christen annehmen, oder mit anderen Worten, daß wir es hier mit einer Erscheinung zu thun haben, die gemischten Charakters ist. Wir wiederholen hier ein Wort aus unserer früheren Veröffentlichung.

„Sollen wir denn unsere Anschauung über diese Erweckungen zusammenfassen, so erscheinen sie uns als eine gnädige Schickung Gottes, die in unserer in Materialismus und Unglauben versunkenen Zeit für manche Seelen als eine heilsame geistliche Aufrüttelung, als ein erwecklicher Ruf der Buße dienen und eine gründliche Herzensbekehrung einleiten und vorbereiten kann. Nur als präparatorisch, als vorbereitend, als der Wirkung des Wortes und dem Walten der Gnade kräftig Bahn machend, nicht aber als unmittelbare Geistesmittheilungen sind dieselben zu betrachten und werthzuschätzen. Dabei ist jedoch immer festzuhalten, daß bei der oft heftigen psychischen Erregung, welche diese Erweckungen begleitet, alle Vorsicht und Nüchternheit des Urtheils zu gebrauchen ist, damit nicht allerlei Trübungen, die das Begonnene verderben und am Ende selbst finsteren Mächten Einlaß verstatten, sich einmischen. So kann in der Hand des barmherzigen Gottes auch diese Bewegung für viele Seelen ein Mittel zum Heile und zur Rettung werden; für das große Ganze der Kirche aber wird dieselbe wohl ebenso wie ihre zahlreichen Vorläufer, ohne tiefer eingreifende Folgen sich erweisen und nach einiger Zeit wieder spurlos verschwunden sein."

Zur Erläuterung dieses Urtheils und zur Beleuchtung des oben aufgestellten Begriffes: „Erscheinung gemischten Charakters" wäre freilich noch Vieles zu sagen. Es ist aber nicht gut, öffentlich über diese Dinge eingehend zu reden. Sie liegen nicht nur der heutigen Dogmatik, sondern auch dem christlichen Bewußtsein allzu fern, und ohne persönliche Erfahrungen in den mancherlei Gebieten der Ekstase (der himmlischen, astralischen und höllischen) ist es schwer, ein klares und tiefer begründetes Urtheil in solchen Dingen sich zu bilden. Wenn Shakespeare das Bekenntniß ablegt: „Es giebt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen der Verstand der Verständigen sich nichts träumen läßt", so zeigt sich St. Paulus dagegen nach Stellen, Col. 1, 16; Eph. 6, 12; Röm. 8, 38 u. a. als ein Wissender in solchen Dingen. Da er und die anderen heiligen Schriftsteller aber in der Mittheilung dieser Wissenschaft sehr keusch und vorsichtig verfahren, so gilt es auch heute noch, einestheils behutsam von ihnen zu reden, anderntheils doch auch über sie nachzudenken und die h. Schrift zu befragen, damit man nöthigenfalls bei vorliegenden praktischen Fällen des nöthigen Lichtes nicht ermangele. Daher wollen wir uns an diesem Orte nach dem Maaße unserer geringen Einsicht wenigstens einige Andeutungen erlauben. Nach unserer Ueberzeugung sind diese Art von Erweckungen plötzliche Anleuchtungen aus der unsichtbaren Welt, bei denen engelische Kräfte wirksam sind. Unmittelbar neben diesen himmlischen Mächten sind aber auch dämonische Kräfte auf der Lauer. Wird nun eine solche aus der unsichtbaren Welt gewirkte, an sich gute und erfreuliche Erregung der Geister nicht mit aller Nüchternheit und Vorsicht, d. h. mit wirklicher Geisterprüfung geleitet, wird, was rein psychisch und somatisch an ihnen ist, nicht vorsichtig und nachdrücklich niedergehalten, wird vielmehr Alles, auch die körperlich gesteigertste

Ekstase, für vortrefflich angesehen, und durch vieles und dringendes Gebet oder gar durch Bewunderung und öffentliche Schaustellung gesteigert, so wird der mögliche Segen leicht verschüttet, ja wohl ins Gegentheil verkehrt. Diese Anschauung, die wir Niemanden, dem sie unverdaulich dünkt, aufdrängen wollen, ruht bei Schreiber dieses auf einer Reihe persönlicher Erfahrungen, bei welchen er zum Theil auch erst durch Schaden klug geworden ist. Aber so oft er sich seit Jahren Schrift und Erfahrung darauf immer wieder angesehen hat, ist er in dieser Ueberzeugung bestärkt worden. Wozu sollte auch der Apostel so dringend ermahnen: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!“ wozu gäbe es ein eignes Charisma der Geisterprüfung, wenn es nicht in solchen und ähnlichen Fällen seine eigentliche Anwendung zu finden hätte! Wenn nicht auch der Satan es vermöchte, sich in einen Engel des Lichtes zu verstellen, und in solchem Falle auch die Auserwählten unter Umständen Gefahr liefen, sich betrügen und verführen zu lassen! Wir weisen, wie schon oben gesagt, die Anwendung dieses letzten Wortes auf die neuesten Erweckungen entschieden zurück, wir halten dieselben vielmehr für etwas in der ersten Wurzel Gutes und Erfreuliches, das für Viele einen Segen wirken kann, müssen aber ebenso entschieden jener gefährlichen Begriffsverwechslung entgegentreten, die dieselben, wenn auch in guter Meinung, sofort zu außerordentlichen Ausgießungen des heil. Geistes stempeln will. — Liebe Freunde, denen wir diese Anschauung der Sache da oder dort andeuteten, erwiderten gewöhnlich: Aber, „wo bittet unter euch ein Sohn den Vater um einen Fisch, der ihm eine Schlange für den Fisch biete?“ Ich erwidere darauf, die Erweckungen sind auch ein Fisch, aber ein Fisch, der unter Umständen wie Mosis Stab sich leicht in eine Schlange verwandeln kann. Auch bei dem Gebete, namentlich bei dem massenhaften und dringenden Gebete gilt es mit einer gewissen Vorsicht und Weisheit zu handeln, und es gilt namentlich bei Bitten von so ungeheurer Tragweite, wie z. B. die Bitte „um eine allgemeine Ausgießung des heil. Geistes über alles Fleisch“ ist, zuvor erst in der Schrift zu suchen und zu forschen, ob solches dem Plane der göttlichen Haushaltung mit der Gegenwart auch entspricht. Ist solches nicht der Fall, vielmehr aus eigener guter Meinung der Menschen entsprungen, so kann man Gott freilich durch fortgesetztes Bitten nöthigen, etwas Außergewöhnliches zu thun. Wenn nun aber dieses Außerordentliche übertrieben und überschätzt und nicht mit der rechten Weisheit geleitet wird, wenn menschlicher Unverstand den darin verborgenen Segen verdirbt, wer mag dann zum Herrn sagen: „ich bat Dich um einen Fisch, und Du hast mir eine Schlange gegeben!“ Der übersliegende, die Schrift und den in ihr niedergelegten göttlichen Haushaltungsplan voreilig übersteigende Universalismus, welcher den meisten Bestrebungen des Evangelischen Bundes, dessen guten Absichten für Gemeinschaft in der Liebe ich so recht von Herzen besten Erfolg wünsche, anhängt, hat mir von jeher nicht geringe innere Bedenken erweckt.

Erlauben Sie mir, hier ein Wort des seligen Tersteegen einzufügen, der in einem an tiefen Geistesblicken reichen Briefe (s. dessen Briefsammlung, 2. Auflage, 2. Band, 4. Theil, S. 339 u. ff.) u. A. schreibt: „Was insbesondere die heftigen Rührungen der Gemüthsleidenschaften, seltsame Leibesbewegungen und dergleichen in die Augen laufende Wirkungen angehet, solche können von einem inwendigen guten oder bösen Urspunge herkommen; sie können auch von Außen übergeleitet oder übergenommen werden. Ich habe ihrer von verschiedener Gattung gesehen. Von einigen habe ich keine

guten Gedanken haben können, weil der Ausgang auch nicht gut war. Sie hatten entweder einen inwendigen bösen Ursprung, oder sie waren nachgemacht. Ich habe deren gesehen, welche durch Reden oder durch anderer Vorbild übergeleitet wurden, wobei auch diejenigen, welchen solches begegnete, ziemlich einfältig zu Werk gingen, und nicht im Stande waren, solchen Rührungen zu widerstehen, noch sich anders zu verhalten, als sie thaten. Ich habe deren gesehen, welche ich glaubte, im Anfange recht gut gewesen zu sein, die aber hernach, durch Selbstgefallen, menschlich und bös wurden. Einige brachten (wie gesagt) keine guten Früchte; andere ließen gar nichts nach, und die Menschen blieben wie sie waren. Aber auch bei verschiedenen anderen war es der Anfang einer gründlichen Bekehrung, da die plötzliche Entdeckung der Sachen, und die große Umkehrung sie dergestalt bewegte, daß auch die Pfosten des Hauses, (Amos 9, 1) daß ich so rede, bebeten. Es war wie jener starke Wind, Erdbeben und Feuer (1 Kön. 19, 11 und 12) so vor dem Herrn herging, worauf (wo die Seelen treu blieben) das Sausen einer sanften Stille folgete, worin erst der Herr war.

Von den andern außerordentlichen Dingen, wovon E. E. melden, würde ich beinah eben dieses sagen. Weil in den Zeiten der gnädigen Heimsuchung Gottes, das Königreich der Himmel besonders nahe herbei kommt, so ist auch die selige Lichtwelt alsdann in etwa mehr geöffnet über dergleichen Land, Ort oder Personen. Hieraus entstehen die außerordentlichen Mittheilungen der Gnadengaben, Offenbarungen, Gesichter ꝛc. Ja, die inwendigen Sinne, (denn dergleichen hat der Mensch für die andere Welt, wie die auswendigen Sinne für diese Welt) welche sonst gedeckt und ohne Gebrauch sind, können aufgeweckt werden, daß man Sachen der engelischen Welt nicht allein zu sehen und zu hören, sondern auch auf eine sehr empfindliche Weise zu schmecken, zu riechen und zu fühlen bekommt, mit einer entzückenden Freude und Erquickung derer Seelen, die solches erfahren. In jenem zukünftigen Leben werden diese Erfahrungen sehr englisch, unschuldig und außer aller Gefahr sein: in diesem Leben aber liegen dergleichen Erfahrungen um so viel mehr bloß vor der Gefahr des Selbstgefallens, der menschlichen Vermengung und des Betruges des Feindes, jemehr das sinnliche daran Theil hat.

Daher geschieht es ohne Zweifel, daß Gott seine Kinder in diesem Leben vielfältig durch den Glauben führet, der zwar zu seiner Zeit, auch wohl mit Lichtern, Erfahrungen und Mittheilungen gepaart geht, aber mit solchen, die unglaublich mehr wesentlich, geistlich, unmittelbar und heiligend sind. Und darum ist es auch gewiß, daß diejenigen, welche solche außerordentliche angenehme Dinge erfahren, auch entweder darauf folgende oder vorher gegangene außerordentliche Leiden erfahren müssen; und, die heute von Engeln erquicket werden, können morgen vom Teufel gequälet oder gezüchtiget werden, zu einem Gegengift des Selbstgefallens. Paulus war entzückt gewesen bis in den dritten Himmel, in das Paradies, er hatte gehört unaussprechliche Worte ꝛc. Dies waren außerordentliche Mittheilungen und Gnaden. Was geschah ihm aber? Auf daß ich mich (sagt er) der hohen Offenbarungen nicht überhebe, so ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch ein Satansengel, der mich mit Fäusten schlägt. 2 Cor. 12.

Paulus hatte auch wesentliche Gnaden von dem Herrn empfangen. Gott hatte seinen Sohn ihm geoffenbaret (Gal. 1, 16). Er war mit Christo gekreuziget; er lebte nicht mehr, sondern Christus lebte in ihm (Cap. 2). Diese und mehrere andere Dinge waren wesentliche Gnaden, sehr weit höher zu schätzen als seine Offenbarungen.

Nichts desto weniger hatte er darum einen Satansengel vonnöthen; denn die wesentlichen Gnaden, die in dem Geist mehr unmittelbar empfangen werden, sind, ihrer Natur und Art nach, zwar sehr beseligend, aber auch tief vernichtigend, gründlich heiligend und alle Tugend einflößend, weil sie nichts anderes sind, als die Gemeinschaft und der Einfluß Jesu Christi und seines Lebens. Mit den außerordentlichen Gnaden ist es ganz anders beschaffen.

Aus dem Gesagten ist nun leicht der Schluß zu machen, wie man sich in Ansehung solcher außerordentlichen Dinge verhalten müsse. Ich habe schon vorlängst meine Gedanken darüber öffentlich entdeckt: wiewohl ich damals vornehmlich verstorbene Personen im Auge hatte, und dasjenige so uns von derselben Erfahrungen zu hören oder zu lesen vorkommt. In Ansehung derjenigen Seelen aber, mit welchen wir Umgang haben, ist's soviel nöthiger, ihnen einzudrücken, daß sie nach keinerlei außerordentlichen Dingen lüstern sein müssen, damit sie nicht betrogen werden, und daß, wo sie selbige haben, sie sich sehr vor dem Selbstgefallen verwahren müssen, da dergleichen Dinge in sich selbst uns nicht besser noch Gott angenehmer machen: auch, daß sie nicht bei dergleichen Dingen zu sehr stehen bleiben, sondern sich selbige nur bestens zu nutze machen, sodann solche nur vorbeigehen, um zu dem Wesentlichen der wahren Bekehrung, Herzenserneuerung und Vereinigung mit Gott durch Glauben und Liebe zu kommen. Und in Ansehung der heftigen Leibesbewegungen, Rührungen oder anderer in die Augen laufender Dinge muß man sie auf eine glimpfliche, gelinde Weise zur Mäßigung zu bringen suchen. Was aber wir, oder sie selbst, nicht auf eine sanfte oder gelinde Art verhindern oder mäßigen können, das muß man Gott befehlen und gehen lassen und sich wohl in Acht nehmen, daß man weder in diesem noch in einigen anderen außerordentlichen Dingen, Gaben oder Mittheilungen vermessen urtheile, viel weniger verurtheile, auf daß man nicht scheine, dem Heiligen in Israel Gränzen setzen zu wollen, (Ps. 78, 41) dessen Wege weit über uns sind, und der sonderlich in den letzten Tagen viele sonst außerordentliche Dinge wird geschehen lassen."

Eben das von einem erleuchteten Christen des vorigen Jahrhunderts hier Ausgesprochene ist es, was wir oben auch meinten. Es gilt eben in diesen Gebieten jedesmal aufs Neue zu prüfen und zu unterscheiden, was himmlisch, was psychisch, was höllisch ist; und auch nach diesen Winken Terfteegens werden wir die heutigen Erweckungen als Erscheinungen gemischten Charakters bezeichnen müssen. Hiermit dürfte der Standpunkt, von dem aus wir hier die neuesten Erweckungen auf deutschem Boden besprechen wollen, in hinreichender Deutlichkeit festgestellt sein. Wir wenden uns denn zu den vielbesprochenen Vorfällen im Elberfelder Waisenhause, schicken hier aber sogleich die Mittheilung voraus, daß während der letzten acht Tage auch in der Umgegend des Wupperthales dieselbe Art der Erweckung, namentlich in mehreren Landgemeinden ziemlich massenhaft und zwar vorwiegend an Erwachsenen und Leuten jedes Alters sich gezeigt hat. Es ist überhaupt wahrscheinlich, daß auch in Deutschland die ganze Bewegung noch weiter um sich greifen wird, und wir eher am Anfange, als am Ende derselben stehen.

Ehe wir zur Schilderung der Vorgänge im Waisenhause selbst übergehen, wird es nöthig sein, einige Worte zur Charakteristik des Terrains vorauszuschicken. Das Waisenhaus zu Elberfeld ist eine städtische Anstalt und umfaßt gewöhnlich etwa 300 Waisenkinder, Knaben und Mädchen, der reformirten, der lutherischen und der katholischen Gemeinde angehörig. Die Direktion des Hauses, so wie das gesammte Hauspersonal muß nach den Statuten stets evangelischer Confession sein, sowie auch ausdrücklich als Zweck der Anstalt erklärt ist, die Kinder „christlich zu erziehen." Ob eine solch massenhafte Anhäufung meist verwahrloster Kinder verschiedenen Geschlechts und verschiedener Confession in Einem Hause nicht ein großer pädagogischer Mißgriff sei, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls hat der Hausvater dieses Waisenhauses einen der schwierigsten und mühevollsten Posten, welche auf dem Gebiete christlicher Erziehung gedacht werden können. Daß denn der bisherige Hausvater, dem die städtische Behörde noch vor kurzer Zeit öffentlich bezeugte, daß er mit großer Treue, Einsicht und Hingabe seinem Berufe allezeit vorgestanden habe, sein Amt oft mit Seufzen ausrichten mußte, daß er sich oft nach einer kräftigen Hülfe von Oben sehnte, ist jedenfalls sehr begreiflich. Es kam die vom evangelischen Bunde festgesetzte Gebetswoche. Auch in Elberfeld wurden an verschiedenen Orten, namentlich in dem großen Saale des neuen christlichen Vereinshauses öffentliche, von vielen Hunderten besuchte Gebetsversammlungen gehalten. Glieder der verschiedensten Denominationen hatten sich zu denselben vereinigt, und mehrere Theilnehmer versicherten uns, daß sie in diesen Vereinigungen sich sichtlich gestärkt und gehoben gefühlt hätten. Betete man auch vielleicht nicht unmittelbar um die Ausbreitung der Erweckungen wie in Amerika und Irland, so stand das Bild des dort vom Herrn Geschehenen doch bei all diesen Vereinigungen im Vordergrunde, oder lag wenigstens als ein stilles Seufzen in dem Herzen der meisten zum Gebete Vereinigten. Auch die Angestellten des Waisenhauses waren zu gleicher Zeit zu gemeinschaftlichem Gebete zusammengetreten, erst einige Tage im Stillen zu Dreien, darnach in gemeinschaftlicher Versammlung. Doch lassen wir hier den Bericht reden, welchen die nächst dem Hausvater meist betheiligte Person, der Vorsitzende der Direktion des Waisenhauses, Fabrikant G., in dem „Säemann", dem Organ der freien evangelischen Gemeinde*) **) und des von dieser geleiteten „Brüder-Vereins", Mitte Februars veröffentlicht hat.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Dem mit den hiesigen Verhältnissen nicht vertrauten Leser bemerken wir, daß er sich unter der Elberfelder „freien evang. Gemeinde" ungefähr das gerade Gegentheil dessen, was man in Berlin, Magdeburg u. s. w. „freie Gemeinde" nennt, zu denken hat. Die hiesige freie Gemeinde hat sich vor mehreren Jahren aus dem Zusammentritt einer Anzahl gläubiger Glieder der hiesigen Gemeinden, namentlich der Elberfelder reformirten gebildet. Die ermangelnde oder doch den Gewissen Mehrerer nicht genügende Kirchenzucht in der Landeskirche gab den eigentlichen Anstoß zu dieser Trennung. In ihrem Wesen und in ihrer Thätigkeit ist diese Gemeinde ganz den freien Gemeinden zu Bern, Genf, Lyon analog. Wie diese sucht sie auf strenge Kirchenzucht zu halten und stellt es ihren Gliedern frei, ob sie ihre Kinder taufen lassen wollen oder nicht. Wie denn auch das hervorragendste Glied dieser Gemeinde, der oben genannte, bisherige Vorsitzende der Direktion des städtischen Waisenhauses, in Lyon und Genf unverkennbar die ersten Impulse zu der von ihm geleiteten Separation in sich aufgenommen hat. Nach unserer Kenntniß der Verhältnisse erscheint freilich eine derartige Separation in der Schweiz und in Frankreich ungleich mehr gerechtfertigt, als in unserm Wupperthale, wo die einzelnen Gemeinden eine Freiheit und Selbstständigkeit in kirchlichen Dingen genießen und zu handhaben wissen, wie sonst nirgends in Deutschland. Von einem bureaukratischen Druck des Landeskirchenthumes ist hier weniger zu empfinden, als sonst irgendwo. Der Wirksamkeit der hiesigen freien Gemeinde, die durch Reisepredigt, Colportage und mancherlei Art der Evangelisation sich über ganz Rheinland und Westphalen und darüber hinaus erstreckt, und im „Brüder-Verein" ein besonders wirksames Organ gefunden hat, macht man häufig den Vorwurf, daß sie ziemlich methodistisch geartet sei. Daß es dabei zwischen ihr und dem kirchlichen Amte zu mancherlei Collisionen kommt, ist natürlich. Man muß aber anerkennen, daß die Glieder dieser Gemeinde in den von ihren Grundsätzen vorgezeichneten Wegen mit einer seltenen Hingabe, Glaubens- und Opferfreudigkeit die Sache des Herrn treiben, so daß sie in dieser Beziehung Vielen zum Vorbilde dienen können. Die Evang. Allianz hat in ihnen naturgemäß hier ihre eifrigsten Vertreter und vornämlich durch das Bindeglied dieser stehen sie mit anderen christlichen Kreisen Elberfelds in einer fortwährenden und für die hiesigen Verhältnisse einflußreichen Verbindung.

**) Dieser Bericht ist theils vollständig, theils in Auszügen bereits in so weiten Kreisen verbreitet, daß wir es nicht für angemessen halten, ihn hier noch einmal abdrucken zu lassen.

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 20. März. № 23.

Die Erweckungen auf deutschem Boden.

Aus dem Wupperthal.

(Fortsetzung.)

Ueberschaut man die hier eingehend und treu geschilderte Bewegung, so ist zunächst offenbar, daß dieselbe nach ihren innern und äußern Merkmalen mit den Erweckungen in Amerika und Irland unläugbar identisch ist, eine Thatsache, die überdies durch solche, die in Irland und Elberfeld Augenzeugen waren, ausdrücklich bestätigt wurde. Der Eindruck, den diese Schilderung auf den unbefangenen christlichen Leser machen wird, ist wohl ein doppelter, ein recht eigentlich gemischter. Wer wird sich nicht freuen, daß in diesem an unartigen und sittlicher Verkommenheit zueilenden Kindern nicht armen Hause bei mehreren ein Gefühl der Sünde und ein Verlangen nach Frieden erwachte. Wir sind zwar kein Freund methodistischer Bekehrungsversuche, am wenigsten bei Kindern; wir glauben vielmehr, daß das Drängen auf Bekehrung, Sündenschmerz und Buße bei Kindern weder biblisch noch gesund ist. Denn wenn dieselben auch keine „Engel der Unschuld" sind, wenn vielmehr auch bei den gutgeartetsten hie und da bereits der ganze Mensch der Sünde hindurchblickt, ja wenn dieselben (und die bestgeartetsten am meisten) auch wirklich schon ein deutliches Gefühl von Sünde und Gnade haben, so hat eine einsichtige christliche Erziehung es doch sorgfältig zu vermeiden, mit Forderungen auf sie einzudringen, welche doch erst im reiferen Alter in ihrer innerlichen vollen Berechtigung und Wahrheit erkannt und begriffen werden können. *) Es gilt als feststehende Regel, daß die Kinder in den Regeln der Aufrichtigkeit, des Fleißes, des Gehorsams und des Gebetes, durch Wort und Vorbild, durch Zucht und Vermahnung („zum Herrn hin") aufzuerziehen sind. Und wir werden uns bei diesen Regeln um so getroster beruhigen können, wenn wir uns erinnern, daß Gott getreu ist, und daß unsere Kinder schon in der Taufe etwas mehr, als ein bloßes äußerliches Bundeszeichen empfangen haben. Eben darum haben die Kinder-Erweckungen in methodistischer Weise ihre besonderen Bedenken; und ein Freund, der kürzlich nach mehrmonatlichem Aufenthalt aus England, wo er in den Kreisen warmer Freunde der neuesten Erweckungen verkehrte, zu uns kam, theilte uns mit, daß nach den Aussagen seiner dortigen Freunde gerade die mit den allgemeinen verbundenen Kinder-Erweckungen am fruchtlosesten sich erwiesen hätten und fast durchaus spurlos vorübergegangen seien. Wir schalten, indem wir dem Elberfelder Waisenhause von Herzen ein besseres Resultat wünschen, hier übrigens noch ein, daß in diesem sich Kinder sehr verschiedenen Alters bis zu 18 Jahren befinden, und unter den oben berichteten Fällen gerade mehrere dieses Alters sich befanden, für diese also der Maaßstab der Beurtheilung sich einigermaßen modificirt. Es muß auch hinzugefügt werden, daß der bisherige Hausvater, ein nach dem Berichte Aller, die ihn näher kennen, durchaus verständiger und treuer, an seine Berufspflichten hingegebener Mann, in nüchterner und besonnener Weise seinem Berufe allezeit vorgestanden hat. Erst als die eben beschriebenen Erscheinungen zu seiner eigenen großen Ueberraschung, bald massenhaft und unter immer steigender Erregung der Hausbewohnerschaft zu Tage traten, wurde auch er von dem Neuen und Ergreifenden derselben so hingenommen, daß in den fraglichen zwei Wochen Manches geschah, was von ihm besser vermieden und anders gehalten worden wäre. Doch auch in dieser Rücksicht ist das Verhalten des Hausvaters, will man gerecht sein, mit aller Billigkeit und Schonung zu beurtheilen. Die Art der Erweckung zeigte sich als dieselbe, die in Amerika und England stattgefunden. Was war natürlicher, als daß man sich fragte, wie hat man's dort gemacht? Dort aber hat man allerorten die Sache als eine unmittelbare Bezeugung des heil. Geistes angeschaut und sie mit allen Mitteln gefördert. Man hat mit und über die Erweckten und Niedergeschmetterten sofort gebetet und dabei beharrt, bis ein Gefühl der Sündenvergebung und des Friedens sich in ihnen aussprach. Man hat nichts gethan zur Unterdrückung der bei diesen Erweckungen auftretenden Krampfzufälle, ja hat wohl dieselben da und dort als desto lautere Zeugen kräftiger innerlicher Auffassung angesehen. Was war natürlicher, als daß auch der Hausvater des Waisenhauses, den die ganze Bewegung überrascht hatte, dem Vorbilde, das Tausende von christlichen Geistlichen und Laien in ganz analogen Fällen gegeben hatten,

*) Wir erlauben uns in dieser Beziehung auf eine von dem Verfasser dieses so eben erschienene kleine Schrift: „Der sensus communis, das Organ der Offenbarung Gottes in allen Menschen. Eine biblische und psychologische Betrachtung zur Beleuchtung der Stellung des Christen zur Welt. Barmen bei Langewiesche" — zu verweisen.

folgen zu müssen glaubte, daß er mit den nach Gebet rufenden und schreienden Kindern in Gemeinschaft mit dem übrigen Hauspersonal auch wirklich eifrig betete und die Krampfzufälle als accidentelle Erscheinungen, die auch in England keinerlei Bedenken erweckt oder nachweisbar üble Folgen zurückgelassen hatten, ruhig gewähren ließ. Wer aus Erfahrung weiß, wie äußerst schwer, ja fast unmöglich es ist, bei der ersten persönlichen Begegnung mit solchen ekstatischen Zuständen, die den ganzen Menschen aufs Tiefste erregen, ohne Rath und Erfahrung sofort das Richtige, die nöthige Vorsicht und Besonnenheit, zu finden, wird dieses Verhalten des Hausvaters um so natürlicher und entschuldbarer finden. Ueberdies wurde er in dieser Haltung von den Gliedern der Direktion des Hauses, denen er nach seiner Instruktion unbedingten Gehorsam schuldet und die die Sache in gleichfalls unbedingt günstigem Lichte betrachteten, bestärkt und ermuntert. Ich habe nicht vernommen, daß ihm überhaupt von irgend einer Seite, obwohl, wenn auch bloße Neugierde fern gehalten wurde, doch im Ganzen nicht Wenige das Waisenhaus in jenen Tagen besuchten, eine Mahnung zur Vorsicht und ein Tadel seiner Behandlung der Sache geworden wäre. Ein höchst günstiges Zeugniß für die Persönlichkeit des Hausvaters legt auch die Antwort ab, die er auf die Schlußfrage der ihn verhörenden städtischen Behörde abgab. Gefragt, was er zu thun gedächte, wenn sich Aehnliches wiederholte? antwortete er: Ich würde die gemachten Erfahrungen benutzen und mir sogleich Instruktionen von der Armenverwaltung erbitten, denn ich halte dafür, daß in solchen schwierigen Umständen der Gehorsam gegen die Vorgesetzten das Gerathenste ist. — Immerhin wäre es freilich viel besser gewesen, wenn man in schonender, doch ernster Weise den auftretenden Krämpfen entgegengetreten wäre, wenn man den Kindern, die sich mit Gebeten hervordrängten, dies gewehrt, und überhaupt Alles gethan hätte, um die Bewegung in eine möglichst stille und geordnete, mit der Hausordnung nirgends in die mindeste Collision tretende Bahn zu leiten.*) Auf diese Weise wäre von dem Guten, was in der Bewegung lag, nicht das Mindeste beschädigt worden und die Möglichkeit eines Einschreitens von Seiten weltlicher Behörden und damit eines öffentlichen Skandals wäre vollständig abgeschnitten worden — denn gegen Kinder, in denen ein starkes Verlangen nach Gottes Wort und Gottes Frieden und nach dem Gebete sich regt, die aber sonst in allen Schranken der Ordnung und Zucht gehalten werden, hat keine Behörde, und wären ihre Glieder alle dem Worte Gottes und dem Gebete noch so feind, weder im „Polizei-, noch im Rechtsstaate" bis jetzt irgend eine Macht. Es sollte nun aber leider diesmal nicht so sein. Und damit kommen wir zum zweiten Akte, dem Einschreiten der weltlichen Behörde und dem an dieses sich anschließenden Conflikte zwischen den Vertretern der politischen und kirchlichen Gemeinden Elberfelds.

Wie bereits bemerkt, steht der Hausvater des städtischen Waisenhauses zunächst unter einer aus mehreren Notabeln der Stadt gebildeten und dieses Amt als Ehrenamt bekleidenden Direktion. Die Direktion hinwieder ist zunächst der städtischen Armenverwaltung untergeordnet, an deren Spitze seit Jahren einer der reichsten und angesehensten Bürger steht, der zugleich der eigentliche Träger und Schirmhalter der von Dr. Kohlbrügge vor etwa 10 Jahren gegründeten sogenannten „niederländisch-reformirten Gemeinde" ist. Die Armenverwaltung ihrerseits ist wieder dem Oberbürgermeister und der Stadtverordneten-Versammlung unterstellt. Wie nun der Hausvater beim Auftreten der Erweckungen dem Vorsitzenden der Direktion sofort Mittheilung machte, so begab sich auch dieser in der ersten Zeit der Bewegung zu dem Präses der Armenverwaltung und gab demselben von den stattfindenden Erweckungen Kunde. Letzterer sprach seine Theilnahme und Freude an diesen Vorkommnissen aus und erklärte dieselbe für eine innere, geistliche Angelegenheit des Hauses, von der der weiter vorgesetzten Behörde Mittheilung zu machen nicht nöthig erscheine, doch möge man sorgen, daß die Sache in möglichster Ordnung verlaufe. Von diesem Rathe wich derselbe aber, als die Untersuchung eintrat, ab und zeigte sich im weiteren Verlaufe (wie auch allgemeinem Vernehmen nach die ganze Kohlbrügge'sche Gemeinde) als entschiedener Gegner dieser Erweckungen. Begreiflicherweise aber waren die von so Vielen mit größter Freude begrüßten Vorfälle bereits bald in weiteren Kreisen ruchbar geworden und Mitte Februars erschien von dem Vorsitzenden der Direktion die oben mitgetheilte Publikation im „Säemann." Schon war eine Untersuchung der städtischen Behörde im Werke, als die durch diese, wie wir glauben, bedauerliche Veröffentlichung sofort in die weitesten Kreise getragene Sensation ein rasches und scharfes Einschreiten in den Augen Vieler als gebieterische Pflicht erscheinen ließ. Man sprach von unerhörten Skandalen, von empörenden Versuchen, eine arme Kinderschaar an Leib und Seele zu zerrütten, — nun Sie und die Leser haben ja selbst sich überzeugt, mit welcher Gier die Masse unserer in geistlichen Dingen meist ebenso roh als unwissend urtheilenden Journale über diese Erweckungen, als über eine willkommene Speise aus dem überdies als so fromm verschrieenen Elberfeld herfielen. Nicht nur die übertriebensten, auch völlig lügnerische und unsinnige Gerüchte wurden verbreitet und über Gutes und Schlechtes, über Hohes und Heiliges die Lauge des Hohnes, Spottes und der Lästerung ausgegossen. Es ist aber eine bei uns oft zu beobachtende Erfahrung, daß die Welt gegen Nichts reizbarer ist, als gegen Erscheinungen, in welchen irgend ein handgreiflicher Rapport aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare sich dokumentirt. Sehr begreiflich, denn ein einziges solches *Faktum* droht das ganze Concept des Unglaubens in Verwirrung zu bringen. *Nach der Schrift* über Ereignisse, in denen himmlische oder höllische (oder

*) Der in den Zeitungen viel beschrieene mysteriöse „Keller", in dem sich ein oder mehrere Mal eine Anzahl Kinder zum Gebete vereinigten, ist nichts als das luftige und helle Souterrain des Hauses, in dem die Waschküche, Putzkammer u. s. w. liegt und in dem die Kinder täglich Verrichtungen zu besorgen haben.

gemischte) Manifestationen zu Tage treten, zu predigen, mag passiren, denn die Dinge liegen 1800 Jahre hinter uns, und wer es will, mag es glauben; aber daß irgend etwas derartiges im aufgeklärten 19. Jahrhundert noch vorkommen könne, ist ein Skandal, der den, der solches glaubt, mit Recht dem öffentlichen Mitleide preisgiebt. Namentlich die Organe der demokratischen Partei, die, während sie allen mit verschlagener List und brutaler Gewalt ausgeführten Verletzungen des öffentlichen Rechtes in Europa ihre ungeheuchelte und warme Sympathie auszudrücken nicht ermüden, daheim aber neuestens für das Stichwort des „Rechtsstaates" schwärmen, sind denn auch bis heute geschäftig, die Sache als eine Gefahr des Vaterlandes, die wo möglich das sofortige Einschreiten der höchsten Behörden und gründliche Kammer-Interpellationen erheische, darzustellen. Wenn irgend etwas, so zeigt freilich grade dieses Verhalten in überraschender Weise, wie tief wir noch immer im „Polizeistaate" sitzen und wie wenig, sollte jene Partei einmal die Gewalt in Händen bekommen, sie bis jetzt das Ideal des „Rechtsstaates" zu verwirklichen gesonnen sein dürfte. Man sollte doch am freien England und Amerika, ja selbst an Schweden mit seinen für das moderne Europa längst veralteten Institutionen, das nicht mit Unrecht als kirchlich intolerant verschrieen ist, sich ein Beispiel nehmen. Allüberall hat man diese Erweckungen ruhig ihren Gang nehmen lassen, ja selbst wo diese Bewegung öffentliche Anstalten, Waisenhäuser und Gefängnisse ergriff, in Erfahrung, daß die Sache für das öffentliche Wohl mindestens unschädlich sei, nirgends an polizeiliche oder administrative Repressivmaßregeln gedacht. Ein Theil der Zeitungen in jenen Ländern zollte der Bewegung Beifall, ein anderer und größerer hatte bald mehr, bald minder laut seinen Spott an derselben; die Freunde der Sache bewunderten, die Feinde verlachten sie, Manche schüttelten bedenklich den Kopf — im Uebrigen ging Jeder an seine Arbeit. Mit Verwunderung sagte dieser Tage ein Freund aus Amerika: ich begreife die guten Deutschen nicht; in Amerika, auch wohl in England ist derartiges, wofür schon die Methodisten sorgen, ein alltägliches Vorkommniß, und hier macht man über eine solche Kindererweckung einen Lärm, der durch ganz Deutschland wiederhallt. Wir sind persönlich ein Freund einer unbedingten, nur durch die äußersten Rücksichten des öffentlichen Gemeinwohles zu beschränkenden, religiösen Freiheit, und gehen in dieser Beziehung entschieden weiter, als es die sonst in diesem Blatte vertretene Ueberzeugung zuläßt. Aber so viel ist gewiß, wir müssen in Deutschland Alle noch viel lernen, ehe wir eine solche Freiheit der religiösen Bewegung mit Billigkeit und Gerechtigkeit wirklich zu handhaben verstehen.

Doch Sie fragen nach dem Verhalten der Elberfelder städtischen Behörde in obiger Angelegenheit. Leider bin ich nicht im Stande, dem öffentlichen Danke, welchen Herr H. Krause so eben in der „Protestantischen Kirchenzeitung" *) Namens „des ganzen deutschen Volkes"

*) In einem Artikel über die Elberfelder Erweckungen, der Wahres und Schiefes, Oberflächliches und an Lästerung Anstreifendes in wunderlicher Mischung vermengt. Nach Hrn. Krause ist die Wiedergeburt „der Uebergang von der Sinnlichkeit zur sittlichen Vernünftigkeit", eine Begriffsbestimmung, die wohl ganz richtig sein mag vom Standpunkt der Erfahrung des Hrn. Verfassers und deshalb wenigstens den wohlthuenden Eindruck naiver Aufrichtigkeit macht. Sind aber die Kinder etwa bloße sinnliche Naturwesen (brutum pecus) ohne sittliche Vernünftigkeit? Herr Krause hat offenbar die Geheimnisse des seelischen und geistlichen Lebens der Kinder und ihre reine und tiefe Empfänglichkeit für Göttliches noch nie studirt; und des

dem Magistrate von Elberfeld erstattet hat, für meine geringe Person beizutreten. Vielmehr müssen wir sagen, daß das Verfahren des wohllöblichen Stadtrathes geeignet ist, nach mehreren Seiten gerechte Bedenken zu erwecken. Niemand wird von einer städtischen Behörde verlangen, daß sie geistliche Dinge geistlich zu richten verstehe, wohl aber, daß sie bei so schwierigen und bei administrativem Einschreiten ohnfehlbar eine große Aufregung erzeugenden Vorkommnissen, bei Erscheinungen, für welche ein großer Theil der angesehensten und intelligentesten Einwohner, als für eigenthümlich religiöse und erfreuliche Regungen bereits Partei genommen hatte, mit aller Ruhe und Nüchternheit vorgehen werde. Ob es dem Stadtrathe gelungen, diese Linie, wie dringend zu wünschen war, inne zu halten, müssen wir mit Vielen bezweifeln. Man kann kaum verlangen, daß eine städtische Behörde wisse, daß es sich hier um ein Glied in einer Kette von Erscheinungen handele, die in allen Jahrhunderten, im finstern Mittelalter und im aufgeklärten 18. Jahrh. in allen Ländern, in Italien, Frankreich, England, Niederland, Deutschland, Skandinavien, Amerika, je und je in den gleichen oder verwandten Erscheinungsformen zu Tage getreten sind. Aber es wäre doch nahe gelegen, nachdem diese Sache bereits seit drei Jahren in andern Ländern öffentlich spielt, die Berichte von daher, von Freund und Gegner, vor Allem einmal zu prüfen und zu sehen, welches Verfahren man dort eingehalten und ob die Sache nachweisbar im Ganzen mehr Schaden oder Nutzen gestiftet hat. Leider hat die verehrliche Behörde dies versäumt. Sie hatte als vorgesetzte Behörde ohnzweifelhaft Recht, wie Pflicht, von den Vorgängen im Waisenhause Kenntniß zu nehmen und zu untersuchen, ob und in wie weit die Ordnung des Hauses dabei verletzt und beschädigt worden war. Für die Wiederherstellung dieser, die ja wirklich in einigen Punkten nach Obigem verletzt erschien, zu sorgen, lag dann jedenfalls in ihrer Pflicht. Aber hierauf mußte sich der Stadtrath billigerweise beschränken und sich hüten, die Erscheinungen selbst, so weit sie offenbar religiöser Natur waren, zu verurtheilen und mit rauhen Maßregeln auf ihre gewaltsame Unterdrückung hinzuwirken. Jedenfalls hätte es sich empfohlen, vor solchen Maßregeln ein Gutachten in der Beurtheilung solcher Erscheinungen nicht unerfahrener Männer einzuholen, oder auch die Geistlichen und Vertreter der kirchlichen Gemeinden unter Mittheilung des Vorgefallenen zur Mitwirkung in Wiederherstellung der Ordnung im Waisenhause einzuladen. Auf diese Weise würde jeder weitere Conflikt vermieden und im Waisenhause selbst mit demselben, ja wohl mit viel besserem Erfolge das Heilsame und Nöthige ausgeführt worden sein. Leider geschah weder dies, noch jenes. Vielmehr dekretirte der Stadtrath mit großer Majorität und unter Zustimmung der Armenverwaltung die sofortige Entlassung des Hausvaters und, so wie Ersatz gefunden, auch des übrigen männlichen Aufseherpersonales, und enthob gleichzeitig die Glieder der Direktion, wie den Hausarzt, der die Anschauungen dieser getheilt zu haben scheint, von ihren Posten. Da Niemand zur sofortigen Uebernahme der Hausvaterstelle sich bereit finden ließ, wurde einstweilen ein zur Civilversorgung berechtigter Unterofficier als Hausvater eingeführt, ein in der Stadt wohnender Candidat der Theologie mit der Leitung der Hausandachten beauftragt und für die Oberaufsicht ein

Herrn Wort: „Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen", ist wohl dem Hrn. Verf. jenes Artikels schwerlich jemals noch aufs Herz und Gewissen gefallen.

gleichfalls fern wohnender, verdienter Schulmann gewonnen. Mit Erzählung von diesem und jenem, was inzwischen im Hause vorgekommen sein soll, will ich, da überdies gewiß viel Falsches und Entstelltes fortwährend in Umlauf gebracht wird, Sie verschonen. Unvermeidlich aber war es, daß die armen Kinder im Waisenhause durch diesen grellen Wechsel in der Behandlung der Sache sehr erregt und verwirrt gemacht werden mußten. Es sind denn auch unter dem neuen Regime in den letzten 14 Tagen neue Fälle der Erweckung mit Krämpfen fortwährend vorgekommen, denen gegenüber man begreiflicherweise ziemlich rathlos dastand. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn unter den gegebenen Verhältnissen eine Anzahl auch der von den Erweckungs-Symptomen befallenen Kinder über die geschehenen Vorgänge bald allerlei übertriebene, ja lügnerische Aussagen machten, welche den Hausvater als einen durch einfache Verstellung Betrogenen erscheinen ließen. Denn solche Erweckungen, die durchaus noch keine Bekehrungen sind, schlagen, werden sie nicht richtig und sorgfältig geleitet, gar leicht ins grade Gegentheil um. Ueber das weitere bisherige Verhalten der erweckten Kinder wird von der einen Seite das beste Zeugniß abgelegt, von der anderen dies in Abrede gestellt. Vielleicht ist beides richtig. Von Seiten der unbedingten, entschiedenen Gegner dieser ganzen Bewegung wird man sich aber Angesichts der zahlreichen Fälle ganz analoger Erweckungen an Erwachsenen, welche an mehreren Orten in der Nachbarschaft während der letzten Woche aufgetreten sind, schließlich überzeugen müssen, daß die Meinung, die Erweckungen im Waisenhause seien vom Hausvater oder irgend wem gemacht worden, irrig ist, und daß man es hier mit einer Erscheinung zu thun habe, die doch etwas mehr ist als Verstellung oder gar menschliches Machwerk, die darum jedenfalls, wie die Geschichte von Jahrhunderten zeigt, durch rein polizeiliche und administrative Maßregeln sich weder richtig leiten, noch unterdrücken läßt. Da der Hausvater, wie begreiflich ist, auf die ihm zugemuthete freiwillige Resignation nicht eingehen zu dürfen glaubte, so ist nun, da die definitive Entlassung nur von Seiten der Königl. Regierung ausgesprochen werden kann, wider ihn die Disciplinar-Untersuchung eröffnet worden. Der Leser, der im obigen Berichte des „Säemanns" das vollständige Beweismaterial gegen den Hausvater in Händen hat, wird nun allerdings mit uns und Anderen in einiger Spannung sein, ob und mit welchen Motiven die vom Stadtrathe verfügte Entlassung von der Königl. Oberbehörde bestätigt werden könne. Die Entlassung auf dem Disciplinarwege ist gesetzlich an sehr bestimmte und gravirende Voraussetzungen gebunden und involvirt die sofortige Unfähigkeitserklärung zu jeder ferneren Ausübung des Lehrerberufes. Es liegt gegen den Hausvater aber nichts vor, als der Vorwurf, in jenen Tagen der Erregung die Hausordnung, über die übrigens nicht einmal ein schriftliches Statut, wie man hört, vorliegt, nicht genugsam gehandhabt zu haben. Nun ist eine strenge Hausordnung etwas sehr Gutes und Unerläßliches in solcher Anstalt; ob aber die unbeabsichtigte Verletzung derselben in einigen Punkten ein solches Gravamen bildet, daß man einen sonst tüchtigen Hausvater, der auch den sofortigen Anordnungen der oberen Behörde Folge leistete, sofort, ohne ihn nur verwarnt zu haben, absetzen kann, ist doch sehr fraglich. Wirklich motivirte auch der Stadtrath, da die

verletzte Hausordnung für seine Maßregeln doch kaum genügend erschien, dieselben mit der Rücksicht auf das leibliche und seelische Wohl der Kinder, und ging dadurch nicht nur zu einer Beurtheilung, sondern zu einer thatsächlichen Verurtheilung des Wesens der Sache über. Jedenfalls dürfte in einem Rechtsstaate, wie Viele glauben, die Bestätigung der Entlassung im vorliegenden Fall sehr schwierig sein. *)

Doch wir leben im Wupperthale. Und wie hier das communale Leben in sehr erfreulicher Weise ausgebildet ist, wie die öffentlichen städtischen Angelegenheiten mit eben so viel Selbstständigkeitsgefühl, als mit Einsicht, Hingabe und patriotischer Opferwilligkeit von den Bürgern in Gemeinschaft mit den eigentlichen Communalbeamten geleitet werden, so gilt dasselbe, wie Sie wissen, auch von den hiesigen kirchlichen Gemeinden. Ich bin, wie Ihnen bekannt, kein Schwärmer für kirchliche Verfassungsfragen, kann vielmehr nicht umhin, die neuerlichen Versuche auf diesem Gebiete, wenngleich mit aufrichtiger Theilnahme, so doch auch mit manchem Bedenken zu begleiten. Aber ich muß auf Grund einer bald vierjährigen Beobachtung mit Freuden es auch aussprechen, daß die hiesigen Presbyterialzustände (giebt es auch hier, wie in Allem auf dieser Erde, mancherlei Schattenseiten) im Ganzen sehr glückliche und in vielem Betracht beneidenswerthe sind. Die Ursache ist eine doppelte. Sie sind hier bodenständig, durch eine mehrhundertjährige Geschichte eingewurzelt und durchgebildet. Und dann, seit Jahrhunderten ist hier unverrückt das Evangelium lauter verkündigt worden und hat von Geschlecht zu Geschlecht sich an Tausenden als eine Kraft Gottes bewiesen. Gott wolle es noch lange so erhalten! Ja, ließen sich die hiesigen Presbyterialzustände nicht bloß der äußeren Form, sondern dem Wesen nach in die östlichen Provinzen überschicken und an die reine Consistorialverfassung ergänzend anreihen, ich glaube, auch Sie und Ihre Freunde würden dieselben mit offenen Armen empfangen. So ein Presbyterium der Elberfelder reformirten oder lutherischen Gemeinde ist noch etwas. Für die ersten und vornehmsten Bürger ist die Mitgliedschaft in denselben ein vor anderen hochgestelltes Ehrenamt, und auch der Millionär achtet es sich zur Ehre, allsonntäglich an den Kirchthüren mit dem Teller in der Hand die Gabe der Austretenden in Empfang zu nehmen. Wie es da nicht anders sein kann und wie es in den billigen Schranken auch zu loben ist, haben unsere Kirchengemeinden und deren Vertreter aber auch ein sehr bestimmtes Selbstgefühl. Wie sie selbst der Provinzial-Kirchenbehörde gegenüber mit Sorgfalt über der Wahrung der ihnen in den Gränzen der Verfassung der Evangelischen Kirche des Rheinlandes zustehenden Autonomie wachen, so wird die Bewahrung freier, kirchlicher Bewegung und die Zurückweisung jedes Einmischungsversuches namentlich den weltlichen Behörden gegenüber mit größter Sorgfalt gehandhabt.

(Schluß folgt.)

*) Eben da wir Vorstehendes absenden wollen, erscheint in der Elberfelder Zeitung noch eine Erklärung des Kgl. Ober-Prokurators, in welcher derselbe die Einleitung einer Criminal-Untersuchung für sehr wahrscheinlich erklärt. Das fehlte unter den gegebenen Umständen grade noch, daß diese leidige Angelegenheit vollends zu einer cause célèbre vor den Assisen würde.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 23. März. № 24.

Die Erweckungen auf deutschem Boden.

Aus dem Wupperthal.

(Schluß.)

Nun habe ich mich, obwohl ein noch nicht lange Eingewanderter, im Stillen sehr gewundert, daß ein aus geborenen Elberfeldern zusammengesetzter Stadtrath bei seinem Vorgehen in der Waisenhaussache diese thatsächlichen Verhältnisse so außer Acht ließ, daß er jeden, wie oben gezeigt, leicht ausführbaren Versuch, die Vertretungen der kirchlichen Gemeinden mit in das Interesse zu ziehen, verabsäumte. Ja, er begann sogar mit einem Schritte, der, wenn auch dies wahrscheinlich nicht beabsichtigt war, als eine Demonstration gedeutet werden konnte und daher das Selbstgefühl der Kirchengemeinde verletzte und erregte. Eben in die Tage der ersten Aufregung fiel die Einführung eines neuen Pastors der Elberfelder reformirten Gemeinde, der nach Zahl und Einfluß, wie einer langjährigen Tradition einflußreichsten Gemeinde des Thales. Nun müssen Sie wissen, daß solch eine Pastoren-Installation hier nach alter Sitte ein öffentliches Ereigniß ist, bei dessen Mitfeier, die sich in mehrere feierliche Akte zerlegt, man die aparte Physiognomie des Wupperthales in concentrirtem Raume studiren kann. Zur Ueberraschung der Hunderte von Theilnehmern fehlten nun bei obiger, letzter Einführung die Vertreter der weltlichen und städtischen Behörden. Dies fiel um so mehr auf, da die reformirte Gemeinde im Ganzen, wie in den Personen ihrer Vertreter bis dahin zu der Waisenhaussache in keinerlei Beziehung stand. Um so lebhafter trat man in den folgenden Tagen in die Erörterung der Frage ein, ob durch die Art und Weise des Vorgehens des Stadtrathes in der Waisenhausangelegenheit nicht ein allgemeines kirchliches und christliches Interesse verletzt sei. Die Presbyterien der lutherischen und reformirten Gemeinde versammelten sich und sie fanden, daß, was auch zur Wiederherstellung der etwa gestörten Hausordnung von Seiten der städtischen Behörde zu geschehen habe, der Grund der Erscheinung doch ein eigenthümlich religiöser sei, dessen billige Beurtheilung und daraus sich ergebende weitere Behandlung außerhalb der Sphäre einer rein weltlichen Behörde liege. Jeder billig Denkende, der die Sache in ihrem inneren und ihrem geschichtlichen Zusammenhange ein bischen kennt, wird diesem Urtheile seine Zustimmung nicht versagen können. Die vereinigten Presbyterien entsandten darauf eine Deputation mit einer Adresse an den Hrn. Oberpräsidenten der Rheinprovinz und verlangten unparteiische Untersuchung der Sache durch eine aus competenten Geistlichen und Laien zusammengesetzte Commission, zum Zwecke der Revision des von dem Stadtrathe eingeschlagenen Verfahrens. Der Hr. Oberpräsident lehnte es ab, in diesen Vorschlag, als die Competenz der zustehenden Behörden beschädigend, einzutreten; dem Consistorium war jene Adresse lediglich zur Kenntnißnahme mitgetheilt worden. So stehen die Sachen im Wesentlichen bis heute. Wie man vernimmt, steht nun eine öffentliche Ansprache der Presbyterien an die Kirchengemeinden bevor. Wie es aber, wo es einmal zu einer solchen Parteibildung in einer jedenfalls delikaten Sache und zu einem daraus hervorgehenden öffentlichen Conflikt gekommen ist, allezeit zu geschehen pflegt, ist denn wohl auch auf Seiten der kirchlichen Partei Manches gefehlt worden. So hat kurz nach dem abschlägigen Bescheide des Ober-Präsidiums der „christliche Bürgerverein", ein seit etlicher Zeit aus Bürgern aller Stände gebildeter Verein (der sofort ein großes Vereinshaus zu allerlei kirchlichen und christlichen Zwecken geschaffen hat) den Hausvater des Waisenhauses, den Vorsitzenden der Direktion und den Hausarzt nicht ohne einige Ostentation zu Ehrenmitgliedern erwählt. Auch wenn man mit der von diesen Männern eingehaltenen Behandlung der Sache sich nicht einverstanden erklären kann, so kann, ja muß ein Christ diesen allgemein geachteten Männern, so weit die auf sie gerichteten Angriffe zugleich der Sache des Evangeliums gelten, gewiß seine Sympathie bezeugen. Doch von einem christlichen Bürgerverein hätte unseres Erachtens im gegebenen Augenblick von einer solchen nicht anders, denn als eine Demonstration zu deutenden Kundgebung Abstand genommen werden müssen.

Sie sehen, die Sachen sind augenblicklich auf beiden Seiten gründlich verfahren und man ist beiderseits in eine Sackgasse gerathen. Gewiß wünschen alle wohlmeinenden und unbefangenen Beurtheiler, daß man auf beiden Seiten sich bald besinnen und die Hand zu einer billigen Ausgleichung reichen möge. Vor Allem aber muß jeder Christ dringend wünschen und bitten, daß die Sache dieser Erweckungen, die mit großer Vorsicht und Nüchternheit, vor Allem aber auch mit geistlichem Verstande und billiger, herzlicher Theilnahme behandelt sein will, nicht weiter

durch menschlichen Unverstand beschädigt und statt zu einem möglichen Segen zu einer Beute für die skandalsüchtige Welt gemacht werde. Das walte Gott!

Da die Erweckungen in dieser Gegend weiter gehen, ja vielleicht auch in Deutschland in weiteren Kreisen auftreten werden, wird es gut sein, wenn jeder Geistliche auf der Warte steht und über sein eventuelles Verhalten sich ins Klare bringt. Was ich nach meiner geringen Erfahrung zu rathen hätte, ergiebt sich für jeden einigermaßen geübten Blick aus Vorstehendem wohl genugsam. Ich würde, um diese noch beizusetzen, stünde ich noch in meiner früheren Gemeinde, diese Art Erweckung, wozu ich auch in den letzten zwei Jahren nie innere Freudigkeit verspürte, nicht herbeibeten. Kämen sie trotzdem, so würde ich sie als aus der Hand des Herrn hinnehmen, allen ekstatischen und krampfhaften Erscheinungen mit Schonung, doch zugleich entschieden entgegentreten und die ganze Sache in eine möglichst stille und ruhige, die öffentliche Ordnung in keiner Weise verletzende Bahn zu leiten suchen. Ich würde vermahnen, trösten und strafen, wie es eben auch sonst der Seelsorger thut, die angefaßten Seelen vor überfliegender Geistigkeit und dem Gelüste des Hochmuths warnen und sie in die geordneten Bahnen des Gebrauches von Wort und Sakrament weisen. So würde leicht möglichem Schaden gewehrt, und wenn dann ein recht voller und reicher Segen überbliebe, so würde ich mich von Herzen freuen und den Herrn loben.

Am 9. März 1861. F. F.

Das menschliche Erkennen.

(Fortsetzung.)

So gewiß aber der alle Dinge tragende Gott ein lebendiger, ein heiliger und ein freier Gott ist, der in unumschränkter Machtvollkommenheit, als Herr seiner Creaturen, zu halten weiß über dem Lebensgesetz, in das Er sie gepflanzt; und so gewiß der zum Selbstbewußtseyn und zur freien Selbstbestimmung geschaffene Mensch zur Ruhe und zur vollen Entwickelung seines Wesens nicht gelangen kann, er ruhe denn mit seiner ganzen Persönlichkeit in dem lebendigen Gott: so gewiß kann sich auch der Keim und die Kraft des Erkennens in voller Wahrheit erst da entwickeln, wo der Mensch Gott nicht mehr bloß denkend, bloß in der Idee erfaßt — und wäre es auch die Idee eines selbstbewußten schaffenden Gottes, sondern wo GOtt selbst, der Ewige, der Starke und der Lebendige, den Menschen im Centrum seines Ich ergriffen hat, heilig und ernst, wie in Donnern des Sinai, daß alle Vermessenheit und aller Leichtsinn eigenmächtigen Wähnens bis in die Wurzel abdorre, und erbarmungsvoll und gütig, wie in Makarismen des Menschensohnes, daß der Schrecken des Gesetzes sich wandele in ein kindlich Fürchten, das zum Abba werde. Wenn also der Ewige Gott aus der Höhe den Menschen ergriffen in der Tiefe seiner Bedürftigkeit, die nur der Blick des Schöpfers ganz ermißt, und wenn der Mensch geantwortet mit einem Ja! das in die Ewigkeiten reicht, — erst dann, erst in dem lebendigen Glauben ist der Grund und Urquell gewonnen, aus welchem ein lebendiges Erkennen, aus welchem der durch die Sünde verloren gegangene „Wesensblick“ für die Dinge sich in dem Menschen wiederum erzeugen kann. Denn nicht Gott „denken“, sondern Gott „fürchten“ ist, nach der Schrift, des Verständnisses Anfang: aber in Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. —

Es gehört nun selbstverständlich nicht in den Bereich dieser Betrachtung, zu reden von dem großen Geheimniß, wie durch den Sühnungstod des Fleisch gewordenen Sohnes Gottes die Scheidewand gefallen zwischen der bis dahin getheilten Menschheit, dem im Gesetz gebundenen Israel und der die Wege ihrer eigenen Gedanken wandelnden Heidenwelt, und wie beiden der Zugang sich aufgethan in Einem Geist zum Vater, und beiden sich erschlossen habe der Quell des neuen ewigen Lebens, das da verborgen ist mit Christo in Gott, — jenes Leben, dessen Kern und Wesen Paulus klar und tief zusammenfaßt, wenn er spricht: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir; denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben.“ Nur darauf darf, wie im Vorübergehen, hingedeutet werden, daß dieses Leben in dem Einzelnen nicht durch eigenes Thun und Machen, auch nicht durch ein bloß mystisches Sichselbstversenken in Gott und Christum gewonnen wird, sondern daß es in voller Wahrheit und Gesundheit nur durch die von Gott geordneten Mittel des Wortes und der Sacramente gewirkt werden kann. Und wenn, wie uns berichtet wird, vor kurzem selbst ein theoretisch sehr vorgeschrittener Vertreter des Materialismus mit ihn auszeichnender Aufrichtigkeit zugegeben hat, daß „nur wer die ganze Lebensführung eines Menschen überschaue, richtig beurtheilen könne, warum dieser ein Christ, jener ein Materialist sey“: so müssen wir uns doch nicht nur gegen jede Art von Determinismus aufs entschiedenste verwahren, sondern auch streng an der im Worte Gottes wurzelnden Grundanschauung unserer Kirche festhalten, daß der Glaube und das in ihm beschlossene neue Leben zwar ein unverdientes, gottgewirktes Werk der freien Gnade sey, daß nichts desto weniger aber aller Unglaube dereinst als ein verschuldetes „Nichtgewollthaben“ sich enthüllen werde. —

Wenn wir aber dieses neue Leben, das Glaubensleben in dem Sohne Gottes, als den eigentlichen Anfang und den Grundquell alles lebendigen menschlichen Erkennens bezeichnen, so müssen wir doch zuvor aufs bestimmteste die Anmuthung zurückweisen, als ob die Meinung wäre, daß aus diesem Quell sofort, wie durch Zufluß magischer Kräfte, ein wunderbares Wissen sich erzeuge, so daß der Mensch nun in den Stand gesetzt sey, die geheimnißvollen Schätze der Natur und den Reichthum der Geschichte und des Menschenlebens gleichsam mühelos und ohne die saure Arbeit treuer Forschung, ohne die ernste Anstrengung

gründlicher Wissenschaft zu heben und zu erwerben. Ein solcher Wahn, nicht minder thöricht, als wenn etwa ein gläubig gewordener Ackersmann vermeinen wollte, sein Brod nicht mehr im Schweiße seines Angesichtes essen zu dürfen, widerstritte ebenso dem Wesen der menschlichen Natur und den Bedingungen unseres gegenwärtigen Daseyns, als er im entschiedensten Widerspruch zur heiligen Schrift selbst stehen würde. Denn im Gegensatz zu allen vermeinten Höhen und zu aller Selbstgenugsamkeit menschlicher Allweisheit und Wissenschaft für unseren irdischen Zustand das „Stückwerk" zu betonen und das unvollkommne „Sehen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort", — das ist ja ein charakteristischer Grundzug des christlichen Glaubens und christlicher Weltanschauung. Dennoch aber gewährt nur der lebendige Glaube erst aller wissenschaftlichen Forschung die sicheren, felsenfesten Vordersätze; und erst aus der Erkenntniß Christi und aus dem Leben im Glauben des Sohnes Gottes können die Grundfragen über das Problem des menschlichen Erkennens, über seine zeitlichen Schranken und über das Ziel seiner dereinstigen Vollendung im rechten Lichte erfaßt und verstanden werden. — —

Es ist uns jedoch von hier ab nur verstattet, mehr einzelne Andeutungen zu geben, als eine eigentliche Entwickelung zu versuchen. — Wie es nun zunächst nicht „wissenschaftlich" ist, d. h. weder Erfahrung noch Vernunftgründe für sich hat, das „All der Dinge", statt aus der schöpferischen That eines selbstbewußten persönlichen Gottes, durch allmähliches Entstehen aus einer dunklen unbewußten „Urkraft der Welt" erklären zu wollen, eben weil es sich, soweit die Erfahrung reicht, seit Jahrtausenden stets in denselben unwandelbaren Ordnungen bewegt, die mithin einen ordnenden, zügelnden, selbstbewußten Willen nothwendig voraussetzen: so müßte ohne diese Voraussetzung auch der „denkende" Mensch inmitten der bewußtlosen Natur sich selbst ein unbegreifliches Räthsel und die Natur ihm ein ewig unauflösliches Problem bleiben. Nun sind aber alle Dinge durch den **Sohn des lebendigen Gottes** geschaffen, der, ehe die Welt ward, von Ewigkeit beim Vater war — nicht als eine innerliche unpersönliche Kraft des Vaters, so daß das uranfängliche Wort, von dem Johannes redet, gleichsam nur ein „Bild" wäre des „ursprünglich in Gott Schaffenden", sondern als ewige, selbstbewußte, göttliche Persönlichkeit. Denn „wie der Vater das Leben hat in Ihm selbst, also hat Er dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in Ihm selbst." Und im hohenpriesterlichen Gebete bittet der (Mensch gewordene) Sohn: „Vater, ich will, daß wo Ich bin, auch die bei mir seyen, die Du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die Du mir gegeben hast; denn Du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward." Nach der Tiefe aber dieser seiner göttlichen Natur und Herrlichkeit, da „Ihm alle Dinge übergeben sind von seinem Vater", da „Er als der Abglanz der Herrlichkeit des Vaters und als das Ebenbild seines Wesens alle Dinge trägt mit dem Worte seiner Kraft", — „kennt niemand den Sohn denn nur der Vater", wie auch

„niemand den Vater kennt denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren." Wie also durch den Sohn, „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, den Erstgebornen vor aller Creatur — alles geschaffen ist, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, — und Er vor allen ist und alles in Ihm bestehet": so sind wir nur fähig, des unsichtbaren Vaters Selbstoffenbarung in dem Sohne, und die Gedanken des Sohnes Gottes in dem All der Dinge (die zugleich eins sind mit des Vaters Gedanken) zu vernehmen, weil wir durch den Sohn zum „Bilde Gottes" geschaffen sind. Im „Bilde Gottes" also, zu dem der Mensch geschaffen ward, liegt die Urbedingung alles Erkennens, wie die Urbedingung des Selbstbewußtseyns und der freien Selbstbestimmung. Wie es aber im Wesen der „Creatur" begründet ist, daß sie das Leben nicht in sich selber haben kann, wie Gott das Leben hat in sich selber: so mußte auch im Menschen, als er ohne Gott seyn wollte „wie Gott", nicht nur das Vermögen der freien Selbstbestimmung weichen, sondern auch die Klarheit des Selbstbewußtseyns sich verdunkeln und ihm die Kraft entschwinden, das „Wesenhafte" in den von Gott geschaffenen Dingen zu erkennen, — mit einem Worte: es mußte das Bild Gottes in ihm erbleichen. „Erbleichen", sagen wir, nicht untergehen: denn daß es nicht völlig dahinsank, das war das Werk der freien göttlichen Gnade, die vor der Schöpfung schon beschlossen hatte, daß in der Zeiten Fülle der Ewige Sohn selbst dieses „geschwächte" Bild an sich nehmen („Fleisch werden") sollte, um als der zweite Adam, der HErr vom Himmel, in allen, die Ihn aufnehmen würden, das in dem ersten Adam erblichene Urbild zur ursprünglichen Schöne, — ja zu größerer Herrlichkeit wieder aufzurichten. —

Wenn aber mit dem „Bilde Gottes" im Menschen, das in ihm oder in dem der Mensch nur bleiben kann, so lange und insofern er in unbedingter Unterordnung und in freier Hingebung seiner selbst in Gott bleibt, — der eine Factor des menschlichen Erkennens gegeben ist: so läge doch darin immer noch nicht eine Gewähr für unser wirkliches Erkennen der Dinge, wenn nicht dieselben, soweit sie überhaupt unserem Wahrnehmen und Denken dargegeben sind, eine auf uns, auf die Grenzen unserer Natur berechnete Rede Gottes wären. Denn daß Gott in den Dingen zu uns reden wollte und noch beständig reden will, darin allein liegt ebenso bei den Werken der Schöpfung, wie bei der höheren Offenbarung seines Wortes durch das Organ der Prophetie, alle objective Möglichkeit unseres Erkennens. Und wie der „Wille" Gottes, und nichts anderes, überhaupt die Substanz und das Wesenhafte aller Dinge ist — denn als ein Gegensatz zum Geistigen, als ein dem Geiste Undurchdringliches und als ein an sich Seyendes erscheint das Materielle natürlich nur uns, nur unserem, durch das Organ der Leiblichkeit in den Zusammenhang des Materiellen gebannten, creatürlichen Geist, nicht ist es an sich wesenhaft vor Gott, — wie also nur der Wille Gottes gleichsam der stoffliche Grund der Dinge ist, so ist das „kräftige Wort

Gottes" in den Dingen, das ihnen Gestalt giebt und sie trägt, die geheimnißvolle Macht in ihnen, die den Sinn des Menschen beständig zur Betrachtung, zum stillen Lauschen und Vernehmen lockt. Denn alles wahrhafte menschliche Erkennen ist im tiefsten Grunde überhaupt nichts anderes als ein stilles demüthiges Vernehmen der Rede Gottes. Alle „wissenschaftliche" Forschung aber will und kann doch nichts anderes bieten als gleichsam nur die „philologische" Vorarbeit zur Auslegung der wunderbaren Zeichenschrift in Gottes großem Buche der Natur und der Geschichte: die Fülle und Tiefe der Deutung selbst aber hängt ab von der Tiefe und Kraft, mit welcher das Leben des Forschenden in Gott wurzelt, — von der Tiefe und Fülle des Glaubens. Es findet hier natürlich, wie bei aller Lebensbethätigung, eine beständige Wechselwirkung statt zwischen dem Erforschen der Dinge und dem Glauben, also daß auch das Glaubensleben selbst durch ernstes Forschen und durch ein Wachsen an wissenschaftlicher Erkenntniß Zuwachs an Kraft gewinnt: dennoch aber muß bei allem Forschen, dem in der Natur nicht minder wie dem in der Schrift und in den Geschicken des Menschenlebens, der innerste Zug von Gott aus und zu Gott hin gehen, dieser Zug muß das Erste und das Letzte seyn, wenn ein Dringen zur Wahrheit, d. h. ein Hindurchdringen bis zum Vernehmen der Gedanken Gottes in den Dingen möglich werden soll. Ohne diesen lebendigen Zug bleibt es auch mit der Deutung der Schöpfungswerke, wie in so mancher Auslegung der Schrift, nur gleichsam bei dem kalten äußeren Wortsinn, ohne daß der Zweck des Wortes, Leben zu wirken, am Menschen sich erfüllen könnte; ja, statt eines wirklichen Erkennens vollzieht sich wol gar das kühne Wort des Psalmisten: „Bei den Verkehrten zeigst du dich verkehrt!" Denn „die Zeichen der Offenbarung Gottes (sagt Pascal) sind enthüllt denen die Ihn suchen, aber verhüllt denen die Ihn nicht suchen." —

Wir können den weiteren Folgerungen, die sich für das menschliche Erkennen, gegenüber den Erscheinungen der **Natur**, von diesem Standpuncte aus ergeben, nicht im einzelnen nachgehen. Fern liegt namentlich unserer Betrachtung der rein physiologische Proceß, wie durch das Auge, des „Leibes Licht", im Lichte der Sonne unser Sehen, durch das Ohr unser Hören und sofort alle Sinneswahrnehmung bewirkt wird, und durch die leiblichen Organe eine Verbindung unseres inneren Sinnes, unserer geistigen Organe mit den Erscheinungen des Universums zustande kommt: erinnern nur wollen wir an das alte Wort, daß ja nicht das Auge sieht und nicht das Ohr es ist das hört, sondern daß es die Kraft des Geistes ist, der im Menschen wohnt, die aus dem Inneren unseres Wesens durch Aug und Ohr ins Innere der Dinge strebt. Und wie ferner alle Dinge des Universums kein absolutes Maß des Daseyns in sich tragen, d. h. wie sie nicht etwa ein naturnothwendiger Ausfluß aus dem Wesen Gottes sind, so daß in ihnen das göttliche Wesen selbst gewissermaßen dem Beschauer preisgegeben wäre, sondern wie das ganze sichtbare Universum, das gleichsam

nur Ein in freier Herablassung uns kundgegebenes Gotteswort, nur Eine in Raum und Zeit gebannte Gleichnißrede Gottes ist, in jedem Augenblicke von dem bewußten Willen und Gedanken Gottes getragen wird: so giebt es auch in Beziehung auf die Natur, dem letzten höchsten Gesichtspunct nach, d. h. wo es sich nicht um die rein mathematischen und physicalischen Gesetze, sondern um das wirkliche volle Gesammtleben der Natur handelt, kein absolut allgemeines, kein an sich objectives, menschliches Erkennen; vielmehr gleicht auch diese Rede Gottes dem „Wasser, darin das Lamm watet und der Elephant schwimmt." Je größer die Stille des Inneren, je tiefer der sittliche, in Gott ruhende Lebensgrund des Menschen, aus dem der Blick ernst und andachtsvoll sich in die Dinge senkt, in desto tieferer, wunderbarerer Fülle erschließen sie ihr Wesen. Mit profaner und frivoler Sinnesart hat sich noch niemals, auch bei sonst ungewöhnlicher natürlicher Begabung, ein wahrer Tiefblick in das Leben der Natur gepaart: wol aber sehen wir nicht selten ein profanes wissenschaftliches Treiben mit sittlicher Verkommenheit in widerlichem Bunde. Und je mehr der Mensch des Lebens, das aus Gott ist, sich selbst entleert, je mehr entleert sich seinem Blicke wiederum das Leben der Natur — endlich bis zum geist- und wesenlosen Scheine eines rein Aeußerlichen, Materiellen.

Aber auch in der höheren geistigen Sphäre muß sich die Rede Gottes in der Natur dem Verständniß des Menschen verwirren, wenn der sittliche Lebensgrund nicht klar und treu in Gottes Ordnungen, nicht demüthig und fest in dem lebendigen Gott ruht, sondern der Mensch das eigne thörichte Herz mit seinem Denken und Gelüsten zum Anker seines Daseyns machen will. Was Wunder, wenn ihm dann auch die Natur nach den Schwankungen seines haltlosen Ich ein ganz verschiedenes, gleichsam entgegengesetztes Antlitz zeigt. Es giebt in unserer Literatur wol kaum eine ergreifendere Darstellung dieses unglückseligen Zustandes der Natur gegenüber, als sie uns das wundersame Büchlein von den „Leiden des jungen Werther" bietet. Dieser Werther, dessen krankhaft verzärteltes Herz mit dem Ernste aller Gottesordnungen ein sentimentales Spiel treibt, der da meint, daß er nicht dem Sohne Gottes gegeben sey, weil der Vater ihn für sich behalten wolle, dem der Selbstmörder „ein unvermuthet rückkehrender Sohn ist, der dem Vater um den Hals fällt und ruft: Ich bin wieder da, mein Vater! zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte" — hören wir, in des Dichters unvergleichlicher Schilderung, mit welcher Stimme zu ihm die Natur redete! „Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis Gipfel mit hohen Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind vom Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um

mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, mir das innere, glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele." — So war es sonst; und wie jetzt? — „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? — Ha, nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumele ich, beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." —

Und dieses letztere erschreckende Gefühl war ohne Zweifel das tiefere und wahrere. Denn wo das menschliche Herz noch nicht in dem lebendigen Gott den Fels seiner ewigen Ruhe gefunden hat, — da kann der tiefere Mensch aus der Natur nur die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes vernehmen, wie sie mit tiefem Grauen einst das germanische Heidenthum vernahm. Ja, nirgends vielleicht fühlt ein von Gott noch ferne irrendes Menschenherz seine Einsamkeit und Verlassenheit durchzuckender, als mitten in der blühenden Fülle des Naturlebens; — und auch aus dem „ahnungsvollen Aufblick zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die kalte ewige Bahn vollenden", hat sich wol noch niemals in eine trostbedürftige Menschenseele Friede herabgesenkt, wenn sie ihn nicht schon zuvor und anderswo gefunden hatte. —

(Schluß folgt.)

Ueber Wangemanns Preußische Kirchengeschichte.

(Fortsetzung.)

Waren denn nicht der Augsb. Religionsfriede und Artikel 7 des Westphälischen Friedensschlusses — und der Majestätsbrief von Kaiser Rudolph — und der Eidschwur Johann Sigismunds, bei der luth. Lehre zu bleiben, waren das nicht auch Garantien? und die Märkische Visitations- und Consistorial-Ordnung von 1573 — war es nicht auch ein solches für alle Zeit das Recht der Kirche garantirendes Fürstenwort, von demselben Throne ausgesprochen, von dem die Cabinetsordres von 1817 und 1834 ergingen? Wie oft ist nicht schon durch feierliche Friedensverträge der Friede für ewige Zeiten garantirt worden? Unsere Garantien liegen in realern Mächten, als Cabinetsordres und menschliche Bürgschaften sind. Des Herrn Wort, wider der Hölle Pforten geredet, ist seiner Kirche Garantie auch wider alle feindliche Mächte auf Erden. Was diese Verheißung nicht umfaßt und hält, das falle, wenns nicht bleiben mag. Der Anker unsrer Hoffnung geht hinein in das Inwendige des Vorhangs. Die Erde bietet nun einmal für das Schifflein der Kirche nirgend festen Ankergrund.

Hat man denn den einfältigen, ungelehrten Laien, die in diesen Kampf mit hineingezogen wurden, auch wohl gesagt, welche Anerbietungen ihnen gemacht worden? hat man sie darüber verständigt? urtheilt Wangemann wohl zu hart, daß — nach solchen Zugeständnissen — durch die Separation ein großes Unrecht begangen sei? — Wir unsers Theils möchten die schwere Verantwortung nicht auf uns nehmen!*)

*) Als der Verf. die Beurtheilung des ersten Bandes niederschrieb (Ev. K. Z. 1859 Nr. 88 u. 89), hatte er noch keine Kenntniß von dem erst neuerdings durch Wehrhahn veröffentlichten Anerbieten des Kronprinzen. Er glaubte damals das Ausscheiden der Separirten aus der Landeskirche möglichst entschuldigen zu müssen. Nachdem er obige Mittheilung und Huschke's ablehnende Antwort an Steffens gelesen, ist sein Urtheil über die Separation in etwas modificirt worden. In dieser Antwort heißt es: „Der eigentliche Nerv unsres Glaubenskampfes besteht darin, daß wir durch den Geist Gottes zu dem Bewußtsein gelangt, eine Gemeinde des Herrn zu sein, die als Kirche nur ihn, als ihren König und Herrn erkennt ..... daß wir in diesem Bewußtsein gegen jedes fremdartige Princip protestiren müssen, welches uns entweder in unserem Haupte selbst, indem wir ausdrücklich oder factisch ein weltliches Regiment in unserer Kirche anerkennen, oder in unserem Verhältniß zu ihm, indem wir eine fremde Lehre, die wir nicht gelehrt sind, ganz oder theilweise, aus-

Die Ablehnung war also, wie oben bemerkt, eine principielle, eine nothwendige Consequenz ihres falschen Kirchenbegriffs. Und hiermit sind wir bei der Cardinalfrage der Separation angelangt.

Die aus der Landeskirche ausgeschiedenen Lutheraner vindiciren sich ausschließlich den Besitz der wahren luth. Kirche nach einem von ihnen aufgestellten und in Praxi durchgeführten Kirchenbegriff, den Wangemann als „einen abstract juristischen" und als den eigentlichen Fundamental-Irrthum derselben vorwirft. „Zur Feststellung ihres eigenthümlichen Kirchenbegriffs gehen sie nicht auf die heil. Schrift, auch nicht auf die symbolischen Bücher, sondern auf eine von ihnen selbst neugebildete Theorie zurück. — Sie fassen nämlich diejenigen Punkte im Leben und in der Entwickelung der Kirche, welche durch die Union insonderheit gefährdet erschienen, scharf und einseitig ins Auge und construiren daraus ein Neues. Diese drei Punkte sind: Kirchliche Verfassung, Bekenntniß und Cultus." — „Weil in diesem Kirchenbegriff Agende, Bekenntniß und Regiment nicht als wichtige Lebensorgane, sondern geradezu als die constitutiven Factoren der Kirche auftreten, so ist die unmittelbare Folge, daß, wo einer dieser Factoren schwer erkrankt oder vernichtet ist, auch die Kirche selbst als vernichtet angesehen wird." — „Da sie behaupten, nur da könne Kirche sein, wo die genannten drei Factoren rein und unverfälscht seien, so werden sie folgerichtig dahin gedrängt, daß es eigentlich keine Reformirte, keine Katholische, keine Griechische Kirche gebe, sondern die Lutherische sei die Kirche Christi; ja die strengsten unter ihnen machen bereits Miene, auch den bestehenden Luth. Landeskirchen den Character einer Kirche abzusprechen, weil sie ebenfalls die gedachten drei Factoren nicht rein besitzen, so daß schließlich nur die Breslauer Gemeinschaft von Lutheranern als die una sancta catholica übrig bleibt."

Der Schluß ist streng folgerichtig. Machen diese drei Stücke in ungetrennter Verbindung das eigentliche Wesen der Kirche aus, so ergiebt sich von selbst, daß die Landeskirche von ihnen nicht als Kirche anerkannt und „noch von Gnadenmitteln in derselben nicht geredet werden könne"; daher sie auch

von Einigen geradezu als „eine Rotte" bezeichnet wird. Und daraus folgt, daß man ohne Verlust der Seligkeit nicht darin verbleiben dürfe. Ja, es würde uns eben nicht sehr befremden, wenn in fortschreitender Consequenz auch die Gültigkeit der Ordination ihrer Pastoren, die in der Landeskirche „die Weihe des heiligen Geistes empfangen haben", von ihnen angezweifelt würde; denn es ist gewiß nichts leichtes, zu glauben, daß in einer Kirche, in welcher von Gnadenmitteln nicht mehr die Rede sein kann, und durch Handauflegung von „Baalspriestern" eine Erweisung der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes und eine legitime Weihe zum Amte stattfinden könne.

Dieser ihrer Kirchenbegriffs-Bestimmung hält der Verfasser die Augsb. Confession entgegen. Art. VII. „Es wird auch gelehrt, daß allezeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangelii gereicht werden." Er verkennt nicht „die Wichtigkeit und Nothwendigkeit jener drei Factoren, nicht blos für Ordnung und Gesetz, sondern auch für die Erweckung und Beförderung gedeihlichen Lebens in der Gemeinde"; aber „sie die drei Hauptbestandtheile nennen, aus denen die Kirche besteht, heißt ihre Stellung verrücken." — „Nein, die heilige christl. Kirche ist der Leib des Herrn, von ihm selbst erbaut aus lebendigen Persönlichkeiten, durch keine andren constitutiven Factoren primären Ranges, als durch Wort und Sacrament, beide verwaltet durch ein von ihm geordnetes und mit Auftrag versehenes geistl. Amt. So lehrt die Schrift, die von jenen drei Hauptbestandtheilen, Bekenntniß, Agende und Regiment im Sinne der Separirten überhaupt nichts weiß, — so lehren auch in Uebereinstimmung mit der Schrift die Bekenntnißschriften der Luth. Kirche."

Aus diesem principiellen Irrthum resultiren alle die Schritte zur Separation mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes.

Ohne alle Begründung stellt eine lutherische Stimme aus dem Auslande (in der „Theologischen Zeitschrift v. Dieckhoff u. Kliefoth", Septbr.-Heft 1860) gegen Wangemann die Behauptung auf, jene erste schlesische Fraction sei im Princip rein lutherisch gewesen, und meint, was unlutherisch an ihr zu tadeln, sei nur durch spätere Auswüchse hinzugekommen. Ref. könnte erforderlichen Falles schriftlich belegen, daß wenigstens im J. 1834, also vor der constituirenden General-Synode, die Intention auf eine Umgestaltung „des Kirchenrechts" gerichtet und also der Keim zu dem von Wangemann als unlutherisch bezeichneten „abstract juristischen Kirchenbegriff" schon vorhanden war.

Eben so wenig können wir, — was hier beiläufig bemerkt werde, — jenem Lutheraner des Auslandes beitreten, wenn er Scheibel die völlige Berechtigung zur Separation auf Grund seiner (Scheibels) Ueberzeugung zuspricht. Darf die subjective Ueberzeugung als genügend gelten, diesen Schritt zu recht-

---

drücklich oder stillschweigend, in der Lehre unmittelbar oder mittelbar, im Gottesdienst oder in der Verfassung billigen, Christo unserem Haupt entfremdet würden." — Nach dieser Motivirung hätten die Separirten, auch selbst wenn die neue Agende gänzlich beseitigt, die Union aufgehoben, und die Luth. Kirche, wie sie vor 1817 bestand, wieder hergestellt worden wäre, dennoch nicht zur Landeskirche zurücktreten können, so lange der landesherrliche Episcopat in derselben verblieb. Ja sie können nach dem hier ausgesprochenen Princip überhaupt keiner Landeskirche angehören; sie müssen gegen jedes landesherrliche Episcopat, das von den Reformatoren — allerdings im Drange der Noth — der Kirche aufgelegt wurde, unter welchem sie aber 300 Jahre hindurch bestanden hat, als gegen ein fremdartiges Princip protestiren.

fertigen, so hatte auch de Wette Recht, der in dem bekannten, an die Mutter Sand's gerichteten Briefe, ihr zum Troste und zur Entschuldigung des Mörders, sagte: man müsse seiner Gewissensüberzeugung folgen, auch wenn das Gewissen ein irrendes sei. — Nicht der subjectiven Ueberzeugung, sondern dem göttlichen Worte steht allein und in allen Fällen über die Zulässigkeit und Verwerflichkeit unserer Handlungen die Entscheidung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Berichtigung.

Bei Besprechung der im vorigen Herbst abgehaltenen Generalsynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen im Vorwort der Ev. K. Z. kommen mehrfache Unrichtigkeiten vor, die aber größtentheils wenigstens einstweilen auf sich beruhen bleiben können, weil sie entweder unwichtiger sind oder anderweitig, insbesondere durch Bekanntmachung des Synodalberichts ihre Berichtigung finden werden*). Eine unrichtige Darstellung**) muß aber sogleich vor demselben Leserkreise in das rechte Licht gestellt werden, weil es sich dabei um die Wahrhaftigkeit der Synode und die christliche Ehre schon Verstorbener insbesondere des sel. D. Scheibel handelt.

Der Verfasser des Vorworts behauptet zuerst S. 72 unter Berufung auf Privatgespräche mit dem sel. Scheibel, daß es sich bei der Lutherischen Sonderung von der Landeskirche stets um zweierlei gehandelt habe, Aufrechthaltung der Lutherischen Lehre und Aufrechthaltung (soll wohl heißen: Herstellung) der „durch ihn zuerst ermittelten wahrhaft schriftmäßigen Verfassung“ — in der Hauptsache ohne Zweifel richtig, insofern damit nicht gesagt werden soll, daß die letztere eben so wie die erstere oder zugleich mit ihr Grund und Zweck der Sonderung gewesen sei; denn da der Angriff auf den Bestand der ganzen Lutherischen Kirche, also auch ihrer Lehre lediglich auf dem Gebiet der Verfassung und der Agende geschah und den Angegriffenen so zu sagen alle Verfassung unter den Füßen wegzog, so mußte selbstverständlich bei der Vertheidigung auch sofort an die Verfassung und natürlich auch eine schriftmäßige gedacht werden, da ohne Verfassung nicht einmal ein irgendwie geordnetes Lehren und Sacramentsverwalten denkbar ist und Christen in Allem, was sie thun, die Schrift zur Richtschnur nehmen werden. Dieses spricht denn auch die Erklärung der Generalsynode vom 8. October aus. D. Hengstenberg versteht es aber nicht so. Er giebt nachher S. 73 den „Gründern der Gemeinschaft“ Schuld, in Römischer Weise die Verfassung ganz auf dasselbe Niveau mit der reinen Lehre gestellt zu haben, und zeiht daher auch die Generalsynode eines Widerspruchs gegen das thatsächlich Gegebene, wenn sie erklärte, „daß der entscheidende Grund, der ausschließliche Zweck und das einige Ziel der sogenannten Separation die kirchliche Aufrechthaltung des von der Union gefährdeten Lutherischen Bekenntnisses gewesen sei“, und später hinzufügte: „Es hat daher auch unsern Vorkämpfern der Gedanke fern gelegen, eine bestimmte Art von Verfassung als eine eben so wie die Lehre der göttlichen Wahrheit für alle Zeiten göttlich gegebene zu betrachten.“ Zum Beweise dafür beruft er sich aber auf ein Actenstück, „die kirchenhistorische, dem Minister eingereichte Abhandlung über Lutherische Kirchenverfassung“ in Scheibel's Unionsgeschichte II. S. 183 bis 193, wovon er (D. Hengstenberg) sagt: „Die Unterzeichner derselben hoffen am Schlusse „„den Schutz für eine Verfassung, welche der Heilige Geist eben so in seinem Reiche geboten hat, als die Ordnung Gottes des Vaters in der Welt Werk von dessen Macht, Weisheit und Güte ist.““ Auf den ersten oberflächlichen Blick scheint nun auch diese gesperrt gedruckte Stelle der obigen eben so gesperrt gedruckten Stelle der Erklärung wenn auch nicht geradezu zu widersprechen (denn in der zweiten ist ja von der Lehre der göttlichen Wahrheit gar nicht die Rede), doch eine Art von Widerspruch daraus hergeleitet werden zu können und die Schuld dieses Widerspruchs würde hauptsächlich auf den Unterzeichneten fallen, weil die Synode auf seinen Antrag und vornehmlich auf sein Zeugniß sich so erklärt hat. In der That ist aber der Widerspruch auch nur scheinbar. Zuvörderst ist es eine Unrichtigkeit, wenn D. Hengstenberg von Unterzeichnern jenes Schriftstücks spricht, worunter denn allerdings die sämmtlichen „Vorkämpfer“ zu verstehen wären. Aus D. Scheibel's Unionsgeschichte II. S. 180, 182, 192. Anm. geht hervor, daß er allein sie verfaßt und, nachdem er sie mir zur Durchsicht gesandt, mit Hinzufügung meiner Bemerkungen mundirt und dann wahrscheinlich gar nicht oder doch nur von ihm selbst unterschrieben dem Minister von Altenstein überreicht hat. Sodann ist es ganz ungewiß, ob jene Schlußstelle im Mundum nicht wieder weggelassen, also gar nicht an den Minister gelangt und im Abdruck nur aus einer gewissen Aengstlichkeit, ja nichts Unrichtiges zu berichten, beibehalten ist. D. Scheibel sagt nehmlich a. a. O. von meinen Bemerkungen zu seinem Brouillon: „Am Schluß kommen von ihm Andeutungen von Abkürzungen vor. Ob und wie diese in dem, dem Ministerio eingereichten Exemplare benutzt sind, weiß ich nicht mehr. Sie betrafen aber in keiner Stelle den wesentlichen Inhalt meiner

---

*) Das Thatsächliche ist in diesem Theile des Vorwortes überall und zwar meist absichtlich in wörtlicher Anführung aus den eignen Organen der sep. lutherischen Kirchengemeinschaft entnommen worden. Berichtigungen würden also gegen diese zu richten sein. Bei der Uebereinstimmung der vorliegenden Berichte aber läßt sich nicht erwarten, daß, wenn Thatsachen und Urtheile streng geschieden werden, irgend Erhebliches hier zur Sprache kommen kann.

Anm. des Herausg.

**) Ob die Darstellung wirklich eine unrichtige ist, das glaubt der Herausg. ganz dem Urtheile der Leser überlassen zu können. Die Abh., welcher der betreffende Passus entnommen wurde, ist nach der ausdrücklichen Bemerkung des sel. Dr. Scheibel von Dr. Huschke vor der Absendung genehmigt worden. Die Abkürzungen, welche der letztere angedeutet hatte, betrafen nach Scheibels Versicherung „in keiner Stelle den wesentlichen Inhalt.“ Sie können sich also doch nicht auf eine Stelle von so ungeheurer Tragweite bezogen haben. Wenn aber der sel. Dr. Scheibel und Dr. Huschke nicht als entscheidende Auctorität gelten sollen, so ist in der That nicht abzusehen, wo die Auctorität in dieser Kirchengemeinschaft zu suchen ist. Uebrigens bildet die betreffende Stelle den nachdrücklichen Schluß der ganzen Abhandlung, so daß sie unmöglich als eine dem Verf. nur entschlüpfte, von Dr. Huschke übersehene Aeußerung betrachtet werden kann, und der sel. Scheibel redet in dem ganzen Paragraph ausdrücklich nicht in seinem Namen, sondern in dem der „lutherischen Kirchgenossen.“

Anm. des Herausg.

Abhandlung.*) Ich habe daher diese, außer jenen einzelnen Bemerkungen (er meint meine Zusätze) ganz nach meinem Entwurf geliefert." Endlich die Hauptsache. Ich läugne gar nicht, daß mein sel. Freund hinsichtlich des auf die biblische Verfassung zu legenden Gewichts sich oft sehr stark und unvorsichtig geäußert hat, wie denn Dialektik und correcter Ausdruck überhaupt nicht seine Gabe war, und ich erinnere mich sehr wohl, ihm solche Aeußerungen öfter mündlich vorgehalten zu haben, woneben ich aber auch gestehen muß, nicht mehr mit Bestimmtheit versichern zu können (obgleich ich es nach der obigen Bemerkung des sel. Scheibel und nach meinen schon damaligen Ansichten glaube) daß ich auch jene Stelle als eine zu streichende bezeichnet habe, weil ich — nach 30 Jahren — sogar das vergessen habe, daß er mir sein Concept zur Durchsicht zugesandt hat, und dieses selbst mir jetzt nicht vorliegt. Hätte ich es nicht gethan, so fände das darin seinen natürlichen Erklärungsgrund, daß der Aufsatz selbst den deutlichsten Beweis enthält, daß das allein Bedenkliche in der Aeußerung, wenn man sie preßt, wirklich nicht Scheibel's Meinung war. Dieses liegt nehmlich nach meiner Ueberzeugung nicht darin, daß die biblische Verfassung auch vom heiligen Geist geboten sei (obgleich D. Hengstenberg auch dieses als irrig in Anspruch zu nehmen scheint**); denn als Lutheraner halte ich auch die in der heiligen Schrift referirten organischen Anordnungen des Herrn und der Apostel für inspirirt; sondern in dem Vergleich „ebenso — als die Ordnung Gottes des Vaters in der Welt Werk von dessen Macht, Weisheit und Güte ist," insofern man dieses nehmlich auf die Naturgesetze (statt auf die politischen) beziehen und den Vergleichungspunkt nicht bloß in der gleichen göttlichen Urheberschaft beider Arten von Gesetzen, sondern in ihrer gleichen Unveränderlichkeit bis ins Einzelste hinein, die doch gar nicht hervorgehoben wird, finden will; denn dann verstieße der Satz gegen die schriftmäßige Macht der christlichen Kirche, Verfassungsgesetze, weil sie ihrer Natur nach nur den ewigen Zwecken der Heilslehre im geoffenbarten Wort dienen sollen, nach veränderten Umständen im heiligen Geiste, der ihr verheißen ist, auch wieder zu ändern. Aber eben zu dem 10. Artikel der Concordienformel, der diese Wahrheit ausspricht, bekennt sich mein sel. Freund in demselben Aufsatz S. 189 als zu einem besonders weisen mit ausdrücklicher Aushebung der betreffenden Worte. So war denn auch für einen wirklich aktenmäßigen Referenten und einigermaßen billigen Beurtheiler wirklich kein sonderlicher Grund vorhanden, diese Stelle dem sel. Scheibel oder gar den „Vorkämpfern" überhaupt entgegenzuhalten.

Doch davon abgesehen — weil überhaupt von Wangemann's Buch Anklagen dieser Art fleißig umgingen und weil ich mir bewußt

*) Die betreffende Vergleichung mit dem Werke des Vaters wird jeder, der die Abhandlung liest, für ganz unwesentlich halten.

**) S. 73. „Da wird also die projectirte Verfassung unmittelbar auf den heiligen Geist zurückgeführt." — — „Die großen Schwächen der vermeintlich vom heiligen Geist gebotenen Verfassung u. s. w." Ich bemerke, daß nicht davon die Rede ist, ob Scheibel die neutestamentlichen Verfassungsbestimmungen richtig erkannt und wiedergegeben hat, sondern von dem im Verhältniß zur Lehre ihnen beizumessenden Gewicht.

war,*) daß außer unserer ganzen Lage dem Unionsangriff gegenüber auch einzelne mißdeutbare Aeußerungen des sel. Scheibel ihnen einen gewissen Schein geben konnten, also gerade mit Rücksicht darauf wurde jene Stelle in die Erklärung der Synode aufgenommen, die nur so, wie sie D. Hengstenberg aus dem Zusammenhange gerissen und wiedergegeben hat, einen Schein von Beweise des behaupteten Widerspruchs gewähren konnte. Im Zusammenhange heißt sie:

„Dagegen ist es unwahr, wenn aus Mißverständniß oder bösem Willen behauptet wird, das Bestreben beim Ursprunge unserer sogenannten Separation sei darauf gerichtet gewesen, unabhängig von dem Zweck der Erhaltung des reinen Bekenntnisses gegen den darauf unmittelbar geschehenen Angriff sich zu einer besonderen Gemeinschaft zu verfassen oder eine bestimmte Art von Verfassung im Gegensatz zu der früheren herzustellen. Dies ergibt sich auch schon daraus, daß wir von Anfang an die Kirchengemeinschaft mit den Lutheranern der auswärtigen Lutherischen Landeskirchen, deren Verfassung der der älteren Preußisch-Lutherischen Landeskirche ganz ähnlich ist, festgehalten haben. Es hat daher auch unsern Vorkämpfern fern gelegen, eine bestimmte Art u. s. w." — die schon oben referirten Worte.

Aus diesem Zusammenhange ist klar, daß die angefochtene Behauptung („Es hat daher u. s. w.") eine Folgerung aus dem Vorhergehenden enthält und den Beweis ihrer Wahrheit daraus schöpfen will, des Inhalts: hätten die Vorkämpfer eine bestimmte Art von Verfassung als eine ebenso wie die Heilswahrheit unveränderlich für alle Zeit göttlich gegebene betrachtet und sie also dieser gleich gesetzt, so hätten sie weder ihre Verfassungsgedanken viele Jahre lang, so lange es nehmlich noch nicht die Abwehr eines Angriffs auf das reine Bekenntniß galt, hegen können, ohne deshalb zur Separation zu schreiten, noch bei dieser die Kirchengemeinschaft mit auswärtigen Lutherischen Kirchen gleichen Bekenntnisses, aber anderer der Preußischen ähnlichen Verfassung aufrecht erhalten können. Und dieser Beweis, dessen thatsächliche Grundlage notorisch ist**), scheint doch auch durchschlagend, besonders aber gegen solche Beweisthümer für das Gegentheil, die man nur durch unbilliges Pressen vereinzelter Aeußerungen und Ignorirung von andern mühsam erlangt.

Breslau im Februar 1861.

D. E. Huschke.

*) Also nicht, wie D Hengstenberg vermuthet, weil „die Erfahrung die großen Schwächen der vermeintlich vom heiligen Geist gebotenen Verfassung ans Licht gestellt hat und weil man sich jetzt in die frühere Betrachtungsweise derselben auch nicht einmal geschichtlich mehr finden kann." So milde die Vermuthung selbst ist, so fehlt doch bei den angeführten Gründen die thatsächliche Wahrheit.

**) Der sel. Scheibel sagt selbst z. B. Unionsgeschichte II. S. 180 in einem Schreiben an den Minister, daß er seine Ueberzeugung von biblischer Verfassung schon vor 12 Jahren gewonnen und im Druck veröffentlicht habe, und nach seinem Weggang aus Preußen hat er bekanntlich in Sachsen und Baiern nicht blos gelebt, sondern auch communicirt und in jeder andern Art daselbst Kirchengemeinschaft gehalten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 30. März. № 26.

Ueber Wangemanns Preußische Kirchengeschichte.

(Schluß.)

Da der Verf. einige Mal der unbestrittenen und offenkundigen Thatsache gedenkt, daß in der jüngern Generation der Geistlichen ein Zug zum Confessionalismus sich kund giebt, so mußte ihn die Frage, woher denn diese Strömung komme, nothwendig auf das Gebiet der neuern gläubigen Theologie, auf den Umschwung im Gebiet der theologischen Wissenschaft überhaupt, und auf den Preußischen Universitäten insbesondere, führen. Das „sich stolz aufblähende Wissen" zurückzuweisen, wie er mit vollem Recht gethan, dürfte schon darum nicht genügen, weil manchen Gliedern der Vereine der Vorwurf gemacht wird, daß sie auf „die Professoren-Weisheit" schlecht zu sprechen seien, gern von „der Theologie des Pfarramtes" redeten, dabei aber über den practischen Streitfragen die ernstliche Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Theologie verabsäumten, die doch auch zum täglichen Brot eines Geistlichen gehört. Wenn das geistliche Amt vom Herrn gewürdigt worden ist, den Kampf gegen eine falsche Union, den Kampf um Lutherisches Bekenntniß und Cultus allein zu beginnen und zum guten Theil durchzukämpfen, so war doch auch die gläubige Theologie vom Herrn berufen, daneben den Streit um die Grundlagen unsers Glaubens, auf denen das Bekenntniß ruht, wir möchten sagen, den Streit um das formale Princip der Luth. Kirche gegen jene grundstürzende Theologie der Tübinger und ihrer Helfer auf den Preußischen Hochschulen allein zu führen. Jetzt ist es nicht schwer, den Satz gelassen auszusprechen: „die heil. Schrift ist das Wort Gottes", und ihn gegen die schwächlichen Angriffe der Schleiermacherschen Subjectivisten zu vertheidigen; aber es muß doch unvergessen bleiben, welche „tief gehende Geistesarbeit" es auch hier gekostet, jene rein negative Kritik, die den Boden alles biblischen Christenthums und somit auch der Luth. Kirche völlig unterwühlte, Schritt für Schritt zurückzudrängen und die von ihr zerklaubten und beschmutzten Blätter heiliger Schrift ihren frivolen Händen wieder zu entreißen. Da würde so mancher Name anerkennend und dankbar zu nennen gewesen sein; da würde sich denn auch in diesem Gesammtbilde der Mithülfe, welche die gläubige Theologie in dem Streit um die Lutherische Kirche mittelbar oder unmittelbar geleistet, der Ort gefunden haben, wo von dem Eroberungs- und Siegeszuge geredet werden konnte, auf welchem ein herausgemerztes Stück heiliger Schrift nach dem andern den feindlichen Händen entrissen wurde. Selbst Männer, die zeitweilig dem Streben nach confessioneller Bestimmtheit abgeneigt waren, würden in dieser Darstellung ihre Stelle gefunden haben als unbewußte und doch einflußreiche Mitarbeiter für die gute Sache unserer Kirche, auch wenn sie zunächst den Boden weniger für die confessionelle Richtung, als vielmehr für eine positivere Union vorbereiteten. Es ist doch eine Thatsache, der kaum widersprochen werden dürfte, daß die meisten der Zuhörer des seligen Neander, welche ein aufrichtiges Verlangen nach Wahrheit beseelte, nicht auf dem Standpunkte ihres Lehrers stehen geblieben sind. Und dies ist nicht zufällig. Das war ja sein eigenstes Wesen, seine Johannes-Art an ihm, stets über sich hinaus, von sich weg auf den Herrn hinzuweisen, und damit hat er so manchen seiner Schüler ins Lager der Confessionellen hinüber gewiesen. Wo wären wir heute mit unserem Lutherischen Bekenntniß, wenn nicht die theologische Wissenschaft erst Grund und Boden für dasselbe Schritt vor Schritt wieder erobert hätte? Wer, wie einst Referent, zu den Füßen eines Wegscheider und Gesenius auf den dürren Steppen des Rationalismus geweidet wurde und die Zeit des Verfalls nicht nur der Lutherischen Kirche, sondern des Christenthums, zum Theil mit durchlebt hat und dann das erste Morgenroth eines neuen christlichen Glaubenslebens wieder anbrechen sah und den wärmenden Strahl der Gnadensonne am eignen Herzen empfand, dem bleibt es unvergessen, was wir jenen ersten muthigen Kämpfern für den Glauben zu danken haben. Wir stimmen mit dem Verf. darin überein, daß jetzt durch die jüngere Generation ein Zug zum Confessionalismus hindurch geht, der durch alle unionistische, offne und verdeckte, Maßregeln nicht aufgehalten, sondern nur mehr gefördert wird; wir wünschten nur, daß er die Thatsache zu begründen gesucht und dem Kampfe im Gebiet der Wissenschaft auch ein Cap. seines Buches gewidmet hätte. Er würde dann den Schein vermieden haben, als ob er tiefgehende Geistesarbeit nur innerhalb der Lutherischen Vereine anerkenne und zugleich angehenden Geistlichen eine Brücke über die Kluft zwischen den Abstractionen der Wissenschaft, in welcher sie ohne

practische Ziele jahrelang lebten und arbeiteten, und den concreten Fragen des kirchlichen Lebens gebaut haben. Gewiß würde damit der im Vorwort angedeutete Zweck gefördert worden sein, den Jüngeren unter der heranwachsenden Generation, welche, „ohne den Anfang erlebt zu haben, doch das Ende der Entwickelung mitwirkend zu erleben berufen sind", zur Orientirung zu verhelfen.

Ebenso dürfte es wohl angemessen gewesen sein, wenn der Verf. der inneren Mission, deren mannichfaltige Unternehmungen Jahre hindurch fast alles christliche Leben zu sammeln schienen, ein Cap. seines Buches gewidmet hätte. Denn es ist dies auch kein neutrales Gebiet für die kirchlichen Kämpfe, wie die innere Mission eine Zeitlang vorgab. Den eigentlichen Punkt, um welchen sich auf diesem Gebiete der Kampf um die Lutherische Kirche bewegte, hat der Verf. zwar kurz erwähnt; wenn indeß dem Rettungshause in Schreiberhau, über dessen Segnungen auch wir uns freuen, ein ziemlicher Raum gegönnt wurde, scheint doch jene kurze Uebersicht über die Arbeit der Confessionellen auf diesem Gebiete anderen Unternehmungen, über die doch auch brünstige Gebete den Segen erflehten, nicht gerecht zu werden. Und zudem ist es doch ein schönes Zeugniß für den weitere Kreise durchdringenden Einfluß des Kampfes um die Lutherische Kirche, daß fast allenthalben jene freie, anfangs von Staat und Kirche losgelöste Arbeit der Liebe, die im Sinne jener Erklärungen der Wichern'schen Denkschrift an die Deutsche Nation von 1849: die innere Mission „ist eine große internationale und interconfessionelle Institution" — mit Nichtachtung kirchlicher Gliederungen ihr Werk begann, allmälig in kirchliche Bahnen hinüber geleitet worden ist.

Wir fürchten nicht dem Verf. zu nahe zu treten, wenn wir noch außerdem einige formelle Ausstellungen machen. Zunächst über die Anordnung und Vertheilung des so überreichen Stoffes. Wir hätten gewünscht, daß die in der Geschichte des Kampfes um die Luth. Kirche Epoche machenden Ereignisse noch etwas stärker hervorgehoben und nach denselben der anscheinend willkürlich vertheilte Stoff gegliedert wäre. Zu den Epoche machenden Ereignissen rechnen wir die Cabinetsordre v. 28. Febr. 1834, das Abtreten des Ministeriums Altenstein in Verbindung mit dem Regierungsantritt Friedr. Wilh. IV., und endlich den Erlaß der Generalconcession v. J. 1845. Demnach würde die Geschichte des Kampfes sich theilen in die Periode der Verfolgungen, die Periode der Unterhandlungen und die Periode der vom Staate anerkannten selbstständigen Entwickelung der separirt Luth. Kirche. Durch das schärfere Hervorheben dieser Momente würde nach unserm Bedünken die Darstellung noch übersichtlicher und lichtvoller geworden sein. Es hätten dann manche Passagen gestrichen werden können, die zur Geschichte des Kampfes um die Lutherische Kirche in keiner, oder doch nur in sehr entfernter Beziehung stehen; es hätte manches, was durch verschiedene Capitel zerstreut ist, zu einem Gesammtbilde vereinigt werden können.

Auch müssen wir auf einige Ungenauigkeiten aufmerksam machen, die, wenn auch nicht wesentlich, so doch immer störend sind. Wie z. B. Bd. II. S. 4: „Am 14. April 1832 wenige Wochen nach Scheibel verließ Steffens Breslau", während Bd. I. S. 251 erzählt wurde, daß Scheibel unter dem 12. April dem Königl. Consistorium anzeigte, daß er am 15. d. M., also einen Tag nach Steffens, mit Weib und Kind Breslau verlassen werde. Zu Bd. I. S. 31 ist noch nachträglich zu bemerken, daß Luthers Standbild in Wittenberg nicht im J. 1817, sondern im J. 1822 eingeweihet wurde. Ferner ist zu berichtigen, daß der Past. Reinsch in Volkersdorf nicht nach Wehrhahns Suspension, sondern schon mehrere Monate früher die neue Agende niederlegte und daß nicht ein Theil seiner Gemeinde ihm nachfolgte. — Auch war unsers Wissens nicht der Consistorialrath Hahn, sondern Havenstein in Hartliebsdorf zur Untersuchung der dortigen Luth. Bewegung. — Und in Wellersdorf waren zur Zeit des Agendenkampfes an Sonnabenden und Sonntagen nicht „alle Häuser im ganzen Dorfe vom größten bis zum kleinsten", sondern die der Kirche näher liegenden Bauernhäuser mit Fremden angefüllt. Desgleichen möchte die so häufige Wiederholung derselben Citate, wodurch das Buch unnöthig erweitert wird, vermieden sein. — Wir sind nicht gemeint, diese angedeuteten Mängel, so wie die oft ins Breite gehende Darstellung dem Verfasser zum Vorwurf zu machen. Er ist sich dieser formellen Mängel selbst bewußt, wie er in seinem Vorworte bekennt, und wir finden sie hinreichend entschuldigt durch den Umstand, daß ihm „bei seinem Doppelamte meistens nur vereinzelte Stunden, die er seiner Erholungszeit und seiner Nachtruhe abbrechen mußte", für eine solche Arbeit zu Gebote standen, und also eine nochmalige genaue Durchsicht und Ueberarbeitung, wodurch sein Buch in formaler Hinsicht allerdings gewonnen haben würde, ihm nicht möglich war. Auch ist es uns vollkommen erklärlich, wie er durch die Vorliebe für sein liebes Pommerland in den dasselbe betreffenden Partieen sich zu größerer Weitläufigkeit, als nöthig scheint, verleiten ließ. Namentlich sollen die ausführlich erzählten Erweckungsgeschichten einzelner Gemeinden wohl mit dazu dienen, das in der Umschau der Neuen Evang. Kirchenzeitung enthaltene Urtheil über Mangel an lebendigem Christenthum in Pommern als unrichtig und auf völliger Unkenntniß beruhend zu widerlegen. Dessen ungeachtet wollten wir diese Ausstellungen nicht zurückhalten, damit die gerügten Mängel bei einer neuen Auflage des Buches möglichst beseitigt werden möchten. Besonders durften in dem dritten Bande S. 8 und 9 die vielen einzelnen Petionen der einzelnen Vereine, und manche Partieen, sofern sie wesentlich nichts Neues enthalten und dadurch den Leser ermüden, mehr zusammen gestrichen werden.

Wir erkennen übrigens dankbar den angestrengten Fleiß und die unendliche Mühe an, die es dem Verf. gekostet haben muß, aus einer so großen Menge Flugschriften und aus Hunderten von Citaten eine solche Mosaikarbeit zusammenzustellen. —

Und welche Wirkung versprechen wir uns von dem

Buche? Es giebt sich in demselben unverkennbar und durchgehends eine aufrichtige Pietät gegen den König kund, es gränzt die kirchliche Stellung der Lutheraner in der Landeskirche scharf ab gegen alle Irrungen und eigenwilligen Gelüste der Separation, wie gegen jede Indifferenzirung der Unterscheidungslehren beider Confessionen und athmet dabei doch eine herzliche Liebe gegen die Gläubigen in der Reformirten Kirche, es wird darin bereitwillig die Hand zu einer wahren Union geboten und anerkannt, daß wir auch von der Reformirten Kirche lernen können; — sollte es daher nicht manchem unbefangenen Unionsfreunde zu einer klareren Einsicht in die Sache verhelfen, als ihm vielleicht bisher möglich war? Sollte es nicht dazu dienen, manches Vorurtheil gegen die Lutherischen Bestrebungen innerhalb der Landeskirche zu zerstreuen? Sollten nicht manche, die auf bekenntnißlosen Universitäten, in einer bekenntnißlosen Wissenschaft zum geistlichen Amte vorgebildet und in sogenannte unirte Gemeinden gestellt, diese Union unbesehens als etwas Heilsames und Segensreiches hingenommen haben und in guter Meinung ihr dienen, nicht doch zu erneuter und reiflicher Erwägung sich gedrungen fühlen, wenn sie in dieser einfachen, überall actenmäßig belegten und aus den Quellen geschöpften Darstellung sehen, auf welche Weise diese Union sich eingeführt und ihr Dasein bisher gefristet hat? — Eine Union, die bald nach ihrem Entstehen hinter der festgeschlossenen Phalanx eines bureaukratischen Militairstaates sich zu schützen und durch polizeiliche Zwangsmittel, Geldstrafen, Auspfändungen, Gefängnisse, Landesverweisung sich Geltung zu verschaffen suchte, welcher die Lichtfreunde, Baptisten und fremdländische Sectirer als Bundesgenossen zufielen und die sogar Bajonette und Dragoner ins Feld rücken ließ, — wie Stück für Stück in unserm Buche actenmäßig erwiesen wird, — und dies Alles gegen ein wehrloses Häuflein von Leuten, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie nicht ablassen wollten in der von ihren Vätern ererbten und durch feierliche Verträge verbrieften Lutherischen Weise ihrem Gott zu dienen, die nach den Zeugnissen selbst ihrer Feinde in der Treue gegen ihren Landesherrn Anderen nicht nachstanden, deren Jahre lang im Gefängniß gehaltenen Führer von allen Preuß. Gerichtshöfen freigesprochen waren, denen nichts zur Seite stand, als die Kraft der Wahrheit und die siegreiche Macht des Glaubens und der Eine, der zu ihnen tröstend sprach: „fürchte dich nicht, du kleine Heerde!“ — eine Union, die nun beinahe durch eine halbes Jahrhundert dahergeht als ein Nebelbild, welches noch jedem, dem es begegnet, in anderer Gestalt erscheint, und jedem, der es wagt, seinen Schleier zu lüften und ihm klar ins unverhüllte Angesicht zu schauen, sofort als Geist der Mäßigung und Milde das Schwert drohend entgegen hält, — sollte nicht mancher bedenklich werden, ob eine solche Union ein gottgewolltes und gottgefälliges, ein Werk des heiligen Geistes sei? und ob man meinen dürfe, Gott daran einen Dienst zu thun? „Die Preußische Union ist als eine gewaltthätige Unterdrückung der Luth. Kirche ins Leben gekommen und kann sich nur so erhalten und vollziehen, daß sie unbeirrt um Proteste auf diesem Wege fortfährt und auch nicht davor erschrickt, daß sie mit fleischlichen Mitteln ihre Aufgabe durchsetzen muß.“ — Dies nur eine Stimme von vielen im Auslande! (Neues Zeitbl. für die Angel. der Luth. Kirche, Nr. 40. 1860.)

Möge es uns daher nicht als ungeziemende Anmaßung gedeutet werden, wenn wir auch für unser gegenwärtiges Kirchenregiment mit aller ihm gebührenden Ehrerbietung ein Wort aus der früheren Zeit des Kampfes zu besonderer Beachtung hersetzen: „Die durch den Ausspruch des Wortes Union veranlaßte Bewegung kann nicht gehemmt werden, darum ordne man sie. Der einfachste Weg zur Ordnung ist der, daß man volle Freiheit giebt, ihr beizutreten und ihr fern zu bleiben, daß die unirte und nichtunirte Kirche getrennt werden in Gottesdienst, Bekenntnißschriften und Verfassung, daß man das Princip der Union klar und scharf erkenne und offen und unzweideutig ausspreche. Alle Retractationen verwirren nur den Blick in die Sache.“ (II, 242.) Dies Wort darf um so mehr auf Beachtung Anspruch machen, weil der darin enthaltene Rath eine Rechtsforderung in sich schließt, indem nach Landesgesetz und Kirchenrecht Niemandem, weder einer Kirchenbehörde, noch einem Landesherrn das Recht zusteht, die Union aufzudringen, sei es auf directem oder auf indirectem Wege. Jenes wäre absolutistischer Despotismus, dieses vor dem Richterstuhl der christlichen Moral verwerflich und Beides, wie gegen Gottes Wort, so auch gegen das Königswort von 1834.

Nur geringe Aussichten zu einer unbefangenen Beachtung scheint das Buch bei den ausgeschiedenen Lutheranern zu haben. Wie auch immer der Verf. sich bemüht, an ihnen anzuerkennen, was irgend anzuerkennen ist, sie werden solcher Stimme nicht Gehör geben und ihre Geistlichen dürfen es auch nicht, ohne sich einem Sturm von zelotischen Stimmführern ihrer Gemeinden auszusetzen, indem diese nach dem Maaße des Eifers gegen die sogenannte Unirte Kirche den Grad der Lutherischen Bekenntnißtreue bemessen. Und wie wenig sie auch selbst dazu geneigt sind, sagen uns die Stimmen, die wir in einigen Recensionen unseres Buches in der „Kirchenzeitung für Lutheraner“ und in der „Lutherischen Dorfkirchenzeitung“, von Räthjen herausgegeben, vernehmen, von denen erstere, durchgängig in einem bittern ironischen Tone gehalten, mit den Worten schließt: „Wohl ihm (Hrn. Dr. W.), wenn er bei Zeiten die Hand des Herrn auf sein Geschichtswerk das Urtheil schreibend erkennen möchte mene mene tekel“, und letztere auf einem Blatte mehr Galle gegen uns von sich giebt, als sich aus Wangemanns drei Bänden gegen die Separirten herausfinden läßt. Wir dürfen der Ev. K. Z. nicht zumuthen, für ein näheres Eingehen auf solche Polemik ihre Spalten zu öffnen. Solche Mitglieder, wie Letztgenannter und Genossen, gereichen ihrer Kirchengemeinschaft gewiß nicht zum Segen, sie beweisen mit ihrer Polemik, daß sie einem scheinbar unheilbaren Separatismus verfallen sind, so daß mit ihnen nicht mehr zu streiten ist. Argumentirt Wangemann aus den Schriften ihrer

Häupter (es handelt sich um den Cardinalpunkt, um den Begriff Kirche, wie er ihn mit Huschke's Worten entwickelt als die Grundlage, auf der ihre Kirchengemeinschaft heut noch steht), so wird erwidert: „Hat Huschke das so ausgesagt, so hat er falsch ausgesagt." Verweist er auf die Documente der constituirenden Generalsynode, — da heißt's: „mögen die Synodalbeschlüsse von 1841 noch dastehen, wir werden sie mit ihren unirten, d. h. weltlichen Ideen hoffentlich ganz allgemein bei Seite legen." Bestätigen sie so nicht selbst aufs Schlagendste Wangemanns Urtheil über ihre Kirchenverfassung, wenn er sagt: „So bieten denn die Beschlüsse der Generalsynode manches Bedenkliche dar, und die weitere Entwickelung hat es auch schon gelehrt, wie ganz folgerichtig hier und dort Stimmführer in der Gemeinde sowohl den Beschlüssen der Synode, als denen des Ober-Kirchencollegii einfach den Gehorsam verweigert haben; denn wie sollten sie sich gebunden sehen an eine Autorität, die ihnen nicht von Gott gesetzt, sondern von ihnen selbst erzeugt worden ist!" Wie traurig ist es aber, daß unter ihnen solch separatistisches Gelüsten und solch anarchischer Geist um sich greift! wohin das führt? — Am Eriesee unter den dahin ausgewanderten Separirten antworten die Bannflüche, mit denen Einer immer den Andern zur Hölle verdammt. — Es thut einem recht von Herzen weh, theure Freunde und Brüder, die sich durch die in der Landeskirche obwaltenden Unionswirren in einen heißen Gewissenskampf versetzt sahen, in solcher Genossenschaft zu wissen.

Vor Allem aber sei dies Buch allen denen empfohlen, die im Herzen, sei es in oder außer den Vereinen, zur Sache der Lutherischen Kirche stehen. Will uns manchmal bange werden beim Blick in die Zukunft, nun dann gilt es zurückzublicken in die Vergangenheit, welche der Verf. an uns vorüberführt, wo eine dunkle Zukunft den Streitern gar oft auch den sehnenden Blick verhüllte, die nun licht und klar hinter uns liegt. Auch jetzt ist uns der Blick in die Zukunft unserer Kirche durch dicke Wolken verdunkelt. Halten wir daher an im Gebete, daß der Herr uns jederzeit erkennen lasse, was sein Wille an uns sei, damit wir vor Laufen in eignen Wegen bewahrt bleiben; — dann aber auch den Glaubensmuth uns stärke, auf dem als recht erkannten Wege sichere Tritte zu thun und festzustehen in dem Kampfe, der uns verordnet ist! Es giebt Zustände, wo die Treue sich in der Opposition beweisen muß, selbst zur Stärkung des Kirchenregiments zum Widerstande gegen ungebührliche Anmuthungen, wie sie demselben schon gemacht worden sind und die in Zukunft mit noch größerer Dreistigkeit sich wiederholen werden.*) Möge der Herr unser gegenwärtiges

*) Die Partei der Schleiermacherschen Subjectivisten verlangte in einer Denkschrift vom 11. Juni 1849, welche sie dem Cultusministerium, den Consistorien und den evang.-theologischen Facultäten überreichte, und später in einer Eingabe an den Oberkirchenrath vom 8. October 1850, worin sie die Errichtung des Oberkirchenraths

Kirchenregiment, das mit dem schweren Amte betraut ist, das Schiff der Kirche zu lenken in einer Zeit, wo alle negativen Geister losgebunden mit dämonischer Gewalt, gleich brausenden Meereswogen, auf dasselbe anstürmen, immer mehr erleuchten mit dem Geiste des Raths und der Weisheit, die Mißgriffe vergangener Zeit zu vermeiden, alte Sünden zu sühnen, zur Lösung der unheilsamen kirchlichen Wirren und zur Befreiung beunruhigter Gewissen heilsame Wege einzuschlagen und dahin zu wirken, daß des Brennens und Reißens ein Ende und der Geist der Mäßigung und Milde zu einer realen Wahrheit werde.

Wir aber wollen getrost der Hülfe des Herrn harren. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke! Wohl darf unsere theure Lutherische Kirche sagen: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht." Die Wunderwege, welche der Herr bisher sie geführt, die Hülfen und Errettungen, die sie oft gegen alles menschliche Hoffen und Erwarten erfahren, sind Pfand und Siegel: „Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben."

Z. T.

Nachrichten.

Aus der Bayr. Rheinpfalz.

Die Augen des ganzen evang. Deuschlands sind gegenwärtig wieder gerichtet auf die Ev.-Unirte Kirche der Bayr. Rheinpfalz, welche, wie in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, abermals vor dem Abgrunde der Selbstauflösung steht. Wir wollen daher versuchen, eine kurze Darstellung ihrer gegenwärtigen Lage zu geben.

Die Ev. K. Z., die allen gläubigen Pfarrern in der Pfalz ein liebes Blatt seit lange ist, hat zu seiner Zeit ausführlich berichtet über die Resultate der Generalsynode von 1855, nach welchen die veränderte Augsb. Confession von 1540 als Bekenntniß der Unirten Kirche in der Pfalz aufgestellt und ein neuer Catechismus (der Heidelberger Catechismus abgekürzt und theilweise verändert mit einigen Fragen aus dem kl. luth. Cat.) in die protestantischen Schulen ohne Widerstand von Seiten der Gemeinden eingeführt wurde. Wohl aber hat die kleine Minorität der lutherisch gesinnten Geistlichen in ihrem Organ, dem Ev. Kirchenboten, dagegen ihre Bedenken kund gegeben; worauf die Kirchenbehörde Rescripte ergehen ließ und Untersuchungen einleitete (1854), so daß mehrere treffliche Pfarrer, worunter auch der Redacteur des Kirchenboten, Caselmann, aus der Unirten Kirche der Pfalz austraten und in die jenseitige Luth. Bayr. Kirche übergingen.

selbst als verfassungswidrig bezeichnen, nicht weniger, als daß das Kirchenregiment sich selber beseitigen solle, um einem völligen Independentismus Raum zu machen, — eine Forderung, die sie nachher sogar in Form einer Beschwerdeschrift an die zweite Kammer stellten von welcher sie aber in verdienter Weise, als nicht vor ihr Forum gehörig, zurückgewiesen wurde.

Beilage.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 27. März. № 25.

Das menschliche Erkennen.

(Schluß.)

Dem Blicke aber, welchem Licht und Kräfte aus dem Glaubensgrunde quellen, eröffnet sich in allen Welträumen, die das bewaffnete Auge und der rechnende Verstand des Astronomen enthüllt, doch nur das Eine große „Haus des Vaters, in welchem viele Wohnungen sind." Und obschon auch unsere „Phantasie" umsonst dahin zu segeln strebt,

— wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht: —

dennoch vor dem Blick des Glaubens, der fest und freudig sich erhebt zu dem großen „Weltarchitekten", der, „aufgefahren über alle Himmel", als ein ewiger König zu des Vaters Rechten thront und waltet, nachdem ihn Menschen-Augen einst als eines armen Zimmermannes Sohn auf Erden wandeln sahen, — vor dem Blick des Glaubens schwindet dennoch alle dem Universum angedichtete Unendlichkeit und Ewigkeit, und der Glaube erfaßt die Grenzen der Welt in dem kräftigen, Himmel und Erde, Zeit und Raum umspannenden, alles tragenden Worte des Ewigen Gottessohnes. —

Wir vermessen uns nicht, von dem schon, als wie von einem lebendig Erkannten, zeugen zu wollen, was auch wir nur als ein Empfangenes mit voller Kraft der Ueberzeugung festhalten: aber wir warten — mit zweifelloser Zuversicht — „eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach Seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet"; und das wissen wir auf das bestimmteste, daß weder der „Verfasser des Titan" noch sonst ein Großer unter den Reichen dieser Welt tiefere Blicke in das All des Naturlebens gethan hat denn ein Sanct Paulus, da er vernahm das Sehnen und ängstliche Harren der Creatur und ihr Warten auf die Offenbarung der Kinder Gottes, da „auch die Creatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes." —

Ist es nun aber schon unmöglich, daß der denkende, zur Erkenntniß strebende Geist des Menschen sich aufschwinge über die Natur, über die Elemente des physischen Kosmos und über die Schranken des sichtbaren Weltbaues, es sey denn, daß die Seele Ankergrund gefunden in dem Gotte, der Himmel und Erde gemacht hat; und vermag kein Mensch, ob er auch etwa Spuren von der Allmacht, Weisheit und Güte eines Schöpfers in dem wogenden Meere des Alllebens entdecke, ganz zu genesen von dem inneren Schrecken vor den entfesselten Naturgewalten, es sey denn, daß er in das Schifflein seines Lebens Den aufgenommen, der „Wind und Meer bedrohen konnte, daß es ganz stille ward": wie sollte unser Denken und Erkennen sich zurechtfinden, wie sollten wir zu innerer Klarheit dringen, wie einen unerschütterlichen Standort rechter Prüfung und sicheren Urtheils gewinnen können, wenn wir inmitten der aus tieferen Tiefen aufrauschenden und oft wie von dämonischen Gewalten erregten und durchstürmten Wogen des **Menschenlebens** allein auf uns und unsere Geisteskraft angewiesen wären? —

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind! —

wer kennt nicht diesen feierlichen Klageton des größten unter Deutschlands Dichtern? Und hat er etwa, dieser König unter den Fürsten im Reiche der Geister, dem eine so lange Frist gegeben war, dem großen Räthsel der Menschheit nachzusinnen, — hat er etwa, oder hat je ein Denker oder Dichter aller Jahrhunderte der stille gewordenen Seele mit gewisser Antwort Rede stehen können auf die kurzen, aber Zeit und Ewigkeit in sich schließenden Fragen: „Woher?" und „Wohin?" — du selbst und der ganze unruhig wogende Zug des Völkerlebens, — dieser große unabsehbare tausendjährige Leichenzug! — — „Das Geheimniß unserer Existenz — sagt von seinem Standpuncte aus sehr treffend ein neuerer Biograph Goethe's — ist ein furchtbares Problem, aber es ist eben ein Geheimniß und geht über die Schranken menschlicher Kraft hinaus. Als Geheimniß müssen wir es anerkennen und müssen entsagen!" — — Aber das arme von Gott losgerissene Menschenherz, es kann nur nicht entsagen, es kann nur nicht in „Resignation" zur Ruhe kommen; und auch der einmal angeregte Trieb des suchenden, forschenden Menschengeistes läßt sich durch keinen Machtspruch bannen: denn losgetrennt von seinem Urquell hat der Mensch zugleich sich selbst verloren. Und so ist denn der innerste Nerv aller bloß aus Naturkraft schöpfenden menschlichen Poesie und Philosophie nichts anderes als ein unabläßiges, mehr oder minder gewaltsames Ringen, das verlorene Ideal der Menschheit und die verlorene Gottheit gleichsam aus eignen Mitteln wieder zu erzeugen. —

Hier aber sind wir an den Punct gelangt, wo die höchste Fülle alles Heils und aller Gottesoffenbarung den Zeichen fordernden Juden ein Aergerniß, und den Griechen, die nach Weisheit fragen, eine Thorheit wird. Denn obschon das welthistorische Geschick des mit der höchsten Geisteskraft begabten antiken Heidenthums es den Nationen der kommenden Jahrhunderte laut genug bezeugt hat, daß ohne einen neuen tieferen, durch Gottes Gnadenthat gelegten Lebensgrund alle Blüthen der Kunst und Wissenschaft doch zuletzt verwelken müssen, und daß kein dichterischer Schwung und keines Denkers Kraft der Menschheit ihr verlorenes Urbild und einen „lebendigen“ Gott wieder zu erringen vermag; — obschon auch die moderne rein weltliche Dichtung sich des irrenden und falschen Idealismus nimmer erwehren kann, und jedes nur auf eigne Kraft gestützte Denken zuletzt mit innerer Nothwendigkeit in Pantheismus oder Naturalismus enden muß, da es außer dem „allein wahren GOtt“ für den Menschen höhere Mächte nicht giebt als die wirkende Gesammtkraft der Natur oder die des eignen Menschengeistes: dennoch soll die Wissenschaft, soll das „philosophische Denken“, soll das „menschliche Erkennen“ bei Lösung der höchsten Fragen des Daseyns noch immer gleichsam wie seiner Kraft und Würde sich entäußern, wenn es vom Lebensbaum des Kreuzes Blätter der Gesundheit brechen will. —

Und doch kann allein erst hier wie ein neues Leben, so auch der Urquell alles wahrhaften Erkennens sich erschließen. Denn wie uns in der Herrlichkeit des „Eingebornen Sohnes vom Vater“ nicht nur leibhaftig Der erschienen ist, durch Den alle Dinge Daseyn und Wesen haben, sondern wie der Jünger Augen, die Ihn sahen, in Ihm, nach Seinem Worte, zugleich den „Vater“ selber sahen: so können wir erst aus dem „Angesichte CHristi“, und nur aus Ihm, ein reines, einheitliches, klares und bestimmtes Bild der **Gottheit** in unserer Seele empfangen. Aber Er ist zugleich auch der „Schönste unter den Menschenkindern“, in welchem das ewige Ideal der Menschheit, das Urbild selbst, zu dem der Mensch im Anfang war geschaffen worden, Fleisch und Blut an sich genommen hat. Nun aber hat der Ewige Sohn uns nicht nur in Seinem Bilde „den Vater“, wie Philippus begehrete, „gezeigt“, nicht nur in Seinem Vorbilde das vollkommen reine Urbild unseres eignes Wesens uns „sehen“ lassen: sondern Er hat uns, nachdem Er als unser Hoherpriester durch sein eignes Blut für uns ins Allerheiligste Gottes eingegangen, den Zugang zu dem Vater selbst eröffnet; Er hat uns in Sich selber, gleichwie Reben in den Weinstock, eingepflanzt; Er nährt uns aus Sich selber als „Glieder Seines Leibes von Seinem Fleisch und von Seinem Gebeine“; und indem Er mit Seinem Vater durch den Heiligen Geist in uns Wohnung macht, hat Er uns mit Sich in ein himmlisches Wesen versetzt, da unser Leben verborgen ist mit Ihm in Gott. — Und also haben wir im Sohne Gottes, nachdem Er, in freier unbegreiflicher Herablassung, in allen Stücken, die Sünde ausgenommen, geworden ist „wie unser einer“, wahrhaftig mehr wieder empfangen, als uns in Adams Fall

verloren ward: denn in CHristo JEsu hat sich das Lügenwort dämonischen Betruges: „Ihr werdet seyn wie Gott!“ in ein Wort der Wahrheit und der herrlichsten Verheißung umgewandelt. — —

Und fassen wir nun zum Schlusse unserer Betrachtung das Problem des menschlichen Erkennens von diesem Standpuncte aus noch einmal ins Auge, so kann es nach seiner höchsten Spannung nicht mehr lauten: „Wie können Denken und Seyn zusammenkommen?“ — auch nicht: „Wie mögen Existenzen in uns Erkenntniß wirken?“ —, sondern: „Wie mag der creatürliche, endliche Geist des Menschen den schöpferischen, ewigen, unendlichen GOtt in Seinem Werk und Wort und Wesen vernehmen und verstehen?“ — Wir antworten: „Weil der HErr der Herrlichkeit, der Ewige Sohn, in welchem aller Dinge Grund und Wesen ruhet, im Bilde unseres Wesens, uns in das Wesen Seines Bildes zu erheben, Sich selber uns zu hören und zu schauen, ja (wie Sanct Johannes schreibt) mit „unseren Händen zu betasten“ dargegeben hat! Und so haben unsere Augen gesehen und unsere Ohren gehöret, was viele Propheten und Könige sehen wollten, und haben es nicht gesehen, und hören, und haben es nicht gehöret. Wie aber kein Mensch weiß, was in dem Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist: also auch erkennt niemand was in Gott ist, ohne der Geist Gottes. In CHristo aber haben wir den Geist aus Gott empfangen, daß wir wissen was uns von Gott gegeben ist. Gott hat es uns geoffenbart durch Seinen Geist: denn dieser Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit!“ —

Der Gottheit tiefste Tiefen aber, in die zu blicken unserem Geist durch Gottes Geist gegeben ward, erschließen sich uns erst auf Golgatha. Denn CHristi Kreuz ist, ohne Bild geredet, der wahrhaftige von Gott **ge**botene Baum der Erkenntniß, wie des ewigen Lebens! — —

„Ihr werdet seyn wie Gott!“ — so riefs am Anfang aus dem Munde des Menschenmörders, und so ruft es versuchungsvoll noch immer aus der Tiefe, und in unseren Tagen vielleicht schauerlicher denn je zuvor. „Wer ist wie Gott?!“ — antwortet aus der Höhe ein erhabener Engelfürst, siegreich und stark in diesem Rufe seines Namens, wie mit der That. Doch eines Menschen Munde ward das Wort gegeben: „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir IHm gleich seyn werden; denn wir werden IHn sehen, wie Er ist.“ —

Ja: „Sehet, welch eine Liebe!“ — das ist die tiefste Metaphysik alles Geschaffenen und alles Geschehenen, das ist und bleibt das höchste und ewig unausforschliche Object alles menschlichen Erkennens. Und wenn einst, am Ziele unserer Kampfesmühen, dieser Liebe Abbild auch in uns Armen wird aufgerichtet seyn, dann werden wir erkennen, gleichwie wir erkannt sind, — dann hat das Stückwerk aufgehört.

R. S.

Ueber Wangemanns Preußische Kirchengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wie schwer es den Separirten wird, den von Wangemann gegen sie erhobenen Vorwurf, daß ihr principieller Irrthum sie zur Uebertretung des 4ten Gebots verleitet habe*), von sich abzuwehren, zeigt sich recht deutlich in der von Nagel dagegen versuchten Vertheidigung, welche ihm die unangenehme Aufgabe auferlegt, sich selber widerlegen zu müssen. Nagel hatte mit seinem scharfen Blick das durch die Separation begangene Unrecht wohl erkannt. „Ist mir irgend etwas zuwider, so ist es eine Kirche, die gut donatistisch in jedem Augenblick fix und fertig dastehen will und rücksichtlich dessen, was ihr in den Weg tritt an böser Lehre oder bösem Leben, an nichts eiliger denkt, als an einen separatistischen Rückzug, — die anstatt zu kämpfen, zu gewinnen und zu überwinden, zwischen sich und dem aufsprossenden Unkraut eben nur eiligst die Brücke abbricht und nach allen Seiten Kirchencordons aufstellt durch Anathema und Excommunication." (Sendschreiben an Moll, 1843.) „Die separirten Lutheraner sind freilich zuerst Zeugen für das reine Lutherthum gewesen; haben aber späterhin fremdartige Elemente in ihr Zeugniß mit hinein verwebt, namentlich ist es nicht zu rechtfertigen, daß sie dem Kirchenregiment allen Gehorsam aufsagten und sich absonderten, bevor sie ausgestoßen waren." (Offenes Sendschreiben an den kirchl. Centralverein in der Provinz Sachsen, 1844.) — Dagegen im Jahre 1846? — „Lasset uns ausgehen aus dieser Kirche, daß wir nicht theilhaftig werden ihrer Sünden!" — und wie rechtfertigt er nachher sein Austreten in Betreff des 4ten Gebots? Er nennt es „völlig verkehrt", unsere Kirchenbehörde im 4ten Gebot unterzubringen. Dies sei eine völlige Vermengung des weltlichen und geistlichen Regiments und eine Verkennung des Spruchs: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." — „Die Obrigkeit ist unmittelbar eine Ordnung Gottes; das sogenannte Kirchenregiment keineswegs. Hier heißt es: „Einer ist euer Meister, ihr seid Brüder!" — Die neuesten Kämpfe innerhalb der separirten Luth. Kirche beziehen sich insonderheit, außer auf den Chiliasmus, gerade auf die Lehre von dem göttlichen Ansehen des Kirchenregiments, und Nagel ist daher genöthigt, in wieder umgekehrter Position das Ansehen des „sogenannten" Kirchenregiments, als jure divino bestehend, zu vertheidigen. Es scheint sich hier das Wort zu erfüllen: „Mit dem Maaße, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen!" — Ihre Verfassung, in welcher der Schwerpunkt in die Gemeinde gelegt ist, die also calvinisirt, giebt auch uns gerade jetzt bei Einführung der kirchlichen Gemeindeordnung gar Manches zu denken! — —

Es ist dem Verf. Seitens der Gegner vorgeworfen worden, daß er ihr Ausscheiden aus der Landeskirche und ihren Kampf zu lieblos beurtheile und ihren Verdiensten um die Luth. Kirche nicht gerecht worden sei. Hören wir ihn selbst darüber: „Je mehr die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher in der Luth. Kirche zu einer bloßen Förmlichkeit geworden und je mehr die eigentliche Bedeutung derselben in Vergessenheit gerathen war, um so größer ist das Verdienst der separirten Lutheraner, daß sie den Leuchter unter dem Scheffel des ungläubigen Zeitgeistes hervorgeholt haben." (II, 185.) „Auch hinsichtlich der Agende ist es ein wesentliches Verdienst der separirten Lutheraner, daß von ihnen die kirchliche Bedeutung derselben zu einer Zeit, wo sie von wenigen verstanden wurde, richtig erkannt worden ist. Denn mag man die Verdienste des seligen Königs um die Agende immerhin sehr hoch anschlagen, so tief in ihr innerstes Wesen blickte er nicht hinein, als die separirten Lutheraner." (II, 189.) „Gehen wir näher auf die Kirchenverfassungsideen der separirten Lutheraner ein, so gestehen wir vorweg ihre sehr großen Verdienste zu, die sie durch ihren Kampf gegen die bereits erheblich angewachsene Cäsareopapie und gegen die Vermengung der weltlichen und geistlichen Gewalt, so wie durch die Aufdeckung der Nothwendigkeit der verloren gegangenen kirchenordnungsmäßigen Institutionen sich erworben haben." (II, 274.) „Die separirten Lutheraner waren die ersten, welche den Kampf aufnehmen gegen eine allmächtige Cäsareopapie." (II, 277.) „Und was nun die Cultusfrage betrifft, so gebührt ja den separirten Lutheranern allerdings das Verdienst, zuerst die rechte Stellung des Cultus zum Gemeindeleben wieder in das richtige Licht gesetzt zu haben, daß nämlich die Agende ein Ausdruck der Gottesverehrung sei, zu welcher die ganze Gemeinde sich auf Grund ihres Bekenntnisses zu vereinigen habe;

---

*) In einer Beurtheilung des Wangemannschen Buches, in der Beilage zur Kreuzzeitung Nr. 281 vom 29. November 1860, lesen wir: „Dieser Vorwurf (Versündigung gegen das 4te Gebot) trifft nicht blos jene Lutheraner allein, sondern unter richtiger Abwägung des Unrechts auf beiden Seiten die Luth. Kirche überhaupt, insofern sie aus der Kirche des Abendlandes geschieden." .... Wir können diese Parallele in keinem Falle gelten lassen; denn Luther hat nicht dem Kirchenregiment den Gehorsam aufgekündigt, am wenigsten wegen Mängel und Gebrechen kirchlicher Verfassung; sondern hat nur gezeugt gegen die dem Worte Gottes widersprechenden Irrlehren und Mißbräuche. Er ist mit seinem Zeugniß nicht aus der Kirche ausgetreten, sondern um dieses Zeugnisses willen mit Bann belegt und in die Reichsacht erklärt, also ausgestoßen worden. Wäre ihm gewährt worden, was den separirten Lutheranern angeboten worden ist, — völlige Freiheit des Bekenntnisses in Lehre und Sacrament — das Einzige, was er forderte — und noch obendrein Vertretung im Kirchenregiment, was er nicht einmal begehrt hat, — er wäre nimmer aus der Kirche geschieden und die Spaltung wäre nicht eingetreten. Ja selbst nachdem die Trennung bereits vollzogen war, hat er wiederholt und eindringlich die Bischöfe um fernere Handhabung des Kirchenregiments gebeten, was jedoch von diesen verweigert wurde; — daher die Entstehung des landesherrlichen Episcopats. Wo ist also hier die Gleichheit mit dem Verhalten der aus der Landeskirche ausgeschiedenen Lutheraner?

daß demzufolge jede Gemeinde das Recht habe zu fordern, daß der Cultus ihre eigenthümlichen Bekenntnißlehren nicht verschweige, sondern völlig ausspräge. Auch darin haben sie Recht, daß sie auf Grund des Westphälischen Friedens einen directen Eingriff des reformirten Fürsten in die liturgica der Luth. Kirche entschieden zurückwiesen." (II, 283.) „So wurden die Separirten im ersten Stadium ein rechter Segen für die Gemeinden." (III, 128.) „Im Ganzen und Großen hat die Luth. Separation Leben und Anregung in die Geistlichkeit und Gemeinden gebracht." (III, 159.) Diese Auslassungen über die Luth. Separation ließen sich noch mit vielen ähnlichen vermehren.

In einem Stücke jedoch dürfte Wangemanns Urtheil zu modificiren sein. Wenn er ihnen Oberflächlichkeit und Mangel an Wissenschaftlichkeit zum Vorwurf macht, so müssen hierbei wohl die verschiedenen Zeiten, denen ihre Schriften angehören, und die Umstände, unter denen sie abgefaßt wurden, so wie die verschiedenen Personen und ungleichen Kräfte, welche in den Kampf eintraten, berücksichtigt werden. Wir dürfen an diejenigen Schriften, welche in der Zeit der Verfolgung oder gar der Gefangenschaft entstanden sind, nicht dieselben strengen Anforderungen machen, die wir an die Bücher zu machen berechtigt sind, welche der Gelehrte in ungestörter Ruhe hinter seinem Studirtisch schreibt. Es ist ja allerdings nicht zu verkennen, daß ihre Schrifterklärung, besonders sofern sie zur Begründung und Rechtfertigung ihres Austritts dienen soll, nicht gerade immer correct und empfehlenswerth ist; ebenso wenig ist zu verkennen, daß sie in der Darstellung der reformirten Lehre die besonders hier in Betracht kommenden, der lutherischen Lehrentwickelung im Vergleich mit den übrigen bedeutend näher stehenden, Bekenntnißschriften der Reformirten Preußischen Landes geflissentlich ignoriren; aber deshalb erscheint doch im Allgemeinen der Vorwurf der Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit nicht gerechtfertigt.

Die warme, innige Theilnahme, mit welcher Wangemann ihre Leiden und Bedrängnisse unter dem Ministerium Altenstein darstellt, hat sich bereits oben in der kurzen geschichtlichen Uebersicht kund gegeben. Mit Unrecht beschuldigt man ihn daher, daß ungerechte Parteilichkeit und feindselige Gehässigkeit ihn in seiner Darstellung geleitet habe. Wir müssen ihm vielmehr das Zeugniß der Treue und Wahrhaftigkeit geben, mit welcher er beiden Theilen, sowohl dem landesherrlichen Kirchenregiment, als auch den ausgeschiedenen Lutherischen Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er das Falsche und Unlautere aufdeckt, aber auch des Gegners Lichtseiten gern anerkennt und hervorhebt, dazu auch die Fehlgriffe und Gebrechen der eigenen Partei nicht bemäntelt.

Ueber des Verf. mühsamen und sorgfältigen Sammlerfleiß verweisen wir auf das Zeugniß eines seiner Gegner, des Herausgebers des „Kirchenblatts für die Evang.-Luth. Kirche in Preußen". (1860. Nr. 4). Derselbe sagt: „Wangemann hat uns mit seinem Werke einen in der That dankenswerthen Dienst geleistet; denn er hat seinen Zweck zu erreichen die von der Luth. Kirche in Preußen im Kampf gegen die Union ausgegangenen Schriften fleißig gesammelt und fleißig gelesen, ihren Inhalt angegeben und nach Bedürfniß aus ihnen Auszüge gemacht. Vieles, was manchen unter uns unbekannt geblieben war, gelangt zu allgemeiner Kenntniß, und Manches, was sonst verloren gegangen sein würde, wird erhalten." Solchem Zeugnisse eines Gegners haben wir nicht nöthig noch etwas hinzuzufügen.

Und wie von Wangemann nicht leicht eine der auf dem Gebiete der Literatur in diesem Kampfe erschienenen Schriften übersehen worden ist, so hat er auch ein offnes Auge für alle Erscheinungen auf dem practischen Gebiete des Lebens, die damit in irgend welchem Zusammenhange stehen, und verfolgt sie von ihrem Ursprunge an durch alle Stufen ihrer Entwickelung, sowohl die Unionsversuche von 1817 an und die dabei eingeschlagenen offenen und krummen Wege, — anfangs durch Empfehlungen und Gunstbezeugungen, dann durch Befehle und Drohungen bis zu den polizeilichen Quälereien und Gewaltthätigkeiten, mit denen die Union im „Geiste der Mäßigung und Milde" sich allenthalben Eingang zu schaffen suchte, durch Geldstrafen, Auspfändungen, Gefängniß, Suspension und Absetzung der Geistlichen und Militairexecutionen; er führt uns hin auf die Quellengebiete aller in diesen Kampf einschlagenden Regungen und Bewegungen, die Erweckungen in Pommern und einigen andern Provinzen, die Conventikel, die Lutherischen Vereine, Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsgesellschaften, Gustav-Adolphs-Vereine und Lichtfreunde; — auch das besudelte Blatt unserer vaterländischen Geschichte vom Jahr der Schande 1848, und die Bestrebungen der verschiedenen politischen und kirchlichen Parteien, lauter sprechende Züge der Zeitgeschichte, werden hier unserm Auge vorgehalten.

Aber bei aller Ausführlichkeit des Buches können wir nicht umhin, den Verf. auf zwei Lücken aufmerksam zu machen. Wir hätten nämlich gewünscht, daß er den Leser auch hingeführt hätte auf das Gebiet der theologischen Wissenschaft, welche keineswegs so neutral geblieben ist, wie es scheinen könnte, und auf das Gebiet der inneren Mission, welches zwar berührt, aber nicht gebührend berücksichtigt ist.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 26.

Nach der Allerhöchsten Entschließung vom 8. Dec. 1853 auf die Anträge der Generalsynode von 1853 war das Consistorium beauftragt, die Herausgabe eines neuen ev. Gesangbuches vorzubereiten und einen Entwurf der Generalsynode von 1857 vorzulegen, wenn zuvor die Diöcesansynoden ihr Gutachten darüber abgegeben hätten. In dem Jahre 1857 erschien dieser Entwurf mit 353 Liedern. Es war viel geändert an den alten Kernliedern und manches treffliche Lied der Ev. Kirche fehlte ganz. Dennoch war dieser Entwurf eine sehr gute Arbeit und im Vergleich mit dem alten Gesangbuch, das wohl das schlechteste in Deutschland sein mag (vom J. 1821), ein ungeheuerer Fortschritt. Deshalb sprachen sich fast alle Diöcesansynoden für diesen Entwurf aus, und die meisten wünschten nur noch 150 — 200 Lieder dazu. Kaum aber war dieser Entwurf weiter bekannt geworden, so fingen auch schon die Lichtfreunde, an deren Spitze der rationalistische Pfarrer Schmitt stand, an, die Gemeinden dagegen aufzuwiegeln. Ihre erste Versammlung war zu Landau den 19. April 1857. — So kam im Herbste die Generalsynode herbei. Sie wurde gewählt nach dem neuen Wahlgesetz von 1853, welches ganz mit dem der Unionsurkunde von 1818 übereinstimmte, indem die Generalsynode von 1853 das radicale, demokratische Wahlgesetz von 1848 wieder völlig beseitigt hatte. Es war aber doch ein Mißgriff dabei vorgefallen. Die Generalsynode und das Consistorium wollten nämlich das Laienelement in den Diöcesansynoden erweitern, über die Bestimmungen der Unionsurkunde hinaus, nach welchem auf zwei geistliche Mitglieder nur ein weltliches kommen sollte. Allein in München verwarf man diesen Antrag und ging einfach auf das Wahlgesetz der Unionsurkunde zurück. Das hat nun jetzt die kirchliche Opposition zu einer willkürlichen Octroyirung gemacht, welche gegen den bestimmten Wortlaut der Unionsurkunde sei, da nach demselben der König ohne Beistimmung der Generalsynode keine Veränderung in kirchl. prot. Dingen vornehmen dürfe. Demzufolge behaupten jetzt die kirchlichen Gegner, die ganze Generalsynode von 1857 sei eine ungesetzlich gewählte und daher wären alle ihre Beschlüsse von vornherein ungültig. Außerdem hatte die Generalsynode von 1853 einen zweiten großen Fehler gemacht. Sie ließ nämlich die Presbyterien alle fortbestehen, obwohl sie alle nach dem abgeschafften Wahlgesetz von 1848 gewählt waren in der traurigsten Revolutionszeit 1849, so daß die meisten Presbyterien der Pfalz aus radicalen, unkirchlichen Leuten zusammengesetzt waren; und von nun an sollten diese Presbyter von 1849 auf Lebenszeit alle im Presbyterium bleiben. Diese Halbheit der Generalsynode von 1853 hat sich in unsern Tagen schwer gerächt, indem die meisten Presbyterien Eingaben gegen das neue Gesangbuch an die Staatsregierung unterzeichneten und in vielen Gemeinden der Haupthebel der antikirchlichen Agitation sind.

Die Generalsynode kam nun nach dem von der Staatsregierung bestätigten Wahlgesetz der Unionsurkunde von 1818 zu Stande (den 20. Sept. 1857). Obwohl viele gläubige Kräfte drinnen waren und einstimmig die materielle und formelle Unzulänglichkeit des bisherigen Gesangbuches anerkannt wurde, so hatte doch die Mittelpartei die Oberhand. Diese wählte die Commission für das Gesangbuch, und es wurden von derselben die alten Lieder noch bedeutend mehr verändert, als es bereits in dem Entwurf des Consistoriums geschehen war. Man wollte die Menge gewinnen. — Obwohl einige Stimmen (6) gegen die Einführung eines neuen Gesangbuches sich erklärten, eine Minorität die Sache noch vier Jahre weiter hinausschieben wollte, so wurde doch durch die Energie des Dirigenten (Hrn. Cons.-Director Prinz) von der Generalsynode das neue Gesangbuch auf ungefähr 600 Lieder festgestellt und wegen Zeitmangels dem Consistorium die Vollmacht ertheilt, zu diesen Liedern noch eine Anzahl anderer guter Lieder hinzufügen zu dürfen. Diese Vollmacht wurde aber in der Weise gebraucht, daß noch c. 400 Lieder hinzugethan wurden, worin die neueste kirchliche Oppositionsschrift (von Umbscheiden) eine arge Ueberschreitung des gegebenen Auftrages erblicken will. Die Bestätigung der Beschlüsse dieser Generalsynode, welche auch statt des veralteten Lehrbuches der bibl. Geschichte von Rauschenbusch das treffliche von Zahn mit einem guten kirchengeschichtlichen Anhange vorgeschlagen hatte, ließ in München ¾ Jahr auf sich warten. Endlich kam sie (unter dem 2. Juli 1858) zur Freude aller gläubigen ev. Christen der Pfalz und nun ließ das Consistorium 40,000 Exempl. des neuen Gesangbuches drucken, welches wieder eine Zeit von 6 Monaten erforderte. Auf Ostern 1859 war endlich das neue Gesangbuch mit dem Gebetsanhang erschienen und viele waren erstaunt, ein so dickes Buch zu sehen von 1000 Liedern, das gebunden über 1 Fl. kosten mußte. — Seit der Generalsynode waren aber die Agitationen von den Lichtfreunden in den zugänglichen Gemeinden aufs Eifrigste betrieben worden. Man wühlte und hetzte und setzte die schändlichsten Lügen gegen das neue Gesangbuch in Umlauf. Der obengenannte Pf. Schmitt hatte sich von der Kirchenbehörde nicht warnen lassen. Deshalb hatte der König ihn seines Pfarramtes entsetzt unter dem 29. Juni 1857, da er auch schon früher mehrere ernste Verweise von dem Consistorium erhalten hatte. Um so ungestörter betrieb er jetzt die kirchliche Agitation und Opposition.

In Neustadt, das bei allen revolutionären Bewegungen gern den Vortritt haben möchte, bildete sich im October 1858 ein sogenannter protest. Verein angeblich für die Aufrechthaltung der Union von 1818, in Wahrheit mit dem Plane, die Kirche der Pfalz alles Glaubensgehaltes zu entleeren. Er breitete sich durch Flugschriften und andere Agitationsmittel über die ganze Pfalz aus, obwohl die k. Regierung zu Speyer ihn 1859 unter dem 16. März auf polizeilichem Wege zu beschränken suchte. — —

Die Generalsynode hatte nach dem von 1853 her ererbten Princip der Halbheit die Bestimmung getroffen, daß es bis zur nächsten Generalsynode von 1861 noch von der Zustimmung der einzelnen Presbyterien abhängen sollte, ob das neue Gesangbuch in den einzelnen Kirchen und Gemeinden sogleich oder später eingeführt werde. Dadurch hatten die Gegner Zeit gewonnen und durften nur die einzelnen Presbyterien aufhetzen oder einschüchtern, um die Einführung zu hemmen. Die rationalistischen Pfarrer (wohl noch immer ein Drittel der gesammten Geistlichkeit) stützten sich auf diese Bestimmung und zögerten. Trotz dieser Hindernisse wurde doch schon zu Pfingsten

1859 in vielen Gemeinden das neue Gesangbuch ohne Schwierigkeit eingeführt und eine Gemeinde nach der andern erklärte sich dafür, so daß bis Weihnachten 1859 schon ein Drittel aller pr. Gemeinden es hatten. Dazu kam, daß die k. Regierung den 25. Mai 1859 das neue Gesangbuch als Schulbuch verschrieb und das alte Gesangbuch bis 1. Nov. 1859 in allen pr. Schulen außer Gebrauch setzte.

Dieser Fortschritt des neuen Gesangbuches trieb die Lichtfreunde zur äußersten Gegenanstrengung. Sie verbanden sich mit den „Liberalen" und Demokraten der Pfalz und gründeten (am 1. Oct. 1859) eine demokratisch-antikirchliche Zeitung, den Kurier. Zu gleicher Zeit zog die Staatsregierung ihren Schutz und ihre moralische Unterstützung mehr und mehr zurück, da unterdessen das Ministerium Pfordten-Reigersberg in München abgetreten war. Vom Januar 1860 an kam die Sache des neuen Gesangbuches offen in einen bedenklichen Rückgang. Da traten die gläubigen Geistlichen zu Kaiserslautern den 29. Febr. 1860 in einer Conferenz zusammen (87), erließen für das neue Gesangbuch eine offene Erklärung an alle Gemeinden, ermuthigten das Consistorium und schickten eine Deputation nach München. Der Erklärung hatten sich über 220 Geistliche allmälig angeschlossen, also mehr als zwei Drittel der Gesammtgeistlichen. Aber die Gegner hielten dagegen am 22. April eine große Volksversammlung in Kaiserslautern, welcher außer den abgesetzten Pfarrern Franz und Schmitt keine Geistlichen beiwohnten. Es sollen an 5000 Menschen beisammen gewesen sein. Sie machten eine Adresse an den König mit 30,000 Unterschriften, und verlangten gänzliche Beseitigung des neuen Gesangbuches und das demokratische Wahlgesetz von 1848. —

In den Schulen war fast durchgehends (wenigstens in vier Fünftel) das neue Gesangbuch auf Befehl der K. Regierung eingeführt gewesen, so daß zu Ostern 1860 die erste Auflage von 40,000 Ex. ziemlich vergriffen war. Aber seit der Volksversammlung zu Kaiserslautern, nachdem von oben herab den Lehrern geboten war, allen Zwanges bei der Sache sich zu enthalten, da jede Renitenz geduldet wurde, die revolutionäre Zeitung, der Kurier, in der Pfalz eine große Verbreitung (2700 Abonnenten) gefunden hatte und täglich das Volk gegen die gläubigen Geistlichen und das Consistorium aufhetzte — konnte es nicht fehlen: in den Schulen verweigerten die Kinder den Gehorsam, wollten kein Lied aus dem neuen Gesangbuch mehr lernen, selbst nicht mehr daraus singen; es traten in vielen Schulen anarchische Zustände ein, die bis diese Stunde im fortwährenden Wachsen begriffen sind, zumal seitdem die K. Regierung zu Speier unter dem 12. Dec. 1860 von Neuem jeden Zwang (also auch den moralischen) bei Einführung und Benutzung des neuen Gesangbuches den protest. Lehrern mit strengster Strafandrohung untersagt hat, worauf sogleich in 109 Schulen das Gesangbuch beseitigt wurde. Für dieses Rescript haben die demokratischen Blätter der K. Regierung den tiefsten Dank dargebracht und schimpfen jetzt maßlos über das Consistorium und alle gläubigen Pfarrer. — Wir können nicht umhin, hier der Hohen pr. Kirchenbehörde der Pfalz unsere aufrichtigste Anerkennung auszusprechen für den ev. Glaubensmuth und die ausdauernde Energie, welche sie in diesem vierjährigen Gesangbuchskampf bewiesen hat. Sie hat unerschütterlich die Schmach Christi in vollem Maaße getragen und den untergebenen Geistlichen in diesem Streite mit den Feinden des ev. Glaubens stets mit Rath und That nach Kräften beigestanden. Auch die Haltung der gläubigen Geistlichen in der Pfalz war bis jetzt eine im Allgemeinen muthvolle und theilweise höchst aufopfernde.

Man muß gestehen, die kirchlichen sowohl als die politischen Zustände stehen jetzt bei uns viel gefährlicher als im Jahre 1848; der kirchliche und politische Revolutionsgeist ist sowohl intensiver als auch extensiver geworden; die Demokraten haben seit 12 Jahren viel gelernt und nichts vergessen. Auf kirchlichem Gebiete dürfen sie jetzt ganz ungehindert wühlen und agitiren. Dadurch bringen sie die Massen in Fluß, gewöhnen sie an erprobte Führer und organisiren ungestört eine Widerstandskraft der Menge. Kommt die rechte politische Stunde, wie ein Schlag werden sich die Massen wieder erheben und unbedingt ihren demokratischen Leitern folgen. Natürlich muß man vorher die treue gläubige Geistlichkeit zertreten und durch eine fanatische Presse um alle Auctorität bei dem Volke bringen. Denn die Pfälzer Demokraten wissen es gar wohl noch, daß die kath. Geistlichkeit und die gläubigen prot. Pfarrer (Mucker von ihnen genannt) es zumeist und fast allein waren in der Pfalz, welche in der Revolution von 1848 und 1849 zu der Monarchie und dem angestammten Königl. Hause Wittelsbach offen hielten und gegen die Revolution Zeugniß ablegten. Die Demokraten wissen auch, daß diese Jesuiten und Mucker (wie die stehende Bezeichnung jetzt ist) bei einer neuen Revolution wiederum mit Gottes Hülfe zu dem Könige und dem Gesetze des Gewissens halber stehen werden und nicht anders stehen können. Daher ihr tödtlicher Haß.

Wir sind in unserer Darstellung bis zum Beginn des Jahres 1861 gekommen. Bevor wir aber zu den neuesten Ereignissen übergehen, sei es uns erlaubt, in einigen statistischen Nachweisen darzulegen, welchen stillen, aber sichern Fortschritt die Ev. Pr. Kirche der Bair. Pfalz seit 1850 durch die Wirksamkeit des k. Consistoriums und der gläubigen Geistlichen gemacht hat. Wir entlehnen diese statistischen Angaben einem Synodalvortrage des pr. Decans Lynker zu Speier vom 16. Juli 1860. — Was den Kirchenbesuch bei uns betrifft, so kann derselbe annähernd am sichersten durch die jährliche Klingelbeuteleinnahme bemessen werden. Im Jahre 1841 betrug diese Einnahme in der ganzen prot. Bair. Rheinpfalz 9674 Fl.; sie steigt bis zum Jahre 1846 auf 12567 Fl., fällt im Revolutionsjahr 1849 wieder bis zu 9253 Fl. und steigt seitdem bis 1859 auf 18198 Fl., obgleich die Bevölkerung seit 1849 um fast 10,000 Seelen abgenommen hat. — Die Communikantenzahl betrug hier zu zu Lande 1821 bei einer Bevölkerung von 259,908 pr. Seelen 172,314; in den zwanziger und dreißiger Jahren ist sich dieses Verhältniß bei einer mit der wachsenden Bevölkerungszahl auch wachsenden Communicantenzahl ziemlich gleich geblieben. In den vierziger Jahren fängt es an zu steigen. Im Jahre 1858 hatte unsere Kirche bei 324,798 pr. Seelen 242,120 Communicanten, im Jahre 1859 empfingen bei 328,390 pr. Seelen 244,799 das heil. Abendmahl. Die Zahl der wilden Ehen war 1826 an 1040, fiel später auf 500 und kam 1859 herab auf 199.

Gehen wir über zu den christlichen Vereinsthätigkeiten in der Bayr. Pfalz, so kann vor 1848 bei uns kaum die Rede davon sein; denn außer dem Bibelverein und einigen Anfängen des Missionsvereines fand sich hier nichts von diesen Bestrebungen. Der im Jahre 1848 gegründete evangelische Verein (besonders zur Verbreitung christl. Erbauungsschriften) hat von 1848 — 1859 eine Gesammteinnahme von 6055 Fl. gehabt. (Vorstand davon ist der glaubensmuthige, rastlos thätige Pf. Schiller in Westheim.) — Der im Jahre 1849 entstandene Pfälzische Missionsverein für Heidenbekehrung hat

bis zum Jahre 1860 in den pr. Gemeinden der Pfalz 27,160 Fl. gesammelt; dazu kommt die für das Baseler Missionshaus besonders bestimmte sogenannte Halbbatzen- oder Kreutzercollecte, welche seit 1856 im Ganzen 8000 Fl. nach Basel abgeliefert hat. — Das ev. Rettungshaus in Haßloch, 1852 gegründet, hat für seine Erbauung und Unterhaltung bis jetzt an baarem Gelde über 34,000 Fl. freiwillige Gaben empfangen, ungerechnet die reichen Naturalgeschenke, das zu Rockenhausen zählt eine Gesammteinnahme (seit 1855) von 11730 Fl. an Geld ohne die Naturalien. — Der Pfälzische Gustav-Adolphs-Verein konnte seit 1852 bereits 22,037 zur Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen verwenden. — Das pr. Diaconissenhaus zu Speier (seit 1857) hatte eine Einnahme von 9000 Fl. und erhielt unlängst ein Haus, 12,000 Fl. werth, in Speier zum Geschenke. Aus diesen kurzen Nachweisen wird man das gesegnete Wachsthum der Ev. Kirche in der Pfalz von 1850 — 58 erkennen. Seit 1860 aber sind wir in eine neue, traurige Periode getreten. Es ist der Macht der Finsterniß gelungen, durch den protest. Verein in Neustadt, durch den Pfälzer Kurier, durch die Gesangbuchsagitation unsern Gemeinden die tiefsten Wunden zu schlagen, das kirchliche Leben zu verwirren und zu zerstören, die Gemeinden von den gläubigen Geistlichen hie und da gänzlich loszureißen, die christliche Erziehung der Jugend vielfach zu hemmen und die ganze Unirte Kirche zum heillosen Abgrund hinzudrängen. Die schlechtesten Leidenschaften des Volkes werden von dem Kuriere täglich mit infernalischem Feuer entzündet und ein dämonischer Lügengeist will sich unsers armen Volkes bemächtigen.

Doch gehen wir jetzt über zu den kirchlichen Ereignissen unseres Jahres.

Die ersten Tage des Monats Januar brachten uns eine Oppositionsschrift unter dem Titel: „Kirchengesetz und Kirchengewalt in der Bayr. Pfalz." Verfasser soll, nach der Pfälzer Zeitung, der quiescirte Staatsprocurator-Substitut Umbscheiden sein, welcher im Frankfurter Parlament 1848 auf der linken Seite saß. Die Broschüre ist mit scheinbarer juristischer Ruhe geschrieben, geht auf den Kern des Streites, auf die theologischen Fragen fast gar nicht ein und verwirrt das Recht der Unirten Pr. Kirche in der Pfalz auf schlaue und gewandte Weise. Glücklicher Weise hat sie schon nach 4 Wochen eine sehr gründliche Widerlegung gefunden. Der vor Kurzem zum a. o. Professor des franz. Rechtes an der Universität Würzburg ernannte Pfälzer Jurist Dr. Risch, ein junger, von ganzem Herzen gläubiger, talentvoller Mann, stellte ihr die Schrift entgegen: „Das Recht der vereinigten Pr. Kirche der Pfalz. Sie erschien schon nach 14 Tagen in 2ter Auflage.

Unter dem 8. Jan. 1861 hatte das K. B. Staatsministerium des Cultus einen Bescheid auf die Beschwerdeschrift der Kaiserslauterer Versammlung vom 22. April 1860 ergehen lassen, nach langem Warten. Die Opponenten waren trotz ihrer 30,000 Unterschriften in allen wesentlichen Punkten vom Hrn. Cultusminister Zwehl völlig abgewiesen worden. Nur der eine Wunsch war ihnen zugesagt worden, daß die Generalsynode für 1861 baldigst werde einberufen werden, um den kirchlichen Frieden wieder herzustellen. Se. Maj. der König befahl unter dem 16. Jan. bereits die Zusammenberufung der Generalsynode auf den 24. Febr. zu Speier. Sie sollte sich äußern über die Frist, nach deren Ablauf das bisherige Gesangbuch überall außer Gebrauch gesetzt und durch das neue ersetzt werden soll, ferner über die Frage, ob an den bestehenden Wahlordnungen für Presbyterien und Synoden Aenderungen nöthig wären. Außer diesen Erlassen erschien unter dem 26. Jan. 1861 eine Allerhöchste Erklärung, welche die streitenden Parteien zur Vermittelung und zum kirchlichen Frieden führen möchte. Es wurde offenbar dieses Fürstenwort in der besten Absicht erlassen. Aber an dem Erfolge müssen wir nach den Erfahrungen seit 1789 zweifeln. Der Geist, der jetzt hier wieder geschäftig ist, kann nicht durch Worte gebannt werden, sondern nur durch Thaten.

Am 4. Februar traten die Diöcesansynoden zusammen. Sie waren constituirt nach der erweiterten Wahlordnung, wie sie die Generalsynoden von 1853 und 1857 beantragt hatten, welcher Antrag aber erst im Sommer 1860 von der K. Staatsregierung bestätigt worden war. Demgemäß war von jeder Pfarrgemeinde je 1 weltliches Mitglied durch die Presbyterien gewählt worden, so daß die Zahl der weltlichen und geistlichen Mitglieder auf den Diöcesansynoden einander fast gleichgestellt war und auch der Vorwurf der Opponenten, daß die frühere Wahlordnung octroyirt worden sei, wegfallen mußte. Die von den Presbyterien vorgeschlagenen (je 3) und vom Consist. bestätigten weltlichen Mitglieder (je 1) der Diöcesansynoden hatten alle diese Wahl angenommen und waren auf den Diöcesansynoden erschienen, obwohl der Kurier gefordert hatte, alle weltlichen Mitglieder sollten die Wahl als ungesetzlich zurückweisen, bei den Synoden nicht erscheinen und so die neue Generalsynode unmöglich machen oder doch in Frage stellen. Die Diöcesansynoden hatten diesmal blos zu wählen und zwar je 1 geistliches und 1 weltliches Mitglied, da die k. Decane ex officio Glieder der Generalsynode sind. Trotz der erweiterten Wahlordnung und des stark vermehrten Laienelementes fielen die Wahlen zur großen Majorität nach dem Wunsche des Consistoriums aus. Als k. Commissär zur Generalsynode war ernannt worden der Oberstaatsanwalt Bernhard von Amberg, der früher Bezirkspräsident in Landau gewesen war, als Dirigent der Synode war wiederum der k. Director des pr. Consistoriums, Hr. Prinz bestimmt, der von München, wo er als gewählter Deputirte der Pfalz in der 2. Kammer war, nach Speier zurückkehrte. Vor der Generalsynode hatten die Lichtfreunde und Demokraten noch einmal in den meisten Gemeinden tüchtig gewühlt und durch Täuschung und Drohung an 300 Petitionen an die Generalsynoden zusammen gebracht, welche fast alle wörtlich übereinstimmten nach einem Formular, das der protest. Verein in Neustadt ausgab. In diesem Formular heißt es, man werde unter keiner Bedingung das neue Gesangbuch annehmen und verlange die Wahlordnung von 1848 zurück. — Gegen diesen protest. Verein, der seit den letzten Monaten im Vertrauen auf seine große Verbreitung (8000 — 10000 Mitglieder) sich gleichsam als der Oberkirchenrath in der Pfalz gebehrdet hat, der das Consist. und die pr. Geistlichkeit auf das Strengste zu überwachen habe und die Parole zum kirchlichen oder vielmehr antikirchlichen Handeln ausgeben müsse, dessen Vorstand, (Gerber, Bierbrauer, Bauern ꝛc.) vor Kurzem eine Ansprache an alle Protestanten der Pfalz veröffentlichte, — gegen diesen lichtfreundlichen Laienverein, zu welchem nur 2 abgesetzte Pfarrer der Pfalz gehören; hat der Consistorialrath Dr. Ebrard zu Speier am Sonntag Estomihi eine tief ergreifende Predigt gehalten nach dem Texte Offenb. Joh. 13, 16—17., unter dem Titel: das Malzeichen des Thieres gedruckt. Natürlich mußte dieses Wort den höchsten Zorn des Kuriers und des prot. Vereines hervorrufen und sie forderten sogleich Absetzung. Dieses Zeugniß wurde bereits in 2000 Exemplaren verbreitet.

Den 22. Febr. oder den Sonntag Reminiscere wurde die Generalsynode eröffnet durch den k. Commissär Bernhard, dessen Eröffnungsrede den kirchlichen Frieden empfahl. Nach ihm hielt der Dirigent eine Ansprache zumeist über die Gesangbuchsfrage und dann zogen die 47 Mitglieder in die Kirche. Am Montag wurden die verschiedenen Ausschüsse gewählt, in jedem Ausschuß 3 weltliche und 3 geistliche Mitglieder. Bei dieser Wahl siegte die kirchliche Partei vollkommen und es zeigte sich, daß die Opposition aus ¼ der Synode bestand. Montag, den 4. März, kam die Gesangbuchssache zur Verhandlung. Die Sitzung war sehr bewegt und dauerte von 9 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags und wieder von 5—9 Uhr Abends. Die kirchliche Majorität mit 36 Stimmen gegen 11 beschloß, daß das alte Gesangbuch auf die Länge nicht beibehalten werden könne, dagegen das neue Gesangbuch, welches die reichste Sammlung der besten Lieder aus allen Zeiten enthalte, durchaus zu erhalten sei. Da jedoch es Pflicht der Kirche sei, die irrenden Gewissen in langmüthiger Liebe zu tragen, so soll den Kirchengenossen ein weiterer Raum zur gewissenhaften Würdigung des neuen Gesangbuches gewährt werden. Hierzu wurde von Pf. Hoffmann in Speier das Amendement gestellt: „und zwar bis zum 1. Advent 1864," (als Endtermin der Einführung) aber von allen bis auf 12 Stimmen abgelehnt und so die Einführung, die allgemeine, vertagt auf unbestimmte Zeit. Dinstags, den 5. März wurde mit großer Majorität angenommen: In denjenigen Gemeinden, in welchen das neue Gesangbuch durch Beschluß des Presbyteriums eingeführt wurde, ist der Gebrauch desselben auch fernerhin aufrecht zu erhalten. In den streitigen Gemeinden hat das Kirchenregiment solche Maßregeln zu treffen, durch welche auch den Opponenten ihre kirchliche Erbauung noch möglich gemacht werde. In den übrigen Gemeinden soll es bei dem Fortgebrauche des alten Gesangbuches so lange verbleiben, bis das neue Gesangbuch sich Eingang verschafft hat.

Donnerstags, den 7. März, wurden zwei Sitzungen gehalten von 9 — 1 Uhr und von 4 — 9 Uhr. In Bezug auf den Gebrauch des neuen Gesangbuches in den pr. deutschen Schulen wurde hier festgesetzt, daß das neue Gesangbuch in den Schulen, wo dasselbe bis in die jüngsten Tage sich behauptet hat, auch ferner aufrecht erhalten werden soll, wo aber Schwierigkeiten sich entgegenstellen, würde deren Hebung dem Ermessen der geistlichen und weltlichen Behörden zu überlassen sein. Der höchst beklagenswerthen Zuchtlosigkeit, die in manchen Orten in erschreckendem Maaße überhand genommen hat und von welcher noch für spätere Zeiten die allerschlimmsten Früchte zu erwarten sind, sollte die K. Staatsregierung mit aller Entschiedenheit entgegentreten. Nach dem Schlusse dieser Verhandlungen überreichten 9 Miglieder der Synode eine Verwahrung gegen die Majoritätsbeschlüsse, das Gesangbuch betreffend, wogegen 33 Mitglieder wieder entschieden Verwahrung einlegten. — Freitags, den 8. März, wurde die Wahlordnung für die Presbyterien und Synoden berathen. Mehrere Anträge zur Demokratisirung des Wahlgesetzes wurden von der Mehrheit zurückgewiesen; desgleichen wurden die Allerhöchsten Vorlagen, insbesondere die Proposition, daß die Generalsynode aus je einem geistlichen und je einem weltlichen gewählten Abgeordneten jeder Diöcese bestehen soll, gleichfalls abgelehnt mit 36 gegen 11 Stimmen. So hielt die Generalsynode mit großem Freimuthe fest an der seit 1853 bestehenden Wahlordnung. Referent war Decan Lynker in Speier. Sonntag, den 10. März, wurde die Generalsynode beschlossen mit einem Gottesdienst.

Wir haben ausführlich ihre Beschlüsse in allen wesentlichen Punkten meist wörtlich mitgetheilt und enthalten uns für jetzt aller Urtheile darüber, um so mehr, da uns heute, den 10. März, die genaueren Mittheilungen über den Kampf in den Ausschußsitzungen und den Plenarversammlungen noch fehlen.

Unsere Ev.-Unirte Kirche der Pfalz ist in eine gefahrvolle Krisis eingetreten. Der treue, allmächtige Heiland und Herr der Kirche sei in seinen schwachen Knechten mächtig!

Pommern.

Seit etwa zwei Jahren ist in unserer Stadt die kirchliche Opposition, in der letzten Zeit durch die bekannten Maßnahmen gegen die Person des Herrn Pastor * sichtlich gekräftigt, in fortwährendem Wachsthum begriffen. Dies zeigte sich besonders bei der Wahl des hiesigen Gemeinde-Kirchenraths. Da bei der Aufstellung der Wahl-Candidaten eine Vereinbarung zwischen den verschiedenen Factoren, Geistlichkeit, Kirchencollegium und Magistrat nicht hatte erzielt werden können und erst durch das Einschreiten des gegenwärtigen Superintendenten der hiesigen Diöcese die Candidatenliste zum Abschluß gebracht worden war, so standen sich auf derselben die kirchliche und antikirchliche Partei ziemlich deutlich einander gegenüber; und nun setzte die letztere alle ihre Kräfte in Bewegung, um den Sieg zu gewinnen. Selbst angesehene Leute sprengten in der Stadt über die Intentionen der Geistlichkeit und ihres Gemeinde-Kirchenraths die wunderlichsten Gerüchte aus: es sei darauf abgesehen, die Leute mit Gewalt fromm zu machen; Sonntagsarbeit werde man mit hohen Geldstrafen belegen; wer den Gottesdienst versäume, solle mit sechs Wochen Gefängniß bestraft werden u. s. w. Das Kreisblatt brachte unmittelbar unter der officiellen Einladung des Magistrats zur Betheiligung an der Wahl ganz falsche Angaben über die Bedeutung und den Einfluß des Gemeinde-Kirchenraths und forderte mit Angabe der Namen zur Wahl der Oppositions-Candidaten auf. Dasselbe geschah durch Druckzettel, welche zahlreich in der Stadt verbreitet wurden. Es gehört wohl zu den Gottesgerichten in unserer Zeit, daß hie und da ganz unwissende Menschen und durchaus mittelmäßig begabte Köpfe über die Gemüther vieler eine unheimliche geistige Gewalt ausüben. Ein derartiges Strafgericht scheint auch unsere Gemeinde heimzusuchen und erhält sonst intelligente, wohlunterrichtete Leute in einer ganz unerklärlichen Befangenheit, Zaghaftigkeit und Verblendung. Unter solchen Einflüssen traten gestern nahe an 300 Männer zur Wahl des Gemeinde-Kirchenraths im Gotteshause zusammen. Aber welch eine Versammlung! Erstlich fast alle diejenigen, welche man sonst nie in der Kirche erblickt; daher man nicht nur während des Gesanges, sondern auch während der Ansprache und des Gebets Gruppen im lebhaftesten Dispüt begriffen, die Mütze auf dem Kopfe, in den Seitenschiffen der Kirche stehen sah. Ferner alle freigemeindlichen Elemente, die hier so weit ausgebildet sind, daß sie schon ihre besonderen, wie man sagt — gottesdienstlichen Zusammenkünfte gehalten haben, obwohl sie es in Ermangelung eines Sprechers noch nicht zur Gemeindebildung haben bringen können. Ja sogar ein Paar augenscheinlich betrunkene Individuen gaben mit der nöthigen Nachhülfe ihre Stimmen ab, so daß man durch diese Vorgänge lebhaft an Psalm 80, 13. 14 und an 2 Thess. 2, 3. 4 erinnert wurde. So aufgeregt waren die Leidenschaften, daß man wahrgenommen hat, wie ein Wählertrupp, der sich aus dem Gasthause zur Kirche begab, an den Wohnungen kirchlich gesinnter Bürger vorüberziehend die Fäuste ballte, fluchte und rief: „die müssen alle todtgeschlagen werden." Natürlich erhielten in Folge solcher Umtriebe die Oppositions-Candidaten die überwiegende Majorität der Stimmen.

Was können uns solche Reformen für Segen bringen?

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 3. April. № 27.

Das Oberammergauer Passionsspiel.

Es war anfangs nicht meine Absicht gewesen, nach Oberammergau zu gehen, obwohl ich im Sinne hatte, in der Nähe davon, in dem nur eine kleine Tagereise davon entfernten Füssen und Hohenschwangau, mit einem Freunde etliche Tage zuzubringen. War auch das Lob des dortigen Passionsspiels wie schon in früheren Jahrzehenden, so diesmal wieder zu mir gedrungen, so fühlte ich mich doch keineswegs dahin gezogen, weil ich ernste Bedenken über die Würdigkeit und Erbaulichkeit solcher Spiele in meinem Sinn hegte. Ich wollte Profanes und Heiliges, Theater und Kirche streng geschieden sehen, wie ich mich denn immer an Darstellungen religiöser Momente und kirchlicher Handlungen auf dem Theater nicht weniger zu ärgern pflegte, als wenn mir in Ceremonien oder im Vortrag eines Predigers Theatralisches entgegentrat. Zumal aber erschien es mir gradezu als eine Profanation, daß die Person des Herrn selbst durch ein sündliches Menschenkind mimisch dargestellt wurde. Erst als mein Freund meinen Vorschlag, mit ihm einen Ausflug an den Bodensee zu machen, aus mehreren Gründen ablehnte und mir den Gegenvorschlag machte, das Oberammergauer Passionsspiel, welches eben in jene Tage fiel, mit ihm zu besuchen, faßte ich den Entschluß hierzu. Und derselbe hat mich nicht gereut.

Geistliche Schauspiele sind nichts Neues. Sie sind älter als unser weltliches Theater, welches vielmehr aus jenen hervorgegangen ist. Schon im frühen Mittelalter hat man, zuerst in Frankreich, dann auch in Deutschland es unternommen, die heiligen Begebenheiten einzelner Feste im Gottesdienste außer durch die Vorlesungen aus der heil. Schrift, auch durch sinnbildliche und mimische Darstellungen zu feiern, um sie dadurch dem Sinn des Volkes noch tiefer einzuprägen. Anfangs waren dieselben ausschließlich Sache der Geistlichkeit gewesen, und wenn sich auch später das Volk daran betheiligte, so hielt man doch darauf, daß wenigstens die heiligen Personen von Clerikern dargestellt würden. Als sich aber zu Anfang des 15. Jahrh. förmliche Laienbrüderschaften zu diesem Zwecke bildeten, da mußte man die Spiele gänzlich dem Volke überlassen und die Geistlichkeit behielt sich nur noch die Beaufsichtigung derselben vor. Ursprünglich beschränkten sie sich auf Vorstellungen aus der heiligen Geschichte A und N. Testaments, wobei man jene gern als Vorbilder in diese verflocht. Die Hauptfeier war die des Passionsspiels, welches das Leiden und die Auferstehung des Herrn sammt der Höllenfahrt zu seinem Gegenstande hatte, aber von da ebenso bis zur Himmelfahrt und zum Weltgerichte fortschritt, als es bis zum Paradies und Sündenfalle zurückgriff, ja den ganzen Himmel und die ganze Hölle dabei in die lebendigste Mitleidenschaft zog, welche gewöhnlich in ein Stockwerk über und unter der Hauptbühne verlegt waren. Eine andere beliebte Vorstellung war das Weihnachtsspiel, wo Ochs und Eslein nicht fehlen durften, und die Reise und Anbetung der heiligen drei Könige mit besonderer Vorliebe ausgesponnen wurden. Bald trat auch die Legende der Heiligen in die Reihe mit ein. Und später wählte man, ausgehend von den Gleichnissen der heil. Schrift, selbst Allegorieen von rein moralischer Tendenz, Moralités, von jenen als den Mystères unterschieden. Damit war denn aber bereits der Uebergang zum weltlichen Schauspiel gegeben, welches mit der Zeit das geistliche verdrängte.

Die Reformation mit ihrem strengen religiösen und sittlichen Ernste konnte jenen Schauspielen, in welchen bald der Volkswitz und Volkshumor seine heimische Stätte aufgeschlagen und das geistliche mit dem weltlichen, das heilige mit dem trivialen und burlesken Element versetzt hatte, nicht eben günstig sein. Aus dem Gottesdienste selbst wurde alles Derartige entfernt, bis auf einige unschuldige, liebliche, sinnbildliche Akte in der Christmette wie den Gesang der Engel, die von verkleideten Knaben dargestellt wurden, und das Kindelwiegen auf der Orgel. Doch ließ man außer der Kirche dem geistlichen Schauspiele freieren Raum. Ich darf in dieser Hinsicht nur erinnern an die trefflichen Dichtungen von Hans Sachs, wie unter Anderm an seine „ungleichen Kinder Eva's", wo Gott die Söhne Eva's im Katechismus examinirt und Abel wohl besteht, wogegen Kain alles durcheinander bringt und verkehrt. Ebenso sprach sich Luther billigend über solche dramatische Aufführungen aus, indem er es gern sah, wie er schreibt, „daß die Thaten Christi in den Schulen, lateinisch und deutsch, ordentlich und unverfälscht zusammengestellt, aufgeführt werden, zu ihrem Gedächtniß und zur Mehrung der Anhänglichkeit in der Jugend." Doch schwanden die Reste jener Sitte immer mehr in der Evangelischen Kirche.

Aber auch die Katholische Kirche konnte sich dem Einfluß des neuen, durch den allgemeinen Entwicklungsgang der Bildung bedingten Geistes hierin nicht gänzlich verschließen. Zwar be-

mühten sich die Jesuiten, in ihren Schulen und Stiften solche Spiele in neuer Form und mit großem Pomp wieder herzustellen. Aber die alte einfache Weise erhielt sich meist nur in den stillen Thälern des süddeutschen Hochgebirges, wo an einzelnen Orten zum Theil selbst Spiele erst neu wieder eingeführt wurden.

Letzteres ist der Fall mit dem Oberammergauer Passionsspiel. Dasselbe entstand während des dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1633, wo Ammergau von einer ansteckenden Seuche heimgesucht wurde. Damals thaten die Einwohner des Dorfes, angeregt von den Herren des Klosters Ettal, dem sie untergeben waren, das Gelübde: „alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu, des Weltheilandes, zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen", um so das Leiden Christi auf sich zu nehmen. Da ihr Gebet um Errettung von der Seuche erhört wurde, so erfüllten sie im folgenden Jahre ihr Gelübde, und von da an ist ihr Spiel ohne Unterbrechung bis heute gefeiert worden. Während die andern Spiele dieser Art in Tirol, Steiermark, Salzburg, Oberbayern, Schwaben und der Schweiz alle der Reihe nach dem Einflusse der Aufklärung erlegen sind, ist dagegen jenes in Oberammergau, wiewohl auch ihm zu Anfang unsers Jahrhunderts bereits die Aufhebung durch ein Verbot der Regierung gedroht hatte, als Reliquie aus vergangenen Zeiten stehen geblieben. Dies ist das Spiel, welchem ich beizuwohnen den Entschluß gefaßt hatte.

Noch vor Anbruch des Tages fuhren wir in einem Wagen, welchen wir mit Mühe um den fast doppelten Preis erhalten hatten, von Füssen aus das schöne, großartige Lechthal hinauf bis zum Städtchen Reutte in Tirol, wo wir mit vielen andern Wagen aller Art, die das gleiche Ziel verfolgten, zusammentrafen. Von dort mußten wir die Chaussé verlassen und nach dem Plansee ablenken, welcher an der Gränze Tirols und Bayerns von hohen, steilen Gebirgswänden eingeschlossen, sich mehrere Stunden in erhabener Einsamkeit zwischen denselben hinzieht. Von dem daran gelegenen Zollhause aus ging unsere Fahrt dann weiter durch zwei noch einsamere, ebenso eng umschlossene Thäler des Gebirges, indem auf einem Wege von etwa 3 Meilen auch nicht eine einzige menschliche Wohnung zu erblicken war. Um so belebter war das Forsthaus, dahin wir endlich gelangten; denn viele Hunderte von Festgästen hatten sich dort zusammengefunden, um nach der langen Fahrt sich zu erquicken. Von da ab immer der Ammer folgend, gelangten wir nach ein paar Stunden, vorher noch mit einem Programm des Festspiels und einer Fest-Denkmünze, die man uns entgegenbrachte, begrüßt, an das Ziel unserer Reise, in das Dorf Oberammergau, welches lieblich in dem erweiterten Thale vor unsern Augen lag. Wie wogte da die Menge der Besucher auf und nieder! Schlechte Aussicht für ein Unterkommen! Wir würden auch, obwohl wir schon früh am Nachmittage eingetroffen waren, keines mehr gefunden haben, wenn uns nicht auf eine besondere Empfehlung hin, die wir mitbrachten, in einem Bauernhause noch eine gemeinsame Lagerstätte eingeräumt worden wäre. Spätere Gäste mußten auf Heu vorlieb nehmen. Andere übernachteten in den Omnibus und Chaisen, womit die Straßen allerwärts bedeckt waren.

Nach dem Abendläuten begann die Einleitung der Feier, indem die Musik des Dorfes, von der Menge umwogt, durch die Straße zog, einige Böllerschüsse wurden abgefeuert und zu gleicher Zeit entbrannten auf den Spitzen der umliegenden Berge Feuer, das größeste auf dem nächsten Berge vor einem hohen dadurch erleuchteten Kreuze, einige Tausend Fuß über der Sohle des Thales. Das Spiel selbst sollte am andern Tage Morgens um 8 Uhr beginnen. Es war, wie immer, ein Sonntag. Um einen guten Sitz zu finden, brachen wir, sobald es sieben Uhr geschlagen, nach dem vor dem Dorfe gelegenen Platze des Spieles auf. Aber siehe, bereits war Alles so besetzt, daß wir an der Thüre, auf welche unser noch am vorigen Tage gelöstes Billet uns anwies, nicht mehr eingelassen wurden. Doch sollte eben dies zum Gewinn für uns werden; denn nun öffnete man uns eine Thüre unten an der Bühne, von wo wir zu einem derselben näheren Raume gelangten und dort durch freundliches Rücken der Gäste noch ein Plätzchen erhielten. Wir hatten noch Zeit genug, uns vor dem Spiele die Anordnung des von einer Bretterwand rings umschlossenen Schauplatzes zu betrachten. Der amphitheatralisch ansteigende, ganz mit Bänken ohne Lehne bedeckte Zuschauerraum ist so groß, daß er 6000 Menschen faßt, pflegt aber doch nicht für die zuströmende Menge auszureichen, so daß für die Uebrigen — dieses Mal waren 2—3000 mehr eingetroffen — am andern Tage das Spiel wiederholt werden muß. Hier sitzt man nun ganz unter freiem Himmel, indem nur oben einige bedeckte Logen angebracht sind, worauf aber schon lange vorher Beschlag gelegt zu sein pflegt; und man muß ohne Schutz die Sonne auf sich brennen, den Regen frei auf sich niederströmen lassen, weil aufgespannte Schirme den Dahintersitzenden die Aussicht versperren würden. Uns drohte diesmal das letztere Loos, da es die ganze Nacht bis nach 6 Uhr Morgens in Strömen gegossen hatte; doch hielt der Himmel während des Spieles selbst seine Ströme zurück, und erst zwei Stunden nach demselben stellte sich der Regen wieder ein. Besser haben es in solchem Falle die Spielenden; denn diese spannen, wenn es zu regnen anfängt, unbedenklich ihre rothen Regenschirme auf und agiren unter denselben fort — es müßte denn das Wetter so gräulich werden, daß das Spiel ganz eingestellt werden muß, was aber in diesem ganzen so regnerischen Jahre obwohl gegen 15 Mal die Passion gespielt wurde, niemals vorgekommen sein soll.

In der Mitte vor der Bühne hat das Orchester seine Stelle. Auf der Bühne selbst, welche etwa 80 Fuß in der Breite haben mag, befindet sich ein freier Vorraum von ungefähr 20 Fuß in der Tiefe, auf welchem der Chor handelt und Volksmassen sich zur Genüge ausbreiten können. Die eigentliche Bühne dahinter ist ein durch zwei Coulissenreihen dreigetheilter Raum, davon der mittlere, breite Hauptraum, welcher durch einen,

eine Hauptstraße Jerusalems vorstellenden Vorhang geschlossen werden kann, die wechselnde Scenerie für die Haupthandlungen darbietet, und die beiden Seitenräume, welche immer offen liegen, Nebenstraßen Jerusalems darstellen, die man weit hinein verfolgen kann. Die beiden, diese Räume trennenden Coulissen-Reihen aber gehen nach vorn in Häuser mit Balkonen aus, deren eines dem Landpfleger Pilatus, das andere dem Hohenpriester Kaiphas gehört. Und es bietet die Bühne demnach außer jener weiteren Vorbühne noch fünf besondere Räume dar, so daß das Spiel sich in der mannichfaltigsten und freiesten Weise entfalten kann. Ueber diese Bühne herein aber ragen die Berge mit ihren Almen und Felsen, die das Thal von Oberammergau umschließen.

Mit den Vorbereitungen für das O'spiel, wie man das Passionsspiel dort nennt, war schon im Jahre vorher begonnen worden; und den ganzen Winter hindurch war es die sonntägliche Beschäftigung der Gemeinde gewesen, alle Voranstalten zu treffen, das Costüm zu besorgen, die Musik und die Gesänge zu erlernen und die mimischen Vorstellungen einzuüben. Die Sache wird als eine wichtige, heilige Angelegenheit der ganzen Gemeinde behandelt, welcher man alle Zeit außer der täglichen Arbeit widmet. Und alles in dem Spiele ist auch wirklich ein Werk der Gemeinde von Oberammergau. Der Text ist von der Geistlichkeit des Dorfes ausgegangen, die Musik dazu ist vom Cantor desselben gesetzt, der auch das Orchester leitet, dieses selbst besteht aus Mitgliedern der Gemeinde; die Anordnung des Ganzen und die Aufführung wird von einem Bürger des Ortes geleitet und alle Mitspielende sind Oberammergauer, über die Hälfte des Dorfes ist an dem Spiele betheiligt, gegen 600 Personen, Alt und Jung von allen Altern. Kein Fremder darf mitwirken und auch aus dem Dorfe Niemand, der nicht unbescholtenen Ruf besitzt.

Die Darstellung des Spieles umfaßt die heilige Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem an bis zu seiner Auferstehung. In der ursprünglichen Bearbeitung des Stückes hatte der Teufel mit seinen Schaaren und Mächten eine Hauptrolle gespielt, und speciell war das Stück mit dem Rathschlage desselben, Jesum zu verderben, eröffnet worden. In der aus dem Anfang unsers Jahrhunderts stammenden Umarbeitung aber ist der Teufel ganz aus dem Spiele gelassen und der Inhalt beschränkt sich ausschließlich auf die geschichtliche Erzählung der heil. Schrift. Für die begleitenden Gesänge des Chors ist von der Gemeinde ein besonderes Büchlein, das Spielbüchlein, wie sie es nennen, ausgegeben, welches den Titel trägt: „Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha oder die Leidens- und die Todesgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten mit bildlichen Vorstellungen aus dem Alten Bunde zur Betrachtung und Erbauung." Die ganze Passion ist in 17 Vorstellungen getheilt und jede derselben ist durch ein Vorbild aus der Geschichte des Alten Bundes, zuweilen auch durch zwei und drei eingeleitet, welche vom Chor nach ihrer vorbedeutenden und weissagenden Bedeutung auf die folgende Handlung ausgelegt werden.

In jeder Vorstellung tritt zuerst der Chor auf, welcher beim Volk den Namen der „Schutzgeister" trägt. Derselbe besteht mit dem Chorführer aus 15 Personen, welche, die Großen voran, die Kleineren hintennach, von beiden Seiten aus den Coulissen hervortreten und sich vorn auf der Bühne, den Chorführer in der Mitte, zu Einer Reihe zusammenschließen. Es sind junge Leute beiderlei Geschlechts, aber in geschlechtloser Tracht erscheinend, die am meisten an die Kleidung der Chorknaben erinnert, mit Unterkleidern von verschiedenen Farben, eine weiße Tunika darüber, auf dem Haupte ein Diadem, an den Füßen farbige Sandalen. Der Chor singt in Reimversen, welche etwas an den Klopstock'schen Ton erinnern, aber häufig sich ins Triviale verlieren, und er begleitet den Gesang mit deklamirender Bewegung der Hände und Arme, die etwas Monotones hat, aber dem Vortrag eine gewisse Feierlichkeit verleiht. Die Musik ist modern, ein Gemisch von musikalischen Styl-Arten, doch mit Geschick behandelt, festlich und gefällig. Es besteht darin ein reicher Wechsel von Solo, Duett und mehrstimmigem Chor; das Recitativ-Solo hat der Chorführer, die Arien-Solos aber werden auch von andern Stimmen übernommen. Choral tritt nur an ein paar Stellen ein, klingt dann aber um so erbaulicher. Die Aufgabe des Chors ist die, das Gemüth der Zuschauer auf die kommende Handlung vorzubereiten und ihnen den Sinn derselben durch den Ausdruck seiner heiligen Gefühle zu deuten. Zumal erklärt er auch die Vorbilder aus dem Alten Testamente, welche der jedesmaligen neuen Vorstellung voraufgehen. Sobald der Gesang sich diesen zuwendet, so trennt sich der Chor in zwei Theile, welche rückwärts tretend in schräger Linie sich an die Wände der Mittelbühne anlehnen. Der Vorhang hebt sich und es erscheint das Vorbild, das nun im Gesang vom Chor erläutert wird, dem Blicke während desselben geöffnet bleibt und dann wieder durch den fallenden Vorhang verdeckt wird. Diese Vorbilder, 25 an der Zahl im ganzen Stücke, werden in lebenden Bildern, in Tableaux dargestellt. Und man muß wirklich den Sinn und Geschmack bewundern, mit welchem sie fast durchgehends angeordnet sind. Manche würden einem Künstler Ehre machen.

Um einzelne derselben anzuführen, so wird der Leidenskampf Jesu in Gethsemane durch die Arbeit des ersten Menschenpaars nach dem Sündenfalle eingeleitet, das dieselbe im Schweiße des Angesichts verrichtet, ein Vorbild auf den blutigen Schweiß, den Jesus dort am Oelberg vergossen hat. Adam steht im Schurzfell da, im Boden grabend, um ihn ein paar nackte Knaben beschäftigt, Dornen und Disteln auszujäten; und seitwärts sitzt Eva mit einem Kinde auf dem Schooße, während neben ihr ein paar andere Kinder mit einem Lämmchen spielen. Eine ganz idyllische Scene voll tiefen Ernstes!

Als Vorbild auf die Einsetzung des heil. Abendmahls ist gewählt der Manna-Regen in der Wüste. Das ist eine Gruppe von mehreren hundert Personen. Vom Himmel fällt Manna nieder, was durch eine Menge kleiner niedersinkender Papierchen ganz hübsch ausgedrückt wird; und der Sinn Aller ist auf das

Manna gerichtet, das die Einen auffangen, die Andern auflesen, die Dritten verzehren und Andere in Schalen wegtragen. Ungemein viele Kinder sind dabei bis zu 2 Jahren herunter. Aus der ganzen Gruppe aber ragen hoch hervor Moses und Aaron. Und diese ganze Gruppe, sie steht mehrere Minuten lang unbeweglich da, selbst keines der Kinder regt ein Glied noch eine Miene.

Nicht weniger ist aber zu bewundern, wie rasch diese großen Massen sich ordnen. So dient als Vorbild auf die Kreuzigung Jesu die Erzählung vom Schlangenbiß in der Wüste, und dieselbe ist in zwei Bildern dargestellt. Das erste zeigt den Kampf der Kinder Israel mit den Schlangen, wiederum eine außerordentliche Menschenmenge, ein wirkliches Volk auf dem kleinen Raume! Der Vorhang fällt, und wenn er sich nach kaum 2 Minuten wieder hebt, so sehen wir dieselbe Menschenmenge der am Kreuze aufgehängten ehernen Schlange zugewandt mit Dank und Freude für Gottes gnädige Hilfe.

Es könnte scheinen, als ob diese jedesmalige Unterbrechung der Geschichte durch Vorbilder den Gesammt-Eindruck des Spieles stören müßte. Und allerdings würde dieß der Fall sein, wenn dasselbe den gleichen Effekt hervorbringen sollte, wie das Spiel unserer Theater. Allein anders ist es, wenn es darauf ankommt, daß man in der Darstellung die Offenbarung der göttlichen Gnade zu unserm Heile erkenne und in sein Gemüth fasse. Da bilden die Vorbilder Ruhepunkte, welche die innere geistliche Sammlung ermöglichen und die Seele auffordern, sich betrachtend in die heiligen Thatsachen zu versenken. Eben in diesen Vorbildern liegt ein Hauptmittel, um dem geistlichen Schauspiele einen von dem profanen bestimmt unterschiedenen Charakter auch in Hinsicht der Ausführung zu verleihen.

Während nun aber die Vorbilder in lebenden Bildern dargestellt werden, so wird dagegen die Leidensgeschichte Jesu in wirklicher Handlung dem Auge vorgeführt. Die Vorstellung hält sich getreu an die Erzählung der heil. Schrift nach den vier Evangelien. Dazwischen aber sind natürlich vermittelnde Uebergänge und Ergänzungen nothwendig. Judas spricht vor dem Verrath und Selbstmord die Gedanken und Gefühle, die seine Seele bewegen, in Monologen aus. Der Maria, welche besonders in den letzten Akten mithandelnd auftritt, werden, da die Schrift selbst keine Aeußerungen von ihr berichtet, solche in den Mund gelegt. Und ebenso geschieht es dazwischen bei den Aposteln. Doch beschränken sich diese Reden in der Regel nur auf das Einfachste, und schließen sich eng an die in der heil. Schrift vorliegenden Züge an, wobei sie sich freilich meistens sehr auf der Oberfläche halten und selten tiefer in die Sache einführen. Hingegen im Allgemeinen und soweit es thunlich, giebt das Spiel nur die Mittheilungen der heil. Schrift wieder. Zumal aber redet Jesus selbst nur in den Worten, die uns aus seinem

Munde in der Schrift überliefert sind. Und es macht einen eigenthümlichen, tief ergreifenden Eindruck, die bekannten heiligen Worte hier im lebendigen Zusammenhang der betreffenden Handlungen zu vernehmen.

Die Handlungen gehen in größter Lebendigkeit und Wahrheit vor sich. Man ist mitten in die Geschichte hineinversetzt. Die Meisten spielen mit einer Natürlichkeit und Freiheit, wie wenn sie die Geschichte eben erlebten. Vornehmlich anziehend sind in dieser Hinsicht die Versammlungen des hohen Raths, wo die Einzelnen ihre Ueberzeugungen mit einer Frische und Entschiedenheit geltend machen, wie wenn sich's um eine Sache ihrer Gemeinde-Berathungen handelte. Nicht weniger gilt dasselbe von den Volkszügen und Volksaufläufen. Das sind nicht bloße Repräsentationen des Volks, dieß ist das Volk selbst, wie es leibt und lebt, in Massen von vielen Hunderten, aus allen Ständen und Altern, in lebendigster Durcheinanderbewegung, Jeder redend, rufend, schreiend und mit den Andern verkehrend, wie er es im Leben gewohnt ist. Und doch waltet wiederum über dem Ganzen ein gewisser Ernst und eine Würde, und die einzelnen Personen beweisen einen Anstand und eine Feinheit des Gefühls, daß man nur dazwischen durch den oberbayrischen Dialekt, der durch ihr Hochdeutsch hindurchklingt, wieder daran erinnert wird, daß die Spielenden Oberammergauer Bauern seien. Freilich vereinigt sich hier Manches, was dieß erklärlich macht. Einmal haben sie in ihrem Spiele nicht etwas ihnen Fernliegendes darzustellen, sondern das, worein sie von Jugend auf durch die Erziehung der Schule, der Kirche und des Hauses als in das Heiligste, das sie kennen, sich eingelebt haben und sie sprechen darin mithin gewissermaßen ihr innerstes Erlebniß aus. Schwerlich würden sie eine irgend welche andere, profane Geschichte ebenso gut zu spielen vermögen. Ferner sind sie hiebei durch eine lebendige Tradition getragen, da sich alle 10 Jahre dieses Spiel wiederholt, und sie schon als Kinder in dasselbe hineinwachsen. Endlich aber ist es vornehmlich ihr Lebensberuf, was sie vor Andern hiezu befähigt. Denn bei der geringen Ertragfähigkeit ihres Bodens beschäftigen sie sich zum größten Theil mit Holzschnitzereien und speziell mit Schnitzen von Heiligenbildern. Hiedurch haben sich die traditionellen Typen der heiligen Personen so sehr ihrem geistigen Wesen eingeprägt, daß sie, was sie schnitzen, unwillkührlich auch mimisch darstellen. Und dieß ist auch die Ursache davon, daß man in ihrem Spiele nicht blos alsbald die dargestellte Person sicher erkennt, sondern auch durch die ganzen Scenen vielfach an diese und jene Bilder erinnert wird, die man so oft schon gesehen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 6. April. № 28.

Ueber Vesper-Gottesdienste.

Die Einrichtung von Sonnabendsvespern in seiner Gemeinde war lange des Schreibers dieser Zeilen sehnlicher Wunsch gewesen. Hat doch ein Gottesdienst am Sonnabend Abend einen ganz besonderen Reiz. In dem Gotteshause, wo man schon äußerlich von dem Lärm da draußen, von dem Handel und Wandel, wie den Gesprächen der ganzen Woche, mit einem Wort von dem ganzen Alltagsleben abgeschieden ist, vereinigen wir uns, um Gottes Wort zu hören, um zu singen, zu beten und anzubeten. Hier vergißt sich das Sorgen und das Grämen, was auf Manchem die ganze Woche wie ein Alp geruht hat, hier wird der Staub der Alltäglichkeit und Gemeinheit, der sich die ganze Woche hindurch angesetzt hat, vom Herzen gewischt, ja hier wird in Wort und Gebet durch des Herrn Blut das Herz gereinigt von dem Schmutz der Sünde, der es auch in der vergangenen Woche befleckt hat. So werden durch die Sonnabendsvesper die Herzen dem Herrn zum Tempel zubereitet, damit er am Sonntag Morgen in seinem Wort und Sacrament Einzug halte und uns fröhlich und geschickt mache, eine neue Woche unsre Wege zu gehen und zu führen den Kampf, der uns verordnet ist, in seiner Kraft. Die Möglichkeit, einen Feierabend im Herrn zu haben, sollte der Gemeinde gegeben werden, damit es ihr leichter würde, die darauf folgenden Feiertage nach des Herrn Sinn zu begehen. Der Wunsch sollte bald zur That werden. Kurz vor ihrem seligen Heimgange nahm eine Frau, die noch eben zuvor in Halle zu St. Laurentii an solchen Vespern ihre Erquickung gefunden hatte, mir das Versprechen der Einführung derselben auch in unsrer Gemeinde ab. Zu gleicher Zeit sagte der sehr begabte Organist seine beständige Mitwirkung mit einem Theile seines trefflichen Chors zu und es freut mich, diese Gelegenheit benutzen zu können, um seiner unermüdlichen Treue, mit der er trotz mancher damit verbundenen Mühe und Opfer bis auf diesen Tag das Versprechen gehalten hat, herzlich dankend zu gedenken. Die beiden ersten Vespern wurden in der über hundert Personen fassenden Sakristei gehalten. Sie war aber so überfüllt und so viele Leute mußten davor stehen bleiben, daß beim dritten Mal der Auszug in die schöne gothische Kirche geboten war. Die Möglichkeit einer Rückkehr habe ich außer vielleicht einigen Malen in der Erndtezeit nicht erlebt. Ueber Bitten und Verstehen hat der Herr Anfang und Fortgang gesegnet.

Der liturgische Bau der Vespern war zuerst ziemlich einfach: Eingangslied, biblische Lection (abwechselnd mit Lection des Katechismus), Hauptlied, das Evangelium des nächsten Sonntags, das Magnificat, freies Gebet mit Vater unser, Versikel und Collecte, Benedicamus und Segen. Gesungen ward ohne Orgel (diese trat erst später hinzu). Diese Ordnung ward bald zu enge. Der Chor sang so schön und beförderte so sichtlich die Erbauung, daß man wirklich nicht einsah, warum man ihn nicht noch mehr hervortreten lassen sollte. Die Gemeinde, namentlich die von einer wahren Leidenschaft für die Vespern erfaßte Jugend, sang mit so großem Eifer und gutem Erfolge auch Ungewohntes mit, z. B. das Magnificat, daß eine reichere Entfaltung des liturgischen Elements in den Vespern unabweisliches Bedürfniß wurde. Doch nach welchen Principien sollte man die ursprüngliche Ordnung erweitern? Es waren wohl manche Sammlungen sogenannter „liturgischer Gottesdienste“ vorhanden, aber so viel Sammlungen, so viel verschiedene Vesperordnungen, jede vielleicht mit besonderen Vorzügen, jede aber auch mit ihr eigenthümlichen Mängeln behaftet. Sollte man eine derselben ohne Weiteres einführen? Ganz abgesehen davon, daß man dann auch ihre Mängel mit in den Kauf nehmen mußte, widersteht es dem kirchlichen Gefühl doch, eine Gottesdienstordnung einzuführen, der jede kirchliche Autorität mangelt.

Es schien das Gerathenste, alle diese neueren, mehr oder weniger subjectivistisch gefärbten Entwürfe vorläufig ganz unberücksichtigt zu lassen und sich zuerst umzusehen, ob nicht irgendwo eine wahrhaft kirchlich beglaubigte Liturgie für Vespergottesdienste vorhanden wäre, der man sich getrost anschließen könnte. Das gesuchte ward bald gefunden. In den Kirchenordnungen der Reformationszeit liegt die Liturgie für die Vespergottesdienste klar vor und wartet nur darauf, aus ihrer theilweisen oder gänzlichen Vergessenheit hervorgezogen zu werden. Diese Ordnung ward denn unsern Vespern zu Grunde gelegt. Das eine Ziel war erreicht. Wir hatten kirchliche Vespern. Aber wir hatten mehr. Die dafür empfänglichen Gemüther in der Gemeinde ahnten und fühlten bald die erbauliche Kraft, ja wunderbare Schönheit, die diesen altkirchlichen Vesper-Liturgieen innewohnt. Manche derselben, z. B. vor allen die des Oster-Heiligabends, hat sich fest und dauernd der Herzen bemächtigt.

So waren seit einigen Jahren die Vespern bei uns gehalten worden, als der Wunsch rege ward, die sämmtlichen, bisher auf einzelnen Zetteln der Gemeinde in die Hand gege-

benen Liturgieen in einem Büchlein zusammenzustellen. Freunde, die an den Vespern theilgenommen hatten, theilten den Wunsch und baten zugleich, die Vespern so einzurichten, daß sie auch am Sonntag Abend in eigenen oder in den bestehenden Nachmittags- oder Abendgottesdiensten gebraucht werden könnten. Nach nochmaliger genauer Revision der schon ausgeführten Liturgieen, nach nochmaliger Arbeit, die Schönheiten jeder Liturgie in das hellste Licht zu stellen und nach hinreichender Berücksichtigung jenes Wunsches ist nunmehr die Sammlung der Vesper-Gottesdienste unter dem Titel: Vesper-Gottesdienste, herausgegeben von J. Hengstenberg, Pastor; Berlin, Gustav Schlawitz, 1861, erschienen. Das Büchlein enthält auf 6½ Bogen Text die Vespern für das ganze Kirchenjahr; theils für Sonnabend und Sonntag dieselben, theils verschiedene (z. B. für die Fastenzeit); für Weihnachten und Ostern eigene für den Heiligabend und die Festabende. Sämmtliche Lieder und Collecten sind vollständig mitabgedruckt. Der Geistliche braucht außer der Bibel beim Halten der Vesper kein Buch weiter. Die Gemeinde ist mit dem kleinen Büchlein vollständig ausgerüstet. Außerdem ist ein Musikanhang mit kurzer Anweisung zur Ausführung der liturgischen Gesänge beigegeben, der für den Gebrauch vollständig ausreichen wird. *)

Der Verfasser hofft durch diese Arbeit sein Scherflein beitragen zu können, um in unserer theuren Kirche die „schönen Gottesdienste des Herrn" immer mehr einzubürgern. Er hofft durch das Büchlein sowohl, wie die folgenden dasselbe einführenden Zeilen, beitragen zu können zur Lösung der Frage, wie die bisher liturgisch dem Hauptgottesdienste gegenüber so sehr vernachlässigten Nebengottesdienste gehoben werden können. Er hofft, daß die, denen das Interesse daran bisher ferner gelegen, durch eingehendere Betrachtung dieser Sammlung, zu der auch diese Zeilen anregen sollen, Lust und Freudigkeit zur Einrichtung solcher Vespern bekommen werden. Er hofft ferner, denen, die wohl sie halten wollen, aber nicht wissen wie, durch dies Büchlein, in dem Alles sich beisammen findet und das seiner Billigkeit wegen leicht in die Hände der Gemeinden kommen kann, die Einführung zu erleichtern.

Diese Zeilen aber sollen dem Büchlein, so der Herr Gnade giebt, einen freundlichen Willkommen in manchem Herzen und dadurch mancher Gemeinde zu bereiten suchen. Wir werden zu diesem Ziel am besten gelangen dadurch, daß wir zuerst die von uns angenommene Vesperliturgie der Reform. K. OO. mittheilen und ihren großen Werth als kirchlicher Autorität und durch die ihnen innewohnende Schönheit beleuchten, daß wir sodann zeigen, wie die Vespern unserer Sammlung ganz auf dieser Grundlage ruhen und endlich practische Winke für ihre Einführung in die Gemeinden hinzufügen.

*) Zur Erleichterung der Einführung in die Gemeinden wird bei directen Partiebezügen von mindestens 50 Exemplaren das Ex. ohne den (für die Gemeinden durchaus unnöthigen) Musikanhang mit nur 2¼, das Ex. mit Musikanhang mit 3½ Sgr. berechnet. Exemplare auf feinem Velinpapier für den Gebrauch am Altar sind vorräthig.

Hören wir zuerst Dr. Martin Luther über die Vesper in der Evangel. Kirche. In der deutschen Messe vom Jahr 1526 giebt er für die täglich zu haltenden Vespern (mithin auch die am Sonnabend und Sonntag) folgende Ordnung an.*) „Desselbigen gleichen (wie in der Mette nämlich) zur Vesper singen sie (die Knaben oder Schüler) etliche der Vesperpsalmen, wie sie bisher gesungen sind, auch lateinisch mit einer Antiphon, darauf einen Hymnus, so er vorhanden ist. Danach lesen sie abermal einer um den andern zwei oder drei lateinisch aus dem A. T., ein ganzes oder halbes Capitel, danach es lang ist. Danach liest ein Knabe dasselbige Capitel zu deutsch, darauf das Magnificat zu Latein mit einer Antiphon oder Lied, danach ein Vaterunser heimlich und die Collecten mit dem Benedicamus." Woher Luther diese Ordnung entnommen und was ihn bewog, sie mit großem Eifer als die beste aufrecht zu erhalten, ersehen wir aus einer Stelle am Schluß der Auslegung des sechsten Hauptstücks**): An Werkeltagen sehe ich nichts, das unleidlich wäre, allein daß die Messen abgethan würden. Denn die Metten von drei Lectionen und horae canonicae, Vesper und Complet de tempore (ausgenommen der Heiligen Feste) sind anders nichts denn Worte der h. Schrift und ist fein, ja nöthig, daß die Knaben gewohnen, die Psalmen zu lesen und hören und was sonst für Lectionen aus der Schrift gelesen werden. So aber hier etwas Neues soll vorgenommen werden, möchte das lange Gesänge, nach Gutdünken des Pfarrers, geändert werden, als da man drei Psalmen zur Metten, drei zur Vesper, mit einem oder zwei Responsorien zu singen verordnete." Dann wird die Auswahl der zu singenden Responsorien und Antiphonen für jede Woche und jeden Sonntag dem Pfarrer anheimgegeben.

So hatte Luther die Grundzüge gegeben, nach denen die liturgische Ordnung der Vespern festgestellt werden konnte. Mit wahrhaft überraschender Einmüthigkeit schließen die sämmtlichen Lutherischen Kirchenordnungen sich dem von ihm festgestellten Princip an. Wir glauben die meisten von ihnen über diesen Punkt verglichen zu haben; wir nennen hier mit Uebergehung der andern, namentlich der etwas romanisirenden wie z. B. Brandenburg von 1540, nur: Brandenburg-Nürnberg, Wittenberg, sächsische Visitationsartikel, alle drei von 1533, Hamburg von 39, Schwäbisch Hall (Brenz) von 42, Preußen von 42, Mecklenburg von 52, Würtemberg von 53, besonders aber die revidirte Pommersche Kirchenordnung Bugenhagens von 1563 (68). Wir sind bei diesem Namensverzeichniß weit umhergereist im Deutschen Lande; wir finden aber namentlich in dem, was über die Ordnung der Vespern gesagt ist, hier wirklich eine Deutsche

*) Die Ev. Kirchen-Ordnungen des 16. Jahrh. Herausg. von Dr. Richter. I. S. 38. Diese Sammlung ist auch bei der Vergleichung der meisten K. OO. benutzt worden.

**) Walch X. S. 2773.

Einigkeit. Eigentliche Abweichungen zwischen den einzelnen Ordnungen kommen gar nicht vor; höchstens daß einige ausführlicher, einige kürzer sind, einige einzelne Kleinigkeiten aufnehmen, die andere auslassen, einige die Art der Ausführung weitläufig und zuweilen (wie z. B. die Wittenberger K. O.) mit höchst origineller Sprache angeben, andere trockener ohne jene Rathschläge die einzelnen zu singenden Stücke aufzählen. Es thut uns leid, wegen mangelnden Raumes auf die wörtliche Mittheilung einzelner dieser Vesperordnungen verzichten zu müssen; geben wir daher ganz kurz das ihnen allen Gemeinsame an. Während Luther von den Vespern aller Tage zusammen spricht, heben die sämmtlichen Kirchenordnungen die Vesper an Sonnabenden und Heiligabenden ganz besonders hervor, ihr einen eigenen, in der Regel nicht kurzen Abschnitt widmend. Die täglichen Metten und Vespern werden kürzer behandelt; ein sicheres Zeichen, wie hohe Stücke man von der Sonnabendsvesper hielt.

Die in ihr nun bei allen K. OO. wiederkehrende Ordnung ist diese.

1. Ein bis, je nach der Länge, drei Psalmen, nach den alten Psalmentönen gesungen, mit der Antiphone de dominica oder festo oder auch der ferialen, 2. biblische Lection, von Knaben gelesen, manchmal in zwei oder drei Abschnitte eingetheilt, gewöhnlich zuerst lateinisch, dann deutsch, 3. an den hohen Festen ein Responsorium, 4. der Hymnus, 5. bei einigen eine zweite biblische Lection, entweder die deutsche Wiederholung der vorigen lateinischen oder auch das Evangelium des folgenden Sonntags, 6. das Magnificat, ebenfalls wie die Psalmen, mit der passenden Antiphone, 7. Versikel, Collecte, Benedicamus und Segen. — Die Pommersche K. O. hat dazu schon ein Eingangslied, entweder: Komm heiliger Geist, oder ein Lied pro tempore. In einigen andern, z. B. Preußen und Schwäbisch Hall, finden wir auch den Eingang zur Psalmodie deus in adjutorium (Ps. 70) mit dem gloria patri angeordnet. Vielleicht erwähnen ihn die andern K. OO. nur deßhalb nicht, weil er selbstverständlicher steter Eingang der Psalmodie war. Sodann wird hier und da vorgeschrieben, daß das Nunc dimittis oder auch die Litanei mit dem Magnificat abwechseln, auch wohl nach ihm gesungen werden sollte.

Wir können diese Frage nach den Vesperordnungen der Reform. Zeit am besten mit einem Hinblick auf Lucas Lossius Cantional (Wittenberg 1569) schließen. Dieses ist eine der werthvollsten Quellen für unsern Gegenstand, nicht allein, weil es die Ordnung am prägnantesten und den reichsten Stoff an Antiphonen, Responsorien u. dgl. giebt und dadurch manche Unklarheit der andern Ordnungen aufhellt und manche Lücke in ihnen ausfüllt, sondern auch weil es sich wegen dieser Eigenschaften weit über den ursprünglich ihm zugewiesenen Kreis zu einer Autorität erhob. Wenigstens schließen wir dies daraus, daß u. A. die Pommersche Kirchenordnung, nachdem sie in Beziehung auf alles Nähere stets an ihn verwiesen, kurzweg vorschreibt: Darum soll Lossi Cantional in allen Kirchen und

Schulen gekauft werden, nicht in Städten allein, sondern auch in Dörfern. Lossius nun giebt für die vespertinae preces an den Sonn- und Festtagen (d. h. zunächst die an dem Vorabend, der als dem Tage zugehörig betrachtet wurde) folgende Ordnung an, die wir als für das Verständniß der vorigen ersprießlich noch mittheilen. 1. Zum Anfange singen hiezu ausgewählte und eingeübte Knaben die Antiphone*) auf den Psalm bis zum Strich (dieser Zusatz nimmt auf die eigenthümliche Gesangsart der Antiph. Bezug). 2. Nachdem nach Gesang des Psalms die Antiphone von dem Chor wiederholt ist, singt ein Knabe die Lectio n des Evangelii des nächsten Sonn- oder Festtages. 3. Danach wird ein Responsorium gesungen. 4. Darauf ein Hymnus. 5. Darauf die Antiphone auf das Magnificat von den Knaben bis zum Strich gesungen. 6. Das Magnificat, nach dessen Schluß die Antiphone vom Chor oder der Orgel wiederholt wird, 7. singen die dazu ausgewählten Knaben das feriale oder auf das Fest bestimmte Benedicamus. An den Heiligabenden der hohen Festtage schließt sich der Ves-

*) Eine kurze Erklärung von „Antiphone, Responsorium und Versikel" dürfte hier an ihrer Stelle sein, zumal über diese liturgischen Gesangstücke und ihr Verhältniß zu einander große Unkenntniß herrscht. Wir müssen uns, da mit dem Schwinden dieser Gesänge auch das Bedürfniß ihrer Erklärung in unserer Kirche fast ganz geschwunden ist, bei einem katholischen Liturgiker (Lüft) Raths erholen. Die Antiphone ist trotz ihres Namens kein Wechselgesang. Unter ihr versteht man einen Psalmvers oder sonstigen Singspruch, der vor und nach dem alternirend von zwei Chören gesungenen Psalm vom ganzen Chor gemeinsam gesungen wird (oder in der von Lossius angegebenen Weise). Die musikalische Bedeutung der Antiphone werden wir im zweiten Artikel besprechen. Ihr Hauptzweck ist der, den vorherrschenden Sinn des zu singenden Psalms und den Gesichtspunkt anzugeben, von dem aus derselbe an dieser besonderen Stelle zu singen ist. So giebt die Antiphone das Thema, den vorherrschenden Grundgedanken des Psalms an. Daraus ergiebt sich, daß in den Festzeiten die Antiphone meist der Geschichte des Festes entnommen, wenigstens ein auf dasselbe bezüglicher Spruch ist, der dann den Psalm mit dem Grundgedanken des Festes in Verbindung setzt. Diese Erklärung und ein Blick auf unser Büchlein (in dem der Spruch oder Vers, den die Knaben oder der Chor vor dem Psalm, der Chor oder Chor und Gemeinde nach dem Psalm singen, die Antiphone ist) werden die Sache veranschaulichen und zugleich die den Gemeinden zu gebende Erklärung erleichtern. Das Responsorium ist ein kurzes Gesangstück, das unmittelbar auf die bibl. Lectionen folgt. (Daher sein Name, weil es so zu sagen die Gegenrede zu der Rede der Lection, die Antwort auf dieselbe bildet). Es ist entweder den Psalmen oder andern Theilen der Schrift, in der Regel der gelesenen Lection selbst, in den Festzeiten der Geschichte des Festes entnommen. Ihm schließt sich das gloria patri an, nach dessen Schluß es halb wiederholt wird. Von beiden Gesangstücken unterschieden ist endlich der so oft — vielleicht mißverständlich — wegen der Art der Ausführung mit dem Namen der Antiphone bezeichnete Versikel. Er ist gleichfalls mit seltenen Ausnahmen ein Bibelspruch und wird im Wechselgesange gesungen; der erste Vers (versus) vom Pastor oder

per unmittelbar noch das Completorium an, das aus den vier alten Completpsalmen (4, 31, 91, 134) dem „Nunc dimittis“ und Benedicamus zusammengesetzt ist. Wir bitten, diese Ordnung fest im Auge zu behalten, da sie auf der Feststellung auch des Details unseres Vesperbüchleins den größten Einfluß gehabt hat, zu seinem Verständniß also auch den besten Schlüssel bieten wird.

Das die Ordnung der Sonnabendsvesper. Ihr schloß sich in der Regel die Privatbeichte an, ja diese scheint zuweilen (nach den Angaben der Würtembergischen K. O. zu schließen) *während* Abhaltung der Vesper vor sich gegangen zu sein. Am Schluß des Abschnittes über die Messe findet sich dann in den K. OO. meist eine Notiz über die Sonntagsvesper, aus der wir das entnehmen, daß diese genau dieselbe liturgische Ordnung gehabt hat wie die Sonnabendsvesper. Nur wird hier häufiger denn dort das Nunc dimittis anstatt oder nach dem Magnificat gesungen. Sodann wird in ihr fast immer eine Predigt oder Kinderlehre gehalten (was aber nicht über ½ St. dauern soll), während in der Sonnabendsvesper, wenn überhaupt, höchstens von ganz kurzer Inhaltsangabe oder Erklärung des gelesenen Schriftworts die Rede ist (nach neuerer Redeweise also einer „kurzen Ansprache“). Der Ort der Predigt in den Sonntagsvespern ist nicht immer derselbe. Oft kommt sie erst nach Beendigung der ganzen liturgischen Vesper, öfter aber wird sie an der Stelle gefunden, an die wir in unserm Büchlein die Ansprache gestellt haben.

Aus dem Allen ersehen wir, daß in der Reformationszeit für die Vespergottesdienste sowohl der ganzen Woche, als auch besonders des Sonnabends, und mit diesem fast gleichlautend des Sonntags, eine bestimmte und in allen lutherischen Kirchen übereinstimmende Ordnung bestand. Wir sehen ferner, daß dieselbe uns so deutlich überliefert ist, daß nach dieser Seite hin ihrer Wiedereinführung, ihrer Wiederbelebung nach langem Schlafe Nichts im Wege steht. Sollen wir nun nicht bei dem Versuch Vespergottesdienste für Sonnabend und Sonntag neu einzurichten oder die vorhandenen liturgisch neu zu gestalten und zu beleben, einfach diese Ordnung im Ganzen und Großen, wie im Besonderen zu Grunde legen? Die dafür sprechenden Gründe scheinen uns gewichtig genug zu sein. Jene Vesperliturgieen sind von der *Kirche* festgestellt und haben sich damals durch allgemeinen kirchlichen Gebrauch zu einer kirchlichen Autorität erhoben. Ja wenn wir sehen, wie in den von den verschiedensten Verfassern in den verschiedensten Theilen des deutschen Landes in einem Zeitraum von an 40 Jahren herausgegebenen Kirchen-Ordnungen dennoch immer wieder genau dieselbe Ordnung wiederkehrt, dann können wir wohl darin des Herrn Hand schauen, die segnend auf der Erhaltung auch dieser kirchlichen Ordnung waltete. Es müßte uns bange werden, von dieser Ordnung abzugehen und hier und da eine neue zu machen, der keine kirchliche Autorität zur Seite steht und über der noch keine segnende Hand Gottes waltet.

Doch wir begründen die kirchliche Autorität der reformator. Vesperordnung noch tiefer. Ist sie damals ganz neu entstanden? Oder woher ist sie genommen? Sie ruht — wir brauchen hier nur an Bekanntes zu erinnern — wesentlich auf der Vesper und Complet der damaligen Römischen Kirche. Wie für den Haupt-Gottesdienst, die Messe oder Communion, das Missal, so hat für die Nebengottesdienste, Metten und Vespern, das Brevier die Grundlage gegeben. Gedenken wir hier wiederum mit Dank unserer Reformatoren, die auch bei der Revision der Breviergottesdienste wohl auf der einen Seite mit unerbittlicher Strenge das ausstießen, was im Laufe der Jahrhunderte eingeschlichen vor dem lautern Gotteswort nicht bestehen konnte, aber es thaten, um auf der andern Seite die wunderbar reichen liturgischen Schätze unserer Kirche desto sicherer und beständiger zu erhalten. Durch dies zarte Verfahren haben sie auch auf diesem Gebiete der Ev. Kirche die Verbindung mit der mittelalterlichen und alten Kirche erhalten, mithin die Continuität der Kirche gewahrt. Durch gewissenhaften Anschluß an die Vesperordnung der Reformationszeit knüpfen wir daher ein Band, das uns nicht blos mit der engeren Kirche unsrer Väter, sondern auch mit der gesammten christlichen, namentlich aber abendländischen Kirche aller Jahrhunderte verbindet. Ja dadurch, daß wir unsern Gemeinden den Born der Erbauung und Erquickung bringen, der grade aus diesen Vespern fließt, machen wir auch jetzt noch mit einer Reformation im eigentlichsten Sinne Ernst. Denn die Römische Kirche, die mit dem Brevier im Besitz aller jener, wenn auch mit vielen Schlacken versetzten Schätze ist, auch das alleinige Besitzrecht für sich in Anspruch nimmt, gleicht doch in bedenklicher Weise dem, der sein Pfund im Schweißtuch verbarg. Wohl müssen es ihre Geistlichen täglich lesen und beten, wohl die Mönche im Chor täglich ihre Horen singen und wir wollen über die Weise, wie das geschieht, nicht richten. Es mag ja wohl Mancher von dem Psalmen und ihren Antiphonen und den oft so meisterhaft zusammengestellten und sich gegenseitig erklärenden Schriftstellen, überhaupt von dem gemeinschaftlichen Lobe Gottes einen Segen haben, wiewohl freilich der Anblick der ihr Brevier so vor Aller Augen betenden Priester und das Anhören des Horengesanges uns diesen Glauben oft recht schwer macht. Aber uns kommt es auf die Thatsache an, daß die Gottesdienste des römischen Breviers der ganzen römischen Laienwelt verschlossen, gänzlich unbekannt, ja vielleicht, wenn wir nicht irren, verboten sind. Wie traurig es hier steht, zeigt ein Aufenthalt in römisch-katholischen Ländern. Es ist Festtag. Wir

---

Chor oder Knaben, der zweite (responsorium) von der ganzen Gemeinde. In unserm Büchlein sind Versikeln die Eingangsgesänge: Eile Gott mich zu erretten ꝛc., die Doppelsprüche nach dem Hauptliede und vor der Collecte. Daß diese Erklärung auf die in den Reform. K. O. mit diesem Namen bezeichneten Gesänge ganz genau paßt, wird durch einen vergleichenden Blick auf Lossius Cantional zur Genüge bestätigt.

haben in der Stille die wunderschönen Metten und Vespern des Breviers für diesen Festtag mit ihrer reichen Entfaltung des auf das Fest bezüglichen Schriftworts gelesen. Wir sehnen uns, diesen Gottesdienst mit der versammelten Gemeinde feiern zu dürfen. Wir treten zur Vesperzeit in die Kirche. Sie ist gedrängt voll. Aber Nichts von dem Gehofften. Ist es eine Klosterkirche, dann singen allerdings hinten im Chor die Mönche die Vesper ab; aber das ist Allen unverständlich und geht keinen in der Gemeinde etwas an. Die Gemeinde muß sich an einem Gottesdienste genügen lassen, der höchstens auf das spätere Mittelalter seinen Ursprung zurückführen kann, in der Regel sogar eine moderne Zusammenstellung ist, in dem neben der ewigen Wahrheit des Wortes Gottes die Irrlehren der römischen Kirche leider nur zu stark vertreten sind, in dem das „Plappern wie die Heiden" reichliche Nahrung findet und reichlich geübt wird und in dem das Schreien der Seele nach dem lebendigen Gott, wenn auch nicht gestillt, so doch für den Augenblick zum Schweigen gebracht wird durch ein Concertstück von oft ungeistlicher, ja frivoler Composition. Man wird bei öfterer Theilnahme an solchen Feiern der römischen Kirche recht betrübt werden, aber aus solcher Betrübniß wird der Wunsch hervorgehen, daß die Evangelische Kirche auf diesem Gebiet gut mache, was die Römische Kirche böse gemacht hat. Wenn wir selbst bei jenen Feiern, wie in der köstlichen Klosterkirche des heiligen Franz zu Assisi, es wohl erlebt haben, daß eine ganze Gemeinde in andächtiger Spannung dem Gottesdienste folgte und in der Einmüthigkeit tausender von Zungen bei Litaneien und Gebeten herzinnig respondirte, wenn wir inmitten der betenden und anbetenden Gemeinde selbst mit ergriffen wurden, wenn es uns dann klar wurde, welch unendliche Macht diese liturgischen Feiern selbst nach der trüben Vermischung mit Irrlehren noch besitzen, dann ward es unsers Herzens heißester Wunsch, daß die Evangelische Kirche nicht hinter ihren Vätern zurückstehe, sondern Eifer thue, daß die alt-kirchlichen, durch und durch von Gottes Wort durchwehten Metten und Vespern, von allem Unreinen geklärt, in ihren Gemeinden lebendig würden.

Wir haben bisher vorzugsweise den formellen Grund für die Beibehaltung oder vielmehr Wiederbelebung der alten Vesperordnung — ihr kirchliches Ansehen — ins Auge gefaßt. Wir gehen über zur Betrachtung des materiellen Grundes, der inneren Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit grade dieser liturgischen Ordnung der Vespern. Wir sind durchaus fern davon, für Beibehaltung des alt-kirchlichen, ganz abgesehen von seiner inneren Gediegenheit, nur weil es altkirchlich ist, uns zu begeistern. Wir erkennen namentlich in dem Falle, wenn es wie die alt-kirchliche Vesperordnung, einmal fast ganz aus dem Leben der Kirche geschwunden ist und sich ein Neues, besseres an seiner Stelle gebildet hat, für die Kirche — wenn auch nicht für jeden einzelnen Geistlichen — die Berechtigung an, das Alte zu verlassen und dem Neuen sich zuzuwenden. Aber in dem vorliegenden Falle ist es ganz gewiß, daß alle modernen Entwürfe zu Vesperordnungen nur so weit wirklich schön sind, als sie sich an die alte Ordnung anlehnen, daß die neueren Bearbeiter solcher Liturgieen, die jene Ordnung ganz oder theilweise aufgeben, weil sie ihrem „Gefühl", ihrer höchsten Norm für die Zusammenstellung von Liturgieen nicht entspricht, oder die Liturgieen machen, ohne jene Ordnung überhaupt zu kennen, es erleben müssen, daß ihre Liturgieen fast nur augenblickliche sentimentale Erregung bieten können, und das zum Theil auch nur durch Aufbietung künstlerischer Mittel, die nicht jeder Gemeinde zugänglich sind, dagegen aber die wenigste Kraft haben, das Glaubensleben der Gemeinde zu wecken, zu nähren und dauernd zu kräftigen. Es ist gewiß, daß zur Erreichung dieses Zweckes, des höchsten für jeden Gottesdienst, die altkirchlichen Vesperordnungen bis jetzt unübertroffen dastehen. Begründen wir diese Ueberzeugung mit wenigen Zeilen.

Die Erbauungsmittel, über die die Kirche zu gebieten hat, Vorlesung des Schriftwortes, gemeinsamer Gesang geistlicher lieblicher Lieder zum Beten, Loben und Danken und gemeinschaftliches Gebet finden wir hier. Wir finden aber außer diesen allgemeinen noch zwei besondere Erbauungsmittel von nicht gewöhnlicher Kraft. Das ist einmal der antiphonische Psalmengesang am Anfang und der jenem ähnliche Gesang der Cantica des N. T. (Dies ist der Gattungsbegriff für das Magnificat, Benedictus (Luc. 1, 68—79), Nunc dimittis und das mit Recht ihnen zugesellte altkirchliche Te deum.) Die besondere erbauliche Kraft der Psalmen im Kämmerlein wie im öffentlichen Gottesdienst erst beweisen zu wollen, wäre gar überflüssig. Warum fallen denn die Pastoren, wenn ihnen im Gottesdienst die Wahl der Lection frei steht, fast regelmäßig auf einen Psalm? Wie unendlich aber der antiphonische Gesang, mithin das laute Mitbeten der Gemeinde das Verständniß der Psalmen erhöht, sie dem Herzen derselben näher bringt, mithin ihre erbauliche Kraft erhöht, kann dem nicht zweifelhaft sein, der es — freilich wo anders her als aus dem „Lören und Tönen" römisch-katholischer Klöster — aus Erfahrung kennt. Wir werden darauf weiter unten bei der Frage über die Ausführbarkeit des Psalmodirens zurückkommen. Und nun die Cantica. Sehen wir auf ihren Ursprung. Da sind ihrer zwei, die warten in der dunkeln Heilslosigkeit ihres Volks auf den Trost Israels. Da ist eine Jungfrau, die in Keuschheit und Demuth vor dem Angesicht des Herrn wandelt. Und über ihnen läßt der Herr sein Licht aufgehen und seine Herrlichkeit wird ihnen offenbar. Der eine sieht im Geist den Heiland kommen und den eigenen Sohn Johannes als den Propheten, der vor ihm hergeht, der andere darf das Kindlein, das seine Sonne geworden in tiefster Todesnacht,

in seinen Armen halten und die demüthige Jungfrau vernimmt, daß sie deß Mutter werden soll, der „alle Dinge erhält und trägt". Was ist ihr Gefühl, als sie die Herrlichkeit des höchsten Gottes in ihre wohl erkannte Niedrigkeit hinein strahlen sehen? Es ist wohl Beten, wohl Danken, wohl Loben in ihrem Herzen; aber dazu etwas, was diese drei in sich vereinigend dennoch hoch über ihnen allen steht. Es ist das höchste und herrlichste, dessen ein Mensch fähig und gewürdigt ist, es ist — Anbetung. Und als ihr Herz anbetet, da thut, vom heiligen Geist getrieben, sich der Mund auf und die Gesänge der Anbetung quellen hervor: „Gelobt sei der Herr, Meine Seele erhebt den Herrn, Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren." Das hat die Kirche wohl verstanden, als sie frühe schon diese Cantica in den Morgen- und Abendgottesdienst jedes Tages aufnahm. Mit ihnen fand in jedem von ihnen die Anbetung, der Gipfelpunkt christlichen Gottesdienstes, ihren Ausdruck.

Doch nicht das bloße Vorhandensein dieser verschiedenen Erbauungsmittel in den altkirchlichen Vespern macht diese so unübertrefflich schön, sondern erst die Anordnung und Vertheilung dieser Erbauungsmittel, die jedes an den Platz stellt, wo es am wirksamsten wird und vermöge derer in jedem dieser Gottesdienste der an ihn zu stellenden Anforderung, daß er einen geordneten Gedankengang habe und also ein einheitliches Ganze bilde, vollkommen genügt wird. An den Anfang wird der Psalmengesang gestellt. In den Psalmen treten uns die Thaten Gottes in der allgemeinsten und umfassendsten Form entgegen, in ebenso allgemeinen Zügen auch das menschliche Beten (bitten), Loben und Danken. Grade um dieser allgemeineren Form willen eignet sich die Psalmodie am Besten für den Anfang. Aber sie bildet darum nicht ein lockeres, von dem Ganzen des Gottesdienstes leicht abtrennbares Glied. Durch ihre Antiphonen sind die Psalmen namentlich in den Festzeiten mit der besonderen Heilsthat Gottes, die der ganze Gottesdienst feiern soll, in die engste Verbindung gesetzt. Ja in den Metten der Festtage wird durch das Invitatorium, die Aufforderung zum „Venite adoremus" (Ps. 95.), das mit meisterhafter Prägnanz die Heilsthat Gottes in drei oder vier Worte zusammenfaßt, diese Verbindung noch inniger hergestellt. *) Durch den Gesang der Psalmen innerlich gesammelt, sind wir geschickt geworden, die Lection des Worts Gottes zu vernehmen, durch das der Herr entweder mit dem Ernst des Gesetzes oder dem süßen Trost des Evangelii strafend, tröstend und ermahnend in unsere Mitte tritt, unser nicht allgemein religiöses, sondern specifisch christliches Bewußtsein belebend, theils zur Trauer der Buße, theils zur Freudigkeit des Glaubens und der Gottergebung. Seinen richtigen Ausdruck findet dies belebte christliche Bewußtsein in dem Gesange des Hymnus, (um den alten Namen für das Kirchenlied beizubehalten) der ja einem durch dasselbe Gotteswort ebenso

*) Wir haben, da wir doch wohl die alten Metten noch seltner haben, als die Vespern, die ihnen zugehörigen Invitatorien, um sie nicht länger in Vergessenheit zu lassen, unsern Festvespern einverleibt.

gestimmten christlichen Herzen entquollen ist. Wenn wir so im Hymnus uns immer weiter hineinleben in die Heilsthaten Gottes in Christo Jesu und in das Beten, Loben und Danken für dieselben, wenn uns beim Singen die Glaubensflügel wachsen, dann tritt in der Seele das Bedürfniß nach jenem Höchsten ein, dessen der Mensch auf der Erde fähig ist, — der Anbetung. Durch Gesang des Benedictus oder Te deum in den Metten, des Magnificat und Nunc dimittis in den Vespern wird diesem Bedürfniß seine Befriedigung gegeben, nachdem es zuvor vielleicht noch durch eine zweite biblische Lection zwischen Hymnus und Canticum recht wach gerufen ist. Die Heilsthat Gottes aber, für die wir anbetend vor dem Herrn liegen sollen, wird in der Antiphone vor und nach dem Canticum noch einmal uns kurz und bündig vor Augen gestellt. Der Höhepunkt des Gottesdienstes, da wir vor dem Angesicht des gegenwärtigen Gottes anbeten durften, ist vorüber. Jetzt bleibt übrig, daß wir unsere eigene und die fremde Noth, sonderlich der Kirche im Gebet vor den Herrn bringen. Dies thun wir in den Gebeten (Vater unser und Collecten). Ein kurzes Wort des Preises, das Pastor und Gemeinde im Wechselgesange „Laßt uns benedeien den Herrn — Gott sei ewiglich Dank" dem Herrn für alle seine Gnade, sonderlich diese Gnadenstunde darbringen, schließt sich zum Schluß an, und mit dem Segen des dreieinigen Gottes, den wir durch unser Amen ein jeglicher sich angeeignet haben, gehen wir heim.

Wir haben so eben uns der köstlichen Anordnung der Vespern im Ganzen und Großen gefreut. Weisen wir nur noch auf eine Hauptschönheit im Einzelnen in denselben hin: Das ist die Benutzung des Schriftworts. Keine der Horen (die, zusammengezogen, in der Lutherischen Kirche dann allein als Mette und Vesper blieben) beschränkt das Schriftwort auf die Lectionen. Sagte doch Luther vorhin so schön von diesen ganzen Horen: Denn sie Nichts anders sind, denn Worte der heiligen Schrift. Für jedes Fest, jede Festzeit sind die sämmtlichen, dahin gehörigen Stellen der Schrift zusammengesucht, die Weissagungen und Typen aus dem A. T. wie die Lehren und Vermahnungen aus den Episteln, die dann die eigentliche Festgeschichte wie ein Rahmen einfassen. Man staunt über die Schriftkenntniß und das Schriftverständniß jener alten und mittelalterlichen Zeiten. (Es mag wohl davon trotz aller unserer Versicherungen vom finstern Aberglauben jener Zeit in mancher Klosterzelle mehr gewesen sein als jetzt in manchem Evangelischen Pfarrhaus, da man doch die Bibel lateinisch, griechisch, hebräisch und — in seiner Muttersprache hat.) Wie ein rother Faden webt sich dies in dem Eingange, den Antiphonen vor und nach den Psalmen und dem Canticum, dem Responsorium nach der Lection, dem Versikel nach dem Hymnus und dem vor der Collecte immer und immer wiederkehrende Gotteswort durch den ganzen Gottesdienst hindurch. Bald dunkler, bald heller tritt in den Weissagungen des A. T. das Heil unsers Gottes uns entgegen, um uns dann plötzlich wieder in kurzem Verse oder längerem Abschnitt der Festgeschichte in seiner ganzen Klarheit entgegenzustrahlen. Grade

diese in solcher Mannigfaltigkeit stetige Wiederkehr des Worts Gottes ist unserer Ueberzeugung nach die segenbringendste Eigenthümlichkeit jener Liturgieen. Denn dadurch müssen auf das Heil unsers Gottes auch die zerstreutesten Gedanken endlich — wohl oder übel — aufmerksam, ja dadurch gefesselt, dadurch auch die trägste und zügellosesste Phantasie auf die lieblichen Bilder unsers Heils und Heilandes gelenkt, ja durch diese unabläßig darauf fallenden Tröpflein des Wortes Gottes auch harte Herzen endlich erweicht werden. Wie mir grade diese Zusammenstellung der Schriftstellen oft die meiste Anregung und den reichsten Stoff für die Predigten gegeben hat, so glaube ich, daß sie selbst für harte Gemüther oft mehr Wirkung haben kann als auch die ergreifendste Predigt. Möge der Leser, der vielleicht etwas ungläubig über des Schreibers zu große Wärme und Begeisterung für eine Sache, die doch am Ende keine Lebensfrage sei, lächelt, einmal Lossius Cantional oder auch das römische Brevier zur Hand nehmen und in die Liturgieen z. B. der Adventszeit, der Weihnachtsvigilie, des Epiphanienfestes und des Ostercyclus von der Vesper des Heilig-Abendes an sich hineinlesen und leben, er wird diese Wärme und Begeisterung nicht blos verstehen, sondern alsbald theilen und die Wiederbelebung derartiger Gottesdienste wird ihm auch zu einer solchen Lebensfrage für unsere Evangelische Kirche werden, daß daran in seiner Gemeinde thätigen Antheil zu nehmen er von Stund an sich entschließen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Das Oberammergauer Passionsspiel.

(Fortsetzung.)

In diesem Jahre ist aber die Gemeinde noch überdieß dadurch in ihrem Spiele unterstützt gewesen, daß sich in ihrer Mitte für viele Rollen ganz die geeigneten Persönlichkeiten vorfanden. So war unter den Jüngern in der überraschendsten Weise Johannes kenntlich, eine hohe, schlanke Gestalt mit langem auf die Schulter niederwallendem Haupthaar, von sanftem, fast weiblichem Wesen. Auch Petrus konnte nicht verkannt werden, und ebensowenig Judas Ischarioth, den sein röthlicher Bart vor den Andern auszeichnete. Desgleichen paßte die Maria, obwohl ihr Aussehen noch etwas sehr Jugendliches hatte, durch ihr Wesen recht gut für diese Rolle. Vor allem aber war es eine günstige Fügung, daß die schwierigste Rolle, die des Herrn selbst, in würdiger und annähernd befriedigender Weise konnte vertreten werden. Es geschah dieß durch den Vorsteher des Dorfes, welcher nicht allein in seinen Zügen und seiner Gestalt eine auffallende Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Bildern Jesu hat, sondern auch wegen seines trefflichen Charakters allgemein in höchster Achtung und überdieß im Geruche aufrichtiger und tiefer Frömmigkeit steht. Man sagt unter Anderm von ihm, daß er sich vor jedem einzelnen Spiele durch den Genuß des heil. Abendmahls darauf vorbereite, die Person seines Herrn vorzustellen.

Doch ich will mich bei der allgemeinen Beschreibung nicht länger aufhalten, lieber noch einige einzelne Scenen kurz vorführen, die mir vor andern in die Erinnerung treten. Sogleich der Anfang.

Der Chor beginnt mit dem Gesange: „Wirf zum heiligen Staunen dich nieder, von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht! Friede dir! aus Sion Gnade wieder!“ Dann singt er weiter von Gottes Zorn und Barmherzigkeit. Und vorbildlich wird, indem der Vorhang sich hebt, in Isaaks Opferung auf dem Berge Moriah das Geheimniß der Versöhnung dargestellt. Der Vorhang sinkt wieder, und der Chor spricht stammelnde Worte der Anbetung und schließt mit der Ermuntrung: „Folget dem Versöhner nun zur Seite, bis er seinen rauhen Dornenpfad durchgelaufen und im heißen Streite blutend für uns ausgekämpfet hat.“ Da, noch während dieser letzten Worte, hört man hinter der Scene ein Hosianna-Rufen von Kinderstimmen; und indem der Vorhang emporgezogen wird, sieht man in der Tiefe der Bühne aus der Nebenstraße einen Zug des Volkes sich in die Hauptstraße bewegen, voran eine große Schaar von Kindern mit Palmenzweigen, dann Männer und Frauen in buntem Gemisch, alle sich immer wieder zurückwendend und mit den Palmenzweigen grüßend und singend und rufend Hosiannah dem Sohne David! Der Zug rückt näher, da erscheint in der Ferne hervorragend aus der Menge eine Gestalt, reitend auf einem Esel, von einer Schaar noch enger umgeben: ihm gelten die Ehren- und Freudenbezeugungen, die Frauen breiten ihre Kleider auf den Weg, Andere hauen Zweige von den Bäumen und streuen sie auf den Weg, und die Kinder schwingen immer wieder ihre Palmen und immer lauter, immer feierlicher tönt der Gesang des Hosiannah. Endlich ist der Zug nahe genug gekommen, um auch die Hauptgruppe deutlich zu erkennen. Und welch ein Eindruck! Ja er ist es, der Herr, wie wir ihn kennen von Jugend auf, die hohe Gestalt in violettem Gewand mit rothem Mantel, voll Ebenmaß in den Formen, das braune Haar gescheitelt und lang herniederwallend, und den feinen Bart um Kinn und Mund in der bekannten Weise gespalten, die Züge des Antlitzes edelgeformt, und die ganze Erscheinung in Blick und Miene, in Gestalt und Bewegung voll Anmuth und Würde, voll Klarheit und Ruhe, voll milden Ernstes, voll Sanftmuth und Erbarmen gegen die Menge, die ihn umringt. Mit würdigem Anstand steigt er vom Esel, ruhig schreitet er durch das Volk und geht in den Tempel, welcher geöffnet ist. Man denkt nicht mehr daran, ob es auch recht und ziemend sei, daß ein sündiger Mensch die Person des heiligen Gottmenschen darstelle; man ist ergriffen von der Wirklichkeit der Erscheinung, man fühlt sich hingezogen, gefesselt an seine Person, und folgt ihm mit der lebhaftesten Theilnahme frommen Gefühls auf seinem Gange des Leidens.

Am meisten hatte ich gefürchtet, daß die Stiftung des heil. Abendmahls in seiner Vorführung etwas Verletzendes für das Gemüth haben möchte. Und doch war auch dieß nicht der Fall. Man war durch die vorausgegangenen Handlungen so

völlig in den Zusammenhang der wirklichen Geschichte hineingestellt und in ihr Wesen eingetaucht, daß man diese Feier gar nicht mit unserm gottesdienstlichen Abendmahlgenuß vergleichend in Zusammenhang brachte, sondern sie als wesentliches Stück im Verlauf der Darstellung erwartete und als deren Höhepunkt vor dem Eintritt des eigentlichen Leidens in tiefer Ergriffenheit des Innern mitfeierte.

Auch die Reihe seiner Leidenskämpfe vom Garten Gethsemane an durch die Verhöre vor den Hohenpriestern, vor Herodes und Pilatus hindurch, machte einen durchaus erbaulichen Eindruck. In der alleranschaulichsten Weise entfaltet sich hier vor dem Auge die ganze Schwäche, Rohheit und Bosheit des menschlichen Herzens, die sich gegen Ihn, den Heiligen Gottes verschworen hatte, und mit steigender Theilnahme folgt man dem wachsenden Maße der Anfeindung, Verhöhnung und Mißhandlung. Aber es ist kein pures Mitleid mit dem Unschuldig-Leidenden, was die Seele bewegt; denn nicht ein bloßes thatloses Uebersichergehenlassen des Leidens tritt uns aus seiner Erscheinung entgegen, sondern er erträgt seine Leiden mit der Kraft heiliger Erhabenheit und mit der Sanftmuth einer durch alle diese Schwäche, Rohheit und Bosheit nur um so tiefer bewegten und so mächtiger sich zusammenfassenden Liebe. Es ist ein Kampf göttlicher Liebe mit menschlicher Sünde, der sich vor unsern Augen offenbart, und der mit jeder Scene gewaltiger wird, aber nur immer herrlicher zum Sieg der Liebe ausschlägt. So steht mir jene Scene noch lebendig vor der Seele, wie Barabbas an Jesu Statt losgegeben wird. Pilatus läßt den Barabbas herführen, damit das Volk nach eignem Augenschein zwischen beiden wähle, welchen es frei haben wolle. Und da stehen nun Jesus und Barabbas einander gegenüber: Jesus in der gewöhnlichen Darstellungsweise des Ecce homo, die hohe, schöne Gestalt in edler Haltung voll Reinheit und Sanftmuth; und daneben steht Barabbas im Züchtlingskleid, das Haar wild in das Gesicht hereinhängend, den Blick scheu auf den Boden geheftet, in gemeiner Haltung des Körpers, ein niederträchtiger Schurke in seinem ganzen Wesen. Pilatus aber fragt: welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe? Und nun ruft die ganze Menge mit wüstem Geschrei: „gieb uns Barabbas los!“ Und als er sie wiederum fragt: „was soll ich denn mit Jesu machen, den ihr schuldiget, er sei ein König der Juden?“ da ertönt ein noch viel wilderes Geschrei: „kreuzige ihn! kreuzige ihn!“ Fürwahr, es durchschauerte Einem Mark und Bein, daß das Menschenherz so verblendet sein kann, und den gemeinen Bösewicht vorziehen dem Edelsten der Menschenkinder; und die ganze ungeheure Schuld des Menschengeschlechts senkte sich lastend nieder in die eigne Seele.

Die folgende Scene der durch die Straßen sich bewegenden Kreuztragung mit der Episode der Marienklage will ich übergehen und nur noch einen Blick auf die Kreuzigung selbst werfen. Der Chor hat hier seine bunten Kleider abgelegt und erscheint in schwarzen Mänteln, was einen tiefen Eindruck macht. Er

fordert in seinem Gesange auf, zum schmerzensvollen Golgatha zu gehen, und schon hört man hinter dem Vorhang die Nägel in's Kreuz schlagen. Der Vorhang wird aufgezogen. Da stehen rechts und links die Kreuze der beiden Schächer, die mit zurückgebogenen Armen an denselben hängen. Das Kreuz, an welches Jesus geheftet ist, liegt noch; nun wird es langsam emporgehoben und im Boden fest gemacht. Welch ein Anblick! im tiefsten Innern wird die Seele ergriffen: das Crucifix steht lebendig vor uns. Mit ausgebreiteten Armen, das Blut fließend aus Händen und Füßen hängt Jesus am Kreuz; Maria Magdalene lehnt knieend mit aufgelösten Haaren an demselben, Maria sinkt in ihrem Weh zusammen, von den Frauen unterstützt, und der Jünger Johannes steht mit niedergesunkenen Armen und gefalteten Händen in stummer schmerzvoller Betrachtung daneben. Weiter um das Kreuz sind die Kriegsknechte geschaart, in roher Weise ihres Amtes wartend, und die Pharisäer und das Volk höhnen Jesum mit den bekannten Worten. Aber Jesus bittet laut für sie, und spricht dann nach kürzeren Pausen, während welcher die bekannten Vorgänge verlaufen, die übrigen Worte und nach dem letzten Worte sinkt sein Haupt nieder in den Tod. Es wird ihm noch mit einem Speer die Seite durchstochen, daß das Blut daraus niederströmt. Indessen hat sich die Menge des Volkes entfernt. Und nun herrscht eine feierliche Stille um das Kreuz Jesu, unter welchem nur noch seine Lieben versammelt stehen. Dann wird auf erhaltene Erlaubniß des Pilatus der Leichnam Jesu vom Kreuz abgenommen. Dieß ist eine tief rührende Scene, welcher man mit der innigsten Theilnahme Zug für Zug folgt. Es werden Leitern angelegt, die Nägel aus den Händen gezogen — man hört sie herausziehen und zu Boden fallen — langsam wird Arm um Arm niedergesenkt, und dann der Leichnam, welchen Joseph von Arimathia auf die Schultern nimmt, an einer Leinwand heruntergelassen, um in den Schooß der Maria niedergelegt zu werden. Die Achtsamkeit und Sorgfalt, womit dies alles geschieht, ist an sich geboten, weil die Glieder während der über eine Viertelstunde sich ausdehnenden Handlung abgestorben sind; aber dieß eben vermehrt den Eindruck der zarten Liebe und frommen Verehrung, womit der Leichnam des Herrn und Meisters behandelt wird.

Es folgten noch die Akte der Grablegung und Auferstehung, die theilweise zu weit ausgesponnen waren. Das ganze Passionsspiel aber schloß mit einem lebenden Bilde, welches den Auferstandenen in seiner Verklärung darstellte, angebetet von seinen Gläubigen. Und alle Hauptpersonen, welche im Spiele, sei es in den Vorbildern oder in den Handlungen der Passion selbst, aufgetreten waren, sie alle waren auf dem Bilde zu einer von Ihm im Halbkreise ausgehenden Glorie vereinigt, welche alles Leiden des Herrn dem gläubigen Sinne in Herrlichkeit aufgelöst zeigt. So erhielt das Ganze einen durchaus befriedigenden, in stille, heilige Betrachtung einführenden Abschluß.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 10. April. № 29.

Das Oberammergauer Passionsspiel.

(Schluß.)

Dieser ganzen Vorstellung der Passion, welche ununterbrochen gegen acht Stunden gewährt hatte, hatte die Versammlung bis zum Ende mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beigewohnt. Keine Unruhe, kein Ab- und Zugehen, kein Plaudern. In der größten Stille saßen Alle. Aber auch keine Bezeugung des Beifalls wurde laut, kein Klatschen; es war solches unmöglich, es wäre als Rohheit, als Profanation empfunden worden. Nur in einzelnen drastischen Momenten machte sich eine Bewegung bemerkbar, die durch die Menge ging; an andern Stellen vernahm man Einzelne weinen und schluchzen. Auch bin ich wohl nicht der Einzige gewesen, welcher über dem Spiele Essen und Trinken vergaß. Am Schlusse des Spiels war mein Inneres so tief bewegt, daß ich es nicht über mich hätte gewinnen können, mich nun in einen der vollbepackten Wagen zu setzen und nach einem naheliegenden Städtchen zum Uebernachten zu fahren. Ich hatte das Bedürfniß, allein zu sein, um die empfangenen Eindrücke still zu verarbeiten. Ich eilte ins Freie, und kehrte in meine Herberge erst dann wieder zurück, als mich der von Neuem beginnende Regen heimtrieb.

Indessen sind mehrere Monate verflossen. Und die Empfindungen haben sich abklären, mein Urtheil sich feststellen können. Ich will es versuchen, in wenigen Zügen dasselbe auszusprechen.

Was die künstlerische Seite der Sache anlangt, so muß ich nur bestätigen, was der durch seine Geschichte der deutschen Schauspielkunst rühmlichst bekannte Eduard Devrient darüber urtheilt, welcher vor 10 Jahren eine eigene Schrift über das Oberammergauer Passionsspiel herausgegeben hat. Man dürfe, sagt er, an dasselbe nicht den Maaßstab unserer Kunsttheater anlegen; da würde man Vieles ungenügend finden. Die Kunst der Scenerie befindet sich noch in den rohesten Anfängen, viele Mißgriffe laufen mit unter und „manches Ungehobelte, Alltägliche, Drollige muß man mit in den Kauf nehmen." Aber man thut dieß gern „für die Treue und Kindlichkeit, für die ungeschminkt gerade Natur, für die Züge innigsten, zartesten Gefühls, die uns daraus ansprechen." Und richtig bemerkt er dazu: „Das eben erhält die volle ländliche Naivität, daß ein Jeder frisch drauf los spielt, gesund und nachdrücklich, weil ein Jeder des guten Glaubens ist: in Jerusalem sei es nicht anders hergegangen als in Oberammergau. Und daß sie damit im Grunde der Dinge so vollkommen Recht haben, das eben giebt diesem Spiele die eindringliche Gewalt." Doch es ist nicht blos die Naivität, was in diesem Spiele anzieht, zugleich gewährt der Sinn für Schönheit, der darin sich kund thut, wirkliche Befriedigung. „Das Kostüm", sagt Devrient, „ist sehr wohlgeordnet, ganz richtig nach mittelalterlichen Vorstellungen und Bildern, so daß es ist, als ob Bilder unserer mittelalterlichen Maler lebendig geworden wären", Dinge, die eine unser Gefühl leicht verletzende Seite an sich tragen, „sind jederzeit mit Mäßigung und Takt geordnet." Die Darstellung mancher Rollen, zumal die des Christus, findet er vortrefflich, die Ausführung der meisten Scenen rühmt er als wohlgelungen und speciell über die letzten Leidensscenen äußert er, daß sie Momente von der größten künstlerischen Schönheit darbieten. Ganz erstaunlich findet er die massenhaften Volksscenen und fügt hinzu: „Wer es weiß, welche Mühe der erfahrenste Regisseur unserer größten Hofbühne hat, mit den geübtesten Kräften solche Auftritte zu Stande zu bringen, die dennoch immer an gleichbeseelter Energie und Präcision hinter diesem Dorfschauspiele zurückbleiben, muß vor dem künstlerischen Sinn, dem unermüdlichen Fleiße und dieser geschlossenen Einmüthigkeit der Landleute beschämt dastehen."

Und allerdings mit dem letzten Punkte hat Devrient das eigentliche Geheimniß von der Trefflichkeit dieses Spieles berührt. Dasselbe besteht darin, daß sich hier nicht einzelne Freunde und Jünger der dramatischen Kunst zum Spiele zusammenfinden, sondern daß es eine ganze Gemeinde ist, welche spielt, daß sie es als heilige Pflicht behandelt und daß sie darin ihr eigenstes, tiefstes Erlebniß zur Darstellung bringt, das Alle, Jung und Alt, in ihr gleicher Weise theilen. Dieß führt uns aber vom künstlerischen Standpunkt der Betrachtung auf den noch wichtigeren sittlichen.

Auch den sittlichen Werth dieses Passionsspiels kann ich nicht gering anschlagen. Die Gemeinde zu Oberammergau besitzt in demselben einen schönen und erhebenden Höhepunkt für ihr Leben. Sie zählt ihre Zeit nach Passions-Dekaden. Zwischen den Jahren des Spieles zehrt sie von der Erinnerung des Vergangenen und sinnt mit Verlangen voraus auf die künftige Vorstellung. Lange schon vorher ist der Sinn Aller darauf gerichtet. Alle freuen sich, daran mitwirken zu dürfen;

Jeder, auch der die niedrigste Rolle zu übernehmen hat, erkennt eine Ehre darin, weil nur die Unbescholtenen in der Gemeinde daran sich betheiligen dürfen, Jeder fühlt sich gehoben dadurch, als lebendiges Glied in die Ausführung eines Werkes eingefügt zu sein, welches ein hohes Vorrecht, einen Ruhm seiner Gemeinde bildet. Das Passionsjahr selbst aber ist für die Gemeinde eine währende Festzeit, ohne daß dadurch ihr Wirken im Berufe beeinträchtigt würde, da die Vorstellungen nur des Sonntags stattfinden. Muß dieß nicht sehr wesentlich dazu beitragen, den Gemeinsinn in dem Einzelnen zu wecken und zu pflegen? Und gewährt es ihm nicht überdieß eine angemessene Beschäftigung, seine freie Zeit in würdiger Weise auszufüllen? Wie viel leeres Geschwätz, wie viel Thorheit, wie viel Unfug wird dadurch abgeschnitten! Welchen Segen bringt es zumal für die Jugend, die hiedurch von früh auf vor vielem Gemeinen, Rohen, Argen bewahrt und für höhere Zwecke, für edle Interessen begeistert wird! Muß es nicht aber insonderheit auch dazu beitragen, die geistige Bildung der Gemeinde zu heben, wenn ihr Geist und Gemüth so edlen Gegenständen hingegeben ist, wenn sie so umfassende Gesangs- und Musikstücke einübt und ausführt, wenn sie lernt in fremde Charaktere und Situationen sich zu versetzen, wenn sie sich in die tiefen, bedeutsamen Ideen, in die reiche, sinnige Gliederung eines solchen Kunstwerks einlebt? Und in der That, man kann sich des Eindrucks von einer höhern Bildung dieser Gemeinde vor andern Dorfgemeinden nicht erwehren, wenn man sie in ihren Rollen sich mit so viel Sicherheit, Anstand und feinem Sinn und Gefühl bewegen sieht. Gewissermaßen vergeistigt und verklärt erschienen die derben Bauerngestalten durch das höhere Element, in dem sie sich bewegten.

Ich will damit zwar nicht verkennen, daß solche Beschäftigung wieder von neuen Gefahren begleitet sei. Doch können dieselben durch eine tüchtige Leitung und den gesunden Sinn der Gemeinde überwunden werden. Und der daraus erwachsende geistige Gewinn scheint mir solche begleitende Nachtheile weit zu überbieten. Ich habe noch nie einen so lebhaften Eindruck von dem sittlichen Werthe des wahren, ächten Volksschauspiels erhalten, als hier in diesem Passionsspiele. Der sittliche Gewinn, den unser Kunsttheater bringt, ist ein sehr zweifelhafter, weil sein fördernder Einfluß leicht überwogen werden dürfte durch die mannichfaltigen Versuchungen und Gefahren, die sich daran knüpfen. Was das Kunsttheater gewährt, ist edler, ästhetischer Genuß und eine gewisse geistige Bildung. Doch pflegen diese Vortheile in der Regel nur durch die vollendeteren Darstellungen auf den Bühnen großer Städte erreicht zu werden. Hingegen bieten die mittelmäßigen Leistungen in kleineren Städten solchen Gewinn nur selten dar und erweisen sich vielmehr als eine bedenkliche Quelle der Zerstreuung und Genußsucht. Vollends fallen in diese Kategorie die sogenannten Liebhaber-Theater. Einen ungleich andern Werth aber nimmt für sich in Anspruch das Volksschauspiel im wahren Sinne und in jenem großen Styl, wovon das Alterthum, speciell die Griechen, uns ein

Vorbild gegeben haben. Während sich das Kunsttheater darauf beschränken muß, von der wirklichen Geschichte nur einen Reflex im Einzelleben darzustellen, so ist dagegen das Volksschauspiel, worin die Gemeinde als solche mitwirkt und im Freien, auf weiten Bühnen spielt, im Stande, die großen geschichtlichen Thaten der Völker selbst in getreuer Nachbildung vor Augen zu führen — wie mir unter Anderem (obwohl ich die Wahrheit der Mittheilung nicht verbürgen kann) erzählt wurde, daß in dem bayerischen Dorfe Ampfing die im 14. Jahrhundert zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen von Oestreich geschlagene Schlacht von der ganzen Gemeinde zu bestimmten Zeiten aufgeführt werde. Solche Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte von Seiten des Volkes selbst sind von entschieden sittlich hebendem Einfluß, indem sie die großen geschichtlichen Erinnerungen in dem Volke wach erhalten, die Liebe zum Vaterlande pflegen und den Sinn für große edle Thaten, den Geist für wahre Ideen empfänglich machen. Und daß für solche großartige dramatische Darstellungen der Sinn und die Kraft aus dem Volke noch nicht geschwunden sei, davon hat mich das Passionsspiel zu Oberammergau überzeugt.

Doch ich habe hiebei nur das Volksschauspiel überhaupt und seine sittliche Wirkung im Auge gehabt. Eine andere Frage aber ist die nach dem geistlichen Schauspiel insbesondere und nach dem religiösen Werth, welcher demselben zukomme.

Daß dem Passionsspiel zu Oberammergau ein religiöser Charakter eigen, kann nicht verkannt werden, und ebenso wenig, daß eine religiöse Wirkung von ihm ausgehe. Nicht ein Schauspiel ist es im gewöhnlichen Sinne, es ist ein Gottesdienst, wenn freilich gleichfalls nicht im gewöhnlichen Sinne. Schon sein Ursprung verleiht ihm diesen Werth; denn es wird in ihm noch immer ein Gelübde erfüllt, das die Gemeinde Gott gegeben hat. Damit steht in Uebereinstimmung die Anlage des Stückes. Denn es fehlen darin alle jene dramatischen Entwickelungen, die wir von einem eigentlichen Schauspiel zu fordern gewohnt sind; vielmehr will dasselbe nichts als eine einfache, möglichst getreue Darstellung der biblischen Erzählung vom Leiden des Herrn sein, und diese ist überdieß zur erbaulichen Betrachtung fortgehend durch Vorbilder aus dem Alten Testamente unterbrochen. Endlich aber trägt es jenen Charakter auch immer noch im Bewußtsein des Volkes. Die Gemeinde selbst behandelt das Spiel als eine mit ihrem religiösen und gottesdienstlichen Leben in engstem Zusammenhang stehende Handlung, weßhalb jedes Passionsjahr durch einen besondern feierlichen Gottesdienst eingeweiht wird und die Mitspielenden vor jedem Spiele sich zur gemeinsamen Feier der Messe versammeln. Und ebenso wird von der Zuhörerschaft zum großen Theile das Spiel noch in demselben Sinne aufgefaßt. Denn die Landleute aus der näheren und ferneren Umgegend — und sie sind das eigentliche Publikum, wogegen die Fremden aus gebildeten Ständen immer noch sehr zurücktreten — betrachten es wie eine Art Wallfahrt, weshalb es uns freilich nicht wundern darf, wenn auf dem Wege derselben der gleiche Ton freier Heiterkeit und nicht selten

auch der Ungebundenheit waltet, der sonst bei Wallfahrten nicht ungewöhnlich sein soll. Doch das Ziel selbst ist ein religiöses, und daß während der Aufführung der Passion bei den Zuschauern Ernst und Andacht die Grundstimmung bilden, ist oben schon angeführt worden.

Warum auch sollte, müssen wir uns bei näherer Erwägung fragen, die dramatische Form und mimische Darstellung unvereinbar sein mit dem Wesen des Heiligen? Gestehen wir doch allen übrigen Künsten die Berechtigung und Befähigung zu, das Heilige in ihre Form zu fassen und wir erwarten von solchem Dienst der Künste selbst eine Pflege des christlichen Sinnes. Warum sollte allein die Mimik — wenn sie nicht an sich verwerflich ist, was doch nicht kann behauptet werden — hiervon ausgeschlossen sein? Man könnte geltend machen, daß von den übrigen Künsten das Leben und Wirken heiliger Personen nur durch das Wort und den Ton unserer Stimme und ihre Person selbst höchstens im leblosen Bilde zur Anschauung gebracht, daß hingegen in der Mimik unsere ganze persönliche, leibhafte Erscheinung zur Darstellung heiliger Personen und ihres Wirkens in Anspruch genommen werde. Da werde man um so lebhafter den Widerspruch unseres sündlichen Wesens mit dem heiligen Objekte inne, und am tiefsten empfinde man denselben da, wo es gelte, den Heiligen Gottes selbst, den menschgewordenen Gottessohn durch die Person eines sündlichen Menschenkindes darzustellen. Und allerdings, wer könnte sich diesem Bedenken ganz entziehen, wer müßte nicht erkennen, daß hier die allgemeine, für die Kunst bestehende Schwierigkeit, Christi Bild wiederzugeben, auf ihr höchstes Maaß sich steigere? Wenn schon in Gemälden und Skulpturen die Bilder Christi uns nie völlig befriedigen können, sondern zwischen unserm Ideale und der künstlerischen Darstellung eine ungelöste Differenz zurückbleibt, wie vielmehr muß solches der Fall sein, wenn Christus in lebender Person handelnd eingeführt wird? Aber eben diese Vergleichung der dramatischen mit den andern Künsten zeigt uns, daß hier, wenn auch ein sehr bedeutsamer, doch kein absoluter Unterschied obwalte, und, wenn den andern Künsten Berechtigung und Fähigkeit, das Heilige darzustellen, zugesprochen wird, sie der Mimik nicht unbedingt abgesprochen werden dürfe. Wenn es recht und gut ist, daß ich das Wort des Herrn in meinen Mund nehme, um es als solches aus seinem Sinn und Geiste heraus rede- oder gesangsweise vorzutragen, warum soll ich nicht auch seine Gestalt in meiner Person darstellen dürfen, um darin sein Handeln, Wirken und Leiden dem frommen Sinn zur Erbauung vorzuführen? Denn wenn für jenes nicht mit Unrecht geltend gemacht wird, daß dabei eine Vermengung des Dichters und Sängers mit Christi Person für den Hörer ferngehalten sei, so ist zu erwiedern, daß auch beim geistlichen Schauspiele ungeachtet aller Illusion desselben doch eine wirkliche Identifikation der Person des Spielenden mit der Person Christi im Bewußtsein der Zuschauer niemals wirklich eintrete. Es bleibt also in beiden Fällen der sündliche Mensch bloßer Träger des Heiligen, wie dort durch sein Wort, so hier überdieß durch seine

ganze persönliche Erscheinung, wobei das allerdings nicht zu verkennen ist, daß hier die Gefahr der Profanation viel näher liege, als in jenem Falle. Während wir aber demnach, soweit es die Idee der Sache an sich betrifft, die mimische Darstellung des Heiligen nicht für etwas Sündliches und Verwerfliches erklären dürfen, so erscheint es doch andererseits um so wichtiger, daß in der Wirklichkeit die heiligen Schranken, welche hiefür bestehen, aufs Strengste eingehalten werden. Und die Hauptschranke ist die, daß solche Aufführung im heiligen Sinn und Interesse stattfinde, beides: von Seiten der Spielenden und der Zuschauer. Nimmermehr werden wir es ertragen können, daß der Heilige von solchen dargestellt werde, welche die Mimik zu ihrem Lebensberufe erwählt haben und uns deßhalb als Vertreter des weltlichen Schauspieles gelten. Nur im Schooße einer gläubigen Gemeinde, welche mit solchem Spiele ihren Herrn ehren und durch dasselbe sich erbauen will, könnte die Darstellung ohne Anstoß für unser Gemüth geschehen. Und selbst hier würden hinsichtlich der Wahl der betreffenden Personen die zartesten Rücksichten beobachtet werden müssen. Aber auch dieß reicht noch nicht hin, um die Frage auf praktischem Boden zu lösen und speciell eine Erneuerung des geistlichen Schauspiels für unsere Zeit gerechtfertigt, angemessen und erbaulich erscheinen zu lassen. Denn abgesehen davon, daß sich sehr viele günstige Umstände vereinigen müssen, um uns den Abstand der Wirklichkeit vom Ideal nicht in störender Weise empfinden zu lassen, daß ferner in unsern Gemeinden der religiöse Sinn zu wenig den Grundton anzugeben pflege, um das Aufkommen anderer Eindrücke beim Spiele gänzlich niederzuhalten, und daß es endlich etwas Anderes sei, den gottesdienstlichen Charakter solchen Spiels aus vergangenen Zeiten zu bewahren und ihn neu demselben aufzuprägen — abgesehen von alle dem, so ist, worauf das Letzte uns bereits hinweist, auch der Punkt wohl zu beachten und zu erwägen, daß die Stellung unserer Zeit zu solcher dramatischen Darstellung des Heiligen auf Grund unserer gesammten Bildung und Culturentwickelung eine wesentlich andere ist, als sie im Mittelalter gewesen. Schon dieß ist von Belang, daß damals das geistliche Schauspiel einem wirklichen Bedürfniß und inneren Drange entsprochen hatte, weil dem Volke die Kenntniß der heil. Geschichte selbst nicht zugänglich war; es galten die Passionsspiele als eine Art biblia pauperum, d. h. Bibel für die Armen — ein Bedürfniß, welches in unserer Zeit offenbar nicht mehr besteht. Sodann aber herrschte damals im Volke noch jene Kindlichkeit des Sinnes, welche sich, weil man von einer Anwendung des Schauspiels auf weltliche Gegenstände nichts wußte, mit aller Naivität dem Eindruck des Heiligen im Spiele hingab. Hingegen ist unserer Zeit diese geistliche Naivität verloren gegangen; wir scheiden Heiliges und Profanes in strenger Weise, und weil wir uns gewöhnt haben, das Schauspiel ausschließlich mit dem Profanleben in Verbindung zu bringen, so will uns die Uebertragung dieser Kunstform auf das Gebiet des Heiligen immer mehr oder weniger als eine Profanation desselben erscheinen. Dieß ist nicht zu ändern, wenn wir

auch in mancher Hinsicht bedauern möchten, daß es also gekommen; in Dingen von so tiefem Gegensatze, wie Welt und Kirche sind, läßt sich das Bewußtsein der Gemeinde nicht auf die Anschauungs- und Gefühlsweise früherer Jahrhunderte zurückführen. Einen Beweis dafür liefert uns eben das Passionsspiel von Oberammergau. Gewiß hat diese Gebirgsgegend in ihrer großen Abgelegenheit und Abgeschiedenheit vom Weltverkehr sich jene Naivität des religiösen Sinns in einem Maaße bewahren können, wie kaum andere Gemeinden. Und doch zeigt sich auch dort bereits der religiöse Charakter des Spiels nicht wenig getrübt. Denn schon lassen sich in demselben fremdartige Elemente verspüren, die darin eingedrungen. Einzelne unter den Mitwirkenden, wie mir solches am meisten bei Judas Ischarioth aufgefallen, spielen schon nicht mehr in der Schlichtheit religiösen Interesses, sondern mit sehr deutlich erkennbarem mimischen Bewußtsein; für die Fremden, welche in immer größeren Schaaren aus ganz Deutschland hinzuströmen, ist es eben kein Gottesdienst, sondern eine interessante kulturhistorische Erscheinung, und die Gemeinde selbst fängt bereits an, sich in dem Ruhm, den sie einerndtet, zu bespiegeln und ihr Spiel wohl selbst zu einer Erwerbsquelle für ihr Gemeinwesen zu machen. Dieses jetzt schon bemerkbare Verderben wird von Jahrzehend zu Jahrzehend noch tiefer eindringen, und ich fürchte, nicht viele Jahrzehende wird es mehr währen, so wird die Kirche sich genöthigt sehen, das jetzt noch sehr erbauliche Spiel im Interesse der Frömmigkeit aufzuheben.

Wenn aber die Katholische Kirche, welche so viel mehr als die Evangelische geneigt und gewöhnt ist, das Heilige in der Form der äußern Erscheinung darzustellen, sich hiernach außer Stande befindet, das geistliche Schauspiel in wahrhaft glaubenskräftiger Weise für unsere Zeit zu erneuern, wie viel ferner noch muß solches der Evangelischen Kirche liegen, welche vor Allem auf das Wort Gewicht legt und mit so zartem Sinne jede Vermengung des Geistlichen mit Weltlichem scheut! Das geistliche Schauspiel hat unter uns keine Zukunft, es gehört der Vergangenheit an, in welcher allerdings eine nicht geringe Kraft zur Erbauung der Gemeinde von ihm ausgegangen ist. Und das Oberammergauer Passionsspiel ist noch die ehrwürdige, in der stillen, geheimnißvollen Welt des Hochgebirges bewahrte Reliquie aus jener Zeit eines minder kritischen, naiveren Sinnes der Frömmigkeit.

Aber soll denn mit dem Passionsspiel auch die besondere erbauliche Kraft, die von solch lebendiger Vorführung der Passion auf die Gemeinde ausgeht, gänzlich für uns verloren sein? Nicht doch! antworte ich. Und ich könnte mich für diese Antwort darauf beziehen, daß bei uns doch allgemein, in treuer Festhaltung der reformatorischen Sitte, während der ganzen Passionszeit besondere Predigten in jeder Woche speciell über das Leiden Christi gehalten werden, wo es in der Macht des Geistlichen steht, der Gemeinde ihren leidenden Heiland recht lebendig vor Augen zu malen und sein Bild ihr tief ins Gemüth einzuprägen. Auch darauf könnte ich mich beziehen, daß man bei uns an vielen Orten angefangen hat, während der stillen Woche überdieß die ganze Passionsgeschichte der Reihe nach in der Weise vorzulesen, daß die Gemeinde je an betreffenden Abschnitten mit ihrem Choralgesang, wohl auch abwechselnd mit Chorgesang eintritt, um darin ihr heiliges Gefühl des Schmerzes, des Dankes und der liebenden Hingabe auszusprechen. Und welch eine reiche Quelle der Erbauung ist der Gemeinde

hierin eröffnet! Aber ich will auf eine andere, gleichfalls alte gottesdienstliche Sitte unserer Kirche hinweisen, welche mit dem von uns besprochenen Gegenstande in noch näherer Verwandtschaft steht. Schon vom Anfange der Reformation an nämlich hat unsere Kirche, der katholischen folgend, in der stillen Woche die gesammte Erzählung der Leidensgeschichte auch gesangsweise durch den Chor vortragen lassen, in der Weise, daß eine Chorstimme im kirchlichen Recitativ die Worte des Evangelisten sang, meist eine Tenorstimme, die Worte aber, welche unser Herr selbst sprach, von einer andern, meist einer Baßstimme, übernommen wurden, und wo die Jünger redeten, deßgleichen wo der Ruf der Volksmassen erscholl, diese Worte vom ganzen Chor im mehrstimmigen harmonischen Satze ausgeführt wurden. Dazwischen aber trat die Gemeinde mit dem Gesange des Chorals ein. Diese Weise, die Passion zu singen, wurde von Luther sehr angelegentlich empfohlen und fand in unserer Kirche nicht bloß allgemeinen Eingang, sondern man wendete ihr selbst besondere Liebe und Pflege zu. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hielt man dabei an den alten strengen kirchlichen Weisen. Dann aber bemächtigte sich die Kunst dieses dankbaren Stoffes und entfaltete darin ihren ganzen Reichthum von musikalischen Weisen in Vokal- und Instrumentalmusik. Das herrlichste Erzeugniß dieses Strebens besitzen wir in der mehrfachen Bearbeitung der Passion von Sebastian Bach. Aber eben diese freie kunstmäßige Behandlung mußte die musikalische Passion aus der Kirche selbst hinausdrängen. Zu Bach's Zeit bildete ihre Aufführung noch einen Theil des wirklichen Gottesdienstes. Allmählig aber verschwand sie aus demselben, und jetzt kennen wir Bach's Passion nur noch als Sache des freien Concertes, mag es in der Kirche oder an einem andern Orte gehalten werden. Wollen wir uns zwar freuen dieser edelsten Blüthe geistlichen Kunstgesangs, und möchte es uns häufiger vergönnt werden, Sinn und Herz daran zu erquicken! Aber soll die Kirche selbst dieses ihres alten Schatzes, des Gesanges der Passion in den Gottesdiensten der stillen Woche, verlustig bleiben? Es war damit ja nicht anders ergangen, als mit dem Chorgesang überhaupt und mit so manchen andern kirchlichen Schätzen des Glaubens. Weil seit dem vorigen Jahrhundert der Geist einer blos subjektiven Frömmigkeit, weil das einseitige Kunst-Interesse und dann noch überdieß der Weltsinn den alten lautern, frischen, kirchlichen Glaubensgeist daraus verdrängt hatte, ist die Liebe der Gemeinde zu ihnen immer lauer geworden, bis sie am Ende zum Theil gänzlich aus unsern Gottesdiensten schwanden. Wenn nun aber die neu erwachte Liebe zur Kirche jene alten Schätze wieder aufsucht, um sich dieselben nach dem Maaße unseres Bedürfnisses und Verständnisses wieder anzueignen, wenn wir insonderheit durch die Wiederaufnahme des alten kirchlichen Chorgesanges unsere Gottesdienste zu beleben und zu verherrlichen begonnen haben, sollte die musikalische Passion der Kirche, deren einfache tiefergreifende Weisen ihre Kraft noch nicht verloren haben, davon ausgenommen sein? Kann auch die dramatisch-mimische Darstellung der Passion, das Passionsspiel in unserer Zeit nicht wieder aufgenommen werden, so besitzen wir dafür einen reichen und den edelsten Ersatz von ächt kirchlichem Wesen und Werth in der musikalischen Ausführung desselben von Seiten des Chors in dem Gesang der Passion. Und dieser kann und soll, und ich hoffe auch, er wird in unsern Gottesdiensten wieder erstehen zur tiefen Erbauung der Gemeinde.

G. S.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 13. April. № 30.

Ueber Vesper-Gottesdienste.

(Fortsetzung und Schluß.)

Daß wir die liturgische Ordnung, die uns die Kirchen-Ordnungen und Lossius' Cantionale für die Vespern angeben, beibehalten müssen, glauben wir überzeugend genug dargelegt zu haben. Hiermit ist aber die Arbeit, die wir uns vorgesetzt haben, wahrlich nicht beendet. Daß wir Psalmen und Cantica mit Antiphonen, Responsorien, Hymnen, Versikeln u. s. w., jedes an seiner bestimmten Stelle, singen werden, daß wir Lectionen und Gebete haben werden, steht fest. Welches diese Psalmen, Antiphonen u. s. w. für jede Zeit des Kirchenjahres sein werden, steht damit leider noch keineswegs fest. Hier zu einem bestimmten Abschluß zu gelangen, ist eine schwere Arbeit. Wodurch sie so schwer ist, sagt uns das Wort: „Wer die Wahl, hat die Qual." Denn die Kirchenordnungen lassen uns in Betreff auf die Frage, welche Antiphonen ꝛc. der alten Liturgie denn nun rein und daher annehmbar seien, welche Psalmen, Hymnen regelmäßig gesungen, welche Lectionen gelesen werden sollen, fast vollständig im Stich. Nach dem, was Luther in der zuerst erwähnten Stelle aus der Deutschen Messe sagt und was entweder in den deutlichsten Worten der Kirchenordnungen oder wenigstens zwischen ihren Zeilen zu lesen ist, sind wir zu der Annahme berechtigt, daß diese Auswahl gar sehr in das Belieben der Pfarrer, vielleicht auch Superintendenten gestellt war. Jeder Pfarrer hatte noch das Brevier, man traute ihm so viel Festigkeit im Evang. Bekenntniß zu, daß er das Richtige beibehalten und das Falsche ausmerzen würde. (Wer weiß, könnte man hierbei fragen, ob nicht in dieser dem Einzelnen gewährten zu großen Freiheit einer der Keime gelegen hat, die das so vollständige Aussterben jener liturgischen Vesperordnung in der Luth. Kirche hervorgebracht haben. Denn schon der pietistischen Zeit mochte die feste kirchlich-liturgische Ordnung wenig behagen und die Pfarrer konnten ja dann leicht das ganze Behalten und Darangeben derselben auch in ihr subjektives Ermessen gestellt glauben.) Wie die Pfarrer damals, so steht auch jetzt noch der zu der Sache, der es versucht, jene liturgische Ordnung ins Leben zu rufen. Er hat das Recht und damit die Pflicht, den Stoff aus den Quellen zu schöpfen und nach bestem Wissen und Gewissen zu vertheilen. Erleichtert wird ihm die schwere Aufgabe durch Benutzung des Lossius, in dem eine fast vollständige Sammlung der damals kirchlich gebräuchlichen Gesänge sich findet. Doch kann er dabei nicht stehen bleiben, hat im Gegentheil stets weiter zurückzugehen und den Stoff, den das Brevier bietet, zu vergleichen. Der unerschöpfliche Reichthum an Stoff, der hier sich findet, macht das Aussuchen recht schwierig. Man möchte unserer an liturgischen Erbauungsmitteln so jämmerlich verarmten Kirche so viel als möglich von diesem Labsal bieten und man hat eine oder zwei Vespern für die ganze Woche, das ganze Fest, in der man den Stoff, der dort für eine ganze Woche vertheilt ist, verwenden soll. Diese stete Nothwendigkeit des Beschneidens des Stoffs trübt vielfach die Freude an der Arbeit. Wenn die täglichen Metten und Vespern, die in der Reformationszeit in allen Städten bestanden, wo größere, namentlich lateinische Schulen waren, wieder ins Leben träten, wenn unsere schönen Dome und Kirchen täglich wiederhallten vom Lob und Preis Gottes und also sich als die „lieblichen Wohnungen des Herrn", darin ein Christenherz seine Heimath finden kann, täglich erschlössen, — dazu die Liturgieen für das ganze Kirchenjahr, aus den Quellen geschöpft und gereinigt, zusammenzustellen, wäre eine Arbeit, bei der das Herz fürwahr fröhlich werden könnte. Doch dies sind vielleicht nur Träume und — Träume sind Schäume.

Das die alten Quellen. Dazu kommt eine neue, der Schatz unserer Kirchenlieder. Als die Vespern in der Evang. Kirche ins Leben traten, war man meist auf die alten lateinischen Hymnen beschränkt; dazu kamen ihre Uebersetzungen und die Lieder Dr. Luthers. Es wäre eine gar verkehrte Kirchlichkeit, wenn man, um möglichst sich den Vespern jener Zeit anzuschließeu, mit Ignorirung der folgenden Entwickelung des Kirchenliedes, namentlich durch Paul Gerhardt, nur die Gesänge beibehalten wollte, die damals etwa für die Vespern verordnet waren. Hat der Herr der Deutsch-Evang. Kirche an ihrem Liedersegen einen Schatz von Erbauungsmitteln geschenkt, wie keiner Kirche zuvor und keiner außer ihr, so muß die Liturgik, die die Erbauungsmittel im Gottesdienst auf die richtigste Weise zu vertheilen die Aufgabe hat, diesen Schatz auf das Eifrigste ausbeuten. Es ist nicht genug, daß das Kirchenlied in dem zu singenden Eingangs- und Hauptliede vertreten sei, es muß, z. B. in einzelnen Versen, in alle Theile des Gottesdienstes, namentlich an Stelle der Antiphonen und Responsorien, hineingewebt

werden. Das Resultat wird freilich sein, daß die Vespern ein wenig anders sich gestalten werden, als die geschichtlich uns vererbten. Es ist uns das aber viel lieber als das unfehlbare Resultat beim entgegengesetzten Verfahren, daß sie nur für den Historiker und Archäologen Anziehungskraft haben würden. Den Nachweis darüber, wie ich diese Quellen zur Sammlung und Vertheilung des Stoffs benutzt habe, in Folge dessen, wie ich hoffe, auch der strengere Kritiker wird anerkennen müssen, daß ich nirgends willkürlich zu Werke gegangen, sondern in jedem Einzelnen wie in dem Ganzen der Vespern einem bestimmten, den Regeln der Liturgik gemäßen Plane gefolgt bin, werde ich besser in einem zweiten Artikel führen, wenn das Büchlein bereits durch den Gebrauch den Lesern bekannter geworden ist.

Jetzt schließe ich an die Geschichte der Entstehung dieses Büchleins die herzliche Bitte und Aufforderung zur Einführung in die Gemeinden, sei es in neu einzurichtenden Sonnabends- oder Sonntags-Abendgottesdiensten, sei es in den schon bestehenden Vespern am Sonntag-Nachmittag.*) Ich kann die Bitte um so freudiger thun und um so dringlicher machen, als das Büchlein ja wahrlich nicht mein Werk ist, ich mir vielmehr nur Handlangerdienste zuschreiben darf, um die Schätze der Kirche ans Licht zu fördern. Freilich läßt sich die Antwort Vieler auf diese Bitte schon im Voraus berechnen. „Die Vespern mögen recht schön sein, aber bei mir ist die Einführung nicht möglich. Es würde sich eine viel zu mächtige Opposition erheben. Die Gemeinde ist auch abgesehen davon nicht im Stande, sich in dem Buche zurechtzufinden und dem verwickelten Gange der Vespern zu folgen; endlich wo soll ich in meiner Gemeinde die liturgischen Kräfte finden, um alle diese Gesänge auszuführen?" Sollten vielleicht alle diese Bedenken nur der Vorwand, das eigentliche Bedenken aber die Störung unserer behaglichen Ruhe und die vermehrte Arbeit sein, sollte sich die von mancher Kirchenvisitation her vernommene Klage hier bewahrheiten, daß die Pastoren nicht stets *über* dem Treiben in der Gemeinde stehen, sondern auch von dem in ihr herrschenden Geist der Schlaffheit und Lauheit angeweht sind, dem jede reichere Entfaltung christlichen Lebens und Cultus schon deßhalb zuwider ist, weil sie vermehrte Kraftanstrengung fordert? Doch nein, jene Bedenken sind die wirklichen. Versuchen wir es, sie zu widerlegen. Eine Opposition wird allerdings an manchen Orten sich einstellen. Sie wird mit den Waffen der sattsam bekannten Schlagwörter gegen jede Hebung des Cultus gemacht werden von den unkirchlichen Elementen der Gemeinde; unter einigermaßen kirchlichen Leuten wird sich die Klasse der „kirchlichen Philister" anschließen, wenn ich sie so nennen darf, die einen neuen Gottesdienst für eine schwere Verletzung des „wie es immer bei uns

*) Die Predigt oder Kinderlehre wird dann an Stelle der zweiten Lection und Ansprache stehen, ihr ein (vielleicht vorzusprechender) Predigtvers und dann ohne Antiphone das Nunc dimittis folgen. Dies letztere rathen wir überhaupt, an den Sonntag-Abenden stets an Stelle des Magnificat zu singen.

gewesen ist" ansehen, die „in Ruhe ihr Lied singen und die Predigt anhören wollen, aber durch dies bunte Durcheinander in ihrer Erbauung gehindert werden." Dagegen werden Alle, die einen Zug zum Worte Gottes haben, instinctmäßig angezogen werden und, anfangs freilich der Sache noch fremd und eine „Erbauungsstunde" in einfacherer Form vorziehend, dennoch sich bald mit Liebe hineinleben und dann nach nicht langer Zeit von der Schönheit solcher Gottesdienste angestrahlt, ihnen das ganze Herz schenken. Die frische, fröhliche Jugend wird aber alsbald von Leidenschaft für die Vespern erfüllt werden. Soll man Jenen zu Liebe Diese darben lassen? Merkt man denn nicht, wie jene ersten Opponenten, vielleicht deutlicher denn wir, von den neuen Gottesdiensten ein neues Strahlen des Jesusnamens und ein vermehrtes Kommen seines Reichs voraussehen und deßhalb mit ihnen jenes ihnen so fatale hintertreiben möchten? Oder sehen wir nicht die instinctmäßige Angst des kirchlichen Philisters, er könne durch diese Vespern selbst aus seiner süßen Ruhe aufgerüttelt werden, Angst bekommen und — das schrecklichste für seinen dermaligen Standpunkt — am Ende gar selbst „fromm" werden? Nicht *trotz* dieser Opposition, sondern gerade *weil* sie vorhanden ist, müssen wir uns getrieben fühlen, mit der Einführung zu eilen.

Doch die andern Bedenken! Sie haben wirklich einen Schein für sich, da wir uns nicht verhehlen dürfen, daß in der Reformationszeit diese liturgisch reichen Vespern nur in den Städten, wo Schulen waren, sich fanden, die Ordnung aber auf dem Lande viel einfacher war. Aber derselbe Grund, der damals diese Vespern für die Landgemeinden unmöglich machte, macht sie jetzt in ihnen möglich, ja möglicher, als in manchen Stadtgemeinden. Denn wir haben jetzt Schulen in jeder Landgemeinde, in deren meisten (wo nicht ganz unfähige Lehrer sind) die Kinder im Gesange reichlich so weit gebracht sind, daß sie den Anforderungen dieser Vespern vollständig genügen können. Wo Pastor und Lehrer zusammengehen und auch nur einer von ihnen etwas musikalischen Sinn, aber viel Lust und Liebe zur Sache hat, wo jeder an seinem Theil die Schuljugend, die Confirmanden und erwachsene Jugend im Gebrauch dieses Büchleins unterweist, die Gesänge mit ihnen übt, vor Allem aber die Herzen der Jugend hierfür zu gewinnen versteht, ist jede Schwierigkeit gefallen. Schreiber dieses erlaubt sich kurz anzugeben, wie er die Einführung der liturgischen Gesänge in den Vespern, namentlich des Psalmodirens in seiner Gemeinde zu U. L. Frauen und Mönchen in Jüterbog angebahnt hat. Günstig war vor allen Dingen das Interesse und die Mithülfe des Organisten, der, wie wir bereits im Anfang erwähnten, einen wohlgeübten Chor um sich versammelt hatte. Ungünstig aber war der Umstand, daß es keine Parochialschule gab, und in den Klassen der Stadtschule die Kinder meiner Gemeinde die Minorität bildeten, für die das Einüben von Gesängen, die sonst nicht zu gebrauchen waren, nicht zu verlangen war. Die für die Einführung in die Kirche so wichtige Vorarbeit durch die ganze Schule war uns also versagt. Man mußte sich zu hel-

fen wissen. Die Confirmanden wurden genommen. Ein Psalm war aufgegeben. Er wurde am Ende der Stunde im Chor aufgesagt. Noch einmal! hieß es. Die Knaben fangen allein an! Am Schluß des ersten Halbverses ein Wink zum Aufhören und zum Fortfahren von Seiten der Mädchen. Beim zweiten Verse wird ebenso die erste Hälfte von den Knaben, die zweite von den Mädchen gesagt. So geht es den ganzen Psalm hindurch und bald ist es unnütz, den Wink zu geben; die Kinder finden den Parallelismus des Psalmenverses von selbst, ja einmal im Zug, fahren sie am Schluß von selbst fort: „Lob und Preis sei Gott", jede Abtheilung nach dem ihr zufallenden Halbverse der Doxologie richtig inne haltend. Dritte Wiederholung: der ganze Psalm, in derselben Theilung und demselben Tempo, aber statt gesprochen, auf einem Ton gesungen. Der Antiphonische Gesang fiel vorläufig weg, es sang jeder Chor seine Halbverse ununterbrochen hintereinander ab. Vierte Wiederholung: Der Psalm wie vorher, nur mit Hinzunahme der Modulation in den zwei, drei oder vier Schlußsilben. Dann wurde er zum Schluß noch einmal von beiden Chören antiphonatim wiederholt. Nach einer Viertelstunde war eine Psalmodie in der Regel vollständig eingeübt. Solchen kleineren Uebungen folgte vor der ersten Ausführung einer neuen Vesper in der Regel eine Art Generalprobe, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist. Die beiden Confirmandenklassen werden mit dem Auftrage, alle Kinder, die Lust haben, mitzubringen, bestellt und bilden die Gemeinde; einige Chorknaben vertreten den Chor; der Organist leitet mit der Violine. Dieselbe Methode beim Einüben, dasselbe Resultat. Auch die noch unbekannten Liederverse werden durchgesungen; der ganze Gang der Vesper den Kindern an den bereits unter sie vertheilten Zetteln klar gemacht. Am Sonntag Abend versammelten sich im Pfarrhause in alter Liebe und Treue die eingesegneten Mädchen. Hier ward eine zweite Pflanzschule für den Kirchengesang, namentlich den der Vespern eingerichtet. Manches neue Lied, mancher neue Psalm wurden hier gesungen. Die Mädchen waren zuletzt so geübt, daß sie nur ein gewöhnliches Psalmbuch mitbrachten, selbst den Parallelismus der Verse und die Silben, auf die die Schlußcadenz fällt, aufsuchten. Wahrhaft überraschend waren die hier erzielten Erfolge. Hier wie in jenen Confirmandenstunden, wo im kleineren Kreise das Psalmodiren wirklich fehlerlos, frisch und munter ging, ward mir selbst erst die volle Macht dieser Gesangsart klar. Der Psalm, den die Jugend wohl hundertmal in gewohnter Gedankenlosigkeit mochte aufgesagt haben und der ihrem Herzen dabei meist ganz fremd geblieben war, verklärte sich plötzlich vor ihnen. Man konnte es aus der wachsenden Begeisterung beim Singen und den immer heller leuchtenden Augen deutlich abmerken, daß der Inhalt des königlichen Sängerworts Davids plötzlich als etwas ganz Neues, zu heiliger Freude hinreißendes, vor Geist und Gemüth der Singenden trat. Doch zurück zur Sache. Das waren die Vorübungen. Die Vesper kam. Bei der Orgel war der Chor. Unten vor dem Altar saßen in compacter Masse die Kinder beisammen, in der Gemeinde zerstreut so viele meiner

Sonntagabendgäste, als Zeit gefunden hatten. Ueber Erwarten schnell fand sich, von dieser Masse geleitet, die Gemeinde in den Liturgiezetteln zurecht und begannen immer Mehrere dem einmüthigen Gesange der Kinder, namentlich bei der Psalmodie und den Versikeln sich anzuschließen.

Auf Grund dieser Erfahrungen seien folgende Rathschläge erlaubt. Die disponible und, wie vorhin angegeben, zu übende Kinderschaar werde getheilt. Eine kleine Anzahl der besten Sänger unter den Knaben allein wird Chor unter specieller Leitung des Lehrers, (Küsters, Organisten). Das Gros der Kinder bildet den Kern der Gemeine. Es muß in geschlossenem Gliede inmitten derselben sitzen. Auch ihm ist ein oder mehrere Vorsänger zu geben. Wo ein zweiter Lehrer ist, fällt diesem naturgemäß dies Amt zu. Sonst finden sich gewiß in der Gemeinde ein paar junge Männer mit kräftiger Stimme. (In England fand ich oft, daß die Frau Pastorin sich diesem Dienst am Heiligthum gewidmet hatte und ihre klare Stimme bei Responsorien und Psalmodien vorsang, der dann die Gemeinde freudig sich anschloß.) Die Vorsänger der Gemeinde müssen vom Führer des Chors wohl instruirt und mit seiner Manier genau vertraut sein, damit sie während des Gesanges mit seinem Tempo und Orgelspiel stets im Einklang bleiben. Außerdem ist zum Ueben der Gesänge und nachfolgender Mitwirkung im Gottesdienst die erwachsene Jugend möglichst heranzuziehen. Beispielsweise seien ihre Uebungen in der Kirche oder Pfarrhaus am Sonntag Nachmittag. Jedes Gemeindeglied, das auch nicht mehr der Jugend angehört, sei in diesen Uebungen willkommen. Nach diesen Rathschlägen ist eine musikalische Begabung von Seiten des Pfarrers, die ja leider in der Regel fehlt, durchaus keine conditio sine qua non. Die musikalische Arbeit kann der Lehrer, oder wie sein Titel lautet, ganz allein besorgen. Dem Pastor fällt nur eine pastorale Thätigkeit zu, diese aber ist unerläßlich. Er muß seinen Lehrer für die Sache zu erwärmen verstehen, die von Jenem zu bezeichnenden Gehülfen zur Leitung der Gemeinde innerlich für die Sache gewinnen. Er muß zwischen dem Lehrer und diesen Führern der Gemeinde das leicht durch kleine Zänkereien, Eifersüchteleien und dergl. zu untergrabende treue Zusammenhalten bewahren, er muß endlich die erwachsene Jugend heranzuziehen sich bemühen und bei ihren Uebungen in der Kirche zugegen sein, dieselben durch freundliche Worte oder Erzählungen würzend. Gewiß eine Arbeit für einen Geistlichen, die nicht nur als Mittel zum Zweck, sondern auch als Selbstzweck zu erstreben ist. Die Klage über die Verkehrtheit des Lehrers oder der erwachsenen Jugend und die damit begründete Entschuldigung, daß nichts zu machen sei, ist in der Regel sehr ungerecht. Man ziehe nur den Lehrer heran, gebe ihm Gelegenheit zur Entfaltung seiner Gaben, erkenne seinen Eifer und seine Erfolge an, so wird man ihn willig finden. Ebenso die andern Elemente aus der Gemeinde. Sobald sie es fühlen, daß sie wirklich gebraucht werden und ihre Mitwirkung allein die Vespern möglich macht, sobald sie sich mit der Würde einer Art Amtes in der Kirche bekleidet sehen, werden sie sich in den mei-

sten Fällen mit dem freudigsten Eifer der Sache annehmen. Also wiederholen wir es, in des Pastors pastoraler Klugheit liegt der Schlüssel zur Einführung.

Noch ein Zusatz! Will man des Erfolges der Psalmodie insonderheit bei der ganzen Gemeinde noch sicherer sein, so *spreche* man die erste Zeit die Psalmen in zwei Chören. Der Pastor spreche je den ersten Halbvers und lasse den Chor und die Kinderschaar inmitten der Gemeinde zusammen den zweiten sprechen. Man bitte die Gemeinde, sich diesem Sprechen oder „lauten Beten" der Psalmen anzuschließen. Die Antiphonien vor- und nachher mag der Chor, die Doxologie am Schluß des Psalms Chor und Gemeinde antiphonatim von Anfang an in dem bestimmten Ton singen. Durch diese Weise, mit dem Psalmengesang zu beginnen, wird das erreicht, daß auch die älteren Gemeindeglieder sich rasch an das Tempo gewöhnen, den richtigen Rythmus treffen, die Psalmen nachher beim Gesange voller klingen und das sonst nothwendige lästige Silbenangeben durch ein staccato der Orgel wegfallen kann.

Zwei Bedenken sind jetzt vielleicht noch nicht gehoben. Erstlich basirt sich hier doch Alles auf das Vorhandensein einer Orgel. Daß eine Vesper, namentlich die Psalmodie, mit Orgel schöner ist, als ohne dieselbe, läugnen wir nicht. Aber wo ist die Orgel absolut nöthig? Bei den Liedern? Die singt man ja, wo man keine Orgel hat, sonntäglich im Haupt-Gottesdienste auch. Bei den Versikeln? So gut der Pastor allezeit die 4 Töne ohne Orgel singt, wird auch die Gemeinde, von den geübten Kindern geleitet, ihm dieselben 4 Töne nachsingen können. So bleiben die Psalmodieen. So gut man sie ohne Orgel zusammen*sprechen* kann, so gut sie auch in diesen dem Sprechen so verwandten Melodieen *singen*. Uebrigens ist das Magnificat lange Zeit bei uns ohne Orgel gesungen worden und ich kenne Amtsbrüder, die Jahr ein Jahr aus des Psalmodirens in ihrer Kirche ohne Orgel pflegen. (Sie singen den ersten Halbvers und lassen den Küster mit den Kindern und der sich anschließenden Gemeinde respondiren.) So bleibt als letztes Bedenken der etwa fehlende Chor. Es ist ja aber wahrlich nicht nöthig, daß dieser fehle. Wir haben in mehreren Dörfern unter unseren für so stumpf und unmusikalisch verschrieenen Landleuten, insonderheit Knechten, vom Lehrer geleitete Gesang-Vereine gehört, deren vierstimmiger Gesang das Herz wahrhaft erfreute und erquickte.*) Der sittliche Einfluß solcher Vereine springt von selbst in die Augen, und wir möchten an alle von Gott dem Herrn mit Gesangesgabe beschenkte Lehrer, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen, die herzliche Bitte richten, nicht die ihnen verliehene Gabe brach liegen zu lassen, sondern eine Arbeit unter den jungen Leuten zu beginnen, die ihnen selbst Freude machen,

*) Es würde gewiß wünschenswerth sein und zur Nachfolge reizen, wenn Hr. Superint. Roth in Bocho bei Jüterbog über den in seiner Gemeinde unter Leitung des Cantors bestehenden und Vorzügliches leistenden Gesangverein einige Notizen gäbe.

an der Gott der Herr Wohlgefallen haben würde und um derenwillen er sie sicherlich segnen wird. Doch wir haben die Möglichkeit solcher Gesangvereine hier zu dem Zweck hingestellt, um zu zeigen, wie leicht sich zu den aus den Schulknaben zu bildenden Oberstimmen die Männerstimmen finden lassen. Dieser Chor wird keine Sachen von Prätorius oder Bach singen, aber die vierstimmigen Choräle oder Psalmodieen, die unser Büchlein fordert, ganz gewiß richtig und zur Erbauung der Gemeinde einüben können. Doch wir nehmen den Fall an, daß für den Augenblick der vierstimmige Chor in der Gemeinde unmöglich ist. Nun, daran ist die Einführung unseres Vesperbüchleins wahrlich nicht geknüpft. Man nehme zehn Knaben aus der Schule, 7 für den Sopran, 3 für den Alt und lasse von ihnen die sämmtlichen Chorverse zweistimmig singen, etwa mit ganz schwacher Orgel, wenn's sonst nicht ganz sicher gehn will. Was dem Gesang an Fülle abgeht, wird ihm durch die reizende Naivetät ersetzt, die über solche Kinderstimmen gebreitet ist. Die Psalmodieen lasse man einstimmig. In Beziehung auf sie ist mir überhaupt zweifelhaft geworden, ob der vierstimmige Chorgesang ohne Orgel dem einstimmigen mit schwacher Orgel vorzuziehen ist. Der Gregorianische Gesang ist nun einmal nicht für Quartett gemacht. Ich glaube, daß die Psalmodie sich am Schönsten so macht: Die Antiphone vorher einstimmig ohne Orgel von den Knaben, die Intonation vom Pastor oder Knaben ebenso, der Chor einstimmig mit schwacher, die Gemeinde ebenso mit starker Orgel. Am Schluß wird mit starker Orgel vom ganzen Chor, ebenfalls einstimmig, die Antiph. wiederholt.

Diese Andeutungen werden genügen, um die Einführung der Vespern auch in Landgemeinden, denen wenig musikalische Kräfte zu Gebote stehen, zu ermöglichen. Wie Gesang-Vereine, die Größeres leisten können, ihre Kräfte bethätigen können, werden wir im zweiten Artikel andeuten.

Es bleibt uns jetzt, nachdem wir zuerst den kirchlichen Charakter unsrer Vesperzusammenstellung nachgewiesen und sodann die Bedenken über ihre Unausführbarkeit zurückgewiesen haben, der dritte, um mit der Homiletik zu reden, paränetische Theil übrig. Wollte Gott, er wäre nicht nöthig. Wollte Gott, es wäre unter uns eine lebendige Erkenntniß der traurigen Verarmung unserer Kirche an Erbauungsmitteln, ein brennendes Verlangen nach Vermehrung der Gottesdienste und nach liturgisch reicherer und darum erbaulicherer Gestaltung der bestehenden vorhanden, das nur der Anregung bedürfte, um alsbald hell emporzulodern und ein Neues zu schaffen. So steht es leider noch nicht. Im Gegentheil begnügt man sich in einer wahrhaft beneidenswerthen Ruhe mit den wenigen liturgischen Bröcklein, die man vorfindet, richtet sein ganzes Augenmerk auf die Predigt, von ihr, Bibelstunden und Erbauungsstunden aller Arten das Heil allein erwartend. Da soll denn hier zum Schluß noch einmal versucht werden, durch Hinweis auf den großen und reichen Segen, der mit der Einführung dieser „liturgischen Gottesdienste" unfehlbar sich einstellt, dem Leser zu Herzen zu reden,

Beilage.

und, so der Herr Gnade giebt, thatkräftige Liebe zu den Vespern in ihm zu entzünden.

Welchen Segen hat nicht der Pastor für sein eigen Herz von diesen Vespern! Jedem Haupt-, jedem Predigt-Gottesdienste klebt für uns Pastoren im besonderen Sinne das Wort an: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! Wie selten ist die Glaubensfreudigkeit vorhanden, die uns vor der Predigt die Sorge um dieselbe vergessen läßt. Diese trübt uns die Erbauung bei Liedern und Liturgie. Und wenn die Predigt dann gehalten ist, folgt der Arbeit wieder die Ermüdung und noch dazu das Gefühl, wie viel der Predigt gefehlt habe und wie man viel besser für die Gemeinde habe sorgen können. Die volle Erbauung, Erfrischung und Erquickung, die jedes verlangende Gemeindeglied finden kann und findet, ist wegen dieses „Im Schweiße" selten des Pastors Loos, wenn gleich der Herr für ihn seine besonderen Erquickungen und Tröstungen als Ersatz für jene im Gottesdienste hat. Hier in der Vesper bietet sich aber jene Erbauung dar. Sorge vorher, Ermüdung nachher sind nicht vorhanden. Man kann sich in ihnen ganz ungestört unter das gelesene Gotteswort stellen, so recht innig mitbeten, loben, danken und anbeten. Fürwahr man wird mit den Kindern, die dichtgeschaart um den Altar sitzen, zum sorglosen, fröhlich seines Gottes Lob singenden und in die unsichtbare Welt hinüberschauenden Kinde. An die Stunden in der Vesper, die ihm Erfrischung brachten nach der Mühe der Woche und Freudigkeit zum Dienste des Sonntags, denkt Schreiber dieses als an die seligsten Augenblicke im Amtsleben zurück. — Der zweite Segen erwächst dem Pastor durch den vermehrten Verkehr, in den ihre Einführung ihn mit der Gemeinde bringt. Ganz ohne Veranlassung mag man die Leute nicht recht besuchen, mit der Thür ins Haus fallen und gleich von ihrer Seelen Heil anfangen, ist peinlich für den Pastor und verstimmend für den Besuchten. Hier knüpft sich ein Verkehr ganz frei und leicht an, z. B. mit denen, die dem Lehrer zur Seite gehen sollen, mit den Eltern der Kinder, die etwa besonders gebraucht werden; das sonst so schwere Aufsuchen der erwachsenen Jugend, die eben verstimmt wird, wenn sie die Absicht geistlicher Aufsicht merkt, gestaltet sich hier ganz ungezwungen, und so führt dieser Gottesdienst hunderterlei andere Beziehungen zur Gemeinde mit sich, die einen freien leichten Verkehr mit ihr anbahnen und den Pastor anfrischen und beleben. In diesem nicht zu unterschätzenden Segen, den die Sache dem Pastor bringt, liegt dem Keime nach schon der Dritte. Es ist wohl die bitterste Klage treuer Pastoren, daß sie Jahre lang gearbeitet und keine Frucht gesehen, Jahre lang das Wort von der Buße und Vergebung der Sünden mit allem Fleiß und Entschiedenheit gepredigt haben und Niemand, Niemand sich wahrhaft bekehrt hat! Sie sind der Eliasstimmung nahe: „Sie wollen sich nicht bekehren, meine Tage sind vergeblich gewesen, so nimm nun Herr meine Seele!" Und dieses Eliaswehe macht die Seele so matt, daß man nun Erfolge gewiß nicht mehr erzielen wird. Wohlan! Beleben wir mit aller Energie (was der Mensch will, das kann er auch, gilt hier in hohem Grade) die deutsche Gesangesliebe und Gesangeskunde in der Gemeinde, benutzen wir die belebte zur Verschönerung des Haupt-Gottesdienstes, richten wir, wo es geht, am Sonnabend, wo nicht, am Sonntag Abend die Vesper ein. Das Büchlein will ja dazu helfen. Wenn dann nach einem Viertel- oder halben Jahr die Gemeinde, sonderlich die Jugend, schon so recht schön und erbaulich die Vespern singt in der erleuchteten Kirche, wenn dann aus der Gemeinde bald dieser, bald jener kommt: Ja, Herr Pastor, einen Kronleuchter sollten wir doch wohl haben, und der blitzende und funkelnde Kronleuchter in der Vesper am Weihnachtsheiligabend eingeweiht wird, wenn dann bei dem Schein des Leuchters allsonntäglich der Pastor neue Gesichter und neue Stammgäste bemerkt, — ja, wenn nach seinem Fortgange er hört, wie die Vespern manchem Gliede der Gemeinde tief ins Herz gewachsen sind, der Nachfolger sie beibehält und Organist und Lehrer in alter Treue wetteifern, sie nicht zu Grabe gehen zu lassen, er also durch des Herrn Gnade etwas in das Werk gesetzt hat, was ihn überdauert und kirchliches Eigenthum geworden ist, — dann muß sich wohl die Eliasklage auflösen in Lob und Dank gegen den Herrn, der unser Gebet erhört hat über Bitten und Verstehen. Wir bauen in diesen Worten nicht Luftschlösser, sondern schildern Thatsachen, deren Wahrheit Jeder erfahren wird, der mit Lust und Liebe und betendem Herzen an das Werk geht. In dem hier geschenkten Segen aber giebt der Herr ein Unterpfand, daß er auch unser Werben um die Seelen für den Herrn Jesus zuletzt nicht werde umsonst sein lassen. Und so ist der letzte und größte Segen dieser Vespern für den Pastor der, daß sie ihm eine Anfrischung zu neuer Freudigkeit für den Mittelpunkt des Amtes, die Predigt vom Kreuz Christi geben.

Der Segen, der den Gemeinden durch diese Vespern erwächst, ist in diesen Zeilen schon so mannigfaltig dargelegt und namentlich in dem zuletzt Gesagten so vollständig mitenthalten, daß wir nur noch ein paar kurze Andeutungen hinzuzufügen nöthig haben. Wir werden nicht behaupten können, daß die Predigt das einzig wahre, und darum das vollständig genügende Erbauungsmittel für die Gemeinde sei. Und wenn sie es in der Idee wäre, in der Erscheinung scheint es uns unmöglich. Denn wir haben den Schatz des Evangelii in irdischen Gefäßen und können es weder leugnen noch verhindern, daß sich oft das gelangweilte oder öde oder verzagte oder von des Leibes Banden gequälte Herz in der Predigt wiederspiegelt, daß Mancher nun einmal nicht die Gabe hat, zu der Anschauungsweise der Gemeinde herabzusteigen und recht verständlich zu werden u. s. w.

und daß durch Solches alles die Gemeinde an ihrer Erbauung eine Einbuße erleidet. Es muß uns Gewissenspflicht sein, daß wir den Leuten einen Ersatz für diese Einbuße und eine Gewähr geben, daß sie auch bei mangelhafter Predigt niemals umsonst in die Kirche zu gehen brauchen. Ja es giebt, um an schon Gesagtes noch einmal zu erinnern, Bedürfnisse des menschlichen Herzens, z. B. um nur das Höchste zu nennen, das der Anbetung, die zu befriedigen die Predigt schlechterdings außer Stande ist und für deren Befriedigung im Cultus zu sorgen die Kirche und jeder ihrer Diener die heiligste Pflicht hat. Beim Vormittags-Gottesdienst wird dieses durch Anwendung der vollsten von unserer Agende dargebotenen Form und durch Hereinziehung der liturgisch reichsten Abendmahlsfeier in den Gottesdienst erreicht. Aber was soll für den Nachmittags- oder den für unsere Zeit mit ihren veränderten Stunden und vermehrten Verführungen am Sonntag Abend vorzuziehenden Abendgottesdienst gethan werden? Wenn die Verhältnisse es so mit sich bringen, daß nur ein Nachmittag- oder Abendgottesdienst möglich ist, da möge man der Reform. Gottesdienstordnung folgend, die Predigt oder Kinderlehre in die liturgischen Vespern unsers Büchleins einfügen. Der Segen liegt auf der Hand. Wie schläfrig sind die Zuhörer (und man muß sie namentlich auf dem Lande wirklich oft entschuldigen), wie unfähig auch der bei der Arbeit der Predigt treue, oft aber durch die Schularbeit der ganzen Woche selbst matte Nachmittagsprediger, sie zu beleben! Und wenn nun durch diese Besperordnung, die stetes Aufmerken, stete thätige Mitwirkung der Gemeinde nicht nur fordert, sondern durch die Lieblichkeit ihrer Gesänge selbst wirkt, die Gemeinde erfrischt würde zum Anhören der — freilich nach reformatorischer Bestimmung auf eine halbe Stunde zu beschränkenden — Predigt, oder wenn sie wenigstens die stets wiederkehrende Liturgie dem Herzen zuletzt einprägen und ihr Schriftwort darin bewegen wird, hätten dann nicht in dem sonst so dürren Nachmittaggottesdienst die Wasser des Heils zu fließen begonnen? *)

Doch für das Segensreichste halten wir es, außer den bestehenden Predigt-Gottesdiensten entweder am Sonnabend oder Sonntag Abend oder wo möglich an beiden zusammen unsere Vespern als rein liturgische Feier ganz ohne Predigt einzuschalten. Wir können unsere Gründe der Kürze wegen nur andeuten.

*) Wie sehr alle diese Anschauungen und Wünsche schon in der Reformationszeit vorhanden waren, zeigt eine Stelle der K. O. von Schwäbisch-Hall (bei Richter a. a. O. I, 44): „Es ist bis hierher ein Predig nach Mittag an den Feyertagen gemeinlich geschehen eben zu der Zeyt, wo es gut slaffen ist, Sein auch mehr schlaffend in der Predig dan wachend erfunden. Dartzu im Sommer laufft einer dem Schießen zu, der ander dem Garten, darumb were es vielleicht fuglicher und fruchtbarlicher die selbig Predig unter der Vesper zu thon damit mancher so sunst biß in die Nacht by dem Wein plib sitzen von dem Wein zur Predig in die Vesper wurd gezogen" u. s. w. Zum Schluß folgt dann die Angabe der in der Vesper zu brauchenden reichen Liturgie.

Zuerst ist in vielen erweckten Christenherzen ein dringendes Verlangen zu finden, eine Feier zu haben, in der man von der Arbeit die das Predigtanhören dem ernsten Gemüthe stets bereitet, frei ist, — eine Feier, in der man nicht immer neues Heil einzusammeln braucht, sondern sich des bereits erlangten in mannigfaltigem Gesange, Gebet und Anbetung freuen und dafür loben kann. Und sollen wir nun sagen, daß um derer willen, die noch nicht erweckt in die Kirche kommen, dem Verlangen jener nach einer Feier ohne Predigt nicht stattgegeben werden kann? Es giebt unter diesen, namentlich den Gebildeten unter ihnen, Viele, denen die Predigt schwer beikommen kann. Sie sind alsbald bei der Hand, an dem Prediger etwas Unliebsames zu finden, übertragen das auf seine Predigten, und haben so stets einen Vorwand, sich die ernste Mahnung derselben wegzublasen. Gottes Wege zum Heil, die er mit den Menschen geht sind verschieden. Ob er nicht für sie die Stunde des Heils gerade in eine der liturgischen Vespern gelegt hat? Wenn in den Vespern mit ihren altkirchlichen Weisen in ihrer altkirchlichen Zusammenstellung die Kirche aller Zeiten ihren Mund gegen uns aufthut, wenn diese Vespern mit der nicht zu beschreibenden, aber wohl zu fühlenden Macht über ein Menschenherz, die sie Jahrhunderte hindurch geübt haben und der gegenüber sich auch der begabteste Prediger recht klein und arm fühlen muß, auf das Herz eindringen, — sollte das ganz erfolglos sein? Wenn eine ganze Gemeinde auf den Knieen die Litanei dem Geistlichen am Altar einmüthig in der zauberhaften Monotonie jener vier Töne nachbetet und man es fühlt wie ein Geist des Gebets die Gemeine durchzittert und durchweht, sollte das nicht — vielleicht mehr als manche lange Predigt — die Macht haben können, daß auch ein steinernes Herz gebrochen, auch ein erkältetes Herz wieder warm wird, daß zwei Hände sich zum ersten Mal nach langer Zeit falten und die Lippen vielleicht zum ersten Mal im Leben sich bewegen zu einem: Erbarm dich lieber Herre Gott!? Oder wenn eine ganze Gemeinde nach dem Hauptlied und vernommenen Evangelium im vollen und immer schwellenden Gesange anbetend einstimmt in das: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" und es dabei ist als halte jeder auch das Christkindlein in seinen Armen und drücke es an sein Herz, sollte da nicht vielleicht der vielleicht nie geweckte aber im Herzen doch unvertilgbare Zug zur Anbetung aufleben, ja helle emporlodern können? Man sage doch nicht, daß dieser Zug zum Gebet und zur Anbetung nur durch die Predigt wach zu rufen sei und diese daher in jedem Gottesdienste einen hervorragenden Rang behaupten müsse? Hat man noch nie mit Weltleuten gesprochen, die etwa in Süddeutschland oder Italien den katholischen Gottesdienst kennen gelernt und namentlich den jetzt immer mehr verbreiteten liturgischen Feiern, namentlich Litaneien, bei denen die ganze Gemeinde thätig betheiligt ist, beigewohnt haben? Gestehen nicht solche, sonst bei geistlichen Gesprächen sehr wortkarge Leute ein, daß diese Feiern sie hingerissen, sie zur Andacht gestimmt haben, ihnen zu Herzen gegangen seien? Und klagen sie nicht, daß so etwas in unserer Kirche ihnen gar nicht gebo-

ten würde, in der Alles andere dem ewig langen Predigen weichen müßte? Oder weiß man nicht, daß solche und stärkere Aeußerungen über das übermäßige in den Vordergrund treten der Person des Predigers in unserer Kirche und über das Fehlen des in der Röm. Kirche gefundenen liturgischen Elements nicht immer bloß dem Gebiete leichter Conversation angehören, sondern daß wirklich um solcher Gründe willen Viele der evangelischen Kirche Valet gegeben und jener sich in die Arme geworfen haben? Hüten wir uns, uns über diese Thatsachen hinwegzusetzen mit einem vornehmen: Das sind ja oberflächliche, dem Wesen des evang. Glaubens ganz entfremdete Menschen, die mit Befriedigung ihrer sinnlichen Religiosität oder religiösen Sinnlichkeit die römische Kirche fangen kann, um die braucht es uns nicht leid zu sein. Gestehen wir es lieber, daß auch sehr ernste und treue Protestanten die Klage theilen und daß die Evang. Kirche wirklich durch den Mangel an liturgischen Feiern es versäumt, alle Seiten der Persönlichkeit zu erfassen und zu gewinnen zu suchen. Man wird freilich einwenden, daß hier Alles übertrieben werde, da wir sonntäglich doch im Hauptgottesdienst die Liturgie haben. Aber es ist Thatsache, daß die Gemeinden sich bei der Liturgie höchst passiv verhalten, im besten Falle sich höchst mechanisch betheiligen, ihr Versäumen derselben keineswegs als ein Unrecht empfinden. Im Volksbewußtsein gehört zum Begriff des evangelischen Gottesdienstes lediglich das Singen eines Liedes und das Anhören einer Predigt. Was darüber ist, ist ein ihm ganz unverständliches und darum unnöthiges Anhängsel. Wenn etwa morgen die Agende abgeschafft und die Liturgie auf Null reducirt würde, ließe sich kaum eine kräftige Opposition von Seiten der Gemeinden erwarten. Sind sie aber an dieser Gleichgültigkeit allein Schuld? Wie wenig Sinn haben oft auch die Pastoren für die Liturgie! Wie wenige mögen sein, die die Quellen unsrer agendarischen Liturgie kennen, die sich mit dem Gedankengange in derselben vertraut gemacht, sich mit Liebe in dieselbe hineingelebt haben? Daher kommt es, daß so Viele sich als selbstverständlich mit dem kürzesten Auszug begnügen, daß es ihnen beim Halten abzufühlen ist, daß sie selbst keine Lust und Liebe dazu haben, sie abmachen, als etwas, was eben pflichtschuldigst abgemacht werden muß. Wie selten wird doch den Gemeinden von der Kanzel der Gedankengang der Liturgie erklärt, ihre Schönheit gepriesen, die Theilnahme dafür wach gerufen! O daß wir uns selbst begeisterten, damit an unserer Wärme sich die Herzen der Gemeinden entzündeten und sie aus ihrem prosaischen Philisterthum auf diesem Gebiete, auch einem Erbtheil des Rationalismus erlöst, zu betenden und anbetenden würden! — Wir sehen, wo es uns fehlt, wir sehen, das gebe der Herr, den reichen Segen, der auf der Neubelebung liturgischer Feiern, sonderlich auch in der Abendstunde ruhen kann, in deren Stille nach der Mühe des Tages das Herz so empfänglich wird für das, was ihm fehlt und wo das Gebet Manchem, vielleicht unbewußt, schon auf der Zunge schwebt: bleibe bei uns Herr, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.

Auf den reichsten Segen aber, den diese Vespern in der Gemeinde des Verfassers gebracht haben und den sie in jeder Gemeinde bringen können, außer den bereits gemachten Andeutungen besonders hinzuweisen, habe ich mir als die schönste Freude für den Schluß aufbewahrt. Ich meine den Segen, den sie der Jugend bringen. Wie entscheidend die in der Jugend empfangenen religiösen Eindrücke für das ganze Leben sind, wie oft die längst vergessenen im Alter wieder aufleben, wer hätte das nicht schon erfahren. Wie schwer wird es denen, die in traurigem Rationalismus groß geworden sind, noch im Alter in fröhlichem Glauben das Heil in Jesu Christo zu ergreifen. Sie sinken immer wieder nach kurzem Anlauf in ihren alten faden Gedankenkreis zurück. Aber ebenso erleben wir auch das Umgekehrte, wie oft die dem Kindesherzen eingeprägte und danach vielleicht lange vergessene Heilslehre plötzlich in der Zeit der Noth wieder auflebt und dem Menschen die Bekehrung und den freudigen Glauben ermöglicht und leicht macht. Sollten solche Erfahrungen nicht recht antreiben, tiefe Eindrücke auf die Jugend zu erstreben? Welcher Art sollen diese sein? Und was können wir thun, damit auch nach der Zeit, wo wir sie in Gottes Wort unterwiesen haben, unsere Jugend ihm und der Predigt des Evangeliums treu bleibe? Man bleibe den Kindern nur mit forcirten Bußpredigten und Gefühlsaufregungen weg, die oft gerade das Gegentheil bewirken von dem, was man beabsichtigt; das Einzige, was uns wahrhaft heilsam erscheint, ist die Gewöhnung der Kinder an das Gotteshaus. Können sie soweit gebracht werden, daß das Fehlen darin eine von ihnen schmerzlich empfundene Lücke in ihrem täglichen Lebensgange ist, dann ist für ihr ganzes Leben Großes gewonnen. An das Gotteshaus aber kann man die Kinder nur gewöhnen, wenn man es ihnen lieb und werth und das Hingehen ihnen zu einer Lust, einem Genuß macht, auf den sie sich lange vorher freuen, den sie den aus Feindschaft verbietenden oder Arbeit während der Kirche befehlenden Eltern abbetteln? Kann das die Predigt allein wirken?

Wie selten ist eine Predigt, die nicht über der Kinder Köpfe weggeht, wie selten hat sie Haken, die sich unwiderstehlich in ein Kindesherz eindrücken? Man denke nur an seine eigne Jugend, oder setze sich während einer langen, langen Predigt in die Mitte einer Kinderschaar, man wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß das Anhören der Predigt für die Jugend meist ein wahres Kreuz ist. Kann man sich wundern, wenn manches Kind die Zeit, wo es nicht mehr zur Predigt zu gehen braucht, herbeiwünscht, wie wir die Zeit, wo der liebe Gott ein schweres Kreuz von uns nimmt? Wir sollen dem gegenüber gewiß unsre Predigten etwas für die Kinder berechnen, öfter uns an sie besonders wenden, auch die Confirmanden wöchentlich fragen, was sie behalten haben und durch das Ergebniß dieser Frage auf unsre Mängel und Unpopularitäten aufmerksam werden. Aber die Predigt alleine thut es nicht. Selbst bei der besten ist es für das leichte Kindergemüth noch nicht möglich, drei Viertelstunden gespannt zu bleiben. Was in keinem Predigtgottesdienst

erreicht werden kann, haben unsre Vespern vermocht. Fast unaufgefordert hat sich die Jugend dazu gedrängt. Lange vor dem Anfang war die Kirchthür oft von ihr belagert. Da sitzen sie dichtgedrängt auf den Kniebänken vor dem Altar. Noch sind sie unruhig. Aber kaum ist der erste Orgelton vernommen, so ist Aufsicht kaum mehr nöthig. Der Gedanke an kleine Unarten ist verjagt durch den Wetteifer, wessen Stimme am hellsten klingt, durch den Eifer, bei den schweren Gesängen Alles richtig zu machen, durch das Entzücken — wir brauchen kein zu starkes Wort — über den liturgischen Gesang. Dann kommen die kurzen Lectionen aus der Bibel. Mit scharfem Auge habe ich allezeit die Kinderschaar vor mir beobachtet, selten zwei gleichgültige Augen gesehen; aber desto öfter, wie die Kinder durch den Gesang so gehoben waren, daß sie leuchtenden Auges und offenen Mundes das Wort begierig einsogen. Und gar die Knaben, die (nach Anleitung der reformator. Gottesdienstordnungen) die Lectionen aus Bibel und Katechismus lasen. Wer ihre Andacht und die bei dem Lesen namentlich bei Einigen hervortretende zarte, heilige Scheu vor dem Gotteswort, das über ihre Lippen kam, bemerkt hat, kann sich nicht denken, daß es ohne Segen für ihr eigenes Herz geblieben ist. Das weiß ich, daß durch diese Vespern der Jugend das Gotteshaus lieb und werth geworden ist. Traurig stimmte nur immer das Gefühl, daß sie, bald vielleicht von Haus gezogen, die liebgewonnenen Vespern vergeblich suchen und dann die erste Liebe zum Gotteshause bald erkalten würde. Noch ein Blick auf den Sonntag-Abend. Die confirmirte weibliche Jugend pflegte sich im Pfarrhaus zu versammeln. Recht anziehend und schön wurden diese Versammlungen erst dadurch, daß sie mit einer Andacht ganz nach dem Muster der Sonnabendsvespern beschlossen wurden und daß die vorhergehenden Gespräche und Erzählungen immer durch das Einüben neuer Liederverse und Psalmodieen unterbrochen wurde. Gerade dieser liturgische Grundcharakter der Abendstunden und in ihm die stete Abwechslung zwischen Choralmelodieen, sogenannten Arien, und der kirchlich strengsten und doch so hinreißenden Psalmodie hat diese Abendstunden vor jedem unangenehmen pietistischem Beigeschmack und vor dem leisesten Hauch der Langweiligkeit, dem Gebrechen so vieler Erbauungsstunden, bewahrt; er hat in ihnen die frische, fröhliche Stimmung wach gerufen, die auf den heitren Gesichtern zu lesen war; ihr liturgischer Charakter hat diesen Sonntag-Abendstunden den Stempel des wahren, edlen und reinsten Sonntags-*Vergnügens* aufgedrückt, das manche Jungfrau vor den unreinen Vergnügungen der Welt zurückgehalten, ja die Liebe zu ihnen ertödtet hat. Ist das nicht handgreiflicher, reicher Segen, der auf solchen Vespern geruht hat und ruhen wird? Und wenn für Manchen sich der Einführung in die Kirche für den Anfang unübersteigliche Hindernisse in den Weg

stellen, will er nicht in ähnlichen Abendstunden, also in erweiterten Hausgottesdiensten, in denen die oft vorhandenen musikalischen Kenntnisse einzelner Familienglieder trefflich zu Gottes Ehre angewandt werden können, mit der, geistlicher Pflege besonders bedürftigen erwachsenen Jugend den Anfang machen? Und könnte nicht, wenn im Pfarrhause die erwachsenen Mädchen versammelt sind, der Lehrer (Küster) die jungen Burschen zu gleicher Sonntagsfreude versammeln? Nach diesem Anfang wäre die Einführung in die Kirche, und der mit ihr über die ganze Gemeinde verbreitete Segen nur noch eine Frage der Zeit. Oder dürfen wir noch einen Blick thun in manches Haus auch aus der Laienwelt, namentlich auf dem Lande, das das Panier „ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" freudig entfaltet hat? Es fehlt dort nicht an Hausgottesdiensten. Aber oft wird man sich nicht verhehlen, daß man dieselben mehr aus Pflichtgefühl hält, sie noch nicht recht als Lust, sondern mehr als Last empfindet, daß man sich unangenehm berührt fühlt, wenn die angenehme Unterhaltung durch die das Gesinde mahnende Glocke unterbrochen wird. So sollte es doch nicht sein, man wird selbst einen Zustand, wo Jung und Alt, Herrschaft und Gesinde die Abendstunde als eine der fröhlichsten des Tages kaum erwarten können, herbeiwünschen. Für Sonnabend und Sonntag wird unser Büchlein diesem Wunsch zur Erfüllung helfen. Die zum Gebrauch nöthigen Elemente sind ja in so vielen Häusern vorhanden. Musik wird darin getrieben, Kinder, die ja fast immer helle Stimmen haben, fehlen nicht. Die „Hausgemeinde" ist ja oft gar nicht klein. Der Hausvater ist in seinem Hause Priester; ihm fällt der Antheil des Pastors zu. Er liest die Lectionen, hält das Gebet (etwa einen Abendsegen), die Collecte und erbittet am Schluß den Segen. Wo der Pastor zu singen hat (bei den Versikeln und Intonationen der Psalmen) vertreten ihn zwei Kinder. Das Beten des Vaterunsers ist Ehrenamt für ein Kind. Den Chor bilden alle Kinder des Hauses; reicht das nicht aus, so unterstützt ein oder zwei musikalische Erwachsene. Der Chor leitet auch die Gemeinde. Das Clavier oder besser Harmonium, das die mit irdischem Gut Gesegneten in ihrem Hause zu solchem Zweck nicht fehlen lassen sollten, hält den ganzen Gesang. Gewiß würde die also gefeierte Abendstunde, wo jeder an seinem Theil thätig seinem Gott dienen kann und Alle durch das „Singet um einander dem Herrn" in heiligen Wetteifer kommen, auf alle offenen Herzen der Familie einen Zauber üben und von ihr aus über das ganze Haus für den folgenden Sonntag und die kommende Woche sich großer Segen und Frieden breiten.

Der Herr unser Gott aber sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns. Ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 17. April. № 31.

Gottfried Menken.

Briefe des Doctor Gottfried Menken, weiland Pastor prim. zu St. Martini in Bremen, an Heinrich Nicolaus Achelis, weiland Pastor zu Arsten, mit den Silhouetten Beider. Bremen 1860.

Leben und Wirken des Doctor Gottfried Menken, weiland Pastors zu St. Martini zu Bremen, von C. H. Gildemeister. I. Theil. Bremen 1861. II. Theil mit einem Bildnisse Menkens von Suhrland. Bremen 1861.

Der Herausgeber der Menkenschen Briefe und Verf. der Lebensbeschreibung des gottseligen Mannes erfreute die christliche Lesewelt vor etlichen Jahren mit einem Leben von Johann Georg Hamann, auf welche tüchtige Arbeit Ref. damals in einem andern theologischen Blatte aufmerksam machte, aber zu noch größerem Dank fühlen wir uns gegen ihn verpflichtet durch die Herausgabe obiger beiden Schriften, welche sich wie Bach und Quelle oder wie Gespinnst und Cocon zu einander verhalten; denn wenn auch noch anderes Material, namentlich Briefe an andere Freunde und Verwandte, nach denen man geforscht und gesucht hat, bei der Arbeit benutzt wurden, für den Aufenthalt in Bremen auch die mündliche Ueberlieferung gute Hülfe darbot, so bilden die Briefe an Achelis doch für das Leben in Duisburg, Frankfurt und Wetzlar den Hauptstock des Materials und ihre lückenlose Reihenfolge läßt uns ein Ganzes überblicken.

Es tritt uns nun in Quelle und Schrift ein unverzagter Streiter für den Glauben in einer Zeit des allgemeinen Abfalls von demselben, ein tiefsinniger Schriftausleger, dem die Schriftsprache Lebenssprache ward, ein unerschütterlicher starker Charakter, ein Liebhaber und Freund der deutschen Eiche, der aber auch, während Alles vor den Franzosen Rohr wurde, eine Eiche bleibt, und endlich ein prächtig deutsches Gemüth mit deutscher Heimathsliebe entgegen. Dem Theologen ist seine Rechtgläubigkeit angefochten worden und das mit dem vollsten Rechte, denn seine Rechtfertigungslehre hat eine sehr starke Osiandrische Färbung, man begreift den Protestanten nicht, der den Glauben fordert, da der Glaube doch nicht Jedermanns Ding ist; es sind wunderliche Redensarten, wenn die Heiligkeit Gottes die sich erniedrigende Liebe sein oder wenn in dem Leiden Jesu Christi mehr eine Prüfung als eine Versöhnung gesehen wird; aber was will das sagen, in einer Zeit, wo man den Verstand des Evangeliums Johannis von Heidelberg holte, wo man sich wie vor dem magister matheseos vor dem Satze beugte, daß in dem Briefe an die Römer und an die Galater die Gesetzeslehre auf das jüdische Ceremonialgesetz zu beschränken sei, wo ein geistlicher Cirkel (wir haben solchen noch beigewohnt) mehr an Auerbachs Keller, als an eine heilige Synode erinnerte, wo Alles gleich „nasses Stroh" ward, wenn einer den Muth hatte, ein streng moralisches Wort anzuführen, aber Alle „lichterloh brannten", wenn es die Jagd auf Anekdoten von Pastoren galt — wie wohlthuend ist da die Erscheinung einer mit Glauben gefüllten und von Standesbewußtsein getragenen Persönlichkeit bei dem Nasen-Abschneiden und der Gesichtsschändung, die sich in dem geistlichen Stande vollzog.

Der Reformirte ist ferner nicht frei von reformirter Starrheit, aber durch die Aufnahme ins deutsche Gemüth ist diese Starrheit merklich gebrochen, er verdammt die Dordrechter Synode bis in den Abgrund, daß sie ein Gott so unwürdiges Dogma aufgestellt hat und es kann einem fast ein Lachen abgewinnen, wenn Luther als Schriftausleger so hoch gestellt und so tief verehrt wird und dann ein Zorn darüber losgelassen wird, als gälte es dem Erbfeinde, daß er in seinem Katechismus das neunte und zehnte Gebot getheilt und dafür das erste und zweite ungetheilt gelassen und gar die Eingangsworte an den Schluß gesetzt hat, als wenn man das Blatt, auf welchem die Gebote in der Bibel stehen, herausschneiden und so in den Katechismus einsetzen müßte — und als ob es gar keine pädagogischen Rücksichten gabe. Dann ist ihm auch der Gang, den die Reformation genommen, nicht ganz recht, aber wir erfahren nicht, wie er sie lieber gehabt hätte. Ferner ist die Wagschale, auf welcher die deutschen geistlichen Lieder gewogen werden, wohl nicht ganz richtig, indem für ihn in der Werthschätzung über Paul Gerhardt Nichts hinausliegt, die Liederblüthe aus der Jugendzeit der Lutherischen Kirche für ihn gar nicht da ist und was er von Liedern in seinen Homilien anführt, sehr mittelmäßiger Art ist, aber für Musik und Kunst hat die Reformirte Kirche keine Begabung und Fassung, wollten doch die Schweizer Bauern die Orgeln zerschlagen und wollen wir darum bei ihr Nichts von dem suchen, was ihr einmal nicht gegeben ist. In diese Kategorie verweisen wir auch einen unverkennbaren Haß gegen „die hoffährtigen Professoren" in den theologischen Facultäten, zu dem die Gläubigen um jene Zeit wohl berechtigt waren, und das Unvermögen, von Kirche, namentlich Volkskirche, Etwas zu wissen, da man um jene Zeit nur einzelne Archen

mit Gläubigen auf den sündfluthlichen Wassern des Unglaubens schwimmen sah. Mit dieser reformirten Strenge und Ausschließlichkeit contrastirt dann wieder wunderbar die Deutsche Gemüthlichkeit, wenn die Tabakspfeife bei den Gesprächen mit Freunden und zum Schluß eines Zusammenseins nie fehlen darf, wenn die Gegenden von Jena, Frankfurt und Wetzlar ihm Nichts sind gegen den Himmel, der sich über seinem geliebten Bremen ausspannt, und als die Schwester in Wetzlar zu ihm zieht, hat dieses geschwisterliche Zusammensein dadurch für ihn seinen besondern Werth, daß er sein liebes Plattdeutsch Mund gegen Mund sprechen kann. Nehmen wir nun diese mancherlei starken Gaben des Geistes und thun sie, um das Bild zu vervollständigen, in ein unansehnliches, früh gebrechlich gewordenes körperliches Gefäß hinein, kleine Gestalt, die aber am wenigsten darum dauerhafter ist, sondern die schon in den besten Jahren an Rheumatismus, Schwindel, Ohnmachten, nervösen Kopfschmerzen und Magenschwäche zu leiden hat, an der die Augen früh schwach werden und die später oft mit bösen Hautausschlägen überzogen wird; dazu Alles wie bei König Heinrich IV. frühzeitig aufgebraucht, abgenutzt und brüchig geworden, so daß das Leben jeden Augenblick herauszufahren droht und durchbrechen will, dennoch aber an sechszig Jahre in der hinfälligen Leibeshütte gehalten wird —, so haben wir einen Pascal oder Baxter vor uns, in dem der Geist sich den Leib unterthan gemacht hatte.

Um zu begreifen, wie dieser starke Mann das geworden und im Schriftglauben eine Säule bleiben konnte, während um ihn her Alles, was Geist hatte, dem Unglauben huldigte und ihm huldigen zu müssen meinte, müssen wir die Conturen zu seinem Bilde aus Bremen, Jena und Duisburg zusammentragen und doch will uns das kaum gelingen, weil das Buch hierauf im Ganzen wenig Fleiß verwandt hat. Gottfried Menken, den 29. Mai 1768 zu Bremen geboren, wo sein Vater ursprünglich Kaufmann war, aber, nach im Handel erlebten Unglücksfällen, mit einem Stadt-Capitanat, einer Befehlshaberstelle unter der Bremer Bürgerwehr, betraut ward, die seine zahlreiche Familie nothdürftig ernährte, die Mutter, eine geborne Tiling, zwei Generationen hinauf aus Pastorenfamilien herstammte, erscheint in Allem frühreif und zeitig entwickelt, dennoch wird er zwanzig Jahre alt, ehe er die Universität Jena bezieht. Die Mutter, an welcher der Knabe und Jüngling mit der hingebendsten Liebe hing (sie starb schon nach eben in Duisburg beendigten Studien des Sohnes), muß eine treffliche Frau gewesen sein, in der sich noch alter Glaube erhalten. Der Knabe offenbart seinen entschiedenen Charakter schon dadurch, daß er kurz vor der Confirmation die Dictate des Predigers aus dem Confirmandenunterrichte, die der trockenen Geistlosigkeit des Dictators entsprochen haben mögen, zerreißt, was der Prediger so übel nimmt, daß er den Knaben durchaus nicht confirmiren will und dieser darum einer andern Kirche zur Confirmation überwiesen wird; der Jüngling liest mit Entzücken, unter Bäumen mit einem Freunde in Oberneuland gelagert, die Leiden des jungen Werther, ist aber als Schüler bei tüchtigen Sprachstudien

schon mit Jacob Böhme, Paracelsus und andern Mystikern bekannt geworden, hat auch schon wiederholt gepredigt und kommt so nach Jena, um dessen Springbrunnen der Weisheit sich damals 1000 Studenten gelagert hatten. Als die ersten betäubenden Eindrücke der neuen Studentenwelt (er mußte seiner Landsmannschaft, wozu außer den Bremern Hamburger, Oldenburger und Jeveraner gehörten, auch einen Antrittsschmaus, wobei reichlich Bier floß und die Nichtraucher am Ersticken waren, geben) verflogen waren, gings in die Exegetica, aber welche Enttäuschung! hatten ihm die Mystiker der Bibel schon zu nahe gethan und er sich darum zuletzt von ihnen gewandt, so war ihre Behandlung doch eine goldene gegen Griesbachs Variantenkram. Und nun gar bei der Philosophie, wie stießen deren destructive Tendenzen ihm ganz und gar vor den Kopf! In seiner Noth wirft er sich unter heißen Thränen auf die Knie und betet inbrünstig: „Bist du o Gott und ist die Bibel dein Wort, so segne mein Forschen, daß ich deiner und deines Wortes gewiß werde. Wirst du mich erhören, so soll mein ganzes Leben dem Dienste deiner Wahrheit gewidmet sein.“ Der Knabe, der die Dictate des Confirmanden-Unterrichts zerriß, verläugnet als Jüngling seine Natur nicht; er giebt die exegetischen Collegia gänzlich auf und schreibt bald darauf: mein Arbeiten und Lesen ist sehr eingeschränkt und doch sehr ausgedehnt, es fängt bei Mose an und hört bei Johannes auf. Die Bibel und die ganz allein lese ich, studire ich, um mit Gottes Hülfe immer tiefer in den Geist des großen, allmächtigen, allumfassenden Ganzen der Schrift einzudringen, immer vertrauter zu werden mit dem reinen lebendigen Geiste der Schönheit und Wahrheit, der in ihr lebt und webt. Was für Hülfsmittel er dabei gebraucht (ob er sich Bengels Schriften schon bedient, dessen Gnomon er in Duisburg von einem Studenten leiht und sich erst als Pfarrvicar zu Uedem anschafft), erfahren wir nicht; dagegen wird uns gesagt, wie er um diese Zeit schon zur Mystik stand; er schreibt, es giebt eine gewisse todte, eiskalte Mystik, die dem Herzen voll Liebe ein Gräuel ist, ein Ringen und Streben nach sogenannter höherer Weisheit. Menschen dieser Art wollen Weisheit haben und haben keinen Sinn für die Weisheit in Person — vor dem menschlich-göttlichen Jesus Christus gehen sie vorüber. Weisheit, Weisheit ist ihre Losung, wie des Geizigen Geld, Geld! Sie haben ein Christenthum ohne Christus — ein Christenthum, dem Liebe zu der Person Jesu, Anhänglichkeit an Ihn, Sehnsucht nach Ihm, fremde Begriffe sind. Sie sagen: was soll uns Geschichte? Sie ist ein todter Buchstabe. Der buchstäbliche Sinn ist kein nütze, wir können Geschichte und Bibel entbehren, denn Christus ist in uns. Er ist das Licht des inneren Menschen, Er ist das göttliche Wort in uns, Er spricht in uns und das ist die beste Offenbarung. Aber Viele betrügen sich selbst und die Wahrheit ist nicht in ihnen. In diesem Briefe wird auch einer „lieben Wichelhausen zu Bremen“ gedacht, der Menken so viel an Erkenntniß verdankt, in der er, wie in keinem Menschen, die Liebe und Herrlichkeit Jesu Christi gesehen. Wenn ein Jüngling vorn in den

zwanziger Jahren eine solche Bildungssphäre, wie die der Mystik von sich thun kann, weil er aus eigner Erfahrung ihren Widerspruch mit der Bibel und ihre sonstigen Gefahren erkannt hat, von dem haben wir gewiß Bedeutendes zu erwarten.

Aus dem Allen begreift sich, daß der Aufenthalt in Jena wenig Fesselndes für ihn hatte und er sich dort wegsehnte, zumal er auch nicht eine einzige verwandte Freundesseele dort fand, in welche er sein überfließendes Herz hineingießen konnte, aber der Vater bestand auf drei Semestern und der gehorsame Sohn hielt aus; er arbeitete für sich vom Morgen früh bis in die sinkende Nacht, machte bei gutem Wetter einen Spaziergang auf die Berge, freute sich wie er dann die Stadt mit ihrem Lärme, mit dem Un- und Halbglauben ihrer Theologen und dem Götzendienst ihrer Philosophie unter sich hatte, aber eben auf den Bergen beschlich ihn das Heimweh nach der Ebene, in welcher Bremen und Oberneuland mit den ihm lieben Menschen liegt und er wie ein aus dem Paradiese Verwiesener sich vorkommt und er eilt wieder nach Hause. Auch der Glanz des nahen Weimars konnte ihn nicht ansprechen, über eine Tour dorthin zu Wagen erzählte er mehr von dem interessanten Pferdegespanne, das ihn dorthin im Nu gebracht, als von dem Deutschen Florenz, seinem Herzoge und seinem Tosso. Die träge Zeit dieser Art Verbannung läuft endlich ab und er geht zur Fortsetzung der Studien nach Duisburg, zwischen welcher Stadt und Bremen außer dem reformirte Bande auch noch andere persönliche Bezüge durch gegenseitigen Austausch, Berufen und Abtreten von Professoren und Pastoren statt fanden. Hier hatte sein Urgroßvater Lampe als Prediger gestanden, hier ward er dem von Bremen dorthin berufenen Orientalisten Professor Berg empfohlen, einem Commercienrath Merrem und Anderen; dem Lärm von Jena ward er zugleich gründlich überhoben, denn statt der tausend Studenten dort fand er hier nur funfzig; dazu hatte die Gegend und die Häuserbauart auf den Dörfern mit der Bremer Gegend mehr Aehnlichkeit. Aber mit dem Katheder stand es wiederum nicht gut; sein Landsmann Berg gefiel ihm gleich anfangs im freundschaftlichen Gespräch besser als auf dem academischen Lehrstuhl, dazu mußte er, um später zum theologischen Examen zugelassen werden zu können, gewisse Collegia gehört haben und Testimonia darüber beibringen, ein solcher mechanischer Studiengang war aber seiner ganzen Natur und seiner bisherigen Weise des Studirens durchaus zuwider und hatte keinen Werth in seinen Augen. Wie Faust sich vom Katheder wegwünscht und seufzend ausruft:

Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,

so schreibt Menken auch mit Seufzen: ich habe heute vier Collegia besucht, dazu werden morgen noch ein Paar kommen, daß ich täglich sechs habe. Das ist freilich unvernünftig viel, aber ich muß; er scheint auch diesen Forderungen um des Gewissens willen nachgekommen zu sein, wenigstens bezeugen die Professoren Berg und Moller „lobenswerthe Ausdauer“ im Besuch der

Vorlesungen. Die testirten Collegia sind die gewöhnlichen, die jeder Theologe zu hören pflegt. Konnten hier wiederum die Professoren wenig bieten (die vergilbten Hefte auf dem Katheder entsprachen der vergilbten Predigt auf der Kanzel), so fand er hier doch Zutritt in christlichen Häusern, namentlich wird ein Kaufmann Momme genannt, über den mit vieler Einsicht in das Wesen des Pietismus bemerkt wird: „dies ist ein frommer gottesfürchtiger Mann, ein Pietist, wie die Leute sagen, der aber nicht, wie die Pietisten sonst pflegen, immer mit Seufzen und Aechzen in gewissen frommen Ausdrücken von frommen Dingen spricht, sondern ganz und einfältig über Wahrheit sich unterhält. Ein Mann, der viel erfahren hat, manche Rolle spielte, dessen Lebenslauf interessanter ist als das Leben von tausend großen und berühmten Leuten;“ dann hat er hier Gelegenheit sich viel im Predigen zu üben, und was es für ein Student war, der predigte, berichtet Hasenkamp, der über sein erstes Auftreten schreibt: „Ein Fremdling daselbst betrat er mit gar blassem Angesicht die Kanzel und statt der erwarteten gewöhnlichen Studentenphrasen hörte man eine gläubige, inhaltreiche, gewaltige Predigt.“ Wie diese Frommen aber zur Kirche standen, wie ihre Theologie, um Etwas zu gelten, eine Theologie auf eigene Hand sein mußte, erhellt aus dem Zusatze: „Alsbald zog ein edler Kreis von Christen, die frei von steifer Anhänglichkeit an die neben der Bibel tradirte Lehre nichts als apostolische Wahrheit suchten, ihn in ihre Mitte.“ Der Student predigte auch viel auswärts, so schreibt er unter dem 10. Oct. 1790, an welchem Tage er in Duisburg gepredigt hat: „Neulich habe ich für Herrn Meybohm in Ruhrort und in Mörs gepredigt, in welcher letztern Stadt ich bei einem alten fidelen Pastoren ein Paar Tage mit vielem Vergnügen verweilte.“ Man sieht der junge Mann ist heiter geworden, er hat sich auch in den Studentenhaufen gemischt und hält Comitate mit, bei denen „dreißig Kerls mit großen blitzenden Hiebern den Zug eröffnen, drei blasende Postillons mit großen Knallpeitschen diesen folgen und dann die Wagen mit sausendem Galopp durch die Stadt zum Thore hinausfahren.“ Aber von viel größerer Bedeutung ist das Sichzusammenfinden mit Heinrich Nicolaus Achelis, dem Adressaten der Briefe in Schrift Nr. 1. Was sie an einander band, war die entschiedenste Feindschaft gegen den herrschenden vulgären Rationalismus und was die eigentlichen Haken der Freundschaft abgab und die Naturen ergänzte war, daß Achelis, damals schon Gehülfsprediger zu Uedem in der Nähe Cleves, bereits Hauslehrer in Zürch bei der Familie Römer gewesen und dort mit ausgezeichneten Männern, wie Lavater, Pfenninger in Berührung getreten war und auch Fichte kennen gelernt hatte. Aus dieser Erfahrung theilte er Menken mit, der bis dahin noch gar keine persönliche Einwirkung bedeutender Männer auf sich erfahren hatte, und von diesem empfing er Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner Herzens- und Schrifterfahrung, sie waren beide lebendige Christen und das Band ward rasch geschlungen. Wie aber gerade um diese Zeit, wo man in Frankreich tabula rasa

mit der Vergangenheit machte und Entfesselung von allen Banden als auch mit Blutbädern zu erstrebendes Ziel der Welt vorschwebte, auch die Frommen, so sehr sie auch das Verfahren in Frankreich verabscheuten, sich diesem Zuge der Zeit nicht entziehen konnten, geht aus folgender Stelle in einem Briefe an den Bruder, seines Fachs einen Maler, hervor: „Einer ist hier, mit dem ich noch wohl einen Abend verplaudere, ein Holländer Namens Quack, ein Pietist, ein strenger orthoxer Reformirter, der an Erwählung und Verwerfung, an Ewigkeit der Höllenstrafe, an jedes Wort des Heidelberger Katechismus und an die Schlüsse der Dordrechter Synode glaubt als an Gottes Wort, sich lieber peinigen und quälen ließe, als daß er nicht alle Sonntage zwei mal in die Kirche ginge. Seine Religion, siehst du leicht, ist himmelweit von der meinigen verschieden, aber es ist doch ein Mensch, der Religion hat, und alle Religion, die das Herz füllt, die den Menschen bestimmt, warum er Etwas thut und läßt, ist respectabel, ehrwürdig, wenns auch purer Irrthum wäre. Aber bei diesem Menschen fühle ich recht, welch ein Fluch unsere Systeme, unsere Kirchensätze und Kirchenlehren sind — wie sie Fesseln werden, die den Menschen binden, daß er nicht Hand noch Fuß regen kann." Dem verwandt hören wir noch eine andere Klage, als die Vorbereitung aufs Examen nothwendig wird. In einem Briefe an denselben Bruder heißt es: „Mein Examen ist sehr nahe und ich habe so wenig Zeit, mich darauf zu präpariren, daß der, mit dem man über die Mauern der Bedrückung springen kann, mir wahrlich auch über die Mauer ins Gefilde der Freiheit hinüberhelfen muß. Jetzt klirren die Fesseln der Dogmatik an meinem freien Geiste und armselige Kleinigkeiten, die nichts nützen, verzehren meine Stunden und Tage wie Fliegen und Würmer, die noch den Rest verzehren, den Geier und Adler, die täglichen Collegia, übrig gelassen haben." Aber diese täglichen „Geier und Adler" hätten beinahe große Verlegenheit herbeigeführt, in Jena hatte man bloß einige öffentliche Collegia belegt und vor der Synode, welche zu examiniren hatte, mußte ein Candidat Zeugnisse von einer ganzen theologischen Facultät beibringen, wenn er examinirt sein wollte; der gefällige Landsmann Berg half aus, er stellte mit seinen Collegen Möller und Grimm so glänzende Zeugnisse aus, daß die Duisburger Synode von weiterem abstand und der Candidat zum Examen gelassen wurde, das sehr glänzend ausfiel; Examinand blieb keine Antwort schuldig und zum Schluß gab es einen fröhlichen Schmaus mit Musik.

Was soll der Candidat nun beginnen? Hauslehrer will er nicht werden, er giebt vor, die dazu nöthigen Gaben und Kenntnisse nicht zu besitzen, der wahre Grund wird aber gewesen sein, weil ihm das Abhängige in solchen Lebensverhältnissen nicht behagte; man sieht aber auch aus allem Spätern, daß Menken zum Lehrer kein Geschick hatte, darum war kein Gedanke, an einer Schule Beschäftigung zu suchen, noch weniger auf eine akademische Carriere loszusteuern, denn er erkennt in den Häuptern der theologischen Facultät „nur Päpste, die mit lügenhaften

Absolutionen und Dispensationen um des Geldes willen ebenso freigiebig sind als die Päpste der Katholischen Kirche", es blieb bis zum Antritt des Pfarramts Nichts übrig, als Studiren, Predigen, Reisen.

Die Candidatenjahre Menkens von 1791 bis 1794 zeigen eine dem Lutheraner fremde Eigenthümlichkeit der Reformirten Kirche; wo die Besetzung der Pfarrämter Sache der Gemeinde ist, liegt die Entscheidung vorzugsweise in der Predigt, darum muß ein Candidat als Prediger bekannt zu werden suchen, hat er schon einen Namen, wie unser Menken, so wird er aufgefordert, hier oder dort zu predigen, um bei eintretender Vakanz auf ihn Rücksicht nehmen zu können, oder hört er von einem alten Pastor, dem an einer Aushülfe liegt, macht er sich auf zu ihm, findet bei ihm oder bei gastfreien Leuten in der Gemeinde Herberge und dient mit seinem Pfunde; es hat dieses seine bildenden Seiten und bringt manches Bildungselement in die Candidatenseele hinein, wenn auch solches sich Anbieten und Präsentiren der Gemeinde für den Lutheraner etwas Zurückstoßendes hat. So finden wir denn auch Menken in diesen Jahren vielfältig „predigend, reisend", er hat sich in Elberfeld, Gemarke, Gruiten und Iuchen nördlich von Jülich, Obercassel bei Bonn, auch in Bremen im Predigen versucht, aber obwohl er aller Orten Anerkennung seiner Gaben und Beifall wegen seines entschiedenen Christenthums bei den Freunden des Reiches Gottes fand, so wandten sich doch die Wahlen nirgends zu seinen Gunsten. Aus der Zeit dieser Reisen, deren eine auch ihm Gelegenheit darbot, Jacobi in Pempelfort zu besuchen und dem Grabe von Thomas Witzenmann seine Theilnahme zu bezeugen, liegen gemüthliche Briefe vor, die von einer guten Beobachtungsgabe und Hangen an den Freuden der Natur zeugen, die Zwischenzeit ward in Duisburg eifrig studirt. Ueber die Pastoren („die Hohenpriester"), mit denen auf diesen Reisen Bekanntschaft gemacht wird, hören wir ein strenges, aber gewiß richtiges Urtheil; er schreibt an seine Mutter darüber: „Sie (die Prediger) sind Alles, nur keine Prediger, Juristen, Oekonomen, Belletristen, Pädagogen, Theologen: nur keine Prediger, nur keine Menschen, die je eine angstvolle Stunde und eine schlaflose Nacht über Wahrheit und Irrthum gehabt haben und jetzt mit Wärme und Innigkeit von Wahrheit urtheilen, deren wohlthätigen Einfluß auf Herz und Leben sie selbst erfahren haben. Ein Schuster schlägt mit mehr Theilnahme der Seele an seiner Hände Werk einen Schuh über einen Leisten, als sie eine Predigt schreiben, auswendig lernen und dann in widrigem Kanzelton herwürgen. Sie sind seelenlose Echos, man hört nie sie selbst, immer nur den Professor, der sie gelehrt oder verkehrt hat, war das ein Heide, so sind sie es auch, war das ein Abergläubiger, der Menschenwort wie Gotteswort verehrte, so sind sie es auch." Dazu schreibt er über sein Studiren sehr treffend und geistreich in gutem Sinne ebenfalls an die Mutter: ich lebe mehr mit den lebendigen Todten, als mit den todten Lebendigen. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 20. April. № 32.

Gottfried Menken.

(Schluß.)

Indessen ward ihm je länger je mehr der Aufenthalt in Duisburg verleidet. Sein Freund Schlegtendahl, dessen Vater in Duisburg Professor der Jurisprudenz war, in dessen Hause und noch mehr auf dessen nahgelegenem Gute Düssen Menken die glücklichsten Stunden verlebt hatte, ging zur Vollendung seiner Studien nach Jena. Was diese Stadt für ein Andenken bei Menken zurückgelassen, sehen wir aus einem Briefe dorthin, worin es heißt: „Waffne Dich, denn Du gehst unter die Teufel, schrieb ein Vater seinem Sohne, mit dem ich in Jena studirte. Ich hätte Dir das Nämliche sagen können und sollen, als Du von mir gingest, und jetzt, wo Du da bist, ὅπου κατοικει ὁ Σατανας, nun fühle ich erst recht lebendig, wo Du bist." Er warnt den Freund vor der Verführung zum Abfall vom Glauben, daß er nicht bloß, wie Odysseus bei dem Sirenengesange, sich das Ohr zu verkleistern habe, sondern das Herz müsse verschlossen bleiben. Denn, fährt er fort, für unser Herz müssen wir mehr Sorge tragen, als für unseren Verstand, denn aus dem Herzen kommt das Gute und Böse. Trinke darum alle Tage den kräftigen Wein des Wortes Gottes, um des schwachen Magens willen, weil Du oft krank bist. Dagegen ist doch alles Andere ein laues und unkräftiges Wasser.

Die Zustände und Verhältnisse in Duisburg gingen indessen einer Verbitterung entgegen; der Gegensatz zwischen Menken und den dort docirenden Theologen steigerte sich, trübe Erfahrungen durch Todesfälle in der Familie, wozu auch das rasche Ende der geliebten Mutter kam, verdüsterten die Stimmung. Ueber den Professor Leidenfrost schreibt er spottend, daß der alte Sadducäer, der an den Teufel nicht glaube, sich in einer Schrift von dem listigen Satan habe vexiren lassen; über den Professor Grimm wird bemerkt, daß er im Schweiße seines Angesichts aus 99 Büchern das hundertste zusammengeschrieben habe, der Geist alles dessen, was dieser Mensch schreibe, sei — Geistlosigkeit, ungesalzene Fadigkeit, bei der man zu ersticken glaube, und selbst die literarische Thätigkeit seines Gönners und Landsmanns Berg, der Vieles zum Druck fertig habe, wird als mons parturiens, dessen Ausgang ridiculus mus sei, angesehen. Unter diesen Umständen und bei Menkens entschiedenem Charakter konnte ein Eclat nicht lange ausbleiben. Menken hatte bis dahin Duisburg immer als eine Universität angesehen, wo die Bibel noch gewissermaßen in ihrem Rechte war und wo gegen den biblischen Gott noch keine Hände und Federn sich in Bewegung gesetzt hatten; als aber nun der genannte Professor Grimm eine Schrift veröffentlichte, worin er dem zur Herrschaft kommenden antichristlichen Zeitgeiste offenbar huldigte und sich ganz auf die Seite derer stellte, welche die Wahrheit in Lüge verkehrten, da konnte er nicht länger an sich halten, und auf den Spruch gestützt: Wer dem Gottlosen Recht spricht und den Gerechten verdammt, die sind beide dem Herrn ein Gräuel, ließ er ein Schriftlein ausgehen unter dem Titel: Beiträge zur Dämonologie oder Widerlegung der exegetischen Aufsätze des Herrn Professor Grimm von einem Geistlichen. Wie weit seine Entrüstung ging, sehen wir aus einem Briefe an seinen Freund Schlegtendahl aus dieser Zeit, an den er schreibt: Du weißt, daß ich in Jena auch die Collegia bei Döderlein um seiner Gottlosigkeit willen daran gegeben habe, und das freut mich noch diesen Tag. Verflucht sei die schändliche Toleranz, der es einerlei ist, ob ein Mensch Gott lästert oder seinen Namen heiligt! Ich will mich von nun an in der Intoleranz üben, ich will die schändliche Gutmüthigkeit gegen Leute, die Gott verachten, aus meinem Herzen tilgen und es mit Haß, mit rechtem ernstlichen Haß zu füllen suchen gegen die, die Gott, oder — welches Eins ist, Gottes Wort hassen. Hier haben wir in der That eine Shakspearesche Kraft der Rede!

Es begreift sich, daß nach Ausgang jener Schrift in Duisburg seines Bleibens nicht mehr war; die Anonymität schützte an einem so kleinen Orte, wo jeder den andern von Angesicht kennt, nicht. Die Aufregung, da die Schrift mit treffendem Witz und scharfem Salz die schwache Hermeneutik des vulgären Rationalismus aufdeckte, war ungeheuer und die Feinde tobten; unter ihrer Zahl werden insbesondere ein übelberüchtigter Professor Borheck und der Rintelnsche Professor Hassenkamp namhaft gemacht. Da nun grade um diese Zeit eine Aussicht, in Obercassel bei Bonn zum Prediger erwählt zu werden, abermals als trügerisch sich erwies, so nahm der fliehende Autor einen Vorschlag seines Freundes Achelis, der bis dahin in Uedem bei einem alten Pastor Schöller Gehülfsprediger gewesen war aber diesen Platz mit einer Hauslehrerstelle bei dem Grafen von der Lippe in Cleve vertauscht hatte, in seine Stelle zu treten, an; der geringe Gehalt, 50 Rthlr. Bremer Geld, schreckt ihn nicht und im Spätherbst 1793 gings eilend dorthin. Dieser

Pfarrer war ein Mann, wie andere mehr, mit vielen unangenehmen Partieen des Alters, eigensinnig, leicht verletzbar, aber es ließ sich doch mit ihm auskommen und das Unangenehme ward gemildert durch die weiblichen Tugenden seiner Tochter Susanne, der späteren Gattin Schlegtendahls. Seine prächtige Seite hatte dieses karge Vicariat durch die Gemeinschaft der drei Freunde Achelis, Schlegtendahls und Menkens, die im Umkreise einiger Stunden zusammenwohnten, und durch die Jüngerschaft, in welche Menken zu Collenbusch zu Barmen trat. Ueber diese Jüngerschaft, wenigstens über ihren Grad ist Streit. Herr von Goltz in seinem Leben des Thomas Witzenmann behauptet in Bezug auf Collenbusch, daß der Würtembergische Magister, zuletzt Helfer und Pfarrer zu Dettingen, unter Urach Johann Ludwig Fricker im Jahre 1760 von einem längern Aufenthalt in Holland zurückkehrend, an den Niederrhein die Bekanntschaft mit den gediegenen Schwäbischen Theologen Oettinger und Bengel verpflanzt und namentlich Collenbusch in Duisburg und Möller in Wichlinghausen bei seinem Besuche angeregt habe, und sagt dann weiter: Seitdem bildete Dr. Collenbusch allmälig die ihm eigenthümliche biblische Lehre aus, die später ihren eigentlichen theologischen Vertreter in dem ebenso geistvollen als frommen Gottfried Menken fand. Ihre Erklärung findet sie in den Gegensätzen, die das christliche Leben in der Umgebung darbot, indem Dr. Collenbusch der Prädestinationslehre der Reformirten die Lehre von Reichsgerechtigkeit Gottes entgegenstellte, nach welcher in der ganzen Schöpfung Alles nach dem strengsten Rechte erfolge; — den mystischen und separatistischen Tersteegianern, deren ernstes Trachten nach Erkenntniß und Heiligung er ungemein schätzte, die hohe Bedeutung eines **jeden** Worts der heiligen Schrift, als der einzigen Quelle göttlicher Erkenntniß, wie den Werth der gliedlichen Handreichung und des Gebrauchs der Gnadenmittel; den Pietisten, daß der Christ nicht nach den Empfindungen, sondern nach den Folgen zu urtheilen habe und fröhlich seinen Weg wandeln solle; den Orthodoxen in seiner Kirche — die heilige Schrift als alleinige Norm des Glaubens und ihrer todten Rechtgläubigkeit, wie dem Spielen der Herrnhuter mit der Versöhnungslehre, die Forderung der Heiligung und ihrer Vollendung in strenger Stufenfolge nach Matth. 5, 3—9 und 2 Petr. 1, 5—7. Die am schärfsten bei ihm hervortretende Unterscheidungslehre von andern christlichen Lehrweisen (wobei aber durchaus kein separatistischer Anstrich, sondern nur die Natur eines in der Gemeinde wirkenden Sauerteigs bei wunderbarer Stetigkeit im Gebrauch der Bibel und unermüdlichem Forschen über einzelne Punkte, bis man zur Gewißheit kam, sich offenbarte) war eben diese Stufenlehre und dann seine Ansicht von der Versöhnung, daß der versöhnende Tod Jesu Christi nicht seinen Grund in der strafenden, sondern in der errettenden und prüfenden Gerechtigkeit, nicht in dem Zorne, sondern in der Liebe Gottes habe." Diesem entgegen will unser Buch Menken eine große Selbstständigkeit und Freiheit vom Collenbuschianismus vindiciren. Menken selbst aber schreibt, daß er Collenbusch unter allen Menschen am mehrsten zur ewigen Dankbarkeit verbunden sei und seine Freundschaft für eine der größten göttlichen Wohlthaten in seinem Leben halte; ferner wird im Verlauf des Buchs uns ein Brief von Collenbusch an Lavater, den dieser vorher zur Begutachtung an Menken geschickt hatte, in welchem von der Heiligkeit Gottes als der sich erniedrigenden Liebe gehandelt wird und mit dem sich Menken völlig einverstanden erklärt, mitmitgetheilt; ferner theilt er mit ihm das Unbehagen an den Herrnhutern, und die Collenbuschische Stufenfolge wird von Menken in den Betrachtungen über Matthäus vorgetragen.

In die kurze Zeit des Aufenthalts zu Uedem fallen wieder Reisen zu Probepredigten, nach Mühlheim und Frankfurt; in letzterer Stadt ward er wider seinen Wunsch gewählt und schon im Juli 1794 ging er mit schwerem Herzen dahin ab. Es war, wie in Uedem, ein Vicariats- oder Collaboratur-Verhältniß bei dem Pfarrer Krafft, der aber im Glauben Menken viel näher stand, als der „Prälat von Uedem"; es gereicht dem zweimaligen Vicar zum Ruhme, daß das erste Band sich friedlich und freundlich löste und das zweite eine solche Innigkeit gewann, daß er in der Stadt „der Eitelkeit und Ueppigkeit" ganz gern war und bei dem plötzlich eingetretenen Tode des alten Krafft die heißesten Thränen weinte. Die Ordination mußte von Hanau hergeholt werden, das Examen aber ward wegen der glänzenden Zeugnisse von Duisburg erlassen. Das Alles, die Uebersiedelung, das Anschaffen neuer Kleider für die glänzende Stadt, die noch von Duisburg her unbezahlt gebliebenen Schulden, machten Sorgen, aber Gott der Herr half hinüber, wie über eine andere Schwierigkeit, die sich im Anfang darstellte; das war der Unterricht der Katechumenen. Menken war ein Feind des Sokratisirens und meinte, es müßte erst in die Kinder hineingelegt werden, ehe man herausholen könnte, darum redete er bloß zu den Kindern und wunderte sich dann, wenn er nach zweistündigem Sprechen erschöpfter war, als nach einer Predigt. Seine Auffassung der Unterrichtsweise war jedenfalls eine einseitige; es heißt auch hier das Eine thun und das Andere nicht lassen. Gleich tüchtig im Predigen und Katechesiren zugleich zu sein, ist selten mit einander vereinigt; man setzt einen solchen Redner nicht herab, wenn man ihm das Geschick zum Unterricht abspricht (diesen Eindruck macht seine Persönlichkeit auf uns) und ebenso hat sein Biograph kein Glück dabei, wenn er ihn gegen den Vorwurf zu rechtfertigen sucht, daß er die Seelsorge vernachlässigt habe. Der Apostel Paulus konnte Allen Alles sein, Luther konnte gegen Papst und Concil donnern und zugleich den Brief an sein Hänschen schreiben, aber solche markirte, von Anfang an gleichsam von Opposition lebende Persönlichkeit, wie Menken, war zur Kinderlehre und zum Hausbesuche wenig befähigt, woraus wir ihm durchaus keinen Vorwurf zu machen gemeint sind, zumal wenn wir dazu seine leibliche Schwachheit erwägen. Aus Frankfurt ist noch eine Einwirkung auf Menken und ein Ausströmen aus ihm zu berichten. Das Erste geschah durch Bengels Reden über die

Offenbarung, womit er bekannt wurde; er findet darin eine apostolische Salbung, wie sonst nirgends, sie sind ihm eine „volle Mahlzeit", er hat in keinen menschlichen Schriften so mannigfaltige, aus dem Mark der Schrift geschöpfte, von allen eigenen Einfällen und unbiblischen Vorstellungen freie Wahrheit gefunden, als hier, nirgends ist ihm ein so reiches Maaß der Erkenntniß und vom heiligen Geiste gelehrte, gesalbte Anwendung der Wahrheit entgegengetreten; zeiget mir, ruft er aus, eine solche Liebe der Wahrheit, einen solchen Ernst, eine solche Demuth, eine solche Freiheit von aller Ostentation, eine solche Reinheit der Absicht, eine solche Unterthänigkeit unter das Wort und ein solches auf Gott gerichtetes, mit der tiefsten Furcht Gottes durchdrungenes, von der Liebe zu Gott erfülltes und für die Ehre Gottes brennendes Herz, als ihr in diesen Schriften findet? Prächtige Worte zum Lobe eines Schriftauslegers, der von Gott gelehrt war! Was von Menken in Frankfurt ausging, war eine politische Schrift; zum großen Kummer Menkens, eines patriotischen Deutschen, ward das gottlose Franzosenvolk in seinen kriegerischen Unternehmungen in Holland so vom Glück begünstigt; damit die Welt nun nicht irre werde, ließ er eine Broschüre drucken unter dem Titel: Richtet nicht nach dem Ansehn, sondern richtet ein rechtes Gericht, die reißend Abgang fand; man muß den Muth des Mannes in jener freiheitstollen Zeit bewundern, mit welchem er die mit Blut und Sünde beladenen Frevler an allen menschlichen und göttlichen Heiligthümern zeichnet, die Tyrannei, die sie in fremden Landen geübt, beschreibt, die Verblendeten vor diesen Volksbeglückern warnt, sie als die Bösen, welche Gott zu seinem Gerichte gebraucht, wozu er die Guten nicht gebrauchen kann, hinstellt. Es fand sich auch in Frankfurt ein Kreis ernster Christen zusammen, die sich um ihn als ihr Haupt sammelten, sonst aber schreibt er über die Gemeinde sehr einsichtig: „Einige aus der Gemeinde sind mir gut und haben an meinen Predigten Freude; dem Ganzen der Gemeinde bin ich zu **ernst**, sie wollen das Christenthum wohl haben, aber sie meinen, das sei keine so ernsthafte Sache. Man könne das Evangelium vom Reiche Gottes wohl predigen, aber man habe ja aber nicht nöthig dabei zu sagen: Thut Buße. Es sei denn, u. s. w. Und es stehet in meinem Neuen Testamente beisammen und ein Neues mag ich nicht ersinnen. Dazu kommt, daß ich kein Visitenmensch bin, man hielt mich auch für stolz, weil ich nirgends hingehe, wohin ich nicht gebeten werde, daß ich mich suchen lasse und es so gar nicht darauf anlege zu gefallen; indeß lobt man meine Predigten." Und an einer anderen Stelle: „Umgang habe ich hier wenig und für mein Herz gar keinen. Zu den reichen und vornehmen Leuten passe ich nicht, da man meint, ich müsse Umgang suchen, so bleiben wir in beständiger Entfernung. Was man schon in Bremen und in Duisburg von mir gesagt hat, das sagt man auch hier: ich sei ein stolzer Mensch. Das würde mich nun so viel tiefer schmerzen, als ich von Herzen allen Stolz hasse und keine Tugend höher achte, als die Demuth, wenn nicht die Begriffe der Menschen von Stolz und Demuth

mich ganz beruhigten. Niederträchtigkeit ist wahrhaftig keine Demuth! Ich hasse alle Bizarreien und will mich gerne also stellen, daß ich gefalle zum Guten und zur Besserung. Aber ich will mich nicht wegwerfen, ich will mich suchen lassen, denn bei aller Schlechtheit bin ich doch des Suchens werth. Ich kann Visiten, Mahlzeiten, Genuß und Weihrauch entbehren und bin nicht glücklicher als in der Einsamkeit. Und überhaupt, bin ich nicht theuer erkauft? Soll ich mich der Welt zum Knechte machen? O! daß es doch wahr wäre, was man an mir tadelt! Einige Pietisten erweisen mir viel Achtung und Liebe. Sie versäumen meine Predigt nicht, haben sich einige zum Lesen ausgebeten, vielmal abschreiben lassen und hier und dahin verschickt." Weniger günstig äußert er sich über eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften, die ihn zu ihren Sitzungen eingeladen hatte; er fand aber, wenn ihn auch das Anfangsgebet eines Frankfurter Kaufmanns und das Schlußwort eines aus Saarbrücken vertriebenen Pastors erbaute, doch zu viel „Tändelei und heiliges Spielzeug und zu wenig unverbrennliches Gold" in den Verhandlungen, als daß er, auch den guten Willen der Leute ehrend, der Gesellschaft sein volles Herz hätte zuwenden können. Eine frohe Botschaft erreichte ihn noch in Frankfurt, als er gerade über den Todesfall des Rector Hasenkamp tief betrübt war, daß sein Freund Achelis reformirter Pastor und Professor in Göttingen geworden war, auf welche Stelle seine Bremer Freunde und Verwandte früher seine eigenen Blicke gelenkt hatten und die er auch, obwohl er zum Professor und Lehrer sich alle Vorbildung absprach, doch würde angenommen haben, wenn man ihn gewählt hätte. So war er denn hoch erfreut, daß sie seinem Freunde zu Theil geworden war.

In dem Sommer des Jahres 1795, dem letzten welchen Menken in Frankfurt verlebte, fällt noch eine schwere Heimsuchung durch körperliche Leiden, wie überhaupt die Frankfurter Tage daran sehr reich waren; schon früher bei einer Osterpredigt war ihm plötzlich die Stimme ausgegangen, so daß die Gemeinde schon unruhig ward und er meinte von der Kanzel abtreten zu müssen, und nur ein inwendiges Rufen zu Jesu Christo dem Helfer aus aller Noth hatte ihm das Vermögen der Sprache wiedergegeben; aber im Juli diesen Jahres kamen Schmerzenstage über ihn, „die graue Haare auf sein Haupt brachten und Furchen durch sein Angesicht zogen;" bei gänzlicher Schlaflosigkeit wurden der elenden Nächte so viel und die ihnen folgenden Tage so matt, daß von Arbeit nicht die Rede war und er Niemand vor sich lassen konnte, weil ihm Ja oder Nein zu sagen die heftigsten Schmerzen machte, Aderlaß und Opium vermochten keinen Schlaf zu bringen. Vier Wochen dauerte diese Marter. Da nun außerdem nach erfolgtem Tode des Pastor Krafft eine Pfarrerwahl stattgefunden hatte, welche auf Jacob Ludwig Passavant gefallen war, der im September das Amt antreten sollte, so drangen die Seinigen in Bremen in ihn auf einige Monate dorthin zu kommen; nach längerer Berathung, wobei der Kostenpunkt in Anschlag gebracht war, aber auf die Aussage des Arztes, daß wenn auch das Haupt-

übel gebrochen sei, doch gegen die Rückfälle seine Mittel erschöft seien, ward endlich der Vorsatz ausgeführt und den 20. September finden wir ihn wohlbehalten in Göttingen bei seinem Freunde Achelis angekommen, wo er in der Freude des Wiedersehens und des Zusammenseins mit dem Busenfreunde schwelgt. Es ist ein rührender Zug in unseres Menkens Charakter, bei allem Zorn und der Rauheit seines Wesens gegen Unglauben und Bibelfälscher, die Innigkeit seiner Liebe für die Freunde und die Theilnahme für seine „Sippschaft"; hier offenbart sich seine deutsche Natur und der in unsern Tagen aufgetretene Reformator des deutschen Familienlebens. Riehl betont diese Pflege der Sippschaft als besonders nothwendig, wenn wir aus der gegenwärtigen atomistischen Zerfahrenheit herauskommen und uns wieder gliedern sollen. Zu dem andern Zuge in Menkens Charakter finden wir hier aber auch einen Beleg; weder bei diesem noch bei einem spätern Besuche in Göttingen, auch in zahlreichen Briefen welche dorthin von Frankfurt und Wetzlar abgehen, wird der Universität und der theologischen Professoren auch nur mit einer Sylbe gedacht; wir können uns indeß bei dem gereiften Mann nicht wundern, wenn er für Planck und Stäudlin keine Sympathien gehabt, da der Jüngling in Jena Döderleins Collegia wegen der darin zu Tage gekommenen Gottlosigkeit aufgegeben hatte. Wir finden ihn auf der Rückreise von Bremen, wo er selige Monden verlebt, am 26. Januar 1796 abermals in Göttingen und als er am 6. Februar in Frankfurt ankommt, findet er ein Schreiben vor, das schon einige Tage auf ihn gewartet hatte, worin er von den Vorstehern der reformirten Gemeine in Wetzlar aufgefordert ward, dort eine Probepredigt zu halten; er kam nach langem Zögern mit der Antwort und Ueberwindung vieler Bedenken (denn der Einzug in die Stadt des Reichskammergerichts mit ihrem zahllosen Juristen-Heere behagte ihm gar nicht) doch dieser Aufforderung nach, predigte und ward gewählt.

Die allmälige Versöhnung mit den Verhältnissen in Frankfurt „der Stadt der Eitelkeit und Ueppigkeit," vollzog sich auch in der Juristen- und hochadlichen Stadt, „in welcher die Prediger bisher Hofleute und Creaturen der Assessoren des kaiserlichen Reichskammergerichts gewesen sein sollten," es traten sogar von Anfang einige der vornehmen Räthe auf seine Seite, es wird uns besonders ein Assessor von Riedesel genannt; dazu gab es unter den Handwerkern angeregte Christen, die man Pietisten nannte, auch Lutheraner und Katholiken besuchten seine Predigten; ein Gefühl der Freiheit und Unabhängkeit, mit ungetheilter Macht der Gemeine vorstehen zu können, schloß sich hier an, ferner eine hübsche Wohnung mit ansehnlichem Garten dabei und einem noch größern vor dem Thore, die Behaglichkeit eines eigenen Hausstandes, indem er seine liebe Schwester Lenore zu sich nahm, die von nun an bis zu ihrer Verheirathung in Wetzlar seinem Hauswesen vorstand und mit der er sein liebes Bremer Plattdeutsch sprechen konnte, wie wir schon bemerkt haben. In alle diese Annehmlichkeiten, wozu noch eine verhälnißmäßig

feste Gesundheit und eine leidlich sorgenfreie materielle Existenz kamen, fiel freilich bald eine arge Störung durch das Kriegsungewitter herein, welches der Stadt immer näher kam; die Verwüstung wälzte sich bis unter ihre Mauern, von deren Thürmen herab man die Dörfer brennen sah, der Einquartirung war kein Ende und eine Summe Geldes, die von Bremen zur Anschaffung von Möbeln und Betten abgesandt war, mußte dazu verwandt werden und kam wie vom Himmel gesandt um den Aufwand bestreiten zu können. Wie Menken mit seinem deutschen Herzen in der Nähe dieser gottlosen plündernden Franzosen zu Sinne war, kann man sich leicht denken, aber der Herr verläßt die Seinen nicht, das bewährte sich auch hier, Unbilden, Mißhandlungen hat er von ihnen nicht erfahren und sein Glaube bewährte sich als geläutertes Gold unter diesen Kriegsdrangsalen; er schreibt: manchmal kam freilich quälender Unglaube in meine Seele und ich ängstete mich wegen meiner Schwester, aber ich habe auch die Herrlichkeit des Glaubens, der sich nicht fürchtet, weil Gott der Herr gesagt hat: Fürchte dich nicht, erfahren. O, Lieber, es ist ganz erschrecklich, unter den Gottlosen sein zu müssen. Die Leiden der Heiligen und die Leiden unsers Herrn sind mir seitdem viel wichtiger geworden. — Daß Jesus Christus in der Sünder Hände übergeben worden ist, das kann ich mir seitdem besser in seiner Wichtigkeit denken. Daß der Herr der Herrlichkeit seinen Rücken darhielt denen, die ihn schlugen und seine Wange denen, die rauften, den allerrohesten und allerverruchtesten Menschen, daß er sein Angesicht nicht verbarg vor Schmach und Speichel viehischer Menschen, sondern sein Angesicht darbot als einen Kieselstein, keine Hülfe bei Gott hatte und nicht verlangte daß es anders sein sollte, das ist mir in seiner göttlichen Erhabenheit anschaulicher geworden. Er trägt sich um diese Zeit mit dem Gedanken, „eine Darstellung der Schriftlehre von dem Königreiche Gottes" zu versuchen, aber da spricht eine Stimme zu ihm: Kannst du die Sterne zählen? Kannst du die Wasser messen mit der Faust und die Himmel fassen mit der Spanne und die Erde begreifen mit einem Dreiling und die Berge wägen mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Waage? Oft klagt er auch, daß ihm das Predigen schwer wird, er nicht weiß, was er sagen oder schreiben soll, „ihm zu Muthe ist, als hätte der Arge ihm die Wahrheit aus der Seele gestohlen und als wäre ihm das Wort mit einer Hülle verdeckt." Er sieht dann auch mal gar keine Frucht seiner Arbeit, tröstet sich aber damit, daß sie doch nicht vergebens ist, „denn sie muß doch wenigstens die Arbeit des Bösewichts, der die ganze Welt verführt, in manchem Herzen und Hause aufhalten." Welch mächtige Worte! Wahrlich, der braucht nicht zu klagen, dem solcher Trost und solche Rede zu Gebote steht! Eine Perle bringt die Lebensbeschreibung aus dieser Wetzlarer Zeit, einen Brief an Menkens Neffen Johann Heinrich Dreyer, der sich plötzlich entschloß noch Theologie zu studiren; der Brief muß im Ganzen gelesen werden und wir müssen es uns deßhalb versagen, Bruchstücke daraus mitzutheilen, wünschen aber

nichts mehr als daß die Professoren, welche über theologische Encyclopädie und practische Theologie lesen, ihn in extenso in die Prolegomena ihrer Vorlesungen aufnehmen möchten; er ist vom 3. Januar 1797 datirt und pag. 171 bis 178 des Buchs zu lesen.

Wir nähern uns jetzt der Zeit in Menkens Leben, wo solches ein Schriftstellerleben wird und unsere Arbeit zu Ende geht; in die letzten Jahre des Aufenthalts in Wetzlar fällt die erste Herausgabe seiner so berühmt gewordenen Homilien, woran sich dann in Bremen eine großartige Wirksamkeit als Schriftsteller, die außer seiner mächtigen Predigt allen gläubigen Herzen Deutschlands ein Halt wurde bei den Versuchungen Satans zum Unglauben und seiner Vaterstadt einen Heerd baute, an dem sich die Kinder Gottes Herzen und Hände noch wärmen konnten als man überall nur erloschener Kohlen ansichtig ward. Das Schriftsteller- und Bremer Leben mit den Bezügen zu Barmen und die Wechselwirkungen zwischen dieser Stadt und Bremen müssen in der Darstellung der zweiten Hälfte von Menkens Leben zusammengefaßt werden, und da uns nicht bloß die genauere Kenntniß des größten Theils von Menkens Schriften abgeht und wir vom Wupperthale keine persönliche Anschauung haben, so müssen wir diese Arbeit kundigeren Händen, die auch die Decke, die das Buch über Menkens eheliches Leben, von dem in demselben nur das Factum der Verehelichung angegeben wird, legt, am besten lüften können überlassen; die mögen uns denn auch des Nähern über das Verhältniß zu Collenbusch unterrichten. Von der Redaktion um eine Anzeige der beiden Gildemeisterschen Schriften ersucht, haben wir bloß das deutsche Gemüth, den entschiedenen Character, den eifrigen Christen, den gläubigen Bibelmann, vor Allem den Fahnenträger, der die Standarte des Glaubens bei einer allgemeinen Flucht und Felonie der Christusleute noch hoch hielt, kennzeichnen wollen, unserer characterschwachen Zeit ein Bild zur Beschämung vorhaltend, den Dogmatiker seiner dogmatischen Schriften Kundigern befehlend.

Gr. b. G. K. v. H.

Das alte Pfarramt in der neuen Gemeindeordnung — ob mit gutem Gewissen? und was es mit den Kirchenräthen zunächst beginnen soll?

Erster Artikel.

Ob mit gutem Gewissen?

Die Gemeinde-Kirchenräthe sind längst angekommen, und noch besinnen wir uns darauf, wie wir dieselben ansehen, aufnehmen und was wir mit ihnen beginnen sollen. Daß wir uns gegen die neue Einrichtung nicht bloß passiv verhalten können, daß es unverantwortlich und verwerflich wäre, wenn wir uns äußerlich mit derselben benehmen und die Sache selbst gehen und laufen lassen wollten, darüber bestand unter uns von vornherein kein Zweifel. Wir wissen, daß wir nun mit ganzer voller Aktivität in dieselbe eingreifen und darin wirken müssen, wenn wir mit gutem Gewissen überhaupt haben hineingehen können. Denn die Last unserer Unlust zu dieser Calvinischen Institution kann unsre nunmehrigen Verpflichtungen gegen dieselbe nicht mindern, wenn uns das Wort Gottes und unser kirchliches Bekenntniß doch nicht dazu gezwungen hat, unsre Betheiligung grundsätzlich zu verweigern. Aber ob unser Eintritt in die neue Verfassung wirklich mit gutem Gewissen hat geschehen können, ist für Manchen von uns noch eine unerledigte Vorfrage.

Das Vorwort der Ev. K. Z. wäre über die kirchliche Gemeindeordnung als über einen unerquicklichen Gegenstand gern mit Stillschweigen hinweggegangen. Es ist gut, daß dies nicht geschehen, denn unsrer Viele haben auch in dieser Angelegenheit auf die Stimme gewartet, auf die wir zu achten gewohnt sind, und der wir gern folgen. Das Vorwort will, wie sich erwarten ließ, der nunmehr instruirten und eingeführten Gemeindeordnung gegenüber einen resoluten, aber keinen absoluten Widerstand. Nicht mit solidarischem Einspruch gegen das Ganze der neuen Ordnung, nicht mit selbst erwähltem voreiligen Martyrium soll unsererseits reagirt werden; wir sollen die Macht der wirklichen Verhältnisse, sollen das noch Gesunde im Organismus der Kirche gegen die Gebrechen dieser Organisation reagiren lassen. Das sollen wir Gott den Herrn thun lassen und Ihm dabei nur handlangen, so viel an uns ist. Dies die praktische Meinung zur Sache. Wir glauben sie völlig verstanden zu haben und bekennen uns damit völlig einverstanden. Die schlagende, schallende Hinweisung auf die massiven Pfähle der Wirklichkeit, welche diesen Weg zeigen, ist uns wichtig und ermuthigend gewesen. Aber ob sie uns beruhigen kann, wenn wir ein ruhiges, ein gutes Gewissen zu dieser Sache überhaupt noch nicht hätten? Eben weil der vorliegende Gegenstand die Gemüther so vieler treu sein wollender Pastoren und Gemeindeglieder noch immer hart und schwer belastet, wird die Ev. K. Z. der Besprechung desselben ihren Raum auch jetzt noch nicht versagen.

Wir haben uns nach Zeugnissen der Unsrigen, die jene Vor- und Gewissensfrage unumwunden und fest bejahen, seit dem Erscheinen der „Instruktion" vergeblich umgesehen. Nur ein Zeugniß über die neue kirchliche Gemeinde-Ordnung (im Novemberheft der Ev. K. Z.), obwohl es das „gute" Werk, wozu das Kirchenregiment die Pfarrer auffordere, als ein immerhin gefährliches zu bezeichnen auch nicht umhin gekonnt, trägt sich mit der entschiedenen, ganz zuversichtlichen Behauptung, daß

„wer nur im rechten Sinne in die Gemeinde-Kirchenräthe eintrete und darin wirke, ein gutes Gewissen sich bewahren könne und werde.“ Damit schließt es auch. Allein die Auffassung möchte doch hier allzu genialen Fluges über die Noth und das Elend der in Rede stehenden Situation sich erhoben haben. Es ist nicht die Auffassung eines armen Pfarrers, dem die Centner dieser Situation an seinen Füßen hängen — der mitten in dem großen Knoten darin sitzt und den Kirchenrath nicht bloß allmonatlich ein Mal vor Augen, sondern täglich auf seinem Gewissen haben soll. Und sonst haben wir in allen gedruckten Verhandlungen der Unsrigen, namentlich auch der Kamminer Conferenz, zeither nur trübe Gesichter und entschwundenen Muth zu dieser Sache wahrnehmen können. Es ist allem Anschein nach jetzt die vorwiegende Auffassung unter uns, daß die „Instruktion“ die Rechte des geistlichen Amtes nicht bloß alterire, sondern auch alteriren wolle — daß sie einer Destruktion des Pfarramtes gleich zu achten und daß darin die neue Gemeinde-Ordnung in das Stadium eines offenbaren Widerspruchs gegen das göttliche Wort und das kirchliche Bekenntniß, mindestens gegen das ganze bisher gültige Kirchenrecht und die ganze bisher anerkannte Kirchenordnung eingetreten sei. Das Obwalten dieser Ansicht und Stimmung muß auch diejenigen unter uns, die sie nicht theilen, mit tiefer Besorgniß erfüllen. Denn wie sollte es möglich sein, den Widerspruch zwischen solcher Beurtheilung und einer dennoch aktiven Betheiligung an der neuen Ordnung lange zu ertragen? Ich muß bekennen, daß ich weder bei dem Maximum, noch bei dem Minimum jener Annahme noch eine Möglichkeit für mich offen sehen würde, mich mit gutem Gewissen auf die fernere Betheiligung einlassen zu können. Man verzeihe den Singular des hier Redenden. Im Plural zu reden kann er jetzt nicht wagen, da er unter seinen Brüdern mit seiner Meinung vielleicht noch ziemlich allein steht — und ein Einverständniß mit Andern begehrt er nicht. Stände die neue Gem.-O. vermöge ihrer Instruktion auch nur in einem offenen Widerspruch gegen das ganze bisherige Kirchenrecht und unsere ganze herkömmliche und gemeine Kirchenordnung — dies Minimum des Widerspruchs erkennt auch das „Vorwort“ an — so würde mich die Unnachweislichkeit des Widerspruchs gegen Schrift und Kirchenlehre nicht trösten können. Ich würde annehmen, wenigstens befürchten, daß der doktrinell nicht nachzuweisende Widerspruch dennoch vorhanden wäre. Noch weniger könnte die Hoffnung auf eine kräftige Reaktion der Praxis gegen die Theorie mich beschwichtigen. Es ginge nicht an, zum offenbaren Unrecht die Hand zu bieten, um Unrecht wieder recht zu machen. Ich würde unter solchen Voraussetzungen jede Aktivität für und nun auch die Passivität gegen diese Gemeindeordnung aufgeben müssen. Ich könnte mich nicht darin finden und fügen, mich und die Tausende meiner Amtsgenossen unseres Pastorates widerrechtlich enthoben zu sehen, könnte mich nicht in die Lage bringen lassen, es der Gemeinde verschwiegen zu haben, daß sie einen eigentlichen Pastor nun nicht mehr habe, wenigstens einstweilen und so lange nicht habe, bis etwa der „Prediger“ in einem Kampfe mit der neuen Verfassung seine pastoralen Rechte wieder erlangt haben werde. Doch habe ich meines Theils bei langem und ernstlichem Besinnen und bei geringer natürlicher Neigung zu optimistischer Betrachtung eine Nöthigung zur Anerkennung jenes Widerspruchs noch nicht gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Suchen und Finden. Berlin, O. Wiegandt und Grieben, 1861.

Kein religiöser Roman, sondern ein in lebendigen, das Gepräge der eigenen geistlichen Erfahrung tragenden Zügen dargestelltes Lebensbild einer nach der Wahrheit und dem Frieden ringenden Seele, die durch mannigfache, grade edleren Gemüthern gefährliche Verirrungen hindurch zum Glauben und zu innerlicher Klarheit und Ruhe gelangt; es ist im Wesentlichen erlebte Wahrheit, obgleich hier und da sich Dichtung in die Wirklichkeit hineinzieht; und das Interessirende ist nicht sowohl eine spannende Erzählung, als vielmehr die innerliche Entwickelung einer aus der Aeußerlichkeit einer bloß weltlichen Bildung zu der geistlichen Wiedergeburt eines Kindes Gottes in Kämpfen und Anfechtungen gelangenden weiblichen Seele. Im Besitz innerlicher und äußerlicher Vorzüge, zum Genuß des Glückes der höheren Gesellschaft gebildet, von der christlichen Religion nur in der gewöhnlichen Weltweise berührt, zieht sich dieselbe in einem mehr natürlichen, als geistlichen Widerwillen gegen die Schaalheit des herrschenden gesellschaftlichen Treibens unbefriedigt von demselben zurück, aber mehr in dem stolzen Gefühl der eigenen geistigen Ueberlegenheit über dasselbe, und in anspruchsvollen Forderungen an Gott über die widerspruchs- und zweifelvolle Wirklichkeit klagend, als in selbstverleugnender Demuth unter das Kreuz sich beugend. Den ersten zündenden Funken in diese leidenschaftlich aufgeregte, umdüsterte Seele, die mit richtigem Gefühl ihr Gegenbild in der vom Sturm aufgeregten See erkennt, wirft das schlichte Glaubenswort eines in frommer Einfalt des inneren Seelenfriedens lebenden Mädchens. Die Schilderung der kindlichen Frömmigkeit dieses lauteren christlichen Herzens, so wie das spätere Bild der die volle christliche Reife einer im Glauben und in der Liebe bewährten Maria gehören zu den anziehendsten Punkten dieser Erzählung. In dem noch ungeklärten, die eigne christliche Unreife noch verkennenden Ungestüm bricht die zum Glauben Erweckte nicht bloß mit der Welt, sondern entschließt sich, in den Krankendienst zu Bethanien einzutreten; und hier erst gelangt sie durch tiefgreifende Erfahrungen der eignen geistlichen Schwäche und durch den geistlich überwältigenden Umgang mit jener Maria zur wahren christlichen Selbsterkenntniß und zur Demuth, und aus dem stürmischen Suchen zum Finden.

Einen diese Entwickelung etwas störenden und nicht ganz klaren und befriedigenden Eindruck macht der Aufenthalt Mar-

tha's — so nennt sich die Erzählerin — in einem in geistreicher Weltlichkeit sich bewegenden Hause am Rhein, wo ihr neu erwachtes inneres Leben in einige Spannung tritt zu dem ästhetisch-tändelnden, in äußerlich geistigen Genüssen schwelgenden Treiben der die feinste Weltbildung vertretenden Familie. Grade wegen dieses offenbar einen etwas beirrenden Einfluß ausübenden Zeitraums hätten wir dem Ganzen einen etwas reicher entwickelten Abschluß gewünscht, welcher nicht bloß das Finden, sondern auch das Gefundenhaben uns vorführt, nicht bloß das Ringen der suchenden Seele, sondern auch den Reichthum des gehobenen Schatzes uns mehr zur Anschauung bringt. So aber wird der Abschluß des Buches auf christlich weniger gereifte Leser eher den Eindruck einer etwas müden Verzichtleistung auf die Welt machen, als den einer Gewinnung einer in jeder Beziehung höheren und reicheren Welt; und grade für solche suchende Seelen ist dieses Buch doch vorzugsweise geschrieben und in seinem ersten Theile so belehrend.

Daß die Verfasserin dieser von christlicher Selbsterkenntniß und von Verständniß des evangelischen Heilslebens zeugenden, schön und anziehend geschriebenen Schrift sich nicht nennt, ist so sehr in der Ordnung, daß der Eindruck derselben wesentlich getrübt werden müßte, wenn es anders wäre.

Siehe drein und schilt, daß des Brennens und Reißens ein Ende werde.

Psalm 80.

Ref. hatte eine besondere Plage von einem nichtsnutzigen Weinberg-verwüstenden Burschen in seiner Gemeinde auszustehen; in der Kindheit scheint er noch ziemlich harmlos Gellert zu seinem Bilde vom ungerathenen Sohne gesessen zu haben:

„Nichts Thörichtes, nichts Ungeschicktes ward gewagt,
Johann war jedes Mal der Thäter."

Aber nach den ersten weichen Jugendjahren verdichtete und verdickte sich das Böse in ihm zu einer widerlichen Masse, grobe Uebertretung des vierten Gebots und sicherlich auch des sechsten, Bummelei, Saufschauer, Spott der heiligen zehn Gebote, Präsidentschaft unter den Gottlosen und vor Allem eine mephistophelische Bosheit, andere gegen einander zu hetzen und dann der entstandenen Raufereien zu lachen und sich zu rühmen, kam immer mehr zu Tage. Wie war da zu helfen? Hätte man bei dem „frommen Gellert", dem unermüdlichen Spötter des heiligen Ehestandes, stehen bleiben und auf Heilung durch die „böse Frau" warten wollen, so hätte man jedenfalls lange warten müssen, und es würde doch nur geheißen haben, Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen wollen.

Unser Bestes haben wir hier durch den Zorn Gottes verloren, das war der Beichtstuhl und die Privatbeichte: da konnte man ohne Gefahr, eine ungeschickte Form zu wählen, auf geordnetem gewiesenem Wege solche Verwüster strafen und die Säue schelten; ja es will uns bedenken, als wenn die Kirche in der Zeit, da sich der Sturm wider die Privatbeichte erhub und die Redensart: Beichtstuhl Höllenpfuhl

entstand, vom Strafamt, von der Arbeit an der einzelnen Seele und von der Sorge für den Weinberg, gar kein Bewußtsein mehr müsse gehabt haben, sonst hätte sie sich ein so kostbares Gut nicht rauben lassen. Was wir jetzt außer der Predigt und allgemeinen Beichte zu diesem Zwecke haben, hat sein Schwieriges, oft Unbehagliches, auch Gefährliches und kann leicht ein Eis werden, auf dem Ungeschickte fallen. Wollen wir Seelsorge und Strafamt an eben beschriebener einzelner Seele üben, so bleibt uns jetzt Nichts anderes übrig, wir müssen die, an welchen das Strafamt gehandhabt werden soll, in ihren Häusern aufsuchen oder auf die Pfarre bescheiden, oder aber auf die Gellertsche böse Frau, das Krankenbett oder Gefängniß warten. Streichen wir diese drei letzten Weisen, da bei einem gewissenhaften Prediger, wenn er Gefahr im Verzuge sieht, sein Inneres sich hiergegen auflehnen wird, aber auch die beiden erstgenannten Weisen haben ihr Bedenkliches, ja Gefährliches, worüber Ref. schlimme Mittheilungen machen könnte, und namentlich ist der Character des Gemachten und Gesuchten von ihnen schwer zu trennen. Geht man in ein Haus, wird von den Hausgenossen freundlich aufgenommen, kann man da das Strafamt in seiner oft nothwendigen Strenge üben, und kann man um eines einzigen willen das ganze Haus in Kummer und Trauer versetzen? Oder man bescheidet sie auf die Pfarre, aber wenn sie dann nicht kommen? Im Hannoverschen Lande haben alle Prediger das formelle Recht und auf dem Lande auch die Praxis dieses Rechts für sich, daß im Ungehorsamsfall die Obrigkeit den zu Admonirenden auf geschehene Ladung durch den Schullehrer oder Kirchen-Vorsteher herbeischaffen muß; in den Städten es durchzuführen mag sein Bedenkliches und Schwieriges haben, aber auf dem Lande verlangt das Ansehn des Amtes und die öffentliche Meinung, daß diesem Mandat König Georgs III., worin in sehr bestimmter Weise der weltliche Arm dem Worte zum Dienst verstattet wird, nachgelebt werde; Ref., der bei einem Ungehorsamen auf den kommenden Gehorsam gewartet und den Zwang der Obrigkeit versäumt hatte, mußte arge Vorwürfe hören, daß er dem Amt Etwas vergeben und dasselbe in Schimpf gebracht habe. Denn der gesunde Bauer schließt ganz folgerichtig, wie sein eigener Haushalt ohne den Gehorsam gegen den Hausvater wüste wird, so kann auch der geistliche Haushalt einer Gemeinde ohne Gehorsam nicht bestehen, und da er vom „Schärfen der Gewissen" noch Etwas hält, auch bei seinen Kindern und Nachbarn dessen wohl bedarf, so dünkt ihm das Amt eitel, wenn der Prediger an die Gewissen nicht ankommen kann. Aber bei dem Allen will dieser modus doch nur cum grano salis angewandt sein, sonst macht man, der Widerwilligkeit kirchenfeindlicher Beamten nicht zu gedenken, die Behausung des Seelsorgers leicht zu einem Hause des Schreckens.

Die beste und unbeirrteste Weise ist nach des Ref. Erfahrung außer dem Krankenbett die Begegnung auf dem Felde, und der persönliche Betrieb einer Landwirthschaft ist ihm darum für die Seelsorge ein bedeutendes Moment; denn am Ackerbau hängt etwas Patriarchalisches und nachdem wir kirchlich durch Hinwegnahme der Privatbeichte am Institute so schwere Einbuße erlitten, ist unserm Amte Gott sei Dank das Patriarchat noch geblieben; dieses haben wir zu pflegen, dieses kann uns für unsern Verlust einigermaßen Ersatz geben, kann auch durch Gottes Gnade ein Mittel werden, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Ref. muß bekennen, wenn ihm bei seinen Gängen auf dem Acker ein Bursche mit seinem Pfluge

entgegenkommt, der einer Strafe oder Gewissensschärfung bedarf, und es heißt dann: komm mal herunter von deinem Pferde, was hast du gemacht? Oder ihm ein altes Mütterchen begegnet, das krumm von Alter und Mühseligkeit mühsam seinen Graskorb oder sein Bündel Holz fortschleppt und er kann dann ein Wort des Trostes sprechen und auf den hinweisen, der alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft; oder eine Vermahnung an Kinder beim Viehhüten halten, so liegt darin etwas Ungesuchtes und Ungemachtes, und man fühlt, daß der liebe Gott bei einem ist. Um aber solches zu empfinden und um dazu im Stande zu sein, muß man in der Mitfreude und Mitleidenschaft des Volkes stehen, muß als mit ihm arbeitend seiner Arbeit Lohn mit ernten, muß seine Noth mit erfahren haben; dergleichen lernt man nicht auf Spaziergängen, wo einem die Felder Nichts angehen.

Ref. ging nun einst aus, seinem Säemann die Arbeit nachzusehen (er selbst hält kein Gespann, obwohl er 50 Acker Landes selbst bewirthschaftet) und ward etliche Ackersbreiten vom Wege den oberwähnten Nichtsnutz und Weinbergs-Verderber bei einer Feldarbeit gewahr; da kam das Wort des Propheten über ihn: Siehe ich will an dich du schädlicher Berg, der du alle Welt verdirbst, ich will meine Hand über dich ausstrecken und dich von dem Felsen herabwälzen und einen verbrannten Berg aus dir machen, — er bog vom Wege ab, dem Arbeitenden entgegen und richtete nach der Begrüßung die Frage an ihn: was machst Du da? Ich werfe einen Graben auf, war die freundlich entgegenkommende Antwort. Ich wundere mich, daß Du das verstehst, ich meine, Du verständest nur unnütze Dinge, und darauf ihm die linke Hand auf die Schulter legend, ward eine Zornschaale über ihn ausgegossen, ungefähr: Wie lange soll es mit Deiner Gottvergessenheit noch so fort gehen? Wie lange willst Du noch den Zorn Gottes erregen und endlich dessen Gericht über die Gemeinde bringen? Wie oft noch soll es geschehen, daß, wenn der Bauermeister Deinen Namen nur ausspricht, der Leib voll Aerger mir gewiß ist? Sieben und zwanzig Jahr bist Du alt, aber ein Schulkind von sieben Jahren kann mehr Tugend aufweisen als Du; und so fort.

Es mag hier bemerkt sein, daß nach Ref. Meinung jeder einigermaßen selbstständige Pastor in der Behandlung der einzelnen Seele auch seine eigne Weise hat, darum will er in diesem und dem Folgenden seine Weise durchaus nicht als Norm hinstellen, hält aber an der medicinischen Regel für Alle fest: generalisire die Krankheit und individualisire den Kranken, und ein abgesagter Feind alles Mechanischen und Unvermittelten, versäumt er beim Gebrauch des Wortes, besonders wenn er mit rohen oder hartnäckigen Menschen zu thun hat, auch solche äußerliche Mittel, wie Hand-Ergreifen oder die Hand auf die Schulter legen, um dadurch eine Bewegung auch des Körpers herbeizuführen, nicht. Während des Ausgießens jener Schaale ging mehrere Male eine flüchtige Bewegung über das Angesicht hin, und als die Rede zu Ende war, streckte der also Angesprochene Ref. freiwillig seine Rechte entgegen mit den Worten: „Ich will mich bekehren, Herr Pastor, hier ist meine Hand, Sie sollen noch mal Freude an mir haben." „Leider voll Aerger wird mein Theil sein, ward ihm erwiedert." „Nein, den ersten Thaler, den ich verdiene, will ich dazu verwenden, daß ich meinen versetzten Sonntagsrock wieder einlöse, dann sollen Sie mich jeden Sonntag in der Kirche sehen und mit meinen Rauschejahren soll es aus sein." „Du sprichst, als wenn Du nicht gelernt hättest: kann auch ein Mohr seine Haut wandeln oder ein Parder seine Flecken, die sieben Geister, die Du zu Dir genommen hast, und die arg sind, fahren nicht aus auf deinen Willen, da mußt Du erst haben schreien lernen: Aus der Tiefe rufe ich Herr zu dir, Herr höre meine Stimme, laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens." Das Gespräch ward noch fortgesetzt, gedieh aber zu keiner Befriedigung, schloß mit Versicherung und Anzweiflung.

Aber wie Gott der Herr die Dinge lenkt! der Rock ward wirklich eingelöst, ob für die Kirche oder für eine Hochzeit, die bald darauf in der Familie stattfand, habe ich zu erforschen versäumt, aber auf dieser Hochzeit schoß sich der also Admonirte ein Gelenk vom Finger und kam in Folge dessen in das Hospital. Jetzt war des Ref. Zeit gekommen; mit den Worten, Du hast auf dem Felde die Versicherung gethan, ich sollte noch Freude an Dir erleben, jetzt laß Dein Wort keine Lüge sein, erkenne Deine Missethat, daß Du wider den Herrn Deinen Gott gesündigt hast, trat er ihm vors Bett. Und wie ein aufgezogenes Mühlenwehr ergoß sich die beladene Seele, und nicht bloß das ging in Erfüllung, was David spricht: ich will dem Herrn meine Uebertretungen bekennen, da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde, Selah, sondern diese Mittheilungen aus der Tiefe eröffneten dem Beichtvater ungeahnte Blicke in das innere sündhafte Treiben der Gemeinde und sind für die spätere Seelsorge sehr ersprießlich geworden.

Die Heilung der leiblichen Wunde nahm eine üble Wendung; wahrscheinlich aus Grund früheren wüsten Lebens hatte sich ein Krankheitsstoff im rechten Oberschenkel abgelagert, der eine Amputation nothwendig machte, aber auch diese konnte den Tod nicht aufhalten; vorher hat der Kranke aber noch gebeichtet, ward absolvirt und mit dem Leibe und Blute Jesu Christi gespeist. In dem Allen offenbarte sich genugsame göttliche Traurigkeit und Zuversicht auf das einige Verdienst unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, so daß sein Seelsorger gewiß sein konnte, daß dieser, der den Schächer am Kreuze noch angenommen, auch diesen Schächer nicht wird abgewiesen, sein Himmelsthor geöffnet und diese sündige, aber doch mit ihm versöhnte Seele wird eingelassen haben.

Gr. b. G. K. v. H.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 24. April. № 33.

Das alte Pfarramt in der neuen Gemeindeordnung — ob mit gutem Gewissen? und was es mit den Kirchenräthen zunächst beginnen soll?

Erster Artikel.

Ob mit gutem Gewissen?

(Fortsetzung.)

Wohl muß uns die „Instruktion" dazu veranlassen, unsre Nichtanerkennung dieses „Aeltesten-Amtes" als eines dem Aeltesten-Amt der Urkirche identischen wiederholt zu bezeugen. Noch hat das Kirchenregiment unsre pfarramtliche Zustimmung zu dieser Identität nicht erlangt, und sollte sie wider Erwarten noch begehrt werden, so mögen und müssen wir ablehnen. Niemand wird uns zwingen wollen, sie dennoch zu geben. Nicht minder benöthigt uns die Instruktion, es wiederholt zu bezeugen und es stark zu betonen, daß die heiligen Rechte der Lehre und des Bekenntnisses unsrer Kirche, so auch die Rechte ihres geistlichen Amtes in dem neuen Verfassungs-Statut nicht genugsam verwahrt sind, wozu doch gerade bei Uebersetzung einer reformirten Verfassungsform auf lutherische Gemeinden Grund genug vorhanden gewesen wäre. Man hat bis jetzt weder unsre Zufriedenheit mit den Rücksichten verlangt, welche die neue k. G.-O. unsrer Confession und unsrer Kirche hat zu Theil werden lassen — noch hat man unsern Erklärungen des Gegentheils, wann und wo sie amtlich abgegeben worden, irgend eine Folge gegeben. Um so mehr gilt es zu wachen und zu wahren, nicht mit vergeblichen Forderungen, mit unangenehmen Belästigungen unsrer Oberen, sondern ein Jeder da, wo er steht, wo man ihn hört, wenn und so weit es nöthig ist, daß man den Wächter aber auch hört. Die Stunde, wo kein stilles Wachen mehr möglich ist, wird vielleicht nicht lange auf sich warten lassen. Es wird eine gute Stunde sein, wenn wir sie wachend abwarten. — Daß die Instruction hierneben auch ein wirkliches novum in der Sache ist — daß sie kräftig entwickelte Keime zu einem starken Irrthum, zu einem eigentlichen Widerspruch gegen unser ganzes Kirchenrecht und unsre ganze Kirchenordnung nicht allein, sondern auch gegen die Grundlagen der Kirche enthält: wer von uns könnte sich darüber täuschen! Wir werden uns darüber in dem Nachfolgenden vielleicht noch klarer werden. Aber der Embryo ist noch nicht ausgeboren, es steht noch in Frage, ob das überhaupt geschehen wird, und Gott wolle es verhüten. Fehlt es zur Hinderung der Geburt nicht an Kräften, welche die neue kirchliche Gem.-Ordnung rings umgeben, so finden wir auch in der Letzteren selbst des Richtigen und Gesunden nicht so gar wenig, was sich mit den umgebenden Kräften verbünden, mit ihnen gemeinsam den bösen Keim ersticken und darnach doch eine heilsame Frucht aus sich entwickeln kann. Prüfen wir denn insonderheit die Theile und Sätze der „Instruktion", welche zur Annahme eines schon fertigen und offenbaren Widerspruchs gegen heilige Rechte der Kirche, mindestens gegen die Rechte des geistlichen Amtes veranlaßt haben.

Der Gemeinde-Kirchenrath soll „die Sorge für den gesammten Gottesdienst, für den Anstand, die Zeitordnung, für den Dienst bei den heiligen Handlungen" führen. Liegt hierin überhaupt eine Schmälerung und gar eine absichtliche Schmälerung der pfarramtlichen Rechte? Mit welchem Rechte dürften wir, wie Einige doch gethan, auf jene Worte sogar die weitgehende Behauptung gründen, es solle nach ihrem Sinne nun auch das Predigtamt selbst, wenigstens die Predigt und Lehre und die gesammte gottesdienstliche Amtsverwaltung des einzelnen Pfarrers unter die Aufsicht seines Kirchenrathes gestellt werden? Unmöglich kann doch ein christliches, evangelisches Kirchenregiment davon abgesehen haben, daß die Lehre, die liturgische und Sakraments-Verwaltung des Predigers überhaupt nicht an partikulare Meinungen, besonders nicht an das Urtheil und Belieben eines Gemeinderathes, sondern an Gottes Wort und der Kirche Bekenntniß gebunden ist, und daß die Aufsicht darüber, ob er nach diesen allein gültigen Normen sein Amt verwaltet, außer seinem Herrn im Himmel nur seiner geistlichen Aufsichtsbehörde zukommt. Ist die Exception des Predigtamtes von aller Kuratel des Gemeinderathes eine für den kirchlichen Verstand sich von selbst verstehende Voraussetzung — und sie ist es in der That — so sollte man der obersten Kirchenbehörde diese Reservation wohl zutrauen, und wir dürfen es ihr nicht so verdenken und mißdeuten, wenn sie auch allen Gemeinderäthen und Gemeinden so viel kirchlichen Verstand zugetraut hat, daß sie einer ausdrücklichen Erwähnung jener Voraussetzung sich enthalten zu können meinte. In den Gemeinden der großen und Mittel-Städte mag es freilich an diesem geringen Maß kirchlicher Einsicht schon fehlen, während die Masse

unsrer Land- und Stadtgemeinden so weit noch nicht heruntergekommen ist, und es wäre eine deutlichere Abgrenzung jener „Sorge für den Gottesdienst und für den Dienst bei den heiligen Handlungen“ deshalb gewiß nicht müßig gewesen. — Daß es aber außer der pfarramtlichen Sorge für den Gottesdienst und die heiligen Handlungen noch gar manche sehr wünschenswerthe und nöthige eben darauf bezügliche Sorge giebt, die von den bisherigen Kirchenbeamten nur theilweise und ungenügend oder noch gar nicht geübt worden, bedarf wohl kaum eines erschöpfenden Nachweises bis ins Einzelne. Zumal was kleinere Stadt- und was Landkirchen anlangt, wo bisher in der Regel nur wenige Personen, meist nur der Küster und Kantor in einerlei Person und allenfalls noch ein etwa anwesender Kirchvater der außerpfarramtlichen Bedienung des Gottesdienstes sich unterzogen haben. Die „ordines minores“ der alten Kirche sind uns zum Theil ganz verloren gegangen, ebenso auch die von ihnen geleisteten Dienste, wenigstens hat die Ordnung und die würdige Ausrichtung dieser Dienste durch das Eingehen der Aemter sehr gelitten. Auch das Amt der Kirchendiener an unsern Stadtkirchen, zumal als Versorgungsposten für ausgediente Unterofficiere, ist kein Ersatz für die altkirchlichen Ostiarier und Akoluthen, deren untergeordnete Dienstbarkeit doch so wichtig und würdig erachtet wurde, daß man ihnen vor versammelter Gemeinde eine feierliche Ordination ertheilte. Mag nun das ceroferarium*) und der urceolus**) der Akoluthen sammt dem clavibus janitorum***) immerhin in den Händen unsrer „Küster“ verbleiben — es finden sich der Dienste für den Altar und für die Kirchthüren noch genug, deren die Mitglieder eines Kirchenrathes sich nicht zu schämen brauchen und womit sie zur Ordnung und Hebung des Gottesdienstes förderlich beitragen können †). Am Altar namentlich bei zahlreichen Communionen. Und sieht man an einigen Kirchthüren unsrer Hauptstadt heut zu Tage Freiwillige fungiren, die hierneben doch vornehme Herren sind, so muß es doch an den Kirchthüren auch jetzt noch wichtige und ehrenvolle Dienste geben.

(Schluß folgt.)

*) Die Wachskiste mit den Altarkerzen.

**) Der Weinkrug.

***) Thürschlüssel.

†) Wenigstens ist dem Schreiber dieses sowohl bei Austheilung des h. Abendmahls, als auch bei Taufen und Trauungen der Mangel an einem aufmerksamen, verständigen Akoluthen schon oft recht fühlbar gewesen. Häufig hat er bei zahlreichen Communionen die Ordnung im Hinzutreten der Communikanten selbst machen und mühsam aufrecht erhalten müssen, was nicht ohne Störung für ihn selbst zu ermöglichen war. Wie groß ist oft das Ungeschick der Communikanten, wenn sie sich selbst ordnen sollen! Häufig bleiben sie beim Herannahen so fern stehen, daß der Distribuent sie kaum erreichen kann und sie erst durch Winke und Gebehrden zum Nähertreten nöthigen muß. Es kommt auch vor, daß es an Brod und Wein gebricht, und keine Hand zu schneller und würdiger Dienstleistung bereit ist, weil der Küster als Organist und der Kirchendiener als Kalkant bei der Orgel zu dienen hat. Längere Zeit hat Schreiber dieses auch bei Trauungen und selbst beim gewöhnlichen Gottesdienst den Akoluthen und Ostiarier ersetzen müssen, bis es einigermaßen gelungen war, altübliche Mißbräuche zu beseitigen, ohne daß es hiermit zu einer völligen Entbehrlichkeit fernerer specieller Aufsicht gebracht wäre. Es ist eine viel verbreitete Klage, daß unsere Kirchen namentlich bei Trauungen durch das Geräusch und das unverschämte Sichvordrängen andachtsloser Zuschauerinnen häufig entweiht werden.

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen zu Gnadau.

Ueber die Erweckungen, welche neuerlich an so vielen Orten der Erde außerhalb und innerhalb unseres Welttheils, und zuletzt auch in Elberfeld und Umgegend stattgefunden haben, ist auch in der Ev. K. Z. sehr verschieden geurtheilt worden. Viele hegen große Besorgnisse vor diesen gewaltsamen Erschütterungen und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn diese Bewegungen nicht mit dem Geist christlicher Besonnenheit und Weisheit geleitet werden, der Teufel Gelegenheit findet, das heilige Werk Gottes zu verderben. Aber wir sehen nicht ein, wie die ungeheure Macht des Unglaubens und der Sünde, unter der unsere Zeit steht, wie kaum eine andere je, wirksam könne gebrochen werden, als durch solche übermächtige göttliche Einwirkungen; und wenn wir in die heilige Schrift sehen und die Zeichen betrachten, unter denen die erste Ausgießung des heil. Geistes auftritt, so sollte es uns nicht allzu sehr befremden, wenn wir Aehnliches jetzt wahrnehmen, wo wir Zustände vorfinden, welche kaum weniger schlimm sind, wie die damaligen. Außerordentliche Schäden erfordern alle Zeit außerordentliche Mittel. Der Apostel sagt: Den Geist dämpfet nicht. Wir sollten mit den Wassereimern einer allzu nüchternen und ängstlichen Kritik nicht so von allen Seiten herzulaufen, um ein Feuer zu dämpfen, welches Gott angezündet hat, uns zum Zeichen, daß wir um so brünstiger um eine gnadenvolle neue Ausgießung des heil. Geistes bitten sollen, und welches er vielleicht wieder ausgehen läßt, uns zur Strafe, wenn wir nicht erkennen die Gabe Gottes. Unsere materielle Zeit ist gar nicht der Art, daß wir so sehr bange sein müßten, im Geistlichen geschehe des Guten zu viel.

Ich weiß nicht, ob es mit diesen Bewegungen des Geistes Gottes zusammenhängt, daß man zu dieser österlichen Zeit eine ungewöhnliche Theilnahme an den Gottesdiensten und Abendmahlen des Herrn auch in unserer Gegend wahrgenommen haben will. Auffallend ist es jeden Falls, daß die am 9. und 10. April d. J. in Gnadau gehaltene Versammlung unsers Vereins von Anfang an so zahlreich besucht worden ist, wie wir uns dessen kaum erinnern. Die Räume reichten so wenig zu, daß eine Menge der Gäste am ersten Abend den Ort verlassen mußten, um in den benachbarten Städten ein Unterkommen zu finden, obgleich die nicht genug anzuerkennende Gastfreundschaft der Brüdergemeinde alles aufgeboten hatte, um in Privathäusern den Fremden eine Stätte zu bereiten. Wie gewöhnlich trat die ansehnliche Versammlung Dienstag 10 Uhr im Betsaale der Gemeinde

zusammen, um zunächst im gemeinschaftlichen Gesange und Gebete den Herrn zu preisen für alle seine bisherige Gnade und Wohlthat, Vergebung der Sünden und des heil. Geistes Beistand zu erbitten für das Werk dieses und dieser Tage. Dann sagte der bisherige Vorsitzende (Sup. Westermeier) etwa Folgendes: Wenn der Prophet Hosea (C. 4, 1) spräche: „Höret, ihr Kinder Israel, des Herrn Wort, denn der Herr hat Ursach zu schelten, die im Lande wohnen. Denn es ist keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande"; so würde er, wenn er heute in unsern christlichen Landen noch einmal zu weissagen hätte, dasselbe Zeugniß ablegen müssen. Wenn auch das Wort Gottes im Einzelnen viel kräftiger und reichlicher jetzt gepredigt werde, als vor 50 Jahren, so seien die großen Massen doch los von demselben und die allgemeinen Lebensverhältnisse zum großen Theil von ihm losgelöst. Und der revolutionäre Sinn, welcher schon seit lange der hervorstechende Charakter unserer Zeit gewesen und jetzt nach kurzer Bändigung mit so unheilvoller, frecher Gewalt wieder hervorbreche, — dieser vollendete Ausdruck der Selbstsucht und Untreue sei Beweises genug, daß, weil kein Wort Gottes, auch keine Liebe und Treue mehr im Lande sei. In solchen Zeiten sehen die Augen des Herrn aber nach den Treuen im Lande und den frommen Dienern, die er gern habe (Ps. 101), und suche unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer mache und wider den Riß stände gegen ihn für das Land, daß er's nicht verderbe. Wenn er diese Treuen aber sonst nirgends fände, so sollte er sie billig doch nicht vergebens suchen unter den Pastoren, seinen Dienern und Haushaltern, und wir, hier in Gnadau, würden hoffentlich einverstanden sein, daß er diese Erwartung mit vollem Recht haben könne, und wenn wir heute hier wären, um unsern hohen Beruf uns aufs Neue vorzuhalten und zur rechtschaffenen Erfüllung desselben uns zu stärken, so wollten wir ein apostolisches Wort uns jetzt vorhalten, welches uns der von uns erwarteten Treue nachdrücklich erinnere, das Wort St. Pauli 1 Cor. 4, 1: Dafür halte uns jedermann nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. — Sollten wir in der gegenwärtigen Zeit des allgemeinen Abfalls und der Gefahr die ehernen Mauern und eisernen Säulen (Jer. 1, 18) sein, an welcher die Schwachen sich aufrichteten und welche dem einbrechenden Verderben einen festen Damm entgegen stellten: so müßten wir diese Position nicht allein wirklich einnehmen, sondern es müsse auch keiner darüber in Zweifel sein, was wir wären und was er an uns habe. Seien wir Christi Diener kraft unserer irdischen und himmlischen Vocation, so müssen wir in unserer Zeit auch eine solche Stellung behaupten, daß keiner an uns irre werde, und jedermann, er sei, wer er sei, König oder Bettler, uns halten, d. i. aus unserm ganzen Benehmen schließen muß, daß wir nichts anderes sind als Christi Diener. Man möchte lieber einen Schleier darüber ziehen, aber sei es nicht wirklich so, daß mancher Pastor lieber für einen guten L'Hombrespieler, einen geübten Schützen, einen unterhaltenden Gesellschafter, einen gebildeten Mann, einen einsichtigen Politiker, einen freisinnigen Liberalen, und wenn ihm das Amt noch etwas gelte, lieber für einen wissenschaftlich gebildeten Theologen, einen beredten Kanzelredner, einen pünktlichen Geschäftsmann, einen Mann der Mitte und des Friedens, der jeden Conflict klüglich zu vermeiden weiß, und alles bereit ist zu thun, was von ihm gefordert wird, oder lieber auch für einen Parteimann (1 Cor. 3, 21) wolle gehalten werden, als für einen Diener Christi? Aber der Apostel sage: Nein! Dafür halte uns vielmehr jedermann: nämlich für ὑπηρέτας Χριστοῦ, das heiße zu deutsch: Ruderknechte Christi. Solch ein Ruderknecht sei zwar an sich eine schlechte Person, aber dem Schiffskapitän doch sehr werth, wenn er fleißig, muthig und vor Allem gehorsam sei. Unser Schiffshauptmann sei Christus, das Schiff, bei dem er uns angestellt, die Kirche, das Ruder Gottes Wort. Wir wüßten's schon aus dem Evangelio, daß Christi Schiff keine sonnige Spazierfahrt zu machen habe, es musse durch die Welt und habe zu kämpfen mit den wildesten Wogen und Wettern, welche alle irdischen und höllischen Mächte erregen, die ihm den Untergang geschworen haben. Da dürfe man beim Ruder weder schlafen, noch sich amüsiren wollen, es müsse gearbeitet und auch die letzte Kraft daran gesetzt werden. Da gelte es Muth; man dürfe nicht erschrecken vor den Wogen, welche das Schiff in den Grund zu stoßen drohen, noch vor den Batterien der feindlichen Schiffe, die herankommen. Man dürfe nicht rechts und links sehen, auch nicht hören, was dieser oder jener sagt, der lieber capituliren oder das Ruder wegwerfen möchte, weil die Mühe und Noth zu groß, es gelte vielmehr Auge, Ohr und Herz allein gerichtet zu haben auf das Commando des Hauptmanns. Der habe versprochen, er wolle das Schiff durchbringen und wenn die Pforten der Hölle lauter Drachen spieen, aber Gehorsam fordere er, Gehorsam aufs Wort. Mit dem Ruder dürfe nicht gespielt werden, das müsse treffen und schlagen die Wasser, ob sie auch hoch aufspritzen und einen überschütten, vorwärts müsse es gehen und drauf, wenn der Feind auch eine Salve nach der andern gebe, alles pünktlich nach dem Commando unseres Hauptmanns zur Rechten Gottes, eigenmächtig nie, aber pünktlich nach seinem Befehl. August Hermann Franke hörte von seinem Freunde Urtsperger, der Hofprediger in Stuttgart war, daß er zwar das Wort Gottes predige, aber es sei auch nur solch ein Spielwerk und treffe nicht, darum er auch noch in hoher Gunst bei Hofe stehe. Als Franke ihn selber gehört hatte, ging er zu ihm und sagte ihm recht brüderlich, er wäre ja ein stummer Hund, sollte doch bedenken, daß er Christi Diener wäre. Wie dieser es nun aber zu Herzen nahm und anfing, als ein rechter Ruderknecht Christi zu arbeiten, mußte er sehr froh sein, daß er mit dem Leben noch knapp davon kam. Wie es auch komme, liebe Brüder, es soll doch keiner an uns irre werden, es soll keiner uns für andere Leute halten, als Christi Ruderknechte, die ihrem Hauptmann aufs Wort zu gehorsamen haben und nichts weiter gelten lassen in Wort und Wandel als sein Commando. Groß Glück und Ehre werden wir in der Welt davon nicht haben. Zwar fehlt es nicht an Pastoren, welche für Leute wollen gehalten sein, die man sehr ehren müsse. Der Priesterstolz ist eine sehr alte Sünde, welche in gewissen Kreisen der Gläubigen in den neuesten Tagen unter einer sehr edlen Firma wieder hoch aufzukommen beginnt. Wie singt aber ein rechtschaffener Diener Christi? Er singt: Wollt ihr wissen, was mein Preis? Wollt ihr lernen, was ich weiß? Wollt ihr sehn mein Eigenthum? Wollt ihr hören, was mein Ruhm? Jesus, der Gekreuzigte. Hat sein Herr nichts anderes sein müssen, als ein Samariter, ein Fresser und Weinsäufer und der Sünder Gesell, und endlich müssen als ein Fluch unter Hohn und Sport am Kreuz hangen, haben dessen Apostel sein müssen ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute, so soll es ihm auch nicht einfallen für etwas anderes gelten zu wollen, als für einen Menschen, dessen höchster Ruhm ist Christi Schmach und Kreuz. (Gal. 6, 14.) Wir müssen es ganz in der Ordnung finden, daß Alles wider uns ist, und uns wundern, wenn es noch so leidlich geht. Wir haben bis jetzt noch wenig gelitten, aber in dieser Zeit, wo die sieben

Engel die sieben Posaunen bereits an den Mund gesetzt haben, haben wir recht anzusehen das Bild der zween Zeugen, die in den Tagen der sechsten Posaune sollen weissagen, angethan mit Säcken (Offenb. 11). Nicht unter den Heiden, sondern in der heiligen großen Stadt, die da geistlich heißt Sodoma und Egypten, da unser Herr gekreuzigt ist, werden sie getödtet und ihre Leichname liegen auf den Gassen derselben, und die auf Erden wohnen freuen sich über ihnen, leben wohl und senden Geschenke unter einander, denn diese zween Propheten quäleten, die auf Erden wohnen. Liebe Brüder, je sichtbarer das Thier aus dem Abgrunde aufsteigt und die Herrschaft gewinnt mitten in der Christenheit, und je mehr sie sein Malzeichen bald in offenbarer, bald in versteckter Weise annehmen, desto mehr wird sie das Zeugniß solcher Diener Christi, welche als rechte Oelbäume und Fackeln Gottes dastehen, quälen, und wehe uns, wenn wir dann noch für etwas anderes wollen gehalten werden, als für solche, die nicht allein aller Welt Spott sein, sondern wirklich niedergeschlagen werden müssen zur großen Genugthuung und Freude, nicht der Heiden, sondern der sogenannten Christen, weil sie einen Quäler und Unruhestifter mehr los sind. Aber darum sollen wir nicht kleinmüthig sein. Wir sind nicht bloß Diener des Gekreuzigten, sondern auch des Auferstandenen, und für solche soll uns jedermann auch halten. In die Leichname, die auf den Gassen liegen, fährt nach dreien Tagen und einem halben der Geist des Lebens von Gott, und sie treten auf ihre Füße und eine Stimme vom Himmel sagt: Steiget herauf! Und sie stiegen auf in den Himmel in einer Wolke vor den Augen ihrer Feinde. Das ist nicht das Leben und der Sieg, daß man seinen elenden Leib und das zeitliche Gut rettet. In der Kirche Christi ist immer der Weg zu Leben und Sieg durch Tod und Niederlage gegangen. Sterben wir mit Christo, so werden wir mit ihm leben. Die heiligen Märtyrer, sie sind alle niedergeschlagen erst, aber sie sind wieder aufgekommen, sie sind aufgestiegen zum Himmel, wenn auch erst in einer Wolke, aber ihre Herrlichkeit wird je länger, je mehr sichtbar. Unter ihnen erblicken wir auch einen König, dessen Gedächtniß wir eben gefeiert haben. Weil er Christum bekannt hat, hat er auch müssen leiden und unterliegen, aber immer mehr wird er auf seine Füße treten, und die Wolke, die noch um ihn ist, wird sich je länger je mehr zertheilen und der Glanz der Dornenkrone immer heller leuchten. Geliebte Brüder! das ist unsere helle Aussicht. Niemals wollen wir durch Unglauben, Kleinmuth, Unsicherheit der Welt Anlaß geben, daß sie uns für etwas anderes halten kann, als Diener dessen, der da todt war, nun aber lebet und regieret in Ewigkeit und muß herrschen, bis er alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt hat, d. i. für Sieger in alle Ewigkeit! Dafür halte uns jedermann nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Der Haushalter hat nicht bloß, wie der Diener, eine Beziehung zu dem Herrn, sondern auch zum Hause. Das Haus ist hier die Kirche, näher die Gemeinde, über welche der Herr uns gesetzt hat. Da sollen wir eine solche Stellung einnehmen, daß uns niemand, so wenig wie Diener eines Fremden, auch für Haushalter eines Fremden halten kann. Mit besonderm Nachdruck sagt der Apostel aber: Haushalter über Gottes Geheimnisse. Darüber ließe sich viel sagen, hier nur so viel, daß darunter der ganze Complex der göttlichen Offenbarung verstanden werden muß. Der Welt bleibt nicht bloß der zweite und dritte Artikel, sondern auch der erste, ja das ganze erste Hauptstück in seiner Wahrheit und Tiefe ein Geheimniß. Wir haben's ja erlebt, sonderlich im Jahre 1848, daß sie neue 10 Gebote — und was für welche! gemacht haben. Die Verhandlungen der heutigen Tage zeigen es aber zum Erschrecken klar, was für ein Geheimniß ihnen das dritte und noch mehr das sechste Gebot ist. Was soll ich sagen von dem vierten und fünften Hauptstücke, dem tremendo mysterio! Ueber diese Geheimnisse, welche zugleich die höchsten Güter des Lebens gewähren, sind wir von Christo so gesetzt, daß wir allein nach seiner Anweisung und nach Maßgabe der Natur und Bestimmung dieser Güter sie an Gottes Hausgenossen sollen austheilen. Der Apostel sagt, daß man an den Haushaltern nicht mehr suche, als daß sie treu erfunden werden. Der Haushalter hat eine größere Selbstständigkeit, als der Diener. Die Instruction für ihn kann nur eine allgemeine sein, desto mehr wird von ihm die Treue erwartet. Diese wird heut zu Tage bei uns auf besonders harte Proben gestellt. Unsere Gemeinden befinden sich in einem Zustande, daß sie wohl noch den Namen christlicher Gemeinden haben, aber meistentheils doch nur der Welt angehören, und wie es mit der Christenheit im Ganzen und Großen steht, sieht man daraus, daß inmitten derselben überall keine Aufgabe mit größerm Eifer verfolgt wird, als die Vernichtung des christlichen Staates. Es ist unter diesen Umständen gar nicht zu erwarten, daß man die Geheimnisse Gottes verstehe. Dem natürlichen Menschen ist es aber eigen, daß, was er nicht versteht, er erst recht und allein zu verstehen meint, und je unwissender er ist, desto brutaler gebehrdet er sich, wenn er Widerstand findet. Wenn ein Geistlicher in dieser Zeit nun nichts nach dem Urtheil der Welt fragt, sondern allein sich bemüht, treu zu sein und nach der Instruction seines Herrn das Wort Gottes austheilt auf der Kanzel, wie in der Seelsorge, so daß er nirgends Finsterniß Licht und sauer süß nennt, niemals lobt, wo er strafen soll; wenn er nach der Anweisung seines Herrn niemals die Perlen vor die Säne werfen will und bei der Verwaltung der heiligen Sacramente ernstlich Disciplin übt, wenn er die Ehen nicht einsegnen will, die er nach Gottes Wort nicht einsegnen darf, so erhebt sich ganz natürlich ein Sturm wider ihn. Das soll uns aber nicht im mindesten befremden und irre machen. Der Apostel sagt: Es ist mir ein Geringes, daß ich von euch oder einem menschlichen Tage gerichtet werde. Menschliche Tage werden heut genug gehalten, auf welchen der Unverstand an den göttlichen Geheimnissen in der auffallendsten Weise offenbar wird. Wer auf das Gericht menschlicher Tage etwas giebt oder sich dadurch einschüchtern läßt, wird nie ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse werden. Er hat aber nichts Gutes zu erwarten. Doch helfe uns Gott, daß wir uns einen Sinn fassen, und eine Stellung einnehmen, daß jedermann siehet, wir wollen für nichts gehalten werden als Haushalter über Gottes Geheimnisse, die zwar sich alle Mühe geben, auch der Welt ihr Verfahren begreiflich zu machen, wie es die Demuth und die Liebe erfordert, aber doch eigentlich darauf verzichten, verstanden zu werden, und nur den Ruhm suchen, daß sie treu erfunden werden. Man kommt in der That auch so am besten durch. Will man's Beiden recht machen, Gott und den Menschen, so treibt das zu Concessionen, wir sehen es aber in der weltlichen und auch kirchlichen Politik, was das für eine abschüssige Bahn ist, und man mag da einmal Halt machen oder gar nicht, das Ende bleibt dasselbe, ein Ende der Schmach. Aber die Treue findet ihren Lohn und ihre Ehre. Gekreuziget wohl erst, aber dann auferstanden! Hier durch Spott und Hohn, dort die Ehrenkron! Wie ein groß Ding ist es, spricht der Herr, um einen treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zur rechten Zeit ihr Gebühr gebe. Selig ist der Knecht, den der Herr findet also thun, wenn er kommt! Wahrlich, ich sage euch, er wird ihn über alle seine Güter setzen (Luc. 12). Liebe Brüder, schaut Gott nach den Treuen im Lande zu dieser Zeit, er möge sie hier unter uns in Gnaden finden, und er wird sie hier finden, wenn es unser Aller Wahlspruch bleibt: „Dafür halte uns jedermann nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse." Und unsere Berathungen segne der Herr dazu, daß wir gestärkt werden, denselben uns immer mehr anzueignen, ihn als unser Panier hoch zu erheben, um darunter gemeinsam zu kämpfen und Treue zu halten bis in den Tod. Amen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 27. April. № 34.

Das alte Pfarramt in der neuen Gemeindeordnung — ob mit gutem Gewissen? und was es mit den Kirchenräthen zunächst beginnen soll?

Erster Artikel.

Ob mit gutem Gewissen?

(Schluß.)

Die „Aeltesten" sollen „die von dem Hirtenamt ausgehende Thätigkeit der Einzel-Seelsorge in ihrem Kreise mit Belehrung, Berathung, Ermahnung und Trost unterstützen und fortsetzen". Es enthalten diese Worte erstlich die Behauptung einer obwaltenden Noth um vermehrte specielle Seelsorge, und die Anerkennung dieser Noth als einer wirklich schreienden Noth kann von uns den Seelsorgern selbst am wenigsten verweigert werden. Weiter liegt in den Worten die Annahme, daß die pfarramtliche Seelsorge unmöglich in allen Gemeinden dem Bedürfniß entsprechend sich ausdehnen und bethätigen könne, und daß es für sehr viele Gemeinden einer Hülfleistung durch dazu geeignete Gemeindeglieder dringend bedürfe — daß aber in keiner Gemeinde, sie sei noch so klein, eine Mitwirkung frommer und treuer Gemeindeglieder bei der Seelsorge des Pastors überflüssig erscheinen werde. Auch damit werden wir Alle um so mehr einverstanden sein, als wir die Mangelhaftigkeit unsrer speciellen Seelsorge ja selbst am tiefsten fühlen, und Viele von uns täglich damit seufzen und trauern müssen, daß sie in den seelsorgerischen Aufgaben ihres Amtes auch beim bestmöglichsten Vollbringen doch nur Tropfen auf den heißen Stein gießen können. Und wer einer kleinen Gemeinde gegenüber Mannes genug wäre, es billiger Weise wenigstens sein sollte, um in keinem Hause und bei keiner Gelegenheit zu fehlen, wo uns so oft das Kommen des Seelsorgers nöthig und gut ist, der kennt doch die Macht, womit die feindlichen Kräfte in der Gemeinde seiner Seelsorge entgegenwirken. Er kennt sein tiefes Weh um die Erfahrungen dieses Entgegenwirkens; er weiß auch, wie wohl es thun würde und wie viel damit zu gewinnen wäre, wenn fortan ein mehreres Mitwirken aus der Gemeinde sichtbar werden sollte. — Hierneben sagt die Instruktion mit unzweideutigen Worten, daß es sich für die „Aeltesten" nicht um eine selbstständige, der pfarramtlichen coordinirten Seelsorge handelt, sondern eben nur um eine „Unterstützung und Fortsetzung der von dem Hirtenamt ausgehenden Thätigkeit der Einzelsorge", und es wird diese Mitwirkung mit und unter dem geistlichen Amte auch ausdrücklich in die bescheidenen Grenzen der persönlichen Befähigung durch christliche Erfahrung und der sich darbietenden Gelegenheit im eigenen engeren Lebens- und Umgangskreise der „Aeltesten" verwiesen. Wir wissen also gegen alle diese Gedanken als solche nichts einzuwenden. Einen berechtigten Zweifel und Widerspruch können wir nur gegen die Heilsamkeit des Versuchs erheben, mittelst des von der neuen kirchl. G.-O. aufgestellten Wahlmodus solche Helfer in allen Gemeinden aufzufinden und zu bestellen. Und diesen Einspruch müssen wir mit aller Schärfe und Entschiedenheit thun. Wir haben Männer zu jenem Behuf vorschlagen, haben sie wählen und bestellen lassen müssen, auch wenn wir keine irgend befähigten zu nennen wußten, und daß wir solche nicht aufzufinden vermöchten, ausdrücklich erklärten. In der Schrift sind „Aemter" und „Gaben" synonym; auch in der Praxis der apostolischen Zeit war Beides beisammen und der heilige Geist war es, der die Aemter und Gaben austheilte. Hier in unsrer neuen Gemeindeordnung sind es zwei weit auseinander gehende, bei dieser plötzlichen massenhaften Austheilung von Aemtern zum Erschrecken auseinander fallende Begriffe. Wenn wir Angesichts dieses bedrohlichen Mißstandes gegen die neue Seelsorge allerdings reklamiren, so thun wir's vor allem bei dem Herrn der Kirche selbst, bei dem es jetzt allein noch möglich ist, das Geschehene zum Guten zu wenden. — Daß aber die Instruktion für die Aeltesten-Seelsorge einer Absetzung des Pastors als „des" Seelsorgers gleichkomme — daß der Pastor hinfort nur noch als Mitglied des Kirchenrathes „ein" Seelsorger, nur einer unter den fünf, sechs Seelsorgern sein solle: von einem solchen Sinne — den Etliche der Unsrigen darin finden wollen — enthält der Wortlaut der Instruktion wohl nichts. Wir sehen auch selbst durch jene mehr als mißliche Einsetzung einer untauglichen Helfermasse nicht sowohl die pfarramtlichen Regeln der Seelsorge, als das Recht der Gemeinde auf eine rechte, heilsame Seelsorge gefährdet. Das bestehende Amt der Lehre kann falschen Helfern gegenüber seine Rechte genugsam wahren. Noch befindet sich das geistliche Amt, ohne Verdienst seiner Träger, in einem gesicherten Besitz seiner seelsorgerlichen

Rechte. Der Besitz ist gegründet auf Gottes Wort, auf das kirchliche Bekenntniß, auf das Zeugniß der ganzen Kirchengeschichte und auf die ganze bestehende Kirchenordnung. Selbst die breite Masse unsrer Gemeinden erkennt ihn noch an, wenn auch nach ihrer Art. Die wirklichen Presbyter-Kollegien der apostolischen Kirche haben befördert, daß sehr bald einer aus ihnen der Hirte und Bischof der Gemeinde wurde. Die Gemeinde-Kirchenräthe der Preußischen Landeskirche werden es wenigstens nicht hindern können, daß das Amt des Einen behalte, was es aus der christlichen Urzeit überkommen hat. Eine Spoliirung ist nicht möglich, wenn der „Eine" nicht selbst dazu die Hand bietet. Nun hat ja freilich der ordo ecclesiasticus an der Verdunkelung seiner seelsorglichen Rechte schon lange gearbeitet. Er hat es gethan durch lange lange und furchtbare Vernachlässigung, ja Verachtung seiner seelsorgerlichen Pflichten. Es ist nicht von ohngefähr, daß das Volk in vielen Gegenden seine Pastoren nur noch „Prediger" nennt. Die Pastoren haben es so gewollt, und sie haben es danach gemacht. Das Volk nennt keine „Pastoren" mehr, wenn es keine mehr kennt. Wir selbst tragen die Hauptschuld daran, wenn man in der Angst um die Folgen solcher Verwahrlosung, die nun offenbar geworden sind, verfehlte Versuche zur Hülfe und Rettung macht, und wenn wir uns etwa in der Lage sehen, unser Amt selbst gegen unbrauchbare Hülfleistung verwahren und unsre Gemeinden gegen die Gefahren einer solchen Hülfe schützen zu müssen. Trotzdem, ja eben deshalb haben wir für unsre seelsorgerlichen Rechte auch jetzt noch von Niemand etwas zu fürchten, als von uns selbst. Hat bisher noch Nichts dieselben verdunkeln können, als unser eigenes Verwahrlosen, so werden auch die Gemeinderäthe keine Schuld daran haben, wenn — was Gott verhüte — die Seelsorge des geistl. Amtes etwa noch weiter herunterkommen sollte. Uebrigens sollte die Erwägung unsrer Standesschulden uns gerade an dieser Stelle der neuen Gemeindeordnung am meisten nöthigen, bei der Beurtheilung der Letzteren mit Schonung zu verfahren. Nicht als sollte unsre Schaam bei der brennenden Frage nach Vermehrung der Seelsorge in einen Schaamwinkel sich zurückziehen. Wir müssen mitsprechen. Wir müssen die in der Noth erdachten Hülfsversuche mit aller Nüchternheit beleuchten. Nicht blos im Scheine der großen Feuersbrunst, die gelöscht werden soll, sondern in dem ruhigen, sicheren Lichte unsres kirchlichen Bekenntnisses haben wir die Rettungsmittel zu betrachten, zu prüfen, ob es Vielen auch übernüchtern erscheinen, von Manchen als „orthodoxe Starrheit", wohl gar als ein Mangel an Schaam ausgelegt werden möge. Aber es sollte uns die Uebung dieser unerläßlichen Pflicht nicht schwer werden — man sollte es unserm nüchternen Bedenken und unserm Widerspruch auch abfühlen können, daß ein Brand unsres Gewissens bei dieser brennenden Frage nicht fehlt. „Die Aeltesten sollen, so oft sie in Fällen der Kirchenzucht, was recht und würdig sei, aussprechen und bezeugen, mit aller Besonnenheit und großem Ernst danach streben, daß das Einmüthige erreicht, jeder böse Anschein, als werde die Gemeinde vom Einzel- oder Eigenwillen regiert, vermieden werde"... Hier in diesem Entwurf für die Kirchenzucht und in der Verbindung desselben mit den Paragraphen für „die geschäftliche Behandlung" ist der Anschein eines direkten Widerspruchs gegen die Kirche, gegen die Kirchenlehre vom „Amt der Schlüssel" allerdings vorhanden: Er ist hell und grell. Es scheint hiernach wirklich, als solle die Kirchenzucht hinfort ganz in die Beschlüsse des Gemeinde-Kirchenrathes verwiesen und in die Hände des Pastors nur noch insoweit gelegt werden, als derselbe die von der Majorität seines Kirchenrathes gefaßten Beschlüsse zu exequiren habe, sie seien mit oder ohne seine Zustimmung gefaßt, und ohne daß ihm auch nur ein veto dagegen zustände. Wenn dieser Schein nicht trügt — so proklamirt die Instruktion denn freilich doch eine kirchliche Revolution. Eine derartige Organisation der Kirchenzucht auf constitutionalistisch-demokratischer Grundlage — eine Gemeinde-Kirchenzucht ohne das Amt der Schlüssel und eine Beseitigung dieses Amtes würde einer völligen Desorganisation aller Zucht mit schnellem Verlauf entgegenführen. Es würde um die letzten Reste und die ersten mühsam gemachten Anfänge einer rechten Kirchenzucht wohl bald geschehen sein. Zumal bei dem Maaß von disciplinarischer Befähigung, welches unsern Gemeinden und den daraus gebildeten Vertretungen heut zu Tage eignet. Aber ein Mehreres als den traurigen und gefährlichen Anschein und Ansatz einer solchen abschüssigen Richtung können wir der Instruktion einstweilen nicht Schuld geben. Wir müssen abwarten. Wir können hoffen, daß uns der Anschein getäuscht hat, daß es bei dem Ansatze bleiben wird; wir sind zu solchem Abwarten und Hoffen berechtigt und verbunden. Wir haben die ausdrückliche Versicherung unsres Kirchenregiments (die vulgäre Bezeichnung „Kabinetsordre" sei uns im Reiche Gottes erlassen), daß durch die Gemeindeordnung an den kirchenrechtlich und landrechtlich gültigen Attributionen des geistl. Amtes Nichts geändert werden könne und solle. Diese Versicherung war eine der Voraussetzungen, unter denen wir in die neue Ordnung überhaupt eintreten konnten. Noch ist diese Zusage nicht ausdrücklich zurückgenommen. Wir dürfen und müssen daher annehmen, daß die Absichten der Instruktion an den Attributen des geistlichen Amtes überall ihre Unterlage und Stütze, und wo es nöthig ist, auch ihre Schranke haben sollen. Allerdings bleibt bei dieser Annahme immer noch ein Entweder — Oder von bedenklicher Wichtigkeit. Entweder will die Instruction selbst keine Beschränkung, sondern nur eine Stärkung der dem geistlichen Amte gehörenden Schlüsselgewalt, und sie will sich mit den Rechten des geistlichen Amtes als mit einer feststehenden, unantastbaren Ordnung noch auseinandersetzen. Oder sie meint und will wirklich das Gegentheil, aber jene Prämisse, an der wir festhalten — das königliche Wort — steht neben und über ihr als ein: „bis hierher und nicht weiter!" Das

Erstere wäre der beste Fall. Doch wohl der unwahrscheinlichste. Wenigstens bietet der Wortlaut der Instruktion kaum einigen Anhalt dazu, es zu hoffen. Im andern Falle würde die Kirche in die Lage kommen, sich gegen das Kirchenregiment auf das Kirchenregiment berufen zu müssen. Sie würde ein öffentliches Bekenntniß von der Unvereinbarkeit der projektirten Kirchenzucht mit den Rechten des geistl. Amtes abzulegen haben, und das würde sie unter den gegebenen Verhältnissen nicht thun können, ohne einen unsern politischen Verfassungskämpfen analogen, noch viel mühsameren und gefahrvolleren Kampf gegen unmögliche Verfassungs-Paragraphen zu führen. Doch wäre in beiden Fällen für das geistliche Amt selbst noch nichts verloren, und im letzteren vielleicht noch viel zu gewinnen. Abwartend — wissen wir einstweilen nichts, als daß wir das Amt der Schlüssel nach wie vor selbstständig, aber viel viel mehr als zuvor mit Bitten und Flehen um die rechte Weisheit und die rechte Energie zu führen haben, wobei wir nicht unterlassen werden, in allen geeigneten Fällen den Beistand unsres Kirchenrathes in Anspruch zu nehmen, wenn wir anders so glücklich sind, auf guten Rath und rechte That bei demselben rechnen zu können.

Wir glauben aus dem Obigen die Summa ziehen zu müssen, daß unser Confessionsstand der neuen Gemeindeordnung gegenüber durch die „Instruktion" ein wesentlich andrer noch nicht geworden ist, wenn auch ein dauernder Vertrag unsrer Kirche, unsres Amtes mit dieser Verfassung seit dem Erscheinen der Instruktion noch fraglicher geworden sein mag. Es bleibt dabei, daß uns diese Verfassungsform im Ganzen und im Einzelnen anfremdet. Aus dem Geiste und Leben unsrer Kirche, der Evangelischen Kirche deutscher Reformation ist sie nicht erwachsen. Sie ist ein fremdes Reis, das man bei uns einpfropft. Aber ein Mehreres als dies, was sich auf dem ersten Blick in unser kirchliches Bekenntniß, in die Geschichte und Ordnung unsrer Kirche von selbst versteht, kann gegen den Versuch eines näheren, eines vielleicht doch heilsamen Umgangs mit dem Fremdling für jetzt wohl nicht geltend gemacht werden. Um so weniger dürfen wir es übersehen, daß zwischen einer evidenten Unähnlichkeit und einem eigentlichen Widerspruch mit unsrer Kirchenlehre und Kirchenordnung noch ein Unterschied bestehen kann, und daß hierbei für die Möglichkeit eines wenigstens theilweisen und ersprießlichen Zusammenwachsens der fremden Institution mit unserm kirchlichen Leben ein Raum gelassen ist. An Analogieen für diese Möglichkeit — für diese Hoffnung — fehlt es nicht. Wir wissen, wie viele ihm fremde Formen der deutsche Geist auf den Gebieten der Sprache, der Wissenschaft und Kunst in Gebrauch genommen, seiner Herrschaft unterworfen und mit reichem Gewinn sich angeeignet hat. Wir wissen, was die freie Verarbeitung und Aneignung ursprünglich aufgedrungener fremder Formen auch an der Erhaltung und Gestaltung, an dem gesammten Stande von Lehre, Leben, Gottesdienst und Verfassung unsrer Kirche für einen Antheil hat. Mit was für kompakten Formenmassen an römisch-scholastischer, später an Wolfischer, Kantischer, Schleiermacherscher, Hegelscher Terminologie hat beispielsweise unsre Dogmatik sich herumtragen müssen und muß es noch heute thun, ohne dieser Lasten ihrer Schule anders als durch freie Aneignung des formell Brauchbaren und durch Ausscheidung des substantiellen Wustes sich entledigen zu wollen. Und das waren in der That fremdartige Formen, undeutsch oder untheologisch, unkirchlich und gar unchristlich. Haben wir aber auf dem Felde, auf dem Felde der Lehre, wo die Kirche der deutschen Reformation so selbstständig und so einig und herrlich ist, wie keine andre, der Aufnahme fremder Formen nicht entrathen können — sollten wir nicht da, wo unsre Kirche am ärmsten und schwächsten ist, auf dem Felde kirchlicher Verfassung, einer Ergänzung von Außen noch weit mehr benöthigt sein? Auch handelt sich's hier in unserm Falle nicht um etwas absolut Fremdes. Die neue G.-O. stammt aus der christlichen Kirche, obwohl sie außer ihrem kalvinischen Typus auch noch vieles Weltförmige mitbringt. Sie trägt durch ihren weltförmigen Konstitutionalismus die Signatur ihrer Zeit. Diese weltliche Signatur ist aber nicht unauslöschlich; auch jener kirchliche Typus ist es nicht. Beides kann überwunden werden, und wenn wir Beides scheuen, brauchen wir uns doch nicht davor zu fürchten. Man sagt uns Lutheranern nach, daß wir unsre Kirche durch bloßes Conserviren, oder gar durch Repristiniren bauen wollen. Mindestens vermeint man, daß wir sie nur mit ihrem eignen, noch vorräthigem Material weiter bauen wollten. Vielleicht geschieht es deshalb, daß man uns „Neulutheraner" nennt. Denn unsre Väter haben freilich nicht also gebauet. Aber auch wir wollen das Material und das Geräth zum Kirchbau gern überall her nehmen, wo und wann wir glauben oder wenigstens hoffen, daß es Gott ist, der es darreicht. Ein Beweis dafür sei unter andern auch unser ernster, unverzagter Versuch, den wir mit dieser neuen kirchlichen Gemeindeordnung machen wollen, und sonderlich, daß wir diesen Versuch mit gutem Gewissen machen können und machen werden.

P. M.

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen zu Gnadau.

(Schluß.)

Nachdem wir hierauf unsere Entschlüsse besiegelt hatten durch den gemeinschaftlich gesungenen Vers: So laßt uns denn dem lieben Herrn mit Leib und Seel nachgehen ꝛc., eröffnete der Vorsitzende die Berathungen mit der Bemerkung, daß es rechtschaffenen Dienern und Streitern Christi nicht anstehe, Luftstreiche zu thun und bei ihren gemeinsamen Verhandlungen an Fragen vorüber zu gehen, welche die wirklichen Nothstände der Kirche betreffen. Die Ehefrage gehöre zu

den brennenden Fragen der Zeit; sie sei deshalb schon öfter Gegenstand unserer Berathungen gewesen. Jetzt werden die Gewissen treuer Seelsorger hart bedrängt durch die Erwägung, wie es mit den Eheleuten zu halten sei, welche den Segen der Kirche nicht haben erlangen können, weil sie eine Ehe eingehen wollten, welche nach kirchlichen Grundsätzen nicht gestattet werden konnte, und weil sie ihr Vorhaben doch ausführen wollten, aus der Kirche ausgetreten sind, um vor dem Gericht verbunden zu werden, darnach aber die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Kirche verlangen. Es handle sich hier um die Grundbedingungen der kirchlichen Gemeinschaft, und weil dergleichen Fälle täglich an uns herantreten können, so erfordere es die höchste Noth, über diese schwierigen Verhältnisse ins Klare zu kommen. Past. Wegener aus Olvenstedt, welcher den einleitenden Vortrag zu diesen wichtigen Erörterungen übernommen hatte, referirte nun zunächst, wie über den vorliegenden Gegenstand bereits unter dem 12. December v. J. an die Evang. Geistlichen der Pr. Sachsen eine Verfügung von dem Königl. Consistorio ergangen sei. Wir wollen die Worte, worauf es hier hauptsächlich ankommt, hersetzen: „Die Ev. Geistlichen werden nach Anordnung des Evang. Oberkirchenraths wiederholt darauf hingewiesen, daß die Beurtheilung der Gewährbarkeit der Aufnahme, so wie der kirchlichen Einsegnung der bürgerlich geschlossenen Ehe von Erwägungen abhängt, welche wesentlich im Gebiete der Zucht wurzeln; daß es eine irrthümliche Auffassung ist, wenn die bürgerlich geschlossene Ehe zuweilen als eine bloße Scheinehe hingestellt oder erklärt wird, daß die Wiederaufnahme erst nach deren Auflösung möglich sei; daß vielmehr Alles darauf ankommt, ob diejenigen, welche der Gemeinde das zwiefache Aergerniß der Versündigung in ihrer früheren Ehe und der in der Austritts-Erklärung sich aussprechenden Verachtung der Kirche gegeben haben, zur vollen bußfertigen Erkenntniß ihrer Sünde gekommen sind und mit dem Glauben an die Vergebung derselben durch Christi Verdienst das Verlangen in sich tragen, hinfort unter Gottes Beistand auch der Evang. Gemeinde, der sie Aergerniß gegeben haben, durch einen christlichen Wandel ihre innere Umkehr zu bewähren.“ Die Geistlichen werden dann ermahnt, sich der höchsten Gewissenhaftigkeit in der Prüfung der Bußfertigkeit derer, welche die Wiederaufnahme in die Kirche begehren, zu befleißigen, ehe sie den Antrag zu derselben bei der vorgesetzten Behörde machen, und es wird dann noch ein Formular mitgetheilt, welches bei der kirchlichen Einsegnung solcher Ehen zu gebrauchen sei. Ref. enthielt sich der wörtlichen Mittheilung der Verfügung, referirte nur im Allgemeinen darüber und erklärte, es sei ferne von ihm, eine Kritik über den Inhalt derselben üben zu wollen, dann hätte er Gewissens halber den Vortrag nicht übernehmen können. Er wolle nur seine Ansicht über die Sache selbst nach Maßgabe seiner Erkenntniß aus der heil. Schrift darlegen. Ref. stellte nun die Frage, welche die Bedingungen seien, unter denen solche Eheleute, welche wegen verweigerter kirchlicher Trauung aus der Kirche geschieden seien, wieder in dieselbe aufgenommen werden können. Er ging zunächst von dem Gleichnisse vom verlornen Sohne aus. Die aus der Kirche Geschiedenen stehen an der Stelle des verlornen Sohnes, sie haben das Vaterhaus verlassen, und die Kirche, ihren Vater und Mutter, tief gekränkt. Welches sind ihre eigentlichen Versündigungen? Man kann in ihr ganzes früheres Leben zurückgreifen; ihre vornehmste Sünde aber jetzt ist der Ungehorsam gegen die Hausordnung und die väterliche Zucht. Als

sie die Zucht der Kirche nicht mehr tragen konnten, traten sie aus, verachteten den Segen derselben und ihr Widerstreben wird in diesem Austritt zu einer förmlichen Lossagung von der Zucht und Ordnung der Kirche und gipfelt in der Vollziehung der von der Kirche versagten Ehe; sie drücken damit ihrem Ungehorsam ein festes Siegel auf. Mit Schmerz hat die Kirche dem scheidenden Sohne nachgesehen; noch läßt sie ihn nicht aus ihrem Herzen, sie geht ihm nach mit dem Worte väterlicher Vermahnung und dem in wahrer Buße Wiederkehrenden öffnet sie ihre Arme. Aber sie kann nur einen Sohn wieder aufnehmen in das Haus, der die volle Gewähr giebt, daß er sich geändert hat und die Hausordnung nicht mehr stören wird. Wie hat sie die Buße des Wiederkehrenden zu prüfen? Sie kann dem Gutdünken eines Einzelnen diese wichtige Prüfung nicht überlassen: das hieße der Willkür Thür und Thor öffnen; sie kann den Beschluß darüber dem Einzelnen nicht ins Gewissen schieben wollen, er kann diese Verantwortung nicht übernehmen. Es ist vielmehr ein objectiver Maaßstab zu suchen und dieser besteht in den rechtschaffenen Früchten der Buße, welche sich theils kund geben in dem Bekenntniß des Mundes, der Beichte der begangenen Sünde, theils in der That, der wahren Besserung, der thatsächlichen Umkehr von der geschehenen Versündigung. Ist nun die Sünde, welche das ganze Zerwürfniß veranlaßt hat, die wider den Willen der Kirche eingegangene Ehe, so muß diese wieder aufgelöst werden, ehe eine Wiederaufnahme in die Kirche stattfinden kann. Aber hat die inzwischen eingetretene bürgerliche Eheschließung in der Lage der Sache nichts geändert? Es soll hier nicht über den Werth und die Gültigkeit der Civilehe geurtheilt werden, um diese handelt es sich hier gar nicht, sondern allein darum, daß es eine Ehe ist, welche die Kirche nach dem Worte ihres Herrn und Meisters nicht erlauben und anerkennen konnte, und hierin hat sich durch die bürgerliche Eheschließung nichts geändert, der Staat hat vielmehr dadurch, daß er erst nach dem Austritt aus der Kirche diese vollzog, ausdrücklich anerkannt, daß diese Ehe nicht eine Ehe nach der Ordnung der Kirche sei. Die Kirche hat nicht einen Schatten auf diese Ehe geworfen, sondern der Staat hat sie unter diesen gestellt. Es ist die Auflösung derselben von Seiten der Kirche durchaus zu fordern, selbst auf die Gefahr hin, daß der Bruch zwischen Staat und Kirche immer offenbarer würde. Was begehrt das zurückkehrende Kind? Nicht einige Brocken von des Vaters Tisch, nicht Duldung im Hause, sondern volle Restituirung in das Kindesrecht, ohne daß es sich unter die Zucht und Ordnung des Vaterhauses gebeugt hat. Die Kirche aber muß diese Ordnung um ihrer Wahrhaftigkeit willen festhalten. Hat sie diese Ehe vorher verdammt, so kann sie jetzt dieselbe nicht segnen; aus Einem Munde kann nicht Fluchen und Segnen kommen. Läßt die Kirche diese Forderung fallen, so läßt sie das Wort Gottes fallen. Und welch' einen Eindruck müßte solch ein Verfahren auf das christliche Volk machen! Es würde ganz irre werden an der Wahrhaftigkeit des göttlichen Worts; das Rechtsbewußtsein würde erschüttert werden, der sittliche Leichtsinn gefördert; die Kirche würde in den meisten Fällen als die Betrogene verlacht werden, während man die Betrüger als klug rühmte. Also auch um ihrer eignen Würde, um ihrer Selbsterhaltung, um ihres Bestehens willen muß sie bei ihrer Forderung bleiben, und nicht minder auch um der Liebe willen, denn nur auf diese Weise wird sie die Sünder zur wahren Buße und damit auf den Weg des Heils leiten. Jede falsche Nachgiebigkeit verhärtet die Herzen und behält sie auf dem

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 34.

Wege des Verderbens. Die Voraussetzung bei diesem ernsten Verfahren ist freilich die, daß die Kirche in der ganzen Ehefrage fest auf dem Grunde des göttlichen Worts stehet und nicht ein dehnbares Princip zu ihrer Norm haben will. — Sind aber keine Ausnahmen von dieser Regel zu gestatten? Allerdings, da, wo die wahre Buße zwar vorhanden, aber die Ausführung des guten Vorsatzes nicht mehr möglich ist, also in Sterbensnöthen, und auch, wenn eine Trennung der widerkirchlichen Ehe aus andern Rücksichten nicht zu bewerkstelligen ist. In diesem letztern Falle ist aber auch diese Ehe nur zu tragen, nicht aber einzusegnen. Ref. schloß damit, daß er zu seinem Bedauern mit seiner Ansicht sich im Widerspruch wisse mit vielen Brüdern und wichtigen Autoritäten; er stelle sich jetzt unter die Correctur der nachfolgenden Berathung, die nun auch begann und am Nachmittage wieder aufgenommen und fortgesetzt wurde.

Ueber dieselbe ist zunächst zu bemerken, daß dem gehaltenen Vortrage wiederholentlich eine warme Anerkennung ausgesprochen wurde und daß die in demselben vertretene Ansicht bei der überwiegenden Mehrzahl der Versammlung die lebhafteste Zustimmung fand. Es zeigte sich aber bei der ganzen Verhandlung, daß die Sache noch keineswegs spruchreif sei, und zwar hauptsächlich darum, weil die Erfahrung noch gänzlich fehlte, von wirklichen Collisionsfällen hatte noch Niemand etwas aus seiner Praxis zu berichten. Es wurde deshalb mehrfach vor voreiligen Beschlußnahmen gewarnt. Man meinte indeß, eine allgemeine Regel müsse doch feststehen, nach welcher die einzelnen Fälle gerichtet würden, diese sei in dem Worte Gottes gegeben. In der alten Kirche haben die lebhaftesten Verhandlungen über die Wiederaufnahme der Traditoren stattgefunden, hier sei eine viel größere Sünde. Habe man damals Nachsicht geübt in Bezug auf die Ehe der übertretenden Heiden, so habe Gott Geduld gehabt mit der Unwissenheit der vorigen Zeit, Christen könnten diese Entschuldigung nicht für sich in Anspruch nehmen. Es wurde vielfach darauf hingewiesen, wie leichtsinnig mit dem Austritt aus der Kirche verfahren werde. Ein Brautpaar, dessen Ehe nach kirchlichen Grundsätzen nicht habe eingesegnet werden können, habe sich zu öffentlicher Kirchenbuße erboten, wenn man es kirchlich trauen wolle. Da dies natürlich verweigert worden, sei es endlich zum Richter gegangen, um die Civilehe zu beantragen, weil sie nach 14 Tagen doch wieder zur Kirche zurücktreten könnten; der habe darauf gesagt: „Versteht sich!" Solchem Leichtsinn gegenüber sei der höchste Ernst nöthig. Also keine Ausnahmen! Nur auf dem Sterbebette werde Solchen auf ihre bußfertige Bitte das Sacrament gewährt. Eine Zachäusbuße, die wieder gut mache, was sie gut machen könne, sei allein die rechte. Es scheine wohl hart, daß man Bußfertige abweisen solle, wenn sie ihre Ehe nicht auflösen wollten, aber auf andern Gebieten sei es ja nicht anders; die Bußfertigkeit genüge auch da nicht, objective Verhältnisse wieder herzustellen. Wenn ein Glied eines Casinos wider das siebente Gebot oder ein Pastor gegen das sechste Gebot öffentlich gesündigt habe, Niemand werde diese wieder in die vorige Gemeinschaft aufnehmen, auch wenn sie in der aufrichtigsten Reue auf den Knieen darum bitten. Wenn von einer Seite gefragt wurde, ob nicht die Kirche Nachsicht üben müsse gegen die widerkirchlich Verbundenen, weil dieselbe doch sich noch nicht ganz bestimmt und zweifellos ausgesprochen habe über die Gründe der rechtmäßigen Ehescheidung, so wurde darauf theils erwiedert, daß Ehebruch und bösliche Verlassung doch allgemein als kirchliche Ehescheidungsgründe anerkannt seien, theils, daß das Wort Gottes doch immer maßgebend sei. Wenn das sage: Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir; wenn der Herr spreche: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist mein nicht werth, so haben wir dem ohne Umstände zu folgen. Past. Harms in Hermannsburg würde, ganz Hannover gegenüber, in solchen Fällen sagen: Ich bin die Kirche; ich führe es durch, wenn Gottes Wort für mich ist. Dabei wurde von anderer Seite aufs Neue auf die Gefahr, welche alle Concessionen der Autorität des göttlichen Wortes gegenüber mit sich führen, hingewiesen und gesagt, der von dem Referenten gewonnene Maßstab sei wie eine eherne Elle, die in der Versammlung aufgetauchten Bedenken für einzelne Fälle seien wie Gummi. Indeß fehlte es doch auch nicht an solchen Brüdern, welche das nicht gelten lassen wollten. Es wurde freilich keine Stimme laut, welche nicht eine aufrichtige und auf Thatsachen beruhende Buße als Bedingung der Wiederaufnahme angesehen wissen wollte. Aber wenn jene Bedenken trugen, in allen Fällen die Auflösung der widerkirchlich geschlossenen Ehe als die allein sichere Bewährung der Buße zu fordern, so blickten sie hin auf die Natur dieser Ehe und die Pflichten, welche diese Eheleute mit derselben überkommen hätten. Es wurde zwar gesagt, daß die Kirche eine solche Ehe nur als Concubinat ansehen könne, schon weil zu dem Begriffe einer kirchlichen Ehe die kirchliche Trauung gehöre; hierauf indeß wurde erwiedert, daß die Civilehe doch nicht Concubinat genannt werden könne, weil zum Wesen der Ehe das gegenseitige Versprechen zu lebenslänglicher Gemeinschaft gehöre, welches bei dem Concubinat nicht stattfinde, und die sogenannten Gewissensehen doch auch die Anerkennung der Reformatoren erlangt zu haben scheinen. Und dabei wurde noch bemerkt, daß die Kirche ja von keinem geradezu fordere, er solle die einmal geschlossene Ehe wieder auflösen, dazu habe sie kein Recht, sie erkläre nur, daß sie von ihrem Standpunkte aus die wider das Wort Gottes eingegangene Ehe nicht anerkennen könne, und überlasse nun jedem, was er thun wolle. Diese Auffassung erschien Andern jedoch nur illusorisch, indem thatsächlich doch die Auflösung dieser Ehe als Bedingung der Wiederaufnahme gefordert werde. Und es blieb Vielen nun ein ungelöstes Bedenken, ob es recht sei, daß einer die Ehe, durch die er sich seinem Weibe mit feierlichem Versprechen verbunden, durch welche er unzweifelhafte Pflichten gegen die mit dieser erzeugten Kinder überkommen, auflöse. Wenn Andere dieses Bedenken als nicht unbegründet ansehen mußten, so meinten sie doch, daß die Kirche von ihrer Forderung nicht abstehen könne, und wenn sie auch die Wiederaufnahme versagen müsse, so bliebe dem reuigen Sünder doch immer der Zugang zu der öffentlichen Predigt und in der Ausschließung vom Abendmahl ein heilsamer Stachel zu einer immer völligeren Buße; es sei unter allen Umständen diese scheinbare Härte dem wahren Seelenheil viel zuträglicher, als eine schwächliche Nachsicht. Wenn aber dagegen bemerkt wurde, daß die Kirche als Verwalterin aller Gnadenschätze doch unmöglich einen wahrhaft reuigen Sünder, der gern sein Unrecht gut machen wolle, aber anderweitig eingegangener Verpflichtungen wegen es nicht könne, die Fülle derselben vorenthalten könne, und namentlich nicht das Sacrament, durch welches die Vergebung der Sünden erst versiegelt werde und welches zum Gedächtniß des Herrn von jedem Christen gehalten werden solle: so waren einige geneigt, in solchen Fällen die Zulassung zum Abendmahle zu gestatten, aber die förmliche Einsegnung und Bestätigung der einmal von der Kirche nach dem Worte Gottes verworfenen Ehe könne doch nicht geschehen, während andere wieder meinten, es sei das an sich sündliche Verhältniß durch die Absolution und Sacramentsgenuß nun als geheiligt anzusehen und stehe seiner Einsegnung nichts mehr entgegen. Es kann nicht fehlen, je lebhafter man sich die concrete Wirklichkeit in der Durchführung des aufgestellten Princips vergegenwärtigt, desto schwieriger erscheinen die Verhältnisse, und es werden erst Erfahrungen gesammelt werden müssen, ehe das sichere Endurtheil wird abgegeben werden können. Gleichwohl glaubte der bei weitem größte Theil der Versammlung bei der Ansicht verharren zu müssen, daß die Wiederaufnahme der wegen verweigerter kirchlicher Trauung ausgetretenen Personen von einer Buße abhängig sei, welche ihre Aufrichtigkeit in der Aufgabe des bisherigen sündlichen Verhältnisses bewähre; alle aber waren darin einig, daß die Buße, welche zur Wiederaufnahme in die Kirche berechtige, an bestimmten Thatsachen

müsse bemessen werden, und daß es Pflicht eines jeden Geistlichen sei, nicht allein selbst der höchsten Gewissenhaftigkeit in dieser wichtigen Angelegenheit sich zu befleißigen, sondern auch jeder schlaffern Praxis mit allem Ernste und mit allen Kräften entgegen zu wirken, was namentlich von den hier versammelten Brüdern erwartet werden müsse, die Gelegenheit finden würden, auf den nun wieder beginnenden Diöcesanconferenzen diese wichtige Sache zur Sprache zu bringen.

Nach einer Pause erschien in unserer Mitte der unserm Verein aus den ältesten Zeiten her schon befreundete verehrte Präsident von Gerlach aus Magdeburg, um unsere ganze Theilnahme durch einen längern tief durchdachten und geistreichen Vortrag zu fesseln. Er wollte Laiengedanken über die neutestamentlichen Begriffe „Reich Gottes“ und „Kirche“ aussprechen. Da es uns jedoch nur sehr unvollkommen gelingen würde, diesen Vortrag wieder zu geben, so freuen wir uns der Aussicht, ihn aus der eigenen Redaction des Referenten später mittheilen zu können. Nach dem Schlusse sprach ihm der Vorsitzende im Namen der Versammlung den wärmsten Dank aus, wies darauf hin, daß Gott in seiner Gnade heute aufs Neue, wie bei der vorjährigen Versammlung, einen von der Welt viel angefochtenen, uns aber desto mehr theuern, muthigen und bewährten Zeugen der Wahrheit, dessen Stimme seit langer Zeit schon weit bekannt sei im Reiche Gottes wie in der Welt, in unsere Mitte geführt, und schloß mit dem Wunsche, daß es Gott gefallen möge, den gefeierten Greis, der heute in so jugendlicher Frische zu uns geredet, wenn er auch nach den letzten schmerzlichen Lebenserfahrungen, die ihn in seinen theuersten Beziehungen getroffen, lieber möchte bald daheim sein, uns noch lange zu erhalten.

Am Abend, der uns, wie immer, mit der Brüdergemeinde im Betsaale zu gemeinschaftlicher Andacht vereinigte, konnte der letztere die Menge der Hörer kaum fassen, welche Past. Vorhauer aus Bukau durch eine ansprechende Predigt über Col. 3, 1—4 erbauete.

Für den andern Morgen hatte Generalsup. Dr. Büchsel in Berlin auf unsere Bitte die geistliche Ansprache, mit welcher die Verhandlungen des Tages eröffnet zu werden pflegen, so freundlich zugesagt, daß alle Brüder freudigen Verlangens darauf warteten, aus dem Munde dieses viel erfahrenen und treu bewährten Oberhirten unserer Kirche Worte der Lehre, des Trostes und der Ermahnung zu vernehmen. Zu unserm großen Bedauern war er plötzlich verhindert worden zu erscheinen, und nach gemeinschaftlichem Gesange und Gebete mußte der Vorsitzende sich begnügen, die gar schöne und zutreffende Losung des Tages aus der Sammlung der Brüdergemeinde Ps. 32, 8 1 Petr. 2, 2 in einfacher Weise auszulegen und den Herzen nahe zu bringen, worauf Past. Voigt aus Salze den einleitenden Vortrag hielt zu der Besprechung der Frage: „Woran liegt es, daß auch gläubige Geistliche so wenig Frucht von ihrem Wirken sehen?“ Diese wichtige Frage war schon in unserer vorigen Conferenz behandelt worden; da jedoch damals nur eine Seite der Sache, die Predigt, ins Auge gefaßt war, so schien es nothwendig und heilsam, auch noch die übrigen amtlichen Thätigkeiten, namentlich die Seelsorge der gläubigen Geistlichen darauf anzusehen, in wie weit hier der Grund von mangelnden Erfolgen ihres Wirkens zu suchen sei. In seinem frischen, aus der Fülle lebendiger Herzens- und Amtserfahrung quellenden Vortrage glaubte Past. Voigt erst ein Mißverständniß beseitigen zu müssen, welches sich an die vorliegende Frage anlehnen könnte. Der Unglaube unserer Tage habe ja längst schon den Stab über die Kirche und ihre Diener gebrochen, es sei ihm ausgemacht, daß diese überhaupt nichts leisten und ausrichten. Es möchte als eine Concession an diesen Unglauben erscheinen, wenn man von einer Erfolglosigkeit der Arbeit der Diener am Worte überhaupt rede. Aber diese Arbeit sei mit Nichten vergebens, so wahr das Evangelium eine Kraft Gottes zur Seligkeit, so wahr der Glaube der Sieg sei, der die Welt überwunden hat. Die Beweise davon liegen auch heut noch vor Aller Augen in der Wirksamkeit eines Harms, eines Löhe, in der Thätigkeit der immer neu entstehenden Missions-, Rettungs- und Jünglingsvereine, in den Erfolgen der Colportage, in den Erweckungen in Irland und England, in den Abstimmungen in unserm Herrenhause in der Eheangelegenheit, in dem zunehmenden kirchlichen Interesse, das sich in diesen letzten Tagen hier und an vielen Orten gezeigt habe, vornämlich aber in der Feindschaft, welche sich

mit grimmer Erbitterung gegen diese Erfolge christlicher Thätigkeit in den verschiedensten Kreisen erhebe, wie denn die protestantische Kirchenzeitung noch neuerlich geäußert, durch Hengstenberg sei die Orthodoxie unter den jüngern Geistlichen epidemisch geworden. Und außerdem hätten wir noch den Trost, daß die Frucht treuer Arbeit meist noch in den Tiefen der Seelen ruhe, und zu seiner Zeit auch noch offenbar würde zum Preise des Herrn, der eine große Menge zur Beute und die Starken zum Raube haben soll. Und diese Zuversicht, daß der barmherzige Gott auch in dieser betrübten Zeit sich nicht unbezeugt gelassen habe an der Arbeit seiner Knechte, und auch ferner sich nicht unbezeugt lassen werde, sei die beste Grundlage zu der Bußbetrachtung, die wir nun anzustellen haben; indem wir Gott für seine unverdiente Güte den brünstigsten Dank darbringen, werden wir durch dieselbe zu desto ernstlicherer Buße gelenkt. Was an Segen vorhanden ist, ist seiner Gnade zu danken, woran es noch fehlt, das haben wir verschuldet. Gottes Wirken ist nicht an uns gebunden, aber er will durch uns, seine Diener und Haushalter, den Segen ausströmen lassen, ja er macht uns verantwortlich für den Schaden, der aus unsern Versäumnissen hervorgeht; deshalb haben wir uns zu demüthigen und unsere Missethat zu suchen, damit wir sie erkennen, uns bessern und wieder Gnade erlangen. Der Welt freilich erscheine es lächerlich, daß wir unsere Schuld suchen wollen, aber wir wissen, daß es nichts Heilsameres gebe, als dies. Diese Schuld sei bei einem Jeglichen unter uns verschieden dem Grade und der Art nach, aber es gebe gemeinsame Irrwege; und zu diesen scheine zunächst zu gehören das unter den Geistlichen aller Richtung weit verbreitete Streben, ins Große und Großartige zu arbeiten, und darüber die Treue im Kleinen zu vergessen. Die Kräfte sehr vieler Geistlichen reiben sich auf im Kampfe um Confession und Union, während doch hier die Gegensätze unserer Zeit gar nicht liegen, denn es handle sich jetzt vielmehr um Glauben und Unglauben, Diesseits und Jenseits, Gott und Materie, und die Gemeinden haben selten auch nur das geringste Verständniß von jenem Gegensatze. Allerdings, wer die Herrlichkeit der Lutherischen Kirche einmal erkannt hat, und sieht, mit welcher List der Feind gegen diese Burg Gottes ankämpft, und wie auch die bestgemeinte Union dazu dienen muß, ihre Zäune immer mehr einzureißen, man begreift es, wie sich dem die Ueberzeugung aufdrängen kann, daß er seine besten Kräfte zunächst diesem Kampfe opfern müsse. Und auf der andern Seite, wenn ein ehrlicher gläubiger Unionist auf das Schmerzlichste bewegt ist durch den Anblick der zerrissenen und zerspaltenen Christenheit und meint, das Heil sei allein in der möglichst baldigen und engen Vereinigung zu finden, wie sollte es nicht gleicher Weise erklärlich sein, daß auch er an diese Aufgabe seine besten Kräfte setzen will? Aber Beide mögen wohl zusehen, daß der Versucher sie nicht zu der gefährlichsten aller Sünden, zum Hochmuth, verführe. Hochmuth aber sei es, der Handlangerarbeit sich zu schämen, der stillen eifrigen Pflege der einzelnen uns zugewiesenen Seelen. Nicht wolle Ref. der Gleichgültigkeit in dem Kampfe für das Recht der Lutherischen Kirche das Wort reden; aber das wolle er sagen, daß er nicht verantwortlich sei für eine zeitige Niederlage der Lutherischen Kirche, wohl aber für jede Seele, die in seiner Gemeinde durch seine Schuld zu Grunde gehe. Die erste Antwort auf die Frage: „Warum sind die Erfolge von dem Wirken gläubiger Geistlichen so gering?“ lautet also: „Es fehlt häufig bei großer Thätigkeit und Rührigkeit nach Außen und ins Große an der demüthigen Treue im Kleinen.“ Dies wird mehr ins Bewußtsein kommen, wenn wir eine einzelne Seele, welche der Herr uns auch anvertraut hat, uns vorstellen und betrachten ihren Lauf von der Wiege bis zum Grabe. Was haben wir gethan, wenn wir an der offnen Gruft stehend die drei Schaufeln Erde auf den Sarg warfen? Ist es nicht, als ob wir von dem stummen Munde her die Frage hörten: „Ist das Alles, was Du an mir zu thun schuldig warst?“

Zuerst kommt die Hebamme und meldet die Geburt. Wiederum ist eine verlorne Seele der Gemeinde zugezählt, die errettet werden kann. Füllt das unser Herz? Fängt unser Wirken an dieser Seele mit der verheißungsvollen Fürbitte an? Es nahet die Taufe. Viele Versuchungen, sie als ein nothwendiges Amtsgeschäft mechanisch

abzuthun: die Menge der Taufen in großen Gemeinden, am Schluß des Gottesdienstes, wenn die Kräfte erschöpft sind, die Stumpfheit der Pathen, die Gleichgiltigkeit der Eltern, die unterdessen allein mit der Bereitung des Taufmahls beschäftigt sind! — unterliegen wir nicht diesen Versuchungen? Locken wir die Pathen durch Fürbitte und Beispiel arbeiten zu helfen an der Seele, deren Pflege uns befohlen ist? Oder machen wir uns nur einer zweiten Versäumniß an dieser Seele schuldig? Nach der Taufe erscheint das Kind noch einmal auf dem Arme der Mutter an dem Altare vor uns, und alles, was wir thun, die Mütter zu bewegen, jetzt oder später, die Seele des Kindes zu pflegen, geschieht dem Kinde zu gut, was wir darin unterlassen, ist eine Untreue im Kleinen, die unsere Erfolge an dieser Seele so gering macht. Näher tritt diese einzelne Seele uns wieder mit ihrer Aufnahme in die Schule. Hier ist ein Feld unserer Wirksamkeit, freilich voller Dornen und Disteln, hier gilt es, täglich seinen Isaak schlachten, es heiße dieser Sohn unsers Fleisches nun Hochmuth, Stolz, Trägheit, Kleinmuth, Verzagtheit, Menschenfurcht, Menschengefälligkeit oder Widerwille. Wer eine Schule leiten will, muß die nöthigen Kenntnisse dazu haben, muß seine Schule kennen, muß allen Fleiß an sie wenden, muß ihren Lehrer gewinnen, und die Füße ihm zu waschen sich nicht schämen. Wenn wir die Schule, diese Festung und Burg, leichten Kaufs Preis geben, den Schaden kannst Du nicht ersetzen, wenn Du dafür 20 Conferenzen besuchtest, Bücher schriebest über Confession und Union, über Organisation und Verfassung der Kirche. Warum sind die Erfolge von dem Wirken gläubiger Geistlichen so gering? deshalb, weil die Geistlichen so selten den gehörigen, von Gott gewollten Einfluß auf ihre Schulen ausüben. — Aus der Schule gelangt die anvertraute Seele in den Confirmandenunterricht. Hier ist sie uns näher ans Herz gelegt. Woher kommt es, daß dieser Unterricht, auf den gewissenhafte Geistliche ihre ganze Kraft verwenden, fast ohne alle Spuren einer gesegneten Nachwirkung Jahr aus, Jahr ein gegeben wird? Wenn in einer Reihe von Jahren nur ein kleines Häuflein aus der großen Schaar gewonnen würde, so ließe sich das erklären: aber warum gehört es nur zu den Ausnahmen, wenn hie und da einmal eine Seele aus dem Schlafe der Sünden erwacht und im Glauben treu bleibt? Es müssen hier viele Versäumnisse zum Grunde liegen. Nicht zu gedenken der ernsten, auf Studium, Meditation, Gebet beruhenden Vorbereitung auf den Unterricht, der Ertheilung des Unterrichts selbst im heiligen Geist, in Demuth, Liebe, Geduld, müssen wir auch die Eltern der Kinder fleißig besuchen während des Unterrichts und auch nachher, um sie für die Mitarbeit an den Seelen der Kinder zu gewinnen, wir müssen, so weit an uns ist, dafür sorgen, daß diese, wenn sie das elterliche Haus verlassen, in Umgebungen kommen, die ihnen nicht schädlich sind, wir müssen sie empfehlen an Geistliche, fromme Leute, und ein besonders bahnendes und segensreiches Werk ist es, die ernstern Confirmirten in Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen um sich zu sammeln. Ref. machte nun eine Theilnahme erweckende Mittheilung über einen Jungfrauenverein, den er in seiner Gemeinde gestiftet, in welchem er wöchentlich einmal in seinem Hause den Katechismus vorlese, und der einen so guten Fortgang gehabt, daß auch ältere Personen ihn jetzt besuchen, und über einen Jünglingsverein, an dessen Pflege sich mit ihm noch einige christl. Freunde betheiligten, der ein eignes Lokal habe, in derselben Weise eingerichtet sei, wie die meisten christl. Jünglingsvereine, und mit den benachbarten Vereinen dieser Art in lebhafter Verbindung stehe. Er knüpfte daran den Wunsch, daß doch alle Geistliche darauf bedacht sein möchten, in der Errichtung solcher Vereine ihren Confirmirten einen starken Schutz gegen die Versuchungen der Welt zu bereiten. Wenn von Ort zu Ort durch das ganze Land erst diese Jünglingsvereine reichten: das wäre erst ein Bollwerk wider den Feind, den nach nichts so sehr verlange, als die ganze Jünglingsschaar zur Beute zu haben! — Hierauf begleitete Ref. den Jüngling zu seiner militärischen Laufbahn. Es sei bekannt, daß viele stille, unter guter Zucht lebende Landgemeinden durch den Sinn und Geist der heimkehrenden Soldaten verwüstet worden seien. Sowohl die Sorge für die ganze Heerde, wie für die einzelne Seele lege also hier dem treuen Seelsorger heilige Pflichten auf. Er dürfe den Jüngling, wenn

er zum Heere abgehe, nicht ohne Ermahnung ziehen lassen, wo möglich, müsse er ihn an einen in der Garnisonstadt bestehenden Jünglingsverein, an fromme Offiziere, an denen es ja Gott Lob! auch nicht fehle, oder Soldaten empfehlen und weisen, und auch, wenn er auf Urlaub für eine Zeit lang heimkehre, seiner in Liebe immer aufs Neue wahrnehmen. Das gehöre auch zu der Treue im Kleinen; und wo es an dieser fehle, sei es begreiflich, daß die Frucht der Arbeit vermißt worden. Nun warf Ref. noch einen kurzen Blick auf den Ehestand, und wie vielfache Gelegenheit sich hier bei der Anmeldung zum Aufgebot, bei der Trauung, bei den wechselnden Ereignissen des ehelichen Lebens, Geburt, Freud' und Leid, Krankheit und Tod für den Seelsorger darbiete, der einzelnen Seele weiter nachzugehen. Er bekämpfte hier diejenigen Geistlichen, welche den Grundsatz aufstellten, daß der Pastor sich suchen lassen müsse, bei dem Herumlaufen komme nichts heraus und warnt diese Brüder, sich wohl zu bedenken, ob der Teufel bei dieser ihrer Ansicht und Praxis nicht ins Fäustchen lache; bequemer sei es freilich, ruhig auf seiner Stube zu sitzen und zu warten, ob einer oder gar keiner komme, aber der Herr Jesus habe nicht gewartet, daß die Sünder zu Ihm kämen, sondern er sei gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren war. In Bezug auf die Krankenbesuche bemerkt er noch, es sei neulich in einer Diöcesanconferenz darüber verhandelt und dabei eine Meinungsverschiedenheit hervorgetreten, ob der Geistliche, wie es die Aerzte immer wollten, dem Kranken die Gefahr verschweigen und ihn auf alle Weise schonen solle, oder nicht. Er meine aber, jede Schonung sei eine grausame Härte, welche die Buße verhindere. Wenn freilich, wie es neulich vorgekommen, der Geistliche einen Kranken ein ganzes Jahr erst liegen lasse, ohne ihn zu besuchen, und am letzten Tage vor dem Tode an sein Bett trete mit dem Worte: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben" so sei das eine Rohheit. Wo aber die rechte geistliche Pflege in Liebe, Demuth und Geduld vorhergegangen, da solle der Pastor sich an nichts kehren und sein Amt, wie es sich geziemt, ausrichten. — Damit schloß der erste Theil des Vortrags, der auf die Frage, warum die Erfolge von dem Wirken gläubiger Geistlicher so gering seien, keine andere Antwort zu geben wußte, als die: Es fehlt die demüthige Treue im Kleinen und der brennende Eifer um die einzelne Seele. In dem zweiten Theile, der von der rechten Vorbereitung für die amtliche Thätigkeit handeln sollte, vermochte wegen der Kürze der Zeit Ref. nur noch einige Andeutungen zu geben. Er sagte hier: „Soll Segen aus der Wirksamkeit des Geistlichen für die Gemeinde hervorgehen, so muß nothwendig seine kleine Gemeinde, d. i. seine Hausgemeinde, die Familie, voranleuchten. Der Geistliche soll mit seiner Familie allerdings in der Welt leben, die ihm für seine Wirksamkeit zugewiesen ist; die vornehme Zurückgezogenheit ist nicht passend, dennoch soll die Familie des Geistlichen sich von der Welt unbefleckt halten. Wo Predigertöchter die Ersten auf den Bällen sind und die neusten Kleidermoden mit sich herumschleppen, da mag noch so gewaltig von der Kanzel herab die Eitelkeit dieser Welt gerichtet werden, es ist vergeblich. Es ist gut, wenn der Geistliche sparsam wirthschaftet, aber ist nicht damit eine edle Freiheit verbunden, sondern die Gier nach dem Mammon ihm auf die Stirn geschrieben, so verliert die Gemeinde zu ihm das Vertrauen als zu ihrem Beichtvater. Häusliche Einfachheit und Stille mitten in der Welt, das ist die Zierde eines Pfarrhauses; aus solchem Kreise kommt dem Geistlichen die rechte Sammlung. Und dieser bedarf er zur gesegneten Wirksamkeit, der tiefen Gründung seines Wesens aus dem Worte Gottes. Ja, das Wort Gottes ist ihm sein Pflug, nicht im Sinne der Welt als Mittel des Unterhalts, sondern als das heilige Geräth, womit er aus den tiefen Schachten der göttlichen Wahrheit die himmlischen Schätze, die seine Gemeinde für Zeit und Ewigkeit bereichern sollen, zu Tage fördert. Außer den täglichen Andachten sollte der Geistliche täglich die beste Stunde dazu anwenden, mit den Mitteln, welche die Wissenschaft bietet, unter Gebet und Flehen die Schrift zu durchforschen. Das macht reich und bereit, das heilige Amt auszurichten mit oder ohne Chorrock. In diesem Stück wird viel versehen. Die leichte oberflächliche, genußsüchtige, naschende und haschende Zeit hat uns angesteckt, das Lesen der Journale und Zeitschriften nimmt überhand, das

gründliche Studium wird darüber verabsäumt. — Ja, Sammlung und tiefe Gründung thut noth, aber es muß noch die Salbung hinzukommen, die Heiligung der Herzen und Lippen durch das Gebet. Ein Geistlicher, der nicht betet, ist ein monstrum. Betet ohne Unterlaß, sagt der Apostel. Das Gebet ist die Quelle des himmlischen Sinnes, der Weisheit, der Liebe, des Eifers, des Muthes, der Kraft, der Geduld, kurz aller Tugenden, mit denen ein Pastor gerüstet sein muß, wenn er sich selig machen will und alle, die ihm anvertraut sind. Erscheint noch einmal die Frage: „Warum die Erfolge von dem Wirken gläubiger Geistlicher so gering sind?" so ist die Antwort auch noch einmal die: „Es fehlt so häufig an der rechten Vorbereitung für die amtliche Wirksamkeit." Und so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reiniget uns von aller Untugend.

Dieser anregende und in die Gewissen greifende Vortrag hatte einer, wenn auch nur kurzen Besprechung, Bahn gemacht, welche, der auf unserer letzten Conferenz ganz ähnlich, des Erquicklichen und Erbaulichen darum so viel enthielt, weil der angestimmte Ton einer willigen Demüthigung und sorglichen Buße so lieblich hindurchklang. Alle waren wir darin einverstanden, daß wir die Schuld unserer geringen Erfolge zunächst nur bei uns zu suchen haben. Nur eine Stimme glaubte in Erinnerung bringen zu müssen, daß doch noch etwas Anderes hier mitwirkend sei. Der Herr habe zu Jerusalem gesagt: wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein, aber ihr habt nicht gewollt! Dieselbe finstere Macht, welche damals kräftig gewesen sei, die Herzen zu verstocken gegen den lockenden Ruf der göttlichen Liebe, sei auch noch auf dem Plan, und wo ein Herz ihr sich ergeben, sei alle Arbeit des Seelsorgers umsonst. Damit solle unsere Untreue nicht entschuldigt werden, aber die Thatsache liege offen vor Augen, und wenn sie uns entgegentrete, solle es uns nicht befremden. Ein anderer Bruder kam vornämlich zurück auf das, was P. Voigt über Confession und Union gesagt hatte. Er habe es sich gesagt sein lassen, daß es einen Eifer für die Union und auch Confession geben könne, der die wahre Treue im Amte behindere. Wenn aber den Confessionellen überwiegend diese Schuld aufgebürdet werden solle, so könne er daran so leicht nicht vorübergehen. Auf welcher Seite fänden sich in allen Landen die treusten Pastoren? Es solle damit nicht geleugnet werden, daß auf der andern Seite auch rechtschaffene und eifrige Diener Christi ständen. Beides, die Kelle und das Schwert müsse in unserer Hand sein. Wer trage die Schuld, daß die Confessionellen so oft das Schwert ziehen und gebrauchen mußten? — Doch verwerfe er eine Thätigkeit, welche nur das Schwert führe, und nie die Kelle. Aber eine rechte Vertiefung in die Confession sei auch der Grund der wahren Treue. Wenn einer aus seiner Confession wisse, was er an der Taufe, an der Beichte, am Abendmahl habe, so kann er nicht anders, als treu sein. Die alten lutherischen Pastoren setzten alle Abend Patene und Kelch zurecht, damit sie zu jeder Stunde der Nacht bereit seien, wenn ein Sterbender sie riefe. Das beständige Vorhalten der heiligen Schätze des Glaubens mache unsere Füße lebendig zum guten Laufe, es sei der Stachel zu der tiefern Treue. In der Confession selbst liege niemals der Grund zur Untreue. Ein anderer Bruder dankt für diese Rede und für den gehaltenen Vortrag. Es sei in demselben genug berührt, um den Seufzer aus der Brust zu locken: Ach möchtest du doch diese Treue im Kleinen geübt haben! Da stehe man zitternd vor der großen Forderung, wie vor dem Sinai. Es sei eine Zeit gewesen, von der einer sagen mußte: ich habe auf der Universität meine Dogmatik mir aus Tractaten zusammen gelesen. Wir freuen uns, daß wir jetzt mehr haben. Aber die Verantwortung ist auch größer. Doch wissen wir, daß wir einen Gott haben, der Wunder thut, und die Treue im Kleinen geben und auch den Segen dazu geben kann. Ein anderer Bruder lenkt die Blicke auf den heiligen Propheten, der auf den Trümmern Jerusalems sitzt und seine Augen werden Thränenquellen. Hier weint die Liebe. Die weinende, die suchende Liebe, sie sei das Herz des Amtes. Für jede Seele, sie sei noch so verschlossen, gebe es einen Schlüssel, das

sei die alles überwindende Liebe. An diesem Schlüssel fehle es nur am meisten. Wie viel hat unsere Liebe schon über verlorne Seelen geweint? Was wir am meisten uns zu erbitten haben, das ist dieser Schlüssel der Liebe. Ein anderer Bruder erinnert noch einmal daran, wenn wir uns jetzt beklagen, daß die Unionsmänner, weil sie die Macht haben, über uns den Stab brechen, daß wir es nicht eben so machen, und gerecht in unserm Urtheile seien. Es gebe viele treue Herzen auch auf jener Seite. Vornämlich lenkt dieser Bruder aber die Blicke auf die Schule, und bedauert, daß viele gläubige Pastoren eine so geringe Meinung über ihre Pflicht gegen diese haben. Er stellt Harms auch hier zum Muster auf. Vor allem sorge er für gläubige Schullehrer in seinen Gemeinden, und ziehe diese dabei ins lebendigste Interesse. Er selbst gebe auch viel Unterricht. Es komme nicht gerade darauf an, daß ein Pastor so oft die Schule besuche, wenn er aber komme, so müsse er der Schule etwas geben. Auch den Confirmirten wende man noch lange nicht die rechte Treue zu. Derselbe Bruder empfiehlt noch einmal die Sorge für die Soldaten, die Pflege der Jünglingsvereine und ihre Unterstützung, wie jeder guten Sache, auch der conservativen Blätter. Eine andere Stimme betont das Wort des Herrn: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Hier sei die Macht und das Geheimniß großer Erfolge. Der Eifer allein thue es nicht, am wenigsten der mit Unverstand. Aber der Sanftmuth, der Geduld, sei der Sieg verheißen. Daran aber fehle es uns noch so sehr, und darum dürfen wir uns nicht wundern, daß der Segen auch der eifrigsten Arbeit ausbleibe. Noch ein Bruder erinnert daran, daß es nicht genug sei, Treue zu beweisen, sie müsse auch in der rechten Art, mit der rechten Weisheit geübt werden. Es werde viel versehen in der Behandlung der Kranken, der Verächter des Wortes. Man sei freilich nicht verantwortlich für jede verlorne Seele, aber man handle so, daß man nicht zur Verantwortung gezogen werde. Ein anderer Bruder deutete auf etwas Aehnliches hin. Concessionen solle man wohl nicht machen, aber Rücksicht zu nehmen auf Personen und Umstände gebiete die Liebe; anders sei ein Rittergutsbesitzer zu behandeln als ein Bauer, der letztere wolle viel zarter angefaßt sein, anders eine Frau, die ein krankes Kind habe als eine, der gar nichts fehle. Da müsse man sich in Zucht nehmen und um Weisheit bitten. Uebrigens dürfe im ganzen Amte Predigt, Leben und Thun nicht von einander geschieden werden, und darum wirken wir oft so wenig, weil das eine dem andern nicht entspreche und z. B. die Pfarrhäuser so selten ein Bethel seien. Zuletzt wies auch ein Bruder darauf hin, daß die meisten Gemeinden nur Eine Signatur haben, die gleichgültige Abwendung von Gott. Da kann nur helfen, was Zinzendorf gesagt: Ich habe nur Eine Passion. Den lebendigen Heiland müsse man als die einzige Liebe selbst im Herzen tragen, und ihn so auch den Herzen nahe bringen. So haben alle die Männer, die Großes ausgerichtet haben, ein Hofacker, ein Harms, ein Volkening, gewirkt.

Doch die uns zugemessene Zeit war nun abgelaufen. Hätten wir auch gern noch mehr Zeugnisse von dem, was jetzt alle bewegte, vernommen, es mußte zum Schluß geeilt werden. Indem der Vorsitzende noch einmal zurückblickte auf Alles, was der Herr auch wieder in dieser Versammlung uns gegeben, pries er seine unverdiente Gnade, und ermahnte, daß wir derselben uns dankbar darin beweisen möchten, daß wir in allen Dingen als rechtschaffene Diener Christi und treue Haushalter über Gottes Geheimnisse uns erzeigten. Wir sollten als solche nach der uns gegebenen Instruction im Worte Gottes gewissenhaft Zucht üben, daß die Gemeinde heilig und unbefleckt erhalten werde, wir sollten die Heerde weiden, wie uns befohlen, und die Treue im Kleinen an ihr beweisen; weil aber mit unserer Macht doch nichts gethan sei, sollten wir vor Allen um eine neue Ausgießung des h. Geistes über uns und unsere Gemeinden und die ganze Kirche bitten, damit es rausche unter den Todtengebeinen, und die Kirche ein neues Ostern und Pfingsten feiere. Das war denn auch der hauptsächlichste Gegenstand des Schlußgebets, das wir auf unsern Knieen vor den Herrn brachten, worauf wir nach alter Gewohnheit mit bewegtem Herzen die Hände in einander legten und das Brüderlied sangen: Die wir uns allhier beisammen finden ꝛc.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 1. Mai. № 35.

Das praktische Christenthum namentlich der Gebildeten.

Vortrag gehalten im Saale des Evangelischen Vereines.

Manche unter uns haben noch die Zeit erlebt, in der in den Kreisen der Gebildeten von der Religion, von Gott und seinem Worte entweder gar nicht gesprochen wurde, oder wenn es geschah, es in einer Weise gethan wurde, die nur eben dazu diente, um zu zeigen, daß man verstehe, das Heilige in das Gebiet des Witzes und des Spottes herabzuziehen. Die Leichtfertigkeit, mit der religiöse Dinge behandelt wurden, gehörte zum guten Tone. Eine besonders traurige Rolle spielten dabei die Pastoren. Erdichtete oder wirklich geschehene Anekdoten wurden von ihnen als Lächerlichkeiten gern erzählt und gehört. Viele Geistliche schämten sich ihres Standes und suchten ihn in Gesellschaften und im Postwagen zu verbergen, und wenn sie gefragt wurden, so antworteten sie in einer Weise, als wenn sie sagen wollten: „ich bitte um Entschuldigung, ich bin ein Prediger.“ In die Kirche zu gehen war für die Gebildeten etwas ganz ungewöhnliches und nur etwa ein ganz besonders geistreicher Kanzelredner wurde besucht. Die Kirche und das Wort Gottes war eigentlich nur noch für das ungebildete Volk da. Die sehr Vereinzelten unter den Gebildeten, die noch ihre Kniee vor dem alten Gott beugten und den Namen des Herrn mit heiliger Scheu und Ehrfurcht nannten, galten für wunderliche und seltsame Erscheinungen, die mit Witz und Satyre gegeißelt wurden. Die alten Kirchen mit ihren Prachtbauten und mit ihren Wänden, die wie für die Ewigkeit gebaut waren, standen lange verlassen da, wie ein Zeugniß der Vergangenheit, wie ein Denkmal auf dem Grabe der Kirche. Der fade und schale Rationalismus auf den alten Kanzeln und an den alten Altären war wie eine Carricatur des Heiligen. Mit mitleidigen Augen und mit Bedauern sah man einen Jüngling an, der sich der Theologie widmete, und setzte voraus, daß der arme Mensch es nur thue, um sein Brot in Trägheit zu essen. In den größeren Städten wuchs die Bevölkerung, aber Kirchen zu bauen, daran dachte man nicht, vielmehr wurden einzelne noch zu anderen Zwecken, als zu Magazinen und zu Zeughäusern, wohl gar zu Schauspielhäusern umgebaut. Die ernsten Gerichte Gottes, die im Anfange dieses Jahrhunderts über unser Deutsches Vaterland kamen, brachten es mit sich, daß die Frivolität verstummte, und hin und wieder trieb die Noth und Angst und der Druck der Zeit in das Gebet. Manche zogen als leichtfertige Jünglinge in die Schlachten und kamen als ernste Männer wieder zurück. In Preußen ist das Königthum eine Macht, die in allen Verhältnissen sich geltend macht. König Friedrich Wilhelm III. war in den Jahren schwerer Heimsuchungen und großer Trübsale innerlich im Glauben an Gottes heiliges Wort gewachsen. Von Natur ein edler Herr, mit Abscheu gegen alles Gemeine und Niedrige erfüllt, begleitet von der unvergeßlichen Königin Louise, hatte er unter schweren Drangsalen den Gott suchen und kennen gelernt, der Gebete erhört und das Herz mit Muth und Hoffnung erfüllt. In seinem häuslichen Leben fromm und gottesfürchtig, duldete er in seiner Nähe weder Witz noch Spott über heilige Dinge, und wo er zu seinem Volke redete, bekannte er gern und offen den Glauben an den lebendigen Gott, der die Geschicke der Völker und Könige leitet, und als er nach dem glorreich erkämpften Frieden auf den Thron seiner Väter zurückkehrte, gab er in ganz aufrichtiger Weise dem die Ehre, dem sie allein gebührt. Von diesem Könige ging eine wesentliche Aenderung in der Stellung der höheren Stände zur Kirche und zur Religion aus. König Friedrich Wilhelm IV., der seine Regierung damit begann, daß er vor seinem Volke gelobte, in den Wegen seines Vaters zu wandeln, hat treulich erfüllt und gehalten, was er zugesagt hat. Aus sehr vielen Aeußerungen und Thaten dieses so sehr begabten Königl. Herrn wurde es offenbar, daß er überall von wahrhaft christlichen Ideen geleitet wurde, und daß er für seine Seele und sein für ideale Zustände so sehr empfängliches Gemüth nur im Christenthum seine völlige Befriedigung fand. Seine fortreißende und doch liebliche Gewalt der Rede war nie verlassen von dem Salz des Bekenntnisses zu den ewigen Wahrheiten des göttlichen Worts, und jeder, der in seine Nähe kam, fühlte es dem hohen Herrn ab, daß er wirklich in Gottes Wegen lebte und von Herzen sich unter seine Hand zu demüthigen gelernt hatte. Selten mag ein König segensreicher auf sein Volk gewirkt haben, als grade dieser König, und wenn seine Regierung auch im Frieden dahin ging, so hat er doch im Reiche Gottes große Eroberungen gemacht. Von dem Königsthrone aus ist besonders in die höheren Stände und in die Kreise der Gebildeten ein größerer Ernst und ein tieferer Respect vor der Kirche und Gottes Wort gekommen. Als in dem Jahre 48 alle Grundlagen der menschlichen Gesellschaft erbebten und als wankend und unsicher sich zeigten, da

wandten sich die Herzen Mehrerer, die so lange fern gestanden hatten, den ewigen Wahrheiten der Kirche wieder zu und suchten in ihnen den Muth im Kampf und die Ruhe in den stürmischen Bewegungen. Es ist nicht zu verkennen, daß seit 50—60 Jahren ein tiefgehender Umschwung in den Ideen, Anschauungen und auch in der Behandlung der heiligen Dinge eingetreten ist. Schleiermacher schrieb einst ein Buch an die Verächter der Religion unter den Gebildeten, jetzt könnte man Briefe schreiben an die Freunde der Religion unter den Gebildeten.

Der Theorie nach ist der Nationalismus überwunden. Die Kanzeln und Altäre sind dem Bekenntnisse des Glaubens wieder dienstbar geworden, und wer auf Bildung Anspruch macht, hält es für unschicklich und unanständig, über christliche Wahrheiten und kirchliche Dinge leichtfertig zu sprechen. So dankbar man nun auch für diesen Fortschritt sein muß, so fehlt doch noch gar viel, daß der lebendige christliche Glaube zur wirklichen Erscheinung und Durchdringung der Verhältnisse, in denen wir leben, gekommen sei. Der Glaube ist nicht eine Kraft neben andern Kräften, sondern es ist die Kraft, die alle andern Kräfte sich dienstbar machen muß. Das Christenthum kann nie sich damit begnügen, daß es tolerirt werde, sondern es muß herrschen und Alles muß sich entweder ihm unterwerfen oder es hassen. Wer lau und gleichgültig sich dagegen stellt, den will der Herr ausspeien aus seinem Munde. Zugeben muß man aber, daß grade die Gebildeten große und schwere Hindernisse zu überwinden haben, um zur ganzen und vollen Entschiedenheit zu gelangen. Die Wege, die Gott der Herr mich in meinem amtlichen Leben geführt hat, sind durch die ärmsten Tagelöhnerhütten, durch die Ställe, in denen die Knechte ihr Lager finden, durch die dürftigen Wohnungen in den Kellerräumen, so wie auch durch die Paläste und die glänzenden Wohnungen der Reichen und Gebildeten gegangen. Ich weiß aus der reichlichsten Erfahrung, daß der wahre Friede und die wahre Ruhe der Seele nur da wohnt, wo der Herr herrscht und regiert und wo das Herz in ihm stille geworden ist. Wenn aber geschrieben steht, die Reichen werden schwerlich in das Reich Gottes eingehen, so ist damit nicht allein die eigene Gerechtigkeit und der Tugendstolz gemeint, sondern es ist auch damit gesagt, daß die irdisch Reichen und die weltlich Gebildeten größere Schwierigkeiten zu überwinden haben, als die Armen und Ungebildeten. Es fehlt dem Reichen die Nöthigung zum Gebet, die in den Sorgen um Nahrung und Kleidung der Arme hat, er fühlt seine Abhängigkeit von Gott nicht so direct. Der Gebildete ist leicht in der Gefahr, natürliche geistige Kräfte mit den Gaben des heil. Geistes zu verwechseln und sich dabei genügen zu lassen, während dem Ungebildeten sich das geistige Leben erst im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Worte Gottes aufschließt.

Wenn nun aber auch die Gebildeten im Allgemeinen eine andere Stellung zur Kirche und ihren Dogmen einnehmen, als früher, wenn man es auch für unschicklich und unanständig hält, über Gotteswort leichtfertig zu sprechen, wenn auch viele sich in so weit der Kirche wieder zugewendet haben, daß sie das Gotteshaus besuchen und auch wohl jährlich einmal zum heil. Abendmahle kommen, so fragt es sich doch, ob davon der ganze und volle Segen über sie und ihre Verhältnisse kommen wird. Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß nicht alle die Christen sind, die den Namen führen, und daß der Taufschein wirklich nicht ausreicht, um den Eingang in das Reich Gottes zu gewinnen, daß die negative Seite, daß man nicht eben ein Feind des Glaubens sei, nicht genüge, um die Kraft des Glaubens zu beweisen. Es ist eine eigene Erscheinung in unserer Zeit, daß man von mancher Herrschaft selbst in öffentlichen Blättern die Aufforderung liest, daß sich christliche Diener und Hausmädchen zum Dienste melden mögen, und es ist hier nicht der Gegensatz gegen Juden gemeint, denn diese lieben dergleichen Dienste eben nicht, auch kommen oft Gouvernanten und Hauslehrer, Diener und Kutscher und Jungfern und suchen einen Dienst bei einer christlichen Herrschaft. Man redet mitten in der Christenheit von christlichen Häusern und christlichen Familien, und es ist klar, daß wenn man auch damit nicht leugnen will, daß die andern immerhin Christen sind, so deutet man doch deutlich an, daß es solche gibt, die in einem anderen Sinne Christen sind, als der große Haufe. Ein armes Mädchen, das eine christliche Herrschaft sucht, und eine Herrschaft, die einen christlichen Diener verlangt, haben doch die Vorstellung, daß es solche gibt, die im engern Sinne christlich leben und wandeln, als viele Andere. — Unter denen, die in unsern Tagen in diesem Sinn christlich leben, hat jeder Stand seine Repräsentanten. Unter Fürsten fehlen sie nicht, auch nicht auf dem Throne unseres Vaterlandes. In der Armee sind sie zahlreich vertreten. Unter den Ministern und Geheimen Räthen, unter den Professoren aller Facultäten, unter Kaufleuten, selbst unter Gastwirthen fehlen sie nicht, die den Beweis führen, daß die wahre Frömmigkeit kein absolutes Hinderniß in ihrem Stande, finde.

Was denkt man sich aber dabei, wenn man etliche im besondern Sinne christlich oder fromm nennt, welches Haus nennt man ein christliches? Es steht fest, daß das Reich Gottes inwendig in den Herzen der Menschen ist und daß das Auge des Menschen es nicht sehen kann, dennoch aber hat die Frömmigkeit auch ihre bestimmten Formen, in denen sie in die äußere Erscheinung tritt; dahin gehört zunächst die Sonntagsfeier und der sonntäglich regelmäßige Besuch der Kirche, das Tischgebet, die tägliche Hausandacht und endlich noch die Enthaltung von der weltlichen Lustbarkeit, im Gehorsam gegen das Wort Gottes: „stellet euch nicht dieser Welt gleich", auch noch etwa die christlichen Vereine der Liebe und Barmherzigkeit nach Kräften zu unterstützen oder sich thätig dabei zu betheiligen. Es kann dabei nicht geleugnet werden, daß das Aeußere nicht immer eine sichere und vollständige Bürgschaft dafür gibt, daß mit der Form, an der die Frömmigkeit in unsern Tagen erkannt wird, auch das innere Wesen verbunden sei. Die Möglichkeit, daß der unwahre Schein eine Decke der Heuchelei sei, kann nicht bestritten werden, aber die Versuchung und Veranlassung dazu ist

in der That in unserer Zeit sehr gering. So viel jedoch steht fest, daß bei der Frömmigkeit doch die allgemeine menschliche Schwachheit bleibt, und daß daher das wahre christliche Leben nach dem Ausdruck der Vollkommenheit ringt, ihn aber nicht erreicht. Je blinder aber die Verächter der Frömmigkeit gegen sich selbst sind und je mehr Freiheiten sie sich selbst gestatten, desto schärfer richten sie über die, die gern in christlicher Ordnung leben möchten, und desto strenger sind sie in den Forderungen, die sie an diese machen. Wie einst die Verfolgungen zur Ausbreitung und innern Befestigung der Kirche dienten, so ist auch das harte Urtheil und die Verleumdung, die die zu tragen haben, die zum Aerger der Welt und zum Zeugniß über sie sich bemühen, auch im Leben zu zeigen, daß sie gern dem Herrn dienen wollen, ein Hülfsmittel, das in der Wachsamkeit und in der Treue im Kampf sie fördert.

Das praktische Christenthum besteht in dem Kampfe mit dem alten Menschen und in der Darstellung des Lebens im Gehorsam gegen Gottes Wort. Der alte Mensch ist seinen Grundzügen nach überall derselbe, seinem Wesen nach ist er derselbe, er mag in Purpur und köstliche Leinwand sich kleiden oder er mag in Lumpen sich hüllen, er ist derselbe, er mag im Flitterstaate der modernen Bildung einhergehen oder in roher und plumper Weise auftreten, verschieden ist nur die Form, in der er sich geltend macht. Die Motive seiner Handlungen sind der grobe oder feine Egoismus. Die unvertilgbare Sehnsucht nach Frieden und Ruhe der Seele sucht Befriedigung, bei dem Einen in dem Genuß des Lebens und seinen Freuden, bei dem Andern in dem Besitz und das ganze Leben ist ein Ringen um die zeitlichen und vergänglichen Güter, und bei noch Andern ist es das Trachten nach der Ehre, nach Rang und Stand. Jeder lebt dabei in der Täuschung, daß er wird die Gränze finden, wo die Ruhe der Seele eintreten und wo er das Ziel erreichen wird, aber der Genuß sättigt nicht, der Besitz vermehrt die Unruhe und die Ehre vor der Welt ist ein gar unbeständiges Gut voller Angst und Furcht. Diese irdischen Güter können wohl eine kurze Zeit den armen Menschen trunken machen, aber die Ernüchterung läßt eine desto größere Oede zurück. Die vom Christenthum entfremdete Bildung will der Seele ihr Genüge geben in der Wissenschaft, in der Kunst oder in der Tugend, das Herz aber geht dabei leer aus und von den Idealen der Jugend bleibt uns zuletzt der prosaische und langweilige Niederschlag der eigenen Gerechtigkeit übrig, die eigentlich nichts anderes ist, als eine Täuschung über sich selbst. Die wahre Heimath der Seele ist nun einmal nicht in der Zeit und ihren Gütern zufrieden, und es gibt nur einen Weg zur wahren Ruhe und zum wahren Frieden zu gelangen, und diesen Weg führt uns allein das Leben im praktischen Christenthum. Es gibt gegenwärtig Viele, die behandeln das Christenthum wie einen Zweig des menschlichen Wissens, und wie die Religion in den Schulen neben anderen Unterrichtsgegenständen auch auf dem Stundenplan ihren bescheidenen Raum einnimmt, so auch in ihrem Wissen. Wie aber die christliche Kirche nicht etwa sich damit begnügen kann, daß sie neben andern Institutionen besteht, sondern wie sie alle Gebiete des öffentlichen Lebens durchdringen und beherrschen will, so auch im Leben des einzelnen Menschen. Wer sein Christenthum nur hat wie ein Sonntagskleid, das er anlegt, wenn er einmal zur Kirche geht, der hat weder Genuß noch Segen davon. Der Glaube soll den Christen auf allen Wegen begleiten, in allen Gefahren und Versuchungen bewahren, in aller Noth trösten und in allen Kämpfen zum Siege führen. Solcher Glaube wird aber nicht in der Schule gelernt, sondern durch viel Arbeit und ernstliches Gebet errungen. — Die Aufgabe, die die christliche Bildung zu lösen hat, geht nicht auf den äußern Anstand und äußerliche Ehrbarkeit, sondern vielmehr auf die Wiederherstellung des verlornen Ebenbildes Gottes. Das Verhältniß der einzelnen Seele zu Gott ist ein Geheimniß, und durch das Leben derer, die das Sakrament der h. Taufe empfangen haben, geht der geheimnißvolle Zug des Vaters zum Sohne hindurch. Der Unglaube sieht in dem Gange des Lebens nichts anderes, als das kalte eiserne Schicksal, das sein grausames Spiel mit dem Menschen treibt, oder die Leichtsinnigen sehen nichts anderes, als das unbegreifliche Spiel des Zufalls. Wo aber der tiefere Blick die erziehende Hand Gottes im Leben erkannt hat, da thun sich die Pforten einer höheren Weltordnung auf und man lernt nach und nach die Stimme Gottes verstehen, die zu uns redet in den Wegen, die er uns führt. Das ist der erste Gewinn, daß man nicht mehr im Staube der Welt kriecht, lauft oder sich mühsam mit Murren und Seufzen fortschleppt, sondern daß man überall die Heilsgedanken Gottes erkennt, oder daß man von Herzen glaubt, daß seine Hand der Gnade und Liebe gibt und nimmt, erhöhet und erniedrigt, Wunden schlägt und Wunden heilt.

Was ist aber das Ziel, das das Regiment Gottes verfolgt in dem Leben des einzelnen Menschen? Zuerst das eigene Herz, dann das Kreuz auf Golgatha, und endlich eine selige Sterbestunde. Die Erkenntniß des eignen Herzens ist die erste Aufgabe, deren Lösung das Christenthum ernstlich und entschieden fordert. Das natürliche Auge sieht gern nach Außen und kennt wohl die Schwächen und Gebrechen Anderer, sieht leicht derer Splitter, aber den eigenen Balken sieht es nicht. Das h. Gesetz Gottes ist der Spiegel, in dem man sich beschauen muß, um zu erfahren, wie man gestaltet sei. Flüchtige Gedanken oder Reflectionen über sich selbst, ein sentimentaler Geburtstags- oder Neujahrsmorgen sind wohl ein schwacher Anfang, aber führen nur dann zum Ziele, wenn das ernstliche Gebet hinzu kommt. Das Herz des Menschen wird in der h. Schrift genannt ein trotziges und verzagtes Ding, das Niemand ergründen kann. Es gelingt daher auch nur denen, die den Geist der Wahrheit und Ehrlichkeit gegen sich selbst von Gott sich erbitten. Alles was man im Reiche Gottes hat und empfängt, muß erbeten sein. Wenn erst die Täuschung aufgegeben ist, daß die Ruhe und der Friede der Seele in äußerlichen Dingen und Verhältnissen gefunden werden kann, wenn man erst erkannt hat, daß das eigene Herz es ist, das uns glücklich und unglücklich macht,

dann ist man auch geneigt, die Hand an die Arbeit zu legen. Sehr leicht und bald macht man die Erfahrung, daß je unzufriedener man mit sich selbst wird, desto zufriedener wird man mit seinen Verhältnissen, je intoleranter man gegen seine Fehler wird, desto nachsichtiger wird man gegen die Fehler Anderer, in je strengerer Zucht man sich selbst hält, desto milder wird man gegen die Eigenthümlichkeiten Anderer. Wenn aber auch die Erkenntniß seiner Fehler und Sünden und der Kampf dagegen ein guter Anfang ist, den Frieden der Seele finden wir nicht dadurch. Es führt diese Arbeit nur dahin, daß man die klare Ueberzeugung gewinnt, daß die eigene Kraft nicht ausreicht und daß ein zwiefaches Gesetz in uns ist, nämlich das Gesetz in den Gliedern, das der Apostel das Gesetz der Sünde nennt, und das Gesetz im Gemüth, und man lernt seine Klage verstehen, das Gute, das ich will, das thue ich nicht, das Böse aber, das ich nicht will, das thue ich. Man lernt mit David beten: Schaff in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen gewissen Geist. — Sehr genau und eng ist mit der Erkenntniß des Herzens verbunden der tiefere Blick in Gottes Wort. Dem Selbstgerechten und dem nach Außen hin lebenden Menschen ist die Bibel ein verschlossenes Buch, was er hört, hört er nicht wie er soll, und was er versteht, versteht er doch nicht. Als der Heiland in die Welt kam, fand er nur Aufnahme bei denen, die verloren waren, und wurde nicht von denen erkannt, die sich für klug und weise hielten, sondern die Mühseligen und Beladenen rief er zu sich und sie kamen. Es ist in der That vergeblich, wenn man meint, dadurch in das Verständniß der heil. Schrift einzudringen, daß man sich mit den s. g. schwierigen Stellen beschäftigt, und man kommt nicht zu dem christlichen Wandel, wenn man Untersuchungen über diese oder jene schwierigen Fragen der Sittenlehre anstellt, sondern nur wer sein Herz studirt hat und gern Frieden haben möchte, wer nicht seinen Scharfsinn und Witz üben will, sondern vielmehr wirklich Trost und Gnade sucht, der ist allein im Stande, das Wort Gottes zu fassen und zu verstehen. Der Mittelpunkt der heil. Schrift ist aber das Kreuz des Herrn. Die ein Christenthum sich bilden, in dem das Kreuz fehlt oder eine Nebensache ist, betrügen und täuschen sich selbst und die Bibel verstehen sie nicht. Wenn auch dem suchenden und verlangenden Herzen zuerst das Kreuz in der Ferne und wie vom Nebel umhüllt erscheint, nach und nach sinken die Nebel des Zweifels und nach und nach strahlt es in herrlicher Klarheit. Wer zum ersten Male als ein armer verlorner Sünder auf Golgatha ankommt und zum ersten Male aus dem Munde der sterbenden Liebe hört: das ist mein Blut, für euch vergossen zur Vergebung der Sünden, der hat den Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen seines Lebens gefunden und er fühlt einen Frieden in seiner Seele, von dem der Apostel sagt, er sei höher als alle Vernunft, der versteht nun auch Gottes Wege, dahin hat der Herr mit ihm gewollt, hier

löset sich das Geheimniß, das in den Worten liegt von dem Zuge des Vaters zum Sohne, und man weiß nun, daß der Herr wirklich Friedensgedanken mit uns hat und Heilswege mit uns geht, so dunkel sie uns auch wohl sonst mögen erschienen sein. — Wie aber die Christenheit von der Krippe zu Bethlehem an ihre Jahre zählt, wie sie in der vorchristlichen Zeit abnehmen und von da an wachsen, so beginnt mit dem lebendigen Glauben an das Kreuz des Herrn der einzelne Christ ein neues Leben. Die Seele hat ihre Heimath gefunden. Der Mensch ist nun nicht mehr ein Sclave seiner Leidenschaften und Begierden, er ist frei geworden, die Ketten sind wirklich zerrissen. Er ist nicht mehr ein Knecht in der Furcht oder der Gunst der Menschen, sondern er wandelt vor Gott dem Herrn und der Friede mit Gott ist das Kleinod, das er bewahrt. Wie aber Israel in Egypten zwar das Land der Verheißung empfing und doch durch die Wüste ziehen und es mit dem Schwert erobern mußte, so ist auch das Leben des Christen nicht ein Leben in träger Ruhe, sondern ein Leben in der stärkenden Arbeit und in dem Kampfe um den Sieg. Es war ein langer Kampf zwischen dem Hause Sauls und dem Hause Davids. Das Haus Sauls aber nahm ab und das Haus Davids ging hin und nahm zu. So ist auch das christliche Leben ein langer Kampf zwischen dem alten und dem neuen Menschen. Johannes spricht: ich muß abnehmen, Er aber muß wachsen, und St. Paulus beschreibt sein Leben als eine Uebung, zu haben ein gutes Gewissen beides vor Gott und den Menschen. Das ist das praktische Christenthum des Einzelnen. Das Gebet ist die größte Kunst, die ein Mensch lernen kann, denn es ist die Kunst, den alten Menschen zu überwinden und das Leben in der Liebe zu führen. Der Glaube ist die höchste Wissenschaft, denn er erkennt die Herrlichkeit Gottes in seinem Worte und Regimente. Aber alle Kunst will geübt sein und alle Wissenschaft will im Schweiße des Angesichts studirt sein. Wer das Christenthum mit spitzen Lippen kostet, hat nur einen sauren Geschmack davon, wer es aber mit vollen Zügen trinkt, der sättigt seine Seele mit Frieden und Freude in dem Herrn. Daß die blos weltliche Bildung nicht die Kraft hat, vor groben sittlichen Verirrungen zu schützen, davon kann man sich überzeugen, wenn man die Lebensgeschichte mancher Männer und Frauen liest, die auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft berühmt geworden sind. Daß die weltliche Bildung dem Menschen weder Halt, noch Beruhigung gibt, wenn die Wogen der Trübsal hoch gehen und wenn die schweren Tage kommen, kann man lernen, wenn man hier die Verzweiflung und dort den finstern, mürrischen und verzagten Sinn bei aller Bildung an das Licht treten sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 4. Mai. № 36.

Das praktische Christenthum namentlich der Gebildeten.

(Fortsetzung.)

Der Mensch, der kein anderes Ziel kennt, als das öde und finstere Grab, der ist in der That sehr arm und sehr elend, und wer nach dem Tode in das unendliche All zurückkehrt, oder einen selbst ersonnenen Zustand nach dem Tode, einen selbst gebauten Himmel sich erdacht hat, kann wohl für gewöhnliche Verhältnisse in Täuschung und Selbstbetrug hingehen, aber wenn das Gras verdorret und die Blume verwelket, dann schwankt der Boden unter den Füßen und die leichtfertigen Gebäude stürzen ein, dann geht das selbst geschaffene Licht aus und die Schrecken der Finsterniß umgeben die betrogene Seele. Es gibt keine Sprache, den Zustand zu beschreiben, in dem der Mensch sich befindet, der ohne Glauben die Noth des Lebens und die Unruhe seiner trostlosen Seele tragen muß. Der Atheismus mit seiner Resignation und der abstracte Deismus in seinem hohlen Dünkel lassen das Herz leer und kalt wie Herbstnebel, die auch die letzten Blätter vom Baume fallen lassen. Nur der Glaube an den lebendigen Gott, nicht an den Gott, der ein Postulat der menschlichen Vernunft und darum ein Götze ist, ist eine Kraft, die nie von Trost und Hoffnung verlassen ist, die den rothen Faden sieht, der durch das Leben hindurch geht, und das Ziel kennt, zu dem der Vater sein Kind führen will. Es gibt Menschen, die immer im Staube kriechen wie die Würmer und mit ihren Gedanken nicht über die Gränzen der Zeit hinauskommen; es gibt andere, die wie die Schwalben in der Luft umherfliegen, aber nur Mücken fangen und sich aus vergänglichem Staube ein Haus bauen. Der Glaube des Christen läßt ihn auf dem Felsen wohnen, der nie wankt, wenn auch die Wogen der Zeit dagegen schlagen, und er weiß, daß er einst in den ewigen Hütten des Friedens wohnen wird, darum macht der Glaube das Herz fröhlich und getrost und hebt das Haupt empor, wenn die Welt zittert und zagt. — Es ist eine Unwahrheit, daß das Dogma der Kirche mit der menschlichen Vernunft im Widerspruch stehe und daß es unglaublich sei. Der Unglaube geht nicht aus von der Vernunft, sondern von der bösen Lust und dem irdischen Sinn der Herzens. Die Forderung des Christenthums, zu kreuzigen das Fleisch sammt den Lüsten und Begierden, der Kampf gegen alles ungöttliche Wesen und die Verleugnung der Welt mit dem, was sie ihre Lust nennt, nöthigt und treibt die Vernunft, die Wahrheit des Evangeliums zu negiren und sich eine Theorie zu ersinnen, in der es sich bequem leben läßt, in der der alte Mensch sich nicht gehemmt und genirt fühlt. Ehe die Kurfürstin Louise Henriette das Osterlied: Jesus meine Zuversicht, singen konnte, sang sie das Bußlied: Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren. — Wenn nun also auch der Grund und Boden gefunden ist, so kommt es darauf an, darauf weiter zu bauen. Wem ein großer Schatz anvertraut ist, der muß sehr sorgfällig darüber wachen, daß er ihm nicht wieder gestohlen wird. Der Apostel des praktischen Christenthums St. Jacobus ruft in die Welt hinein: seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget, und St. Petrus fordert, seid fleißig, euren Beruf und eure Erwählung feste zu machen, so ihr solches thut, werdet ihr nicht straucheln. Die Treue allein geht ihren Weg im Frieden. Schon in irdischen Dingen ist die Treue die schönste Tugend, aber wo ist Treue zu finden? Nur wer seinem Gott die Treue hält, kann auch den Menschen Treue beweisen. Der Abfall von Gott und seinem Wort untergräbt und unterwühlt die menschlichen Verhältnisse und sucht nur das eigene Ich zu heben und zu schmücken. — Das praktische Christenthum besteht in der täglichen Nachfolge Christi. Das Leben Christi ist aber das Leben in der Selbstverläugnung, und der Glaube an ihn bindet uns den Schurz um, damit wir den Brüdern die Füße waschen, die Gaben des Geistes erzeigen sich zum gemeinen Nutzen und nicht zum Dienst des eigenen Ich. Wie es wahr ist, daß geben seliger ist als nehmen, so ist es auch wahr, zu dienen ist seliger als sich dienen zu lassen, und wer gerne klein wird, der wird von selbst erhöhet werden. Wenn es sonst heißt, der Anfang ist schwer, so im Reiche Gottes die Uebung in der Treue das schwerste, aber sie hat auch die schönste Verheißung, denn die Treue allein wird einst die Krone des Lebens tragen. Die Treue trägt die Knechtsgestalt in der äußern Erscheinung, aber innerlich bewahrt sie den Frieden, die Treue kann das Leben lassen, aber die Schrecken des Todes kennt sie nicht. Sie erringt einen Sieg nach dem andern, und ihr Muth kann nicht gebrochen werden, denn des Herrn Verheißungen umgeben sie wie Mauern und Wälle, die kein Feind erstürmen kann.

Wie sich nun aber diese Treue im Leben des einzelnen Menschen bewähren und zeigen soll, das nachzuweisen, geht

über die Gränzen dieses Vortrags hinaus. Die Aufgaben modificiren sich nach den besondern Verhältnissen. Das Leben einer Jungfrau ist ein anderes als das einer Gattin und Mutter, das Leben der Ehefrau hat andere Pflichten als das einer Wittwe. Der Jüngling auf Schulen und Universitäten, der höhere Beamte, der Kaufmann, der Soldat, der Officier beweisen ihr Christenthum jeder in verschiedener Weise. Es gestaltet sich das christliche Glaubensleben anders bei dem Kranken, anders bei dem Gesunden, anders bei dem Glücklichen, anders bei dem Kreuzträger. Wenn auch die Kraft bei Allen dieselbe ist, die Form ist bei Jedem eine andere. Der Stamm ist derselbe, aber die Früchte sind verschieden. Die Regel gilt jedoch bei Allen: des Herrn Wille geschehe an uns und durch uns, zur Ehre seines heiligen Namens. Dem Aufrichtigen lässet es Gott gelingen und dem Demüthigen gibt er Gnade, und die Treue kommt gewiß zum Ziele. Es ist ganz falsch, wenn man den Segen der Frömmigkeit immer nur in das jenseitige Leben versetzt, die Gottseligkeit hat auch ihre Verheißung für dieses Leben. Ein frommer Jüngling und eine fromme Jungfrau sind des Vaters Hoffnung und der Mutter Trost. Eine wirklich fromme Hausfrau ist des Hauses Zierde und ein frommer Hausherr ist der Familie fester Halt und Stütze. Ein gottesfürchtiger Beamter und Staatsdiener hat doch zuletzt das größte Vertrauen und dient nicht in knechtischer Frucht den Launen der Menschen, sondern mit Freudigkeit dem Herrn seinem Gott.

Nur nach einer Seite hin bitte ich um die Erlaubniß, die Darstellung des christlichen Lebens weiter verfolgen zu dürfen, das ist das christliche Haus oder die christliche Familie.

Das Evangelium ist nicht ein Privat-Eigenthum des einzelnen Menschen, es ist das Gemeingut der gesammten Christenheit auf Erden und immer liegt darin das Bestreben, eine Gemeinde zu bilden und zu erziehen. Um die Kanzel und den Altar sammelt sich die Gemeinde, da werden ihr die Gnadengüter gespendet, das Wort Gottes mit seiner Strafe und seinem Trost, in den Sakramenten kommt der Herr zu seiner Gemeinde und im Gebet die Gemeinde zu ihm. Das Haus und die Familie ist eine kleine Gemeinde für sich, und daher muß auch das Haus seine Kanzel und seinen Altar haben und der Hausvater ist nach Gottes Ordnung der Pastor seines Hauses. Das christliche Haus kann ohne Gottes Wort und Gebet nicht bestehen.

Es kommt zunächst darauf an, das Princip festzustellen, das dem christlichen Hause zum Grunde liegt. Das Haus ist ein Staat im Staate, aber nicht ein demokratischer oder constitutioneller Staat, sondern ein monarchischer, der Hausherr ist der König desselben, und es fragt sich, nach welchen Grundsätzen er sein Haus regiert. In Frankreich ist das Princip des Staats die Civilisation, in England entscheiden die materiellen Interessen und in Italien herrscht die Revolution mit der rohen Gewalt. Unser in Gott ruhender König wurde in seiner Regierung geleitet von dem Grundgedanken des Evangeliums und sein Streben ging dahin, es auf allen Gebieten zur Geltung und Darstellung zu bringen; Er aber und sein Haus dienten dem Herrn. Es ist für unser Vaterland von großer und ernster Bedeutung, daß unser jetziger Königlicher Herr sich zu derselben Fahne bekannt und sie, als sie den sterbenden Händen seines Königl. Bruders entfiel, sofort wieder in die Höhe gehoben hat. Wie nun die Staaten ihr verschiedenes Princip haben, so auch die einzelnen Familien und Häuser. Hier steht ein Haus, in dem das Wachsthum des Vermögens, der Erwerb und Geldgewinn der oberste Grundsatz ist. Alle Kräfte müssen sich unter dieses schwere Joch beugen. Der Geiz vertreibt jegliche Freude und verbietet jeden Genuß, die finstere Sorge lähmt und hemmt jede Bewegung, Kinder und Gesinde seufzen unter diesem Götzendienst und suchen sich mit List oder auch mit Betrug schadlos zu halten, und wenn sie das Haus verlassen können, ist es, als wenn jemand aus schwerer und verpesteter Atmosphäre in frische Luft kommt. Dort ist ein anderes Haus, in dem der Glanz und die Ehre der Götze ist, um den sich alles dreht. Die Hoffarth und die Prunksucht regieren, die wenigen Tage, in denen sich die Herrlichkeit des Hauses vor den Augen der Welt entfaltet, üben ihre Tyrannei aus über alle anderen Tage. Das Haus ist ähnlich einem Eisenbahnhofe, wo die Reiselustigen zusammenströmen, wenn aber der Zug abgegangen ist, tritt die Todtenstille ein. Es gibt nichts, was das Herz so kalt und leer und unbefriedigt läßt, als der Glanz und die Ehre. Im Hause bleibt nichts verborgen, Kinder und Gesinde sehen, was hinter der glänzenden Decke sich befindet. Elend und Sünde treten ihnen desto greller entgegen und der allernothwendigste Respect geht verloren. Dort ist noch ein anderes Haus, in dem ist das Vergnügen und der Genuß die Frage, um die sich alles dreht. Die Arbeit ist eine Last und die Stille ist Langeweile, das Haus ist zu enge, die Familie zu klein. Das Beste ist noch, daß das Haus Fenster hat, zu denen man hinaussehen, und Thüren, durch die man hinausgehen kann und durch die Neuigkeiten hineingetragen werden. Zerstreuung ist die Losung. Ohne Rast und Ruhe gehen die Tage dahin, bis zuletzt das Vergnügen selbst zur Langenweile wird und der Ueberdruß in die mürrische und zerrissene Seele einzieht. Die älteste aller göttlichen Stiftungen und Anordnungen ist die Ehe und die Familie, und wer sich daran vergreift und das heil. Gesetz Gottes verkennt, der kann der Strafe sich nicht entziehen, der Segen verwandelt sich in Fluch und das Haus, das ein Bild des Reiches Gottes, des Reiches des Friedens und der Liebe sein soll, wird zur Hölle, in der die bösen Geister ihr qualvolles Spiel treiben.

Der Herr am Schlusse der Bergpredigt redet von einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauet, und sagt: der ist der kluge Mann, der meine Rede hört und sie thut. Thöricht ist dagegen der Mann, der sein Haus auf den Sand bauet, der thörichte Mann ist aber der, der wohl seine Rede hört, aber nicht thut. Das Wort Gottes ist der Felsen —

Himmel und Erde werden vergehen, aber dieser Felsen bleibt stehen. Der Sand ist die kluge Berechnung der Menschen, die oft zu Schanden wird, oder auch das persönliche, oft sehr vorübergehende Wohlgefallen, das einer an dem andern findet. Mit der Ehe beginnt der Bau des Hauses. Sie ist das Band, das nur der Tod trennen kann, darum wird sie vor dem Altar geschlossen im Namen des dreieinigen Gottes. Wenn die Evang. Kirche auch nur zwei Sakramente kennt, so hat doch die Ehe einen durchaus sakramentalen Charakter. Die Heiligkeit derselben ist die Grundlage aller menschlichen Verhältnisse. Die Entweihung oder Lösung derselben ist der Untergang oder Sturz des Hauses. Ein Volk blühet und ist stark, in dem die Ehe heilig gehalten wird, und es wird schwach und ohnmächtig, wenn die Ehe leichtsinnig beurtheilt und zu einem richterlichen Contract zwischen Mann und Weib herabgewürdigt wird. Wenn auch der einzelne Mensch, der ohne Gott in der Welt lebt, sehr unglücklich ist, noch viel unglücklicher sind die, die in der Ehe ohne Gott ihre Tage zubringen, denn die Gottlosen haben keinen Frieden. Wenn die Ehe geschlossen wird, werden große Vorbereitungen getroffen, um das Haus stattlich einzurichten und der Tochter wird noch einmal die volle Liebe des Vaterhauses erwiesen. Der Apostel aber schmückt das Haus christlicher Ehegatten mit den Gütern, die man nicht für Geld kauft, sondern die von Gott dem Herrn geschenkt werden denen, die darum bitten. Er stellt zusammen die Demuth und die Sanftmuth, die Geduld und die Liebe, und ermahnt: seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Das Weib geschmückt mit der Demuth, der Mann gekleidet mit der Sanftmuth, beide zusammengehalten durch die Geduld vertragen sich in der Liebe und fühlen sich glücklich in dem Bande des Friedens. Alle christlichen Tugenden aber empfangen ihre Kraft durch das Wort Gottes und müssen daher auch durch Gebet und Gottes Wort gepflegt werden. Das praktische Christenthum in der Ehe liegt in den Worten: seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens; der Fleiß ist aber eine wirkliche anhaltende, unermüdliche Arbeit. Die Einigkeit unter Eheleuten soll aber nicht eine Einigkeit sein, die dadurch entsteht, daß sich der Eine in die Launen und den sündlichen Willen des Anderen fügt, sondern eine Einigkeit im Geist, d. h. in der Unterordnung unter Gottes heiligen Willen. Der Fleiß besteht daher darin, daß jeder treulich kämpft und daran arbeitet, seine eigenen Fehler und Gebrechen zu besiegen. Ein Weib, das sich für gut und vollkommen hält und nur über des Mannes Fehler klagt und seufzt und ihn zu bessern sucht, fühlt sich unglücklich und hat weder Frieden in sich, noch ist es geeignet, den Frieden des Hauses zu bewahren. Ein Mann, der den eigenen Balken nicht kennt und nur die Splitter des Weibes sieht, mag zu manchen andern Dingen brauchbar und geschickt sein, aber ein rechter Ehemann ist er nicht. Die eigene Gerechtigkeit ist der wahre Feind des Friedens, und kann höchstens bewirken, daß die Eheleute in kalter Gleichgültigkeit neben einander her gehen. In der Kälte aber erstarrt und erlahmt jede Kraft.

Der Fleiß um die Einigkeit wird ferner geübt durch das gemeinsame Gebet. Es gibt kein Mittel, das innerlich so fest bindet, als das gemeinsame Gebet. Man darf von dem Hausgottesdienste nicht sagen, daß er eine Sitte der Vorfahren war, die sich jetzt nicht mehr durchführen lasse, er ist nicht eine Sitte, die von der Willkühr der Menschen abhängt, sondern er ist mit dem christlichen Hause nach Gottes Ordnung nothwendig verbunden. Der Hausherr soll nicht blos sein Haus regieren, er soll auch zugleich der Priester in der Hausgemeinde sein. Er ist den Seinen ein christliches Regiment schuldig, d. h. ein Regiment, das er nicht allein als ein Recht ausübt, sondern das er als eine Pflicht trägt. Jeder im Hause muß es ihm abfühlen, daß er weiß, daß er unter Gott steht und daß er ihm verantwortlich ist. Es ist freilich schwer, die Sitte da wiederherzustellen, wo sie untergegangen ist. Wo einmal das Tischgebet verstummt ist und wo einmal die Gewohnheit eingerissen ist, den Tag ohne gemeinsamen Aufblick zu Gott dem Herrn zu beginnen und zu beschließen, da sind der Bedenklichkeiten gegen die Wiederherstellung gar viele. Man sagt wohl, es genügt, wenn jeder für sich sein Gebet hält, und der Herr habe selber befohlen, wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten öffentlich, und man muß zugeben, daß wo das Gebet im Kämmerlein fehlt, da ist der Hausgottesdienst ohne Leben und Kraft, aber ebenso gewiß ist es, daß das eine das andere nicht ausschließt. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Einführung der neuen kirchlichen Gemeindeordnung in der Parochie Prittag, Diöces Grüneberg,

gewährt nicht nur manche Blicke in den kirchlichen Gemeindegeist, sondern enthält auch außerdem Momente, die für die Kirchengeschichte der Gegenwart nicht ohne Bedeutung sind. Es dürfte daher eine etwas detaillirte Mittheilung derselben nicht unmotivirt erscheinen. — Zuvörderst betheiligte sich das hiesige Pfarramt an einem Versuche der gesammten Geistlichkeit der Grüneberger Diöces, die bekanntlich überall mißliebigen Wahlen zu umgehen, die Erweiterung der bestehenden Kirchencollegien durch Denomination Seitens der Superintendenten zu bewirken und namentlich die mittlerweile fast ganz allgemein als bedenklich anerkannten Stellen des Einführungs-Formulars in der Art zu modificiren, daß mit möglichster Freudigkeit ans Werk gegangen werden könne. Eine dieserhalb unterm 8. Mai 1860 an das Hochw. Consistorium gerichtete Petition, die bezüglichen Anträge beim hohen Ev. Ober-Kirchenrathe hochgeneigtest unterstützen zu wollen, wurde unterm 2. Juni vom Consistorio als unvereinbar mit den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen scharf gerügt und in allen Punkten abgewiesen. Ein demnächst unmittelbar beim Ev. Ober-Kir-

chenrathe eingebrachtes ganz gehorsamstes Gesuch um mehrfache Modificationen des Einführungsformulars fand dagegen bei dieser hohen Behörde ein geneigteres Ohr und wurde zur Freude der Petenten in den bei weitem meisten Punkten genehmigt. An allen diesen Schritten hatten sich bisher nur die Träger des Amtes betheiligt. Als aber die Sache den Gemeinden nahe trat und diese behufs Einführung der neuen Ordnung der Dinge in Mitthätigkeit gesetzt werden sollten, zeigte sich, wie fast überall, die entschiedenste Abneigung gegen die Wahlen. In der Gemeinde Prittag schien man die ganze Procedur als eine betrübende Degradation des Pfarramtes anzusehen, wodurch die ohnehin schon große Unlust zum Wählen nur noch mehr gesteigert wurde. Es brachten daher einige Gemeinde-Vorsteher den Antrag beim Pfarramte ein, die Gemeinde wo möglich mit der Wahl zu verschonen und die Erweiterung des Kirchenvorstandes in geschichtlich hergebrachter, kirchenordnungsmäßiger Weise zu bewirken, oder die Erlaubniß hierzu von der vorgeordneten kirchlichen Behörde Namens der Gemeinde zu erbitten. Dieser Antrag mußte abgewiesen werden, um so mehr, da er nur von einzelnen Gemeindevorstehern gestellt wurde, eine ähnliche Petition der Geistlichen bereits erfolglos gewesen war, und ein Gesuch des Pfarrers Namens der Gemeinde überhaupt zu schmerzlichen Mißdeutungen und Zweifeln hätte Veranlassung geben können. Die solcher Weise abgewiesenen Antragsteller nahmen demnächst Rücksprache mit den Ortsvorstehern der andern zum Kirchspiel gehörigen Gemeinden, welche in corpore beim Pfarrer erschienen mit der Erklärung, in Gemeinschaft der Kirchenväter ihr Gesuch unmittelbar beim Ev. Ober-Kirchenrathe einreichen zu wollen. Obschon diese Männer kraft ihres Amtscharakters den unzweifelbaren Anspruch erheben konnten, als rechtliche Vertreter des Gemeindewillens von der hohen Behörde anerkannt zu werden, mußten sie doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß es im vorliegenden Falle und bei gegenwärtigen Zeitläuften nicht unangemessen sein würde, wenn zum Ueberflusse in jeder zur Parochie gehörigen Ortschaft die Gemeinde selbst versammelt, von der Sache genau unterrichtet und um ihre Willensmeinung befragt würde. Auch dies geschah. Daß es aber nicht etwa geschah im Gefühl einer gewissen Unsicherheit und amtlichen Incompetenz, noch weniger deßhalb, um durch Stimmenmassen zu imponiren, geht schon daraus hervor, daß die gesetzlichen Gemeindevertreter in ihrem Gesuch es verschmähten, dieser Rücksprache mit den Gemeinden irgend Erwähnung zu thun. Es geschah lediglich in der leider zeitgemäßen Vorsorge, einem möglichen, wenn auch noch so unbegründeten Zweifel an dem Petitionsrechte des Gemeinde-Vorstandes als solchem in dieser Angelegenheit zuvorzukommen. Nachdem sämmtliche Lokal-Gemeinden sich mit der beabsichtigten Vorstellung einverstanden erklärt hatten, war kein Grund mehr vorhanden, dieselbe länger zurückzuhalten.

Der Pastor fühlte sich gedrungen, das Ansuchen bei der hohen Behörde zu unterstützen. In dieser Befürwortung bezeichnete er dasselbe wiederholt und ausdrücklich als eine unterthänigste Petition der Kirchgemeinde und motivirt dieselbe mit dem Wunsche, die neue kirchliche Ordnung auf eine möglichst würdige Weise und mit möglichster Aussicht auf gesegneten Erfolg zur Ausführung zu bringen.

Hierauf erfolgte nach Verlauf von zwölf Wochen nachstehender Bescheid an den Pastor:

„In Bezug auf das von Ew. Hochehrw. unterm 12. Juli d. J. eingereichte und befürwortete Gesuch einiger Mitglieder der dortigen Gemeinde um Bewilligung der ersten Bestellung der Mitglieder des Gemeinde-Kirchenraths daselbst durch Denomination Seitens des Königl. Superintendenten eröffnen wir Ihnen nach vernommenem Bericht des Königl. Consistoriums der Provinz Schlesien, daß diesem Gesuche nicht gewillfahrt werden kann, da ein besonderer Grund nicht vorhanden ist, in dem vorliegenden Falle von der allgemeinen Regel der Bestellung des Gemeinde-Kirchenraths durch Wahl der Gemeindeglieder eine Ausnahme eintreten zu lassen. Indem wir Ew. beauftragen, die Unterzeichner der Eingabe hiervon in Kenntniß zu setzen, erwarten wir von Ihnen, daß Sie in Befolgung der bezüglichen Allerhöchsten Bestimmungen es sich angelegen sein lassen werden, die Gemeinde zur Vornahme der Wahl zu bestimmen.

Berlin, den 5. October 1860.

Evangelischer Ober-Kirchenrath."

In die Ablehnung der ehrerbietig vorgetragenen Bitte mußte man sich fügen und that es willig. In hohem Grade betrübend aber und überraschend zugleich war es, daß die hohe kirchliche Behörde nicht nur die Wahrheit der amtlichen Aussage des Pfarrers und der Gemeindevertreter, welche das Gesuch als von der gesammten Kirchengemeinde ausgehend bezeichnet hatten, in Abrede stellen, sondern sogar den Amtscharakter sämmtlicher Kirchen- und Gemeindevorsteher ignoriren und dieselben als „einige Mitglieder der dortigen Gemeinde" bezeichnen konnte. Niemand war sich bewußt, wodurch dergleichen verschuldet sein könne. Auch die Bezugnahme des hohen Bescheids auf den Bericht des Königl. Consistorii brachte um so weniger Licht in die Sache, als es bekannt geworden war, mit welcher Wärme sowohl der Superintendent, als der hochverehrte Oberhirte der Provinz das Gesuch der Kirchengemeinde unterstützt hatten. — Anfänglich ging man mit dem Gedanken um, dieselbe Bitte an Allerhöchster Stelle zu wiederholen, da sich annehmen ließ, daß Se. Majestät den einstimmigen Wunsch einer ganzen Kirchengemeinde, der Wahl überhoben zu werden, mit zu den „besonderen Gründen" gerechnet haben würden, die in Aussicht gestellte Denomination durch den Superintendenten eintreten zu lassen. Den Gedanken an eine Immediatvorstellung mußte man aber jetzt fallen lassen, da eine Ausführung nach der oben erwähnten schmerzlichen Berührung zu leicht als unziemliche Gereiztheit gegen die kirchliche Obrigkeit hätte gemißdeutet werden können. Es war also aus doppelter Rücksicht die Aufgabe des Pfarrers, das vom Ev. Oberkirchenrathe schließlich gegen ihn ausgesprochene Vertrauen zu rechtfertigen, der vorhandenen Mißstimmung entgegen zu arbeiten und namentlich alles aufzubieten, um die Wahl des Gemeinderaths in möglichst würdiger Weise zum Vollzuge zu bringen. Es war ihm von vornherein als ein Unrecht erschienen, die Wahl vorzunehmen, aber durch einen kläglichen Vollzug derselben, wie er an so vielen Orten stattgefunden, eine kirchliche Demonstration zu versuchen, oder auch nur zu dulden. Dergleichen soll man der Kirche Jesu Christi nicht anthun. Entweder versagt man die Wahl, wenn sie gegen das Gewissen ist, und läßt es darauf ankommen, oder man vollzieht sie in möglichst würdiger Weise und verpflichtet die Gemeinde ausdrücklich, der hohen Obrigkeit, welche es befohlen, daß alle Wähler sich einstellen, den schuldigen Gehorsam zu erweisen, wie es namentlich einer lutherisch gesinnten Gemeinde ziemt. — Vor allen Dingen mußte mit den in Vorschlag zu bringenden Persönlichkeiten Rücksprache genommen werden, ob sie auch event. geneigt sein würden, die auf sie fallende Wahl anzunehmen. Denn

sich wählen lassen, um sodann die Wahl abzulehnen, auch das wollte uns nur als ein zweckloser Aufenthalt der ganzen Procedur erscheinen. Natürlich konnten die Betreffenden nicht sofort zusagen, sondern verlangten vor allen Dingen Einsicht in die Instruction des Gemeinderaths. Diesem Begehren ganz gewöhnlicher Gewissenhaftigkeit konnte glücklicher Weise entsprochen werden. Ihrer sechs sollten gewählt werden. Es wurden also zwölf in Vorschlag gebracht. In erster Reihe die beiden Gutsherren und die vier Lehrer der Parochie, außerdem noch sechs andere ehrenwerthe Gemeindeglieder. Es ist hierbei zu bemerken, daß von den wackern Unterzeichnern der oben erwähnten Petition keiner in Vorschlag gebracht worden ist, weil Schulzen und Gerichte ohnedem übrig genug mit Arbeiten belastet sind. Solche Männer in den Gemeinde-Kirchenrath wählen, heißt die ganze Sache von vornherein als bloße Formalität declariren. — Nachdem alle Vorbereitung getroffen und die Gemeinde wiederholt und aufs Dringendste gebeten und ermahnt worden war, alles andere zu vergessen, den Herrn aber und Seine heilige Kirche allein im Auge behalten und um Seinetwillen der Obrigkeit allen Gehorsam zu beweisen, nahte der Wahltermin, d. 23. December, heran. Unsere Hoffnung auf einen ansehnlichen Wähler-Cötus sank am Wahltage sehr herab, da Nachts zuvor ein Fuß hoher Schnee gefallen war, der den Besuch der Kirche seitens der Auswärtigen sehr erschwerte und zweifelhaft erscheinen ließ. Unser Gefühl beim Eintritt in die liebe Kirche war daher ein sehr fröhliches und dankbares, als wir 130 der angesehensten Wirthe aus allen Gemeinden in würdiger Haltung versammelt fanden. Sie standen nicht haufenweise umher, sondern hatten sich, wie es das kirchliche Decorum gebietet, in den Frauenständen aufgestellt und harrten stehend der Eröffnung der Feierlichkeit. Wir konnten recht herzlich beten und singen: „Aus tiefer Noth ꝛc.“ — und predigen über Röm. 8, 28: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Hierauf wurden die Gründe entwickelt, weßhalb die beiden Gutsherren und die vier Lehrer der Parochie in erster Reihe vorgeschlagen seien, wobei es der Gemeinde selbstredend unbenommen bleibe, auch die andern sechs ehrenwerthen Gemeindeglieder zu wählen. Jene Gründe lassen wir an dieser Stelle unberührt, da sie lokaler Natur sind und außer uns Niemanden weiter etwas angehen. Die Wahl selbst ging in ungestörter Weise vor sich, wir bekennen es mit Dank gegen den Herrn, und ergab das erfreuliche Resultat, daß die sechs in erster Reihe Vorgeschlagenen fast einstimmig erwählt wurden. Die Zahl der Stimmen, die den Gewählten von 130 Wählern zufielen, schwankte zwischen 123 und 127. Wir mußten den gnadenreichen Gott loben und preisen, daß er uns an der heiligen Stätte Seines Hauses durch das Bild einer im Geiste einigen Gemeinde erbaut und nicht durch das Zerrbild einer zwiespaltigen, zerrissenen, im Wahlkampf erhitzten Gemeinde betrübt hatte, und unser Dankopfer war um so inbrünstiger, je größer unsere Besorgniß gewesen war, daß das Gotteshaus von einer Entweihung bedroht sei. Gott ist ein Gott, der Gebete erhört! — Die Wahl des hiesigen Gemeinde-Kirchenraths erfolgte, wie gesagt, am 23. December 1860; die Bestätigung der Gewählten erst am 4. März 1861. Sofort wurde zur Einführung des Gemeinde-Kirchenraths geschritten, und am 31. März desselben erste Sitzung gehalten. Nachdem alle diejenigen Punkte gründlich erörtert worden waren, um die sich dermalen der Kampf auf dem kirchlichen Gebiete bewegt, vereinigte sich der Gemeinde-Kirchenrath zu einer Declaration, wie sie das nachstehende Sitzungsprotokoll enthält:

Verhandelt Prittag den 31. März 1861.

Am heutigen Tage fand die erste Sitzung des Gemeinde-Kirchenraths statt, welche seitens des Pfarrers mit Gebet und Schriftlection eröffnet wurde.

Demnächst vereinigte sich der Gemeinde-Kirchenrath dahin, folgende Erklärung dem Hochwürdigen Consistorio zu übermitteln, eine Abschrift derselben der Hochw. Superintendentur zugehen zu lassen, ein drittes Exemplar aber im Pfarrarchive niederzulegen:

Im Namen der heiligen Dreieinigkeit! Amen.

Obschon die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse auf Grund der Allerhöchst anbefohlenen Gemeinde-Ordnung für uns nicht ohne gewichtige Bedenken ist, so haben wir im schuldigen Gehorsam gegen die von Gott geordnete Obrigkeit doch um so weniger Anstand nehmen können, auf dieselbe einzugehen und im Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand uns den überkommenen Pflichten zu unterziehen, als der Allerhöchste Cabinetsbefehl vom 27. Februar a. p. auf das Bestimmteste zusagt, nicht nur das Bekenntniß der Ev. Lutherischen Kirche, der unsere Gemeinde angehört, sondern auch die hergebrachten Gerechtsame des Patronats und Pfarramts vor jeder Beeinträchtigung oder Verdunkelung in Schutz zu nehmen. In Betracht aber der dermaligen Verwirrungen und Kämpfe auf dem kirchlichen Gebiete, in welchen die abweichendsten Vorstellungen von Recht und Schutz des Bekenntnisses sich durchzusetzen bemüht sind, und eingedenk der Glaubenstreue unserer Väter, welche ihre theuer erkauften Bekenntnißkleinodien unter den schwierigsten Verhältnissen Jahrhunderte lang zu bewahren und uns unverkümmert zu vererben gewußt haben, sehen wir uns zur Behütung eines unbefleckten Gewissens und der Gerechtsame der ganzen Kirchengemeinde zu der Erklärung genöthigt,

daß wir gegen alle Consequenzen der neuen Gemeinde-Ordnung, namentlich gegen Synodalbeschlüsse, welche dem Rechte des lutherischen Bekenntnisses jemals irgend zu nahe treten möchten, unsere Gemeinde hierdurch feierlichst verwahren,

daß wir die Ausprägung des lutherischen Bekenntnisses in Lehre, Cultus und Verfassung, mithin die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der Lutherischen Kirche innerhalb der Landeskirche als das durch das Bekenntniß selbstberechtigte Ziel kirchlicher Entwickelung ansehen, und

daß wir demgemäß allem, was dieses Ziel verdunkeln oder verrücken sollte, unsere Unterstützung beharrlich versagen müssen, der Erreichung desselben dagegen unser treues Gebet und Streben zu aller Zeit gewidmet bleiben soll.

Dabei sprechen wir ausdrücklich die Hoffnung aus, daß unsere Gemeinde, die seit Menschengedenken von jeder Spur confessionellen Haders unbefleckt geblieben, auch fernerhin derjenigen Union, aber auch nur derjenigen Union von Herzen zugethan bleiben wird, die sich darstellt in dem Geiste der Milde und Liebe, in welchem unsere Gemeinde

von jeher der gastweisen Theilnahme reformirter Brüder und Schwestern an unsern lutherischen Abendmahlsfeiern sich in Aufrichtigkeit und Wahrheit hat erfreuen können.

Was endlich die uns übergebene Instruction vom 11. Juni p. anbelangt, so werden wir uns ernstlich angelegen sein lassen, unter des Herrn gnädigem Beistande uns als treue Gehülfen des von Gott verordneten Pfarr- oder Aeltestenamtes zu bewähren. Was wir in dieser Beziehung je thun werden, das werden wir nur in vollständiger Einigkeit im Geiste anfassen und vollbringen. Davor aber wolle uns der Herr in allen Gnaden bewahren, daß wir gegen den Träger des Amtes, dem der Haushalt über Gottes Geheimnisse und die Sorge für unserer Seelen Seligkeit anvertraut ist, jemals durch sogenannte Majoritätsbeschlüsse operiren sollten. Diesen im Reiche Gottes stets verworfenen Grundsatz wolle der Herr ferne halten von seiner heiligen Kirche, dagegen alle in ihr berechtigte Auctoritäten, ganz besonders die unsers theuern Kirchenregiments, gegen die zerstörenden Tendenzen dieser letzten Zeiten in Seinem allmächtigen und gnadenreichen Schutze erhalten zum Heile Seines theuer erkauften Volkes und zum Ruhme Seines herrlichen Namens! Das walte Gott durch Jesum Christum! Amen.

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher neun Mitglieder des Gemeinde-Kirchenraths.)

Bei Gelegenheit des nächsten öffentlichen Gottesdienstes wurde, nach vorangegangener Bekanntmachung, die vorstehende Erklärung nach der Predigt der versammelten Gemeinde vorgetragen und von dieser mit großer Befriedigung entgegengenommen.

Aus Baden.

Der „Entwurf einer Verfassung der vereinigten Ev.-Prot. Kirche des Großherzogthums Baden" ist dieser Tage im Druck erschienen und den Pfarrämtern und Kirchengemeinderäthen mitgetheilt worden. Laut der Einleitung ist derselbe den Verfassungen der Rheinisch-Westphälischen und der Oldenburgischen Kirche nachgebildet, so daß sich, wie es heißt, nur Bewährtes und nichts eigentlich Neues in demselben findet. Der Entwurf selbst enthält 117 Paragraphen und wir wollen versuchen, in gedrängter Kürze das Wesentliche seines Inhalts in Folgendem mitzutheilen.

Die vereinigte Ev. Kirche Badens ist ein Theil der Ev. Kirche Deutschlands und betrachtet sich mit dieser als ein Glied der Ev. Gesammtkirche. Ihr Bekenntniß findet sich in der Unionsurkunde und deren Nachträgen ausgesprochen. Sie bildet in sich ein organisches Ganzes, das, von seinen Urbestandtheilen ausgehend, die vereinzelte Wirksamkeit derselben in immer umfassendere Kreise vereinigt. Sie ordnet und leitet ihre Angelegenheiten durch eigne Organe frei und selbstständig.

Jede Gemeinde hat ihre Angelegenheiten innerhalb der gesetzlichen Grenzen selbst zu verwalten und zwar übt sie ihre Befugnisse durch die Kirchengemeindeversammlung und den Kirchengemeinderath.

Die Kirchengemeindeversammlung (Ausschuß) wird von sämmtlichen stimmberechtigten Mitgliedern der Gemeinde gewählt, und zwar kommen auf 60 bis 100 Stimmberechtigte 20 derartige Vertreter; für je 50 weitere Stimmberechtigte zwei weitere Vertreter hinzu. Kirchgemeinden von mehr als 1000 Stimmberechtigten haben 64 Vertreter. In Gemeinden von weniger als 60 stimmberechtigten Gliedern wird kein Ausschuß gewählt. Stimmberechtigt sind alle selbstständigen Männer der Kirchgemeinde, die das 25. Jahr vollendet haben. Entmündigte, Dienstboten, aus öffentlichen Mitteln Unterstützte, solche, die das staats- oder gemeindebürgerliche Stimmrecht verloren haben, zu einer peinlichen Strafe Verurtheilte und die wegen Religionsverachtung oder unehrbaren Wandels öffentliches Aergerniß gegeben haben und deßhalb von den kirchlichen Behörden für ausgeschlossen erklärt worden sind, dürfen nicht wählen. Wählbar sind alle stimmberechtigten Glieder der Gemeinde. Alle 3 Jahre wird die Kirchengemeindeversammlung zur Hälfte erneuert. Sie soll jährlich wenigstens einmal versammelt werden und ohne ihre Zustimmung kann keine Veränderung im Kirchen-Vermögen gemacht werden u. s. w.

Der Kirchengemeinderath besteht aus 4 bis 12 Gliedern, wird von der Kirchengemeindeversammlung gewählt und alle 3 Jahre zur Hälfte erneuert. Wählbar sind alle stimmberechtigten Glieder der Gemeinde, die das 30. Lebensjahr vollendet haben. Die Wähler sollen ihr Augenmerk auf Männer von gutem Ruf und bewährtem kirchlichen Sinn richten. Entlassung eines Kirchenältesten kann vom Diöcesanausschuß, namentlich auch wegen anhaltender Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes und Nichtachtung der Sacramente ausgesprochen werden.

Die Kirchgemeinden einer Diöcese bilden die Diöcesangemeinde, welche durch die jährlich sich versammelnde Diöcesansynode vertreten wird. Die letztere besteht aus sämmtlichen Pfarrern der Diöcese und einer gleichen Zahl von Kirchenältesten. Aus ihrer Mitte werden für je 2 Jahre zwei geistliche und zwei weltliche Mitglieder gewählt, die mit dem Dekan den Diöcesanausschuß bilden. Er hat die künftige Synode vorzubereiten, Streitigkeiten zwischen Gemeinden und Geistlichen zu schlichten u. dgl. m.

Die Gesammtheit der Kirchgemeinden bildet die Landesgemeinde, welche durch die Generalsynode vertreten wird. Diese besteht aus dem Prälaten, 6 vom Großherzog zu ernennenden Mitgliedern und 48 Abgeordneten, nämlich 24 Geistlichen und 24 Weltlichen. Die geistlichen Deputirten werden durch die stimmberechtigten geistlichen Glieder des Wahlbezirks gewählt, die weltlichen durch Wahlmänner, die von den Kirchengemeinderäthen aus ihrer Mitte ernannt sind. Wählbar zu weltlichen Abgeordneten sind alle weltlichen Mitglieder der Landeskirche, die zu Kirchenältesten gewählt werden können. Nur Männer von tadellosem Ruf und bewährtem kirchlichen Sinn sollen gewählt werden.

Die Kirche fordert von dem Geistlichen, daß er die Lehre der h. Schrift nach Maßgabe des Bekenntnißstandes der vereinigten Ev.-Pr. Kirche verkünde, daß er mit einem musterhaften christlichen Lebenswandel der Gemeinde vorleuchte. Die Bewerbung um Pfarreien geschieht bei dem Oberkirchenrathe. Dieser wählt unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der Gemeinde, der Interessen der Landeskirche und der Ansprüche der Bewerber von diesen drei aus. Nachdem diese mit Genehmigung des Großherzogs der Gemeinde genannt sind, wird einer von der Kirchengemeindeversammlung gewählt. Der Gewählte wird dem Großherzog präsentirt und von ihm zum Pfarrer ernannt. Zur Wahl des Pfarrers ist eine Stimmenmehrheit von drei Vierteln der anwesenden Wähler erforderlich. Wird diese nicht erreicht, so kann einer der Vorgeschlagenen unmittelbar vom Großherzog ernannt werden. Probepredigten sind verboten. Die Pfarreien

werden nach ihrem Einkommen in Klassen getheilt. Zum Genuß des ganzen Einkommens einer höhern Klasse sind nur Geistliche berechtigt, die das entsprechende Dienstalter erreicht haben. Pfarrer, die nach ihrem Dienstalter zum Genuß des Einkommens einer Pfarrei nicht berechtigt sind, müssen eine entsprechende Abgabe leisten. Aeltere Pfarrer werden aus der Centralkasse entschädigt.

Der Dekan wird auf 6 Jahre von der Diöcesangeistlichkeit gewählt. Die Mitglieder des Oberkirchenraths werden vom Großherzog ernannt. —

Dies die neue Verfassung nach ihren Grundzügen. Erfreulich ist, daß sogleich im §. 1. der jetzige Bekenntnißstand aufrecht erhalten wird und das Gebiet der Lehre, wie dies auch in der Einleitung ausdrücklich versichert wird, vorerst unangetastet bleibt. Und hätten wir Gemeinden, wie sie sein sollten, d. h. gläubige, in Gottes Wort wurzelnde und verfaßte Gemeinden, so könnte man das Ganze hinnehmen in der Hoffnung, daß zu den Verfassungsformen der rechte Inhalt käme und die den Gemeinden gegebenen Freiheiten in Gehorsam unter Gottes Wort der Kirche zum Segen gereichten. Aber so wie einmal die große Mehrzahl der Gemeinden steht, unwissend in und unbekümmert um Gottes Wort, ohne eigentliche Selbstständigkeit in geistlichen Dingen und immer mehr der Aufklärerei als dem Glauben zugewendet, ist das Ganze nur ein gefährliches Zugeständniß an die herrschende Strömung unserer Zeit, das in manchen Punkten den Keim der Zersetzung und Auflösung in sich trägt. Den in Gottes Wort Mündigen und Freien kann man Freiheiten geben, aber den geistlich Unverständigen und den Feinden der Wahrheit solche Freiheiten zugestehen, heißt einem Kinde oder Muthwilligen ein schneidendes Messer in die Hand geben. Wir wollen nur einige der bedenklichsten Zugeständnisse hervorheben.

Es soll von nun an eine Kirchengemeindeversammlung oder ein Ausschuß mit sehr ausgedehnten Befugnissen ständig neben dem Pfarrer und Kirchengemeinderath dastehen. Stimmberechtigt und wählbar ist jeder selbstständige Mann von 25 Jahren; nur eine peinliche Strafe oder Religionsverachtung und unehrbarer Lebenswandel, so öffentlich Aergerniß gibt und auf Grund dessen die kirchlichen Behörden Ausschluß erklären, bringt um das Wahlrecht. Wer aber weiß, wie weit es Jemand treiben muß, bis er der Religionsverachtung und des unehrbaren Lebenswandels bezüchtigt werden und darauf hin ausgeschlossen werden kann, wird zugeben, daß dies gewiß keine Schranke ist, um unwürdige Leute von den Wahlen abzuhalten. Wir werden es erleben, daß übelberüchtigte Leute, die nie einen Gottesdienst besuchen, nicht nur wählen, sondern auch gewählt werden. Männer, die sich nie in einer Kirche sehen lassen, mit groben Fleischessünden befleckt und dem Sinne nach wirklich Religionsverächter sind, werden im Ausschusse sitzen. Der Entwurf macht an die Kirchengemeindeversammlung weiter gar keine Anforderung, als daß Einer nicht gerade ein Räuber und Ungerechter ist. Es ist dies keine Uebertreibung und leider nur zu wahr. Zur Wahl der Kirchenältesten heißt es wenigstens: die Wähler haben ihr Augenmerk auf Männer von gutem Ruf und bewährtem kirchlichen Sinne zu richten. Zur Wahl der Kirchengemeindeversammlung ist nichts der Art bemerkt. Es findet also nach dem Entwurf eine Gradation Statt. Ein Mitglied der Kirchengemeindeversammlung braucht keinerlei positiv christliche Eigenschaft, ob er jemals eine Kirche besucht oder nicht, wenn er nur nicht ein überwiesener Religionsverächter und sonst ein berüchtigter Sünder

ist. Bei der Wahl der Kirchenältesten soll auf Männer von gutem Ruf und bewährtem kirchlichen Sinn gesehen werden. Aber auch hier werden keineswegs äußere Merkmale und Kennzeichen eines kirchlichen und christlichen Sinnes verlangt, wie Besuch des Gottesdienstes u. dergl. Nur die Wurzel wird verlangt (die man aber bekanntlich nicht sehen kann), nicht die Frucht. Erst ein wirklicher Kirchenältester kann wegen beharrlicher Versäumniß des Gottesdienstes entlassen werden. Besehen wir uns die Sache genau, so wird erst von einem im Kirchenältestenamt Stehenden ein solches Merkmal verlangt, daran man äußerlich erkennen mag, ob Einer ein Christ ist, nämlich zeitweiliger Besuch des Gottesdienstes. Wer nicht im Kirchenältestenamt steht, übt kirchliche Rechte und darf nicht daran gehindert werden, auch wenn er nie eine kirchliche Pflicht erfüllt und die Kirche allezeit mit dem Rücken ansieht. Die „Einleitung" sagt zwar, daß der Kirchengemeindeversammlung zuerst sowohl ihre allgemein christlichen, als ihre besonders kirchlichen Pflichten ernst und bestimmt vorgehalten und dann erst der Umkreis ihrer Rechte festgesetzt sei. Wir können von diesem ernsten Vorhalt in dem Entwurf gar nichts finden. Sollte aber damit der §. 5. gemeint sein, welcher sagt: „die Kirche erwartet von ihren Mitgliedern, daß sie einen christlichen Lebenswandel führen und die kirchlichen Heilsmittel treu benützen", so mußte damit im Kapitel von der Kirchengemeindeversammlung Ernst gemacht und deutlich ausgesprochen, positiv, nicht negativ gesagt werden, daß nur Leute, die wirklich sich nach §. 5 halten und die christlichen Gnadenmittel treu benützen und einen christlichen Wandel führen, stimmberechtigt und wählbar seien. Die oben dargelegte Gradation liegt nur zu deutlich in dem Entwurf. Das heißt man recht eigentlich den Ast absägen, darauf man sitzt und aus lauter Doktrinärismus und Liebäugeln mit dem Geist der Zeit das Heiligthum des Herrn unreinen Händen ausliefern. Sonst pflegt man einen möglichst soliden Grund zu legen, hier ists beinahe, als solle durch die also constituirte Kirchengemeindeversammlung dem ganzen Gebäude ein möglichst loser Grund gegeben werden.

Und diese Kirchengemeindeversammlung soll endgültig den Pfarrer, den Hirten der Gemeinde wählen! Sonst ists allerwärts Brauch, daß man zur Prüfung und Beurtheilung einer Sache die entsprechenden Experten, d. h. Sachverständige zuzieht. Im Bauwesen nimmt man Maurer und Zimmerleute, zur Beurtheilung eines Kunstgegenstandes Kunstverständige, nur bei der Wahl eines Pfarrers sollen endgültig Leute entscheiden, auch wenn sie unter diesem Betracht keine Experten, d. h. nicht in Gottes Wort erfahren, keine Kirchgänger sind und obgleich man weiß, daß sie es nicht sind. Will man aber einwenden, die Gleichnisse treffen nicht, denn ein Bau- und Kunstverständiger sei nicht Jeder, aber ein Christ sei jedes Gemeindeglied, so antworte ich: allerdings sollte jedes Gemeindeglied ein Christ sein und es gibt ja gottlob auch hie und da Leute, die zur Wahl des Pfarrers schon vereigenschaftet wären; aber es gibt auch sehr Viele, die es nicht sind und der Entwurf verlangt nicht, daß die Glieder des großen Ausschusses auch nur annäherungsweise christlich und kirchlich verfaßt sein müssen; er macht nicht einmal, wie bei den Aeltesten, den Anspruch, daß die Wähler auf Männer von gutem Ruf und kirchlichem Sinn sehen. Sind die Männer des Ausschusses christlich verfaßt, so sind sie es nicht nach dem Entwurf, sondern trotz des Entwurfs. Auch wir sind nicht gemeint, daß die Gemeinden bei Besetzung der Pfarreien völlig recht- und mundlos sein sollen, wie es bisher wenig-

stens de jure der Fall war. Ein solcher Zustand ist allerdings nicht geeignet, bei den Gemeinden kirchliches Interesse zu wecken; sie ließen denn die Pfarrbesetzung als etwas ganz außer ihrer Sphäre liegendes über sich ergehen. Aber die Bestimmungen des Entwurfs sind förmlich ein Sprung aus einem Extrem ins andere. Würde den Gemeinden bei dem Pfarrsatz das Recht der Einsprache auf Grund des Wortes Gottes und der anerkannten Kirchenlehre oder aus Gründen der Sittlichkeit eingeräumt, so wären nach beiden Seiten die Grenzen gewahrt und ein solches Recht wäre zugleich geistlich bildender und verzeihlicher Natur. Denn die Ausschüsse müßten sich dann mit Gottes Wort und der kirchlichen Lehre bekannt zu machen suchen und wären an den rechten Maßstab gewiesen. Wären oder blieben sie aber urtheilsunfähig in diesem Betracht, so hätten sie eben damit bewiesen, daß sie zu mitwirkenden Faktoren bei dem Pfarrsatz nicht geeignet sind.

Es wird in der Einleitung hervorgehoben, daß alle wünschenswerthe Garantie gegen eine Parteiwahl gegeben sei durch die Bestimmung, daß sich drei Viertel der entscheidenden Stimmen auf einen Pfarrer vereinigen müssen. Allein es wird nicht selten der Fall sein, daß die ganze Wählerschaft in der Abneigung gegen die lautere Predigt des Evangeliums eins ist, denn große Majoritäten und selbst Einhelligkeit gegen Gottes Wort sind leider nicht selten. Sollten diese Bestimmungen zum Vollzug kommen, so wird es nur in einer Zeitung der Andeutung bedürfen, dieser und jener Bewerber gehöre zur klerikalen oder pietistischen Partei, um den Kirchengemeindeausschuß zur sofortigen Verwerfung desselben zu bestimmen, ohne auch nur ihn zu kennen und zu hören. Bisher hat manche weit abgekommene Gemeinde einen gläubigen Pfarrer bekommen und Segen von ihm empfangen und hat ihn auch nachträglich lieb gewonnen. Hinfort werden vom Rationalismus beherrschte Gemeinden ohne Frage immer nur Männer ihres Sinnes wählen und die Schäden werden verewigt und unheilbar werden. Aber auch für manche Pfarrer hat dieses System seine großen Gefahren. Probepredigt und Stimmsammlung ist zwar verboten, allein geheime Umtriebe und Beeinflussungen können durch einen Paragraph nicht verhindert werden und es wird manchmal nach vollzogener Besetzung an den Tag kommen, daß die Sache nicht so harmlos und ideal zugegangen und doch nicht hinreichender Beweis da ist, um die Wahl umstoßen zu können. Die Einleitung beruft sich darauf, daß der Entwurf nichts an sich Neues bringe, sondern seine Bestimmungen aus der Rhein.-Westphäl. und Oldenb. Kirchenverfassung aufgenommen habe. Wohl ist es ganz recht, bei wichtigen Organisationen sich umzusehen, wie es andere Leute gemacht haben. Aber dennoch ist nicht für ein Land und Volk gut und zuträglich, was es für ein anderes ist. Andere Zustände bedingen auch andere Verfassungen. In der Rheinländischen Kirche sind die Gemeinden seit lange her christlich und kirchlich entwickelt und der innern Entwickelung gemäß haben sich die Verfassungen gestaltet. Dort ist die Freiheit mehr von innen nach außen gekommen, bei uns soll es nun plötzlich umgekehrt sein und das thut selten gut. In den Rheinlanden wird selten bei Pfarrwahlen ein erheblicher Mißgriff vorkommen; die Gemeinden und namentlich die Ausschüsse haben von Alters her Takt und Urtheil aus Gottes Wort. Anders bei uns.

Man vergleiche Mannheim, Heidelberg und Pforzheim mit Elberfeld und Barmen. Wie sehr ungleich würden bei völlig gleichem Wahlmodus die Resultate bei Pfarrbesetzungen sein. In Elberfeld hat man zwei Männer aus unserm Lande zu Pfarrern gewählt, weil sie das Evangelium predigen; beide wären ohne Zweifel in größeren Städten unsers Landes nicht gewählt worden aus demselben Grunde. Wie viele christlich durchgebildete und selbstständige Leute gibt es dort namentlich auch unter den gebildeten Ständen! Ist es bei uns anders, so können wir jetzt nicht darüber hadern und unnütze Vorwürfe machen; aber die gleiche kirchliche Verfassung taugt nun einmal nicht für uns.

Eine nicht minder gefährliche und kirchenauflösende Wirkung wird endlich die Bestimmung haben, daß zu weltlichen Mitgliedern der Generalsynode alle Glieder der Kirche gewählt werden können, die überhaupt zu Kirchenältesten wählbar sind. Bisher konnten nur wirkliche Kirchenälteste gewählt werden und war damit noch eine gewisse Garantie gegeben. Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß durch diese Bestimmung und die Gleichzahl der weltlichen Abgeordneten mehrentheils eine ungläubige Majorität in die Synode kommen wird. Der Zusatz: nur Männer von tadellosem Ruf und bewährtem kirchlichem Sinn sollen gewählt werden, wird wenig Beachtung finden. Es wird ja auch hier nicht ein äußeres Merkmal genannt, daran man den kirchlichen Sinn erkennen könnte. Bewährten kirchlichen Sinn wird man aber den Männern der Durlacher Versammlung allen von Seiten vieler Wahlcollegien zuschreiben, auch wenn sie für den Bau des Reiches Gottes völlig gleichgültig sind. Kirchlichen Sinn wird man nach jetziger Denkweise überhaupt allen denen zuschreiben, die in Verfassungsfragen recht laut reden. Sie werden als die Volksfreunde in den Zeitungen empfohlen werden und es wird an Wahlumtrieben ähnlich denen auf politischem Gebiet nicht fehlen. Und wenn dann eine so zusammengesetzte Generalsynode tagen wird, was ist da für Lehre und Cultus zu erwarten? Wird dann nicht die Hand an die Grundfesten gelegt werden? Ist's nicht bei den eifrigsten Verfassungsfreunden darauf abgesehen? Die Einleitung versichert zwar, daß es sich bei dem Entwurf um Glauben, Lehre, Cultus und christliche Sitte gar nicht handle. Allerdings, zunächst nicht. Aber was würde man dazu sagen, wenn ein Hausvater spräche: in meinem Hause darf die alte Zucht und der alte Glaube nicht angetastet werden, er träfe aber zu gleicher Zeit solche Veranstaltungen, daß auch Ungläubige und Spötter in sein Haus Zutritt, ja das Recht erhielten, über die Ordnung seines Hauses entscheidend mitzureden? Würde er nicht durch solche Anstalten sein eigenes Wort vereiteln? Welcher Commandant wird den Feind in die Festung lassen in der Hoffnung, er könne nicht schaden oder man könne ihn hinauswerfen?

Die Wahlen zur Synode stehen bevor. Es ist von großer Tragweite, wie sie ausfallen. Die Evang. Kirche Badens steht an einem entscheidenden Wendepunkt. Ob kirchliche Massenherrschaft mit Allem was an ihr hängt — oder nicht, das ist die Frage.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 8. Mai. № 37.

Das praktische Christenthum namentlich der Gebildeten.

(Schluß.)

Mit dem Hausgottesdienste ist es wie mit dem Kirchenbesuche. Wenn Etliche sagen, wir gehen nicht in die Kirche, weil wir im Hause Gottesdienst halten, so bleibt ein starker Zweifel an der Wahrheit übrig, denn die Erfahrung lehrt, daß die gerade am regelmäßigsten die Kirche besuchen, die am fleißigsten im Hause Gott dem Herrn dienen. Wo der Hausgottesdienst fehlt, ist auch der Zweifel berechtigt, ob das Gebet im Kämmerlein wirklich vorhanden ist. Ich weiß, daß in manchen Familien eine Sehnsucht nach der regelmäßigen Spendung des Lebensbrotes vorhanden ist, daß aber allerlei Bedenklichkeiten davon zurückhalten. Es ist in der That sehr wunderlich, daß sich die Leute schämen und scheuen, dem Herrn die Ehre zu erweisen, da er doch so sichtbaren und fühlbaren Segen darauf legt. In dem einen Hause heißt es: das Tischgebet genirt, in dem andern: ich liebe keine Demonstration, und in noch einem andern sagen sie: es ist eine leere Form. Das ist auch freilich wahr, daß das Gebet für den alten Menschen überhaupt und für das Leben ohne Gott etwas hat, das genirt, aber das ist auch eben gut, es ist auch wahr, daß ein Bekenntniß darin liegt, wenn die Hausgenossen um den Tisch stehen und die Hände falten, aber ist es nicht eine Pflicht, den Herrn zu bekennen, und hat er nicht versprochen, daß er die bekennen will vor seinem Vater im Himmel, die ihn bekennen vor den Menschen? und endlich wenn gesagt wird, es sei eine leere Form, so ist es doch aber nur eine leere Form für die, welche ein leeres Herz haben. Gegen die Einrichtung einer regelmäßigen Hausandacht sind oft die äußerlichen Schwierigkeiten, Zeit, Verhältnisse, Amt, geltend gemacht, aber die Gründe dagegen wurzeln doch besonders in der innern Abneigung, sonst wären sie wohl zu überwinden, wie man das ja in unsern Tagen in den verschiedensten Familien und in den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen sieht, daß es möglich ist, so nur das Bedürfniß erkannt wird und ernster Wille da ist. Vor allen Dingen aber kommt es darauf an, daß von denen, die an der Spitze des Hauses stehen, vom Hausvater und der Hausmutter, die Nothwendigkeit der Hausandacht als eine aus dem Wesen des christlichen Hauses hervorgehende Lebensäußerung anerkannt wird. Das Haus wird erst durch das Wort Gottes und das Gebet ein christliches Haus. Daher ist es eine schöne Sitte, die sich jetzt in mehreren Gemeinden ausbildet, daß dem angehenden Ehepaare, wenn es nach vollzogener Trauung den Altar verläßt, eine Bibel in die Hand gegeben wird, nicht allein als ein Zeichen der Erinnerung an die ernste Stunde, in der sie das Ja-Wort gesprochen haben, das keine Macht der Erde lösen kann, nicht allein als den alleinigen Trost in des Lebens Angst und Noth, sondern als ein Bekenntniß der Kirche, daß der Ehestand auf Gottes Wort gegründet ist und auch nur mit Gottes Wort geführt werden soll und kann. Ich kann aus Erfahrung bezeugen, daß die Sitte nicht ohne Segen ist.

Es ist die Hausandacht ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Erziehung der Kinder. Unter Gebet wird das Kind geboren, mit Gebet wird es begrüßt, wenn es zuerst an das Herz der Mutter gelegt wird und wenn es das erste Mal auf den Armen des Vaters ruhet. Ein neugebornes Kind ist wohl klein, aber es wiegt sehr schwer in den Armen der Liebe und natürliche Kraft fühlt sich sehr schwach, es zu tragen. Die Liebe führt den Menschen am entschiedensten an die Gränzen seiner Kraft und läßt ihn seine Ohnmacht fühlen; kann eine Mutter ein krankes Kind ohne Gebet pflegen, kann ein Vater sein Kind ohne Gebet in den Gefahren und Versuchungen des Lebens dahin gehen sehen? Er selbst kann es nicht schützen und bewahren, der Herr aber kann es und will darum gebeten sein. Von der Mutter lernt das Kind die ersten kleinen Gebete und fühlt darin die unvergeßliche Liebe der Mutter. In der Hausandacht merkt das Kind, daß Vater und Mutter unter Gott dem Herrn stehen und sieht auf ihrem Haupte etwas von der Krone, die Gott den Eltern aufgesetzt hat, wenn er den Kindern gebietet: Du sollst Vater und Mutter ehren. Es ist durchaus verwerflich, wenn man ein Kind in der Frömmigkeit abrichten und es in Formen hineinzwängen will, die ihm noch keine Wahrheit sind, wenn man es nöthigt, sich Gefühle oder Erfahrungen anzudichten, die ihm fremd sind, aber die Wohlthat der christlichen Sitte und Ordnung darf man ihm nicht entziehen und den Segen von Oben erbitten. Wenn die Eltern ganz vergessen, daß das Kind in der Taufe freilich ihr Kind geblieben, aber doch auch Gottes Kind geworden ist, und es bloß erziehen für dies irdische Leben, so daß es nur lernt, den Menschen zu gefallen und Gott nicht fürchtet, daß es nur unterwiesen

wird, wie es einst in der Welt eine seinen Verhältnissen angemessene Stelle ausfüllen kann, so wird aus dem freien Gotteskinde entweder ein Sclave der Menschenfurcht oder ein Wurm, der im Staube kriecht, der keine Flügel hat, sich zum Vater zu erheben. Auch die beste Erziehung gibt keine Bürgschaft, daß das Kind vor Verirrungen bewahrt bleibe, aber die Erfahrung lehrt bestimmt, daß Kinder, die auf den Knieen der Eltern erzogen sind, doch wieder umkehren und nicht untergehen. Die Erinnerung an das Vaterhaus prägt sich in Dankbarkeit und Liebe der Seele ein und erweckt zuletzt doch ein Heimweh nach dem Vaterhause dort droben. Je mehr das Amt und der Beruf und die Verhältnisse des Umgangs den Vater von den Kindern trennen und je sparsamer ihm die Zeit zugemessen ist, mit ihnen zu verkehren, desto dringender ist die Pflicht, die kurze Zeit auf jeden Fall zu gewinnen und sollte sie auch dem Schlafe entzogen werden, die erforderlich ist, um seinem Hause täglich das Brot des Lebens zu spenden.

Die Hausandacht ist ferner unentbehrlich zur richtigen Behandlung und zum gesunden Regiment über das Gesinde. Es ist kein Verhältniß, über das so viel geklagt wird, als über das Verhältniß zwischen Herrschaften und Gesinde, und der traurigen Erfahrungen gibt es gar viele. Es ist hier nicht der Ort, die Klagen über schlechtes, unehrliches, widerspenstiges, treuloses Gesinde zu begründen. Mein Amt bringt mich mit dieser Klasse in häufige Berührung und ich könnte wohl mittheilen, wie sie klagen und seufzen über die Herrschaften, wie sie behandelt werden und wie man mit ihnen umgeht. Es ist dahin gekommen, daß eigentlich nur noch der Contract das einzige Band ist, das den Dienstboten mit dem Hause verbindet; die Herrschaft geht von dem Grundsatz aus, möglichst wenig geben und möglichst viel fordern, und das Gesinde will möglichst viel haben und möglichst wenig leisten. Die Gesindeordnung bestimmt im übrigen das Verhältniß und regelt die gegenseitigen Pflichten. Es gibt kein Band, das so lose und kalt ist, als Dienst und Geld, als Arbeit und Lohn, und die kalte Gerechtigkeit mag in andern Beziehungen ihr Recht haben, aber im Hause genügt sie nimmermehr, das Gesetz richtet nur Zank an und erweckt die List, die das Gesetz umgeht. Wodurch ist das Gesinde so schlecht geworden? Der Unglaube und die Gottlosigkeit ist den Weg von Oben nach Unten gegangen. Von den Tagen an, als Voltaire auf den schönen Terrassen des Königl. Schlosses in Potsdam ging, bis zum Jahre 1848 ist eine lange Reihe von Jahren, aber es ist eine fortgehende Entwickelung. Von den Universitäten aus hat die Untergrabung christlicher Zucht und Sitte ihren Weg gefunden bis zur Dorfschule, in der der Schulmeister seine Afterweisheit in sehr populärer Weise in die geringsten Hütten trug. Die Bildung der höheren Stände war, wenn auch ein schwaches und geringes Mittel, die äußerliche Ehrbarkeit und den Anstand einigermaßen aufrecht zu halten, als aber der Unglaube in die untern Schichten sich niederließ, da fehlte jede Schranke, und die Auflehnung und das Widerstreben gegen göttliche und menschliche Ordnung war die praktische und

natürliche Folge. Die Polizei und die Bajonnette sind ohnmächtige Waffen gegen das Reich der Finsterniß. Es gibt nur ein Mittel, den Sieg zu erringen, das ist die Macht der Liebe, die aus dem lebendigen Glauben kommt. Der Weg muß aber auch hier von Oben nach Unten gehen. Hier hat das praktische Christenthum der Gebildeten sein weites und großes Gebiet. Es kommt darauf an, die Nothwendigkeit der Umkehr allen Ständen zu predigen, zunächst aber und besonders den Gebildeten. So oft ich des Sonntags Vormittags auf der Kanzel der Matthäus-Kirche stehe, fühle ich die Größe der Aufgabe und die Verantwortlichkeit meines Amtes, leichter ist mir oft mein Herz des Nachmittags. Die Kluft, die zwischen den niederen und höheren Ständen sich geöffnet hat, muß wieder ausgefüllt werden. Der Haß und der Groll, der in der Tiefe wühlt, wird nicht durch Klagen und Unzufriedenheit von der andern Seite überwunden. Es ist gewiß falsch, wenn man denkt, durch Demüthigungen Kinder und Gesinde demüthig zu machen. Nur allein die Geduld und die Liebe bessern. So gern wir auch der Gesetzgebung ihr volles Recht einräumen, so macht doch kein schönes Kleid, wenn es auch vom geschicktesten Schneider gemacht wäre, den kranken Leib gesund, und es kann kein Gesetz gegeben werden, das da lebendig mache. Viele von denen, die den niederen Ständen angehören, gehen als Dienstboten durch die Häuser der Gebildeten und Reichen ihren Weg. Hier sollen sie wieder gewonnen werden und den Respect gegen Ordnung in ihre Herzen aufnehmen. Ich könnte wohl davon erzählen, mit welcher Dankbarkeit und Liebe sie dem frühern Hausherrn oder der frühern Hausfrau zugethan bleiben, wenn sie in ihren Dienstverhältnissen ein gesundes christliches Regiment gefunden haben. Man fordert von dem Gesinde ein lebhaftes Interesse für das Wohl des Hauses, es wird aber nur da gewährt, wo man auch ein lebhaftes Interesse für das Wohl und das Fortkommen des Gesindes hat. Nach christlicher Ordnung steht das Gesinde und die Unterthanen unter dem vierten Gebot. Es ist geboten, die Herren nicht zu verachten und zu erzürnen, sondern sie in Ehren zu halten, ihnen zu dienen und zu gehorchen, sie lieb und werth zu halten, darum sollen die Dienstboten ihre Stelle neben den Kindern haben, und das Gebot des Apostels, sie nicht zu erbittern und sie nicht zum Zorn zu reizen, findet auch hier seine volle Anwendung. Das Recht, das ihnen dadurch gegeben ist, ist väterliche Zucht und mütterliche Liebe. Die Hausandacht ist aber das Hülfsmittel und die Grundlage, auf der sich das gesunde Verhältniß aufbauet. Wie in der Kirche kein Unterschied ist unter den Menschen, so auch fällt der Unterschied dahin in der Zeit der Hausandacht. Vor Gott dem Herrn sind alle arme Sünder, die seine Gnade suchen, dasselbe Wort straft und tröstet alle in gleicher Weise, und das Wohl, der Friede des Hauses ist für Alle gleicher Segen. Gern wird der geehrt, der Gott den Herrn aufrichtig ehrt, und gern gehorcht man dem, der sich selbst unter Gottes Willen beugt, gern folgt man dem, der selbst in Gottes Wegen geht. Es ist besonders darüber bei der Ordnung des Hauses zu wachen, daß das Gesinde seinen

Sonntag habe und regelmäßig den Gottesdienst besuchen kann. Wenn die Herrschaft das dritte Gebot nicht hält, so wird auch schwerlich das Gesinde das siebente Gebot halten.

Ein anderes Gebiet für das praktische Christenthum ist das Leben in der Gemeinde. Wie der Einzelne ein Glied im Hause ist, so das Haus ein Glied in der Gemeinde. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle mit, und wenn ein Glied fröhlich ist, freuen sich die andern alle. — Der christliche Geist ist ein Geist der Gemeinschaft und die Gaben des h. Geistes dienen zum gemeinen Nutzen. Es ist ein wahres Bedürfniß, sich als Glied an dem großen Leibe zu fühlen, an dem Christus das Haupt ist. Es gehen daraus von selber die Werke der Barmherzigkeit und Liebe hervor. Ohne Werke kein Glaube und durch die Werke übt sich und wächst der Glaube. Das Opfer Christi ist der Inhalt des Glaubens und Opfer zu bringen ist das Leben des Glaubens. Welche ungeheure Summen werden in dieser Stadt der Ueppigkeit und dem Luxus und dem Vergnügen geopfert, wie gering sind dagegen die Opfer, die im Dienste der Barmherzigkeit und der Liebe dargereicht werden, und doch hat schon jetzt Berlin den Ruhm, eine besonders wohlthätige Stadt zu sein. Die christliche Wohlthätigkeit hat aber nicht allein zur Aufgabe, die leibliche Noth zu beseitigen, sondern vielmehr die Quelle zu verstopfen, aus der ein großer Theil der Noth unaufhaltsam quillt: das ist das Laster und die Sünde. Wer eine Seele rettet, dessen Sünden soll am Tage des Gerichts nicht gedacht werden. Die Erfahrung zeugt entschieden dafür, daß die Seele viel mehr Genüge daran hat, wenn man eine Thräne des Elends trocknet, als wenn man Zeit und Geld im Dienst der Welt verschwendet. Die wahren Eroberungen für das Reich Gottes werden weniger auf der Kanzel gemacht als durch helfende dienende Liebe, und da ist jeder zur Arbeit berufen. Es ist in manchen Gemeinden ein fröhlicher Anfang gemacht, und das Band zwischen den höheren und niederen Ständen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, knüpft sich wieder in Pietät und Dankbarkeit.

Endlich gehören noch zum praktischen Christenthum die weiten und großen Kreise des Reiches Gottes, d. h. die Betheiligung an den Vereinen, die die Ausbreitung des Reiches Gottes und die Pflege der Evangelischen Kirche sich zur Aufgabe stellen. Dahin gehört die Heiden- und Judenmission, so wie auch der Gustav-Adolph-Verein, dahin gehören die Diakonissen-Anstalten, die Tractatvereine und die Bibelgesellschaften. Sie sind die Arme der Liebe, die sich weit hin ausstrecken, damit das Reich Gottes komme und sein Name geheiligt werde. Es ist wirklich seltsam, daß so viele sich stellen, als sei das Gebot des Herrn: gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur, für sie gar nicht da.

Dies ist die Bedeutung und der Inhalt des praktischen Christenthums, dessen Wesen der Apostel zusammenfaßt in dem einen Spruch: Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb! Gott fürchten ist des Hauses Segen, den König ehren des Vaterlandes Frieden und die Brüder lieben der Kirche

Kraft! Gott fürchten ist die wahre Bildung, den König ehren die gesunde Politik und die Brüder lieben die praktische Theologie!

Das Königreich Gottes.

Ein Vortrag gehalten in der Frühlingsversammlung 1861 in Gnadau.*)

Ich werde die verehrte Versammlung auf ein Gebiet führen, auf welchem die höchsten Sphären der Theologie und der Rechtswissenschaft sich durchdringen und welches mir daher schon vermöge meines Amtes nicht ganz fremd sein darf. Von den biblischen Worten und Begriffen „Reich Gottes, *βασιλεια*," und Gemeinde, *εκκλησια*," in ihrem neutestamentlichen Sinne will ich zu Ihnen reden, mit besonderer Beziehung auf das Wort und den Begriff „Kirche", und dessen specielle Bedeutung für den gegenwärtigen Moment. Bei der Erhabenheit und Tiefe dieses Gegenstandes werde ich schon zufrieden sein, wenn Sie nach Anhörung meiner Rede sagen: er hat wichtige und interessante Fragen angeregt, aber er hat sie ungenügend beantwortet.

Es wurde mir neulich mitgetheilt, daß ein gelehrter und um unser neuerwachtes christliches Leben hochverdienter Christ, dem in jetzigen christlichen Gesprächen, Predigten und Schriften das Wort „Kirche" immer wieder entgegentritt, den ungeduldigen Wunsch ausgesprochen habe, dieses Wort lieber gar nicht mehr zu hören, und denselben Wunsch hörte ich bald darauf aus dem Munde eines Laien, der seinen einfach-kindlichen Glauben sein langes Leben hindurch bewährt hat. Beide Männer standen etwa in demselben Alter mit mir, der ich vierzig Jahre und darüber auf diesem Gebiete zurückdenken kann. Damals, — 1820—1830, hörte man das Wort „Kirche" unter den Gläubigen dieses unseres Theils des evangelischen Deutschlands wenig aussprechen. Desto mehr war von Buße, Glauben, Erweckung, Wiedergeburt, Liebe, Verbrüderung die Rede. Mit dem Worte „Gemeinde" ohne Zusatz bezeichnete man die Herrnhutische Brüdergemeinde. Auf Bestimmtheit — Orthodoxie — in der Lehre wurde wenig gedrungen. Die Grundwahrheiten des Christenthums in ihrer auch dem Gefühl und der unmittelbaren Erfahrung zugänglichen Totalität wurden fest und in hohen Ehren gehalten. Aber „Erkenntnisse" —, die scharfe Abgränzung der Dogmen —, galten als Adiaphora. Der öffentliche Gottesdienst war — wo er christlich war — Ein Mittel der Erbauung unter mehreren Mitteln. Aber die Privat-Erbauung, die Haus-, Scheunen- oder Feld-Predigt, das Conventikel, zog mehr an; man fand darin ein entschiedeneres Bekenntniß; es galt für lebendiger, traulicher, mehr das brüderliche Gemein-

---

*) Derselbe ist aus dem Gedächtniß nach unvollständigen Notizen niedergeschrieben und macht, was die Form betrifft, Anspruch auf besondere Nachsicht.

schaftsbewußtsein weckend. Die Predigt sollte ein momentaner Erguß sein; Vorbereitung darauf wurde beinahe als profan angesehen. Man versenkte sich mit innigem Ernst in die mystischen Tiefen des heiligen Abendmahls- und suchte und fand darin die geheimnißvolle Verbindung der Seele mit dem Herrn, nahm es auch, wo kein Anstoß davon abhielt, in den Landeskirchen. Aber wo ein solcher Anstoß stattfand und man sich zum Empfang im engen Bruderkreise entschloß, wurde gerade dies besonders ergreifend und erbauend gefunden. Von der Taufe wußte man wenig zu sagen; wie oft blieb es zweifelhaft, ob nicht der Täufer ein Rationalist gewesen war! Für Liturgieen und Formen des Gottesdienstes, für vorgeschriebene, wiederkehrende Gebete hatte man wenig Sinn; freie Einschiebungen oder wenigstens gefühlvolle Declamation — die in der Römischen Kirche in liturgischen Formeln und Gebeten für Profanation gilt — sollten oft der kalten Geistlosigkeit entgegentreten, die man auf dem Gebiete der Form fürchtete. Das geistliche Amt — in seinem Ansehen herabgedrückt durch die vielen ungläubigen Geistlichen — wurde nicht accentuirt; die Laien predigten oft selbst und wurden dann den Geistlichen gleichgeachtet. Von beiden Seiten verwischte man, durch Verbrüderung, den Unterschied. Ich erinnere mich, daß es auf mich den Eindruck eines Wendepunkts in der innern Geschichte der christlichen Kreise machte, als das trauliche „Du" oder „Brüderchen" zwischen Predigern und Landedelleuten verschwand. Von christlicher Kunst, von gothischen Domen u. s. w. wußte man wenig zu sagen. „Steinerne Häuser" nannte man mit absichtlicher Kälte die Kirchen, in denen der Rationalismus herrschte. Unserm Freunde, dem Domprediger Weber, würde man auf seinen neulichen lehrreichen Gnadauer Vortrag über christliche Baukunst mit dem schönen, damals sehr beliebten, Liederverse geantwortet haben:

„Was fragt mein Heil nach Holz und Steinen?
Im Herzen will er herrlich scheinen,
Da ist Ihm Sein Altar erbaut."

Kirchenregiment, Disciplin durch Kirchenbehörden ausgeübt, galt für weltlich Ding; man versuchte Zucht und Bann im Bruderkreise; aber selten mit Erfolg, weil die Anerkennung und die Autorität fehlte. Als 1830 die Ev. K. Z. die grundstürzenden Verleugnungen der rationalistischen Professoren in Halle als Verletzung der heiligen Amtspflichten rügte, die ihnen als Lehrern der künftigen Geistlichkeit oblägen, und die Aufmerksamkeit der Kirche als solcher dagegen anrief, wurde dieses pflichtmäßige Zeugniß in weiten Kreisen der Gläubigen als eine ungehörige Veräußerlichung der Kämpfe des Glaubens und seiner „Entwickelungen" angesehen und D. Neander sagte sich deshalb öffentlich von der Ev. K. Z. los. Der Welt trat man, von Individuum zu Individuum, mit entschiedenem Bekenntniß und erobernder Bruderliebe entgegen, oft mit heilsamem Erfolge;

man fragte wohl unerwartet einen Freund oder Verwandten, mit dem man nach längerer Trennung zusammentraf: „Was hältst Du von Christo?" und machte damit einen erschütternden Eindruck. Vom Staate als solchem wußte man kaum mehr zu sagen, als: „Laßt die Todten ihre Todten begraben." — Dies sind die Zustände, in welche jene beiden alten Freunde — und mit ihnen ich selbst — zurückblicken als in die Jugendzeit unseres Glaubens und unserer Liebe.

Jetzt sehen wir von alledem das Gegentheil. Wir wenden uns ab vom bloßen Subjectivismus; objective Wahrheit, kirchliche Verbürgung des schwachen individuellen Glaubens, geschichtlich überkommenes Bekenntniß, reine, scharf ausgeprägte Lehre, Formen des Gottesdienstes, Liturgie, christliche Kunst, Amt, Disciplin, Autorität, Kirchen-Regiment, Verhältniß der Kirche zum Staat — ich habe auf diese Fragen und Tendenzen, welche jetzt unser aller Herzen bewegen, nicht näher einzugehn; hat ja doch Gnadau selbst diese Wandelung seit einer Reihe von Jahren in sich erfahren und durchgemacht. Auch die Seele der lutherisch-confessionellen Bewegung, in der Landeskirche und in der Separation, wird durch diese Ideen bezeichnet. Die Lutherische Kirche, in ihrer Totalität und ihrem geschichtlichen Bestande, hält man fest, als die Kirche, der man angehört und als die Bürgschaft solider Objectivität und zuverlässiger Kirchlichkeit dem nebelhaft-schwankenden Unionismus gegenüber, der auch die gemeinschaftlichen Grundlehren verwischt und unsicher macht. Von „cum sub et inter" dagegen, — von „ubique," — von „communicatio idiomatum" hört man wenig oder nichts auch in langem intimen Umgange mit heutigen Confessionellen. Auch die neueste Unterspaltung der Separirten bezieht sich nicht auf diese Unterscheidungslehren, sondern auf Verfassungsfragen.

Ich brauche vor dieser Versammlung die tiefe Wahrheit und Berechtigung der Umkehr in die bezeichneten objectivistischen Tendenzen nicht näher nachzuweisen. Wir alle sind davon durchdrungen im Gegensatz zu dem atomistisch-subjectivistischen Zeitgeiste, der die Welt um uns her in wüstes Revolutionswesen und lüderlichen Partheiismus verlockt. Aber, so einseitig jener subjective von mir geschilderte Pietismus auch war, so wesentlich und unentbehrlich sind die großen Wahrheiten, die er geltend machte. Keine Orthodoxie, kein noch so tief und schön ausgeprägter Ritus, kein Kirchenthum kann ein Surrogat sein für den Altar im Herzen, für das Feuer des Geistes, für den innig-geheimen Umgang mit dem Herrn, für die süße, nähernde, thatkräftige Verbrüderung Seiner Glieder. Die Engländer und Amerikaner sprechen von personal religion und sacramental religion; Beides innig eins, ist die Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 11. Mai. № 38.

Das Königreich Gottes.

(Schluß.)

Der christliche Objectivismus nun verkörpert sich jetzt für uns in das Wort: Kirche, — im sechszehnten Jahrhundert war es mehr die Objectivität der Messe, welche man dem gewaltigen Subjectivismus der Reformation entgegenhielt.

Wie verhält sich aber, so frage ich zuerst, das Wort „Kirche" zum Schriftwort, zur Terminologie der Schrift? — Das Wort, als solches, sollen Christen in Ehren halten. Es war, nach St. Johannes „im Anfang", und das fleischgewordene Wort ist der Inbegriff des Christenthums. Ein rechtes Wort verlieren ist ein schlimmer Schade. Viel echte Katholicität ist uns dadurch verloren gegangen, daß wir das Wort „katholisch" uns haben abhanden kommen lassen. — Da tritt uns zunächst die auffallende Thatsache entgegen, daß in unserer lutherischen Deutschen Bibel das Wort „Kirche" im neuen Testamente gar nicht vorkommt, und im alten nur von den Heiligthümern der Heiden und der abtrünnigen Israeliten. Niemals bezeichnet es den Tempel Gottes oder die Gemeinde Gottes, oder den Inbegriff der Religions-Verfassung des Volkes Israels. Ist es nicht schon Nachdenken erweckend, bei der hohen Autorität, die unsere Deutsche Bibel unter uns hat, daß wir ein Wort, welches ihr fremd ist, so in den Vordergrund unseres christlichen Bewußtseins stellen?

Aber was sagt uns der — jedenfalls noch wichtigere — Grundtext? Da finden wir das Wort „εκκλησια", welches in unserer Deutschen Bibel immer „Gemeinde" übersetzt ist. Es läßt sich evident nachweisen, daß diese Uebersetzung richtig ist. Ecclesia ist jede, auch weltliche, Volksversammlung; in der Apostelgeschichte 19, 32 werden die zusammengelaufenen Heiden in Ephesus mit diesem Worte bezeichnet, welche zwei Stunden lang schrieen: „Groß ist die Diana der Epheser", dieselbe Versammlung, die V. 23 „οχλος, Pöbel," genannt wird. Das Wort ecclesia wird hergeleitet von „εκκαλειν, herausrufen"; nämlich aus den Häusern auf den Markt- oder Versammlungsplatz. Gleichen Ursprung und gleiche Bedeutung haben die correspondirenden hebräischen Worte kahal und mikra, welche die Deutsche Bibel ebenfalls durch „Gemeinde" übersetzt. Auch im geistlichen Sinne bezeichnet das Wort ecclesia eine Versammlung „Herausgerufener", nämlich solcher, welche der heilige Geist aus der Welt in die Gemeinschaft der Christen berufen und gliedlich verbunden hat. Die lutherischen Symbole deuten das Wort ecclesia im apostolicum, wo sie es „Kirche" übersetzen, dahin, daß es den „Haufen" der Christen, „die über den ganzen Erdkreis zerstreute gesammte Christenheit", bezeichne und „communio sanctorum, Gemeinschaft — besser Gemeinde — der Heiligen" erklärende Apposition dazu sei. Sie brauchen das Wort als gleichbedeutend mit „Kirche".

Gehen wir näher auf den Sprachgebrauch des Neuen Testaments ein, so finden wir, daß die einzelnen Ortsgemeinden ecclesiae, oft mit dem Zusatz: „Gottes", genannt werden. Der HErr braucht das Wort zweimal, erst in der Verheißung: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine „ecclesia, Gemeinde," und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen", Matth. 16, 18, und dann, ebendaselbst 18, 17: „Sage es" — daß der Bruder an dir gesündiget — „der „ecclesia, Gemeinde"; höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner." Er beleihet also die „Gemeinde" mit ewiger Unüberwindlichkeit nach außen und mit dem Rechte des Bannes in ihrem Innern. St. Paulus nennt die „ecclesia" „das Haus Gottes, einen Pfeiler und Grundveste der Wahrheit", 1 Tim. 3, 17, was wohl auf ihr Zeugen- und Lehramt zu deuten ist. Aehnlich bezeichnet St. Petrus, 1 Petr. 2, 5, die Christen als „lebendige Steine, die sich bauen zum geistlichen Hause." Die ecclesia ist also ein festes, in sich geschlossenes, zum erhabensten Gebrauch bestimmtes Ganze. Ferner nennt St. Paulus, Ephes. 1, 22. 23 und Col. 1, 18. 24, Christum das „Haupt der ecclesia" und diese „Seinen Leib", was die zarteste lebendigste Organisation ausdrückt, und sagt Ephes. 5, 25, daß Christus „sie geliebt hat und Sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, und sie gereiniget hat durch das Wasserbad im Wort, auf daß er Sich selbst darstellte eine „ecclesia, Gemeinde," die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich." Und nachdem er die Ehe, Ephes. 5, 31. 32, so beschrieben: „Sie werden zwei Ein Fleisch sein", setzt er hinzu: „Das Geheimniß ist groß, ich sage aber von Christo und der „ecclesia, Gemeinde", woran dann die Schriftlehren von der „Braut des Lammes" —, „νυμφη" — (wohl nicht eine bloß Verlobte, sondern eine Neuvermählte) —,

und von der „Hochzeit des Lammes“ sich anschließen, in denen die höchste Bestimmung der ecclesia, ihre in die Ewigkeit reichende Herrlichkeit, sich ausspricht.

Wie verhält sich nun zu dem so festgestellten Sinne des Worts ecclesia oder Gemeinde das Wort „Kirche“, wie es jetzt unter uns in so reichlichem Gebrauche ist? Wollen wir es als gleichbedeutend mit „Gemeinde“ brauchen? Wie verschieden diese Worte schon klingen, wurde mir anschaulich, als ich einmal einer römisch-katholischen letzten Oelung beiwohnte und der Geistliche aus Jacobi 5, 14 den Text vorlas: „Ist jemand krank, der rufe zu sich die Priester der Kirche“, — in unserer Deutschen Bibel steht: „die Aeltesten der Gemeinde“, — der Grundtext lautet: „τους πρεσβυτερους της εκκλησιας.“ Wollen wir von „Gemeinde-Verfassung“ reden, wo wir jetzt „Kirchen-Verfassung“ sagen, von Autorität der „Gemeinde“ statt: der „Kirche“, von „Gemeinde-Regiment, gemeindlicher Gesinnung, Verhältniß der Gemeinde zum Staat“ statt: „Kirchen-Regiment, kirchlicher Gesinnung, Verhältniß der Kirche zum Staat?“ Wollen die Pastoren in dieser Versammlung sich „Diener der Gemeinde“ statt „Diener der Kirche“ nennen? Ich glaube, Sie verneinen diese Fragen. Ich verneine sie mit Ihnen. So gebraucht würde das Wort „Gemeinde“ unsere Gedanken nicht ausdrücken, sondern wesentlich alteriren. Wir würden von diesem Sprachgebrauch uns zurückgestoßen fühlen, als klebe ihm etwas Demokratisches an; wir würden fürchten, aus dem Göttlichen ins Menschliche zu gerathen und dem Lehrtypus der Schleiermacherianer zu verfallen, als sei das Abhängigkeitsgefühl des Einzelnen Princip der Religion und der daran sich knüpfende Gemeinschaftstrieb Princip der christlichen Kirche. Die kalt-indifferentistische heutige Redeweise, die nur von „Religions-Gesellschaften“ weiß, der Zeitgeist vom Winde hin und her geweht, die Kopfzahl, der Urbrei — solche Extreme würden uns abschreckend gegenüber stehen. Wir suchen eine Anstalt, eine Institution von Oben, eine gott-menschliche Autorität — herrschend, gesetzgebend, richtend — über der Gemeinde und für die Gemeinde. In diesem Sinne betonen wir heut zu Tage das Wort „Kirche“ im Gegensatz zur Gemeinde. Und diese unsere Tendenzen haben guten Grund inmitten des Protestantismus, der im Kampf gegen Autorität entstanden ist und daher das Princip der Autorität nur noch sehr abgeschwächt in sich hat. Wir sehnen uns hinaus aus bloßen individuellen Meinungen, hinaus aus uns selbst. Wir fühlen, daß die Welt schwankt, daß wir selber schwanken. Die Basis in uns, als in Individuen, auch als in der Summe der Individuen, ist zu schwach, zu schmal, um den Bau des Tempels Gottes zu tragen; wir bedürfen eines göttlichen Grund- und Eckſteins.

Aber dürfen wir ein neues Wort — das Wort: „Kirche“ — einschieben in den Sprachgebrauch der Schrift? Das ist nichts geringes. So hat die Schule, die Theologie, das Wort „Sacrament“, in dem heutigen speciellen Sinne erfunden; es ist der Schrift in diesem Sinne fremd. St. Paulus nennt die Ehe ein „Geheimniß, μυστηριον,“ Ephes. 5, 32; in der vulgata steht dafür: „sacramentum.“ Ist es nicht mißlich, daß wir auf dem Grunde des von der Theologie ausgeprägten Begriffs „Sacrament“ der vulgata ins Angesicht leugnen, daß die Ehe ein Sacrament sei? „Die Ehe ist ein weltlich Ding, wie Kaufen und Verkaufen; sie gehört vor die weltliche Obrigkeit“; so citirt man uns aus Luther, und nun sehen wir nach dreihundert Jahren den heutigen Jammer vor Augen. Durch diese Bemerkungen soll der theologische Begriff: „Sacrament“ nicht bekämpft, auch auf die Frage, ob die Ehe ein Sacrament, nicht eingegangen werden; es soll nur, als an einem Beispiele, anschaulich gemacht werden, wie wichtig und nöthig es ist, unsern Sprachgebrauch und den Sprachgebrauch der Schule, der Theologie, immer wieder zu messen an dem Sprachgebrauche des Wortes Gottes.

Diesem unserm Bedürfnisse nach Autorität nun kommt das Wort Gottes entgegen und bringt uns die an überströmendem Inhalt so überreichen Worte und Begriffe: „König“ und „Reich Gottes“ oder Himmelreich, eigentlich, dem Grundtext gemäß: „Königreich, βασιλεια, Gottes“ oder der Himmel. Es ist wichtig, daß wir dieses Wort: „Königreich“ festhalten; das bloße Wort „Reich“ hat in unserm Sprachgebrauch sich so abgeflacht, daß es die Fülle des Begriffs Königreich nicht mehr ausdrückt; wir reden von einem Thierreich, Pflanzenreich, Reich des Schönen u. s. w. Der Zeitgeist drängt nach Worten ohne Vollsinn, nach Schein ohne Wesen. Lichtenberg hat im vorigen Jahrhundert die Zeit vorhergesagt, wo man nur noch an Gespenster glauben würde, und Schleiermacher, der die Existenz des Teufels nicht annahm, hat erklärt: „zum liturgischen Gebrauch könne man den Teufel beibehalten.“ Wir haben hiernach alle Ursach, das Wort „Königreich“ nicht Preis zu geben der Abflachung und dem Gespensterthum.

Also „König“ und „Königreich“; diese Worte durchtönen, vollstimmig, — laut jubelnd, möchte ich sagen — das Alte und das Neue Testament mit einem viel mächtigeren Nachdruck, als das Wort ecclesia, Gemeinde. Jehovah, der König von Israel, klagt, das Volk habe, als es einen irdischen König begehrte, nicht Samuel, sondern Ihn, den HErrn, verworfen, daß er nicht König über sie sein sollte, 1 Sam. 8, 7. 12, 12. So eigentlich und wesentlich war Er der König des Volks des Alten Bundes. Aber nicht bloß über Israel war Er König. „Saget unter den Heiden, daß der Herr König sei und habe Sein Königreich bereitet, so weit die Welt ist, daß es bleiben soll“, so Psalm 96. „Ein großer König über alle Götter“, so Psalm 95. „Dein Königreich ist ein ewiges Königreich und Deine Herrschaft währet für und für“, so Psalm 145. Und so unzählige Stellen. War aber Israel ein Königreich und Sein König ein ewiger König, so noch viel menschlich-realer der im Alten Testamente vorgebildete König des Israel des Neuen Bundes, den nach Psalm 2 Jehovah „eingesetzt hat auf Seinem heiligen Berge Zion und ihm die Heiden gegeben zum Erbe und der Welt Ende zum Eigenthum.“ Als König, — als König von Israel, als König David — weissagen den

kommenden Christum die Propheten Jeremias 30, 9. 33, 15, Hosea 3, 5, Sacharja 9, 9 (Matth. 21, 5) und, mit besonderer Fülle und Erhabenheit, der 89ste Psalm: „Ich habe gefunden meinen Knecht David; ich habe ihn gesalbet mit meinem Oele. — Ich will Ihn zum ersten Sohne machen, zum allerhöchsten unter den Königen auf Erden. — Ich will ihm ewig Samen geben und Seinen Stuhl so lange der Himmel währt erhalten." Und als das Wort Fleisch geworden, fragen nach dem „neugebornen König der Juden" die Weisen aus dem Morgenlande. Als den „König von Israel" begrüßt Ihn Nathanael. Vor Pilatus, in statu confessionis und martyrii, bezeugt Er: „Du sagst es, ich bin ein König" und besiegelt sein Zeugniß mit dem Kreuzestode; über Seinem Haupte bleiben bis ans Ende der Zeit die Buchstaben J. N. R. J. Die Apocalypse endlich kann unsern Canon nicht schließen ohne „das Lamm" als „Herrn aller Herren und König aller Könige" zu preisen.

Zum Könige gehört das Königreich. Auch dieses ist recht speciell und umständlich geweissagt. „Zur Zeit solcher Königreiche" (der großen Weltmonarchien) „wird Gott vom Himmel ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird, und Sein Königreich wird auf kein ander Volk kommen; es wird alle diese Königreiche zermalmen und verstören, aber es wird ewiglich bleiben." So verkündigt Daniel, der ein Prophet, aber kein Prophet dem Stande nach, sondern ein Hof- und Staatsmann war, 2, 44. Dann, 7, 9 u. f., siehet er „den Alten auf dem Stuhl; tausendmal tausend dienten ihm und zehnhundertmal tausend standen vor ihm. — Und es kam Einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn zu dem Alten. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Königreich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergeht, und Sein Königreich hat kein Ende." Und Gabriel verkündigt der heiligen Mutter, daß dem „Sohne des Höchsten Gott der HErr den Stuhl Seines Vaters David geben und Er ein König sein wird über das Haus Jacobs ewiglich und Seines Königreichs kein Ende sein wird", St. Luc 1, 32. 33.— Auf dem festen Grunde dieser durch so viele Jahrhunderte erklungenen Weissagungen, wie tönt dann durch das ganze Neue Testament hindurch das Wort Königreich! Daß „das Königreich der Himmel", „das Königreich Gottes" nahe herbeigekommen sei, war Johannes des Täufers und war Christi erste Predigt, Matth. 3, 2. 4, 17. Marci 1, 14. 15. Als „Evangelium vom Königreiche Gottes" so bezeichnet Christus den Gesammtinhalt seiner Predigt, Luc. 4, 43, oft auch ohne den Zusatz „Gottes" oder „der Himmel", wo dann der Begriff „Königreich" noch schärfer hervortritt, vgl. Matth. 4, 23. 9, 35. 13, 19. 24, 14. Die Seinigen nennt er „Kinder des Königreichs", Matth. 13, 38. Der kleinen Heerde verheißt er „das Königreich", Luc. 12, 32. Und wovon redet Er, nach Lucas, in den vierzig Tagen nach der Auferstehung mit Seinen Jüngern? Vom „Königreiche Gottes", Apgsch. 1, 3. Eben so sehr oft St. Paulus. Ich übergehe die vielen Stellen, wo

vom „warten" auf das Königreich, es „empfangen, erwerben, hinein kommen, geschickt, fern davon sein", daß es „Gewalt leide" u. s. w. die Rede ist, um noch einmal vor Verflüchtigung in bloßes Bilderwesen zu warnen. Das Alte Testament ist Bilderwesen und „Schatten", das Neue „Leib" und Realität. „Welches" — die alttestamentliche Oeconomie — sagt St. Paulus Col. 2, 17: „ist der Schatten von dem, was zukünftig ist, aber der Körper selbst ist in Christo", und Hebr. 8, 5 heißt es: „Welche" — die Priester des Alten Bundes — „dienen dem Vorbilde und dem Schatten der zukünftigen Güter", und V. 10: „Das Gesetz hat den Schatten von den zukünftigen Gütern, nicht das Wesen selbst." Wir, in unserm angeblich vergeistigten, in der That aber geistlosen, Idealismus kehren diese Wahrheiten um, als wäre der Schatten realer als das Wesen. So machen wir den Geist zum Gespenst. Dem entgegen habe ich in und aus der Schrift das wahre, wesentliche, leibhaftige Königreich Christi Ihnen vorhalten wollen.

Ist denn nun aber unser christlicher, unser kirchlicher Sprachgebrauch, unsere Predigt, — unser Bewußtsein, — eben so durchdrungen, wie die heilige Schrift es ist, von diesem Worte und Begriffe „Königreich"? Wie fremd würde es uns klingen, den wesentlichen Inhalt unserer heutigen christlichen Predigt als Predigt vom „Königreich" bezeichnen hören! Buße und Glauben, Vergebung der Sünden, der Heilsweg — so fassen wir den Haupt-Inhalt der heutigen Predigt, und mit mit Recht. Aber beides, das Königreich Gottes und unser Heil, gehört zusammen; und soll eins von beiden die Hauptsache sein, so ist Gottes Ehre mehr als mein Heil, Gottes Königreich mehr als mein Eintritt darin. „Dein Königreich komme" — diese Bitte folgt im Vater-Unser gleich auf die Bitte um die Heiligung des Namens Gottes und geht allen Bitten vor, in denen die Worte „wir", „uns" und „unser" sich geltend machen. Die Bitte: „Dein Königreich komme" umfaßt Himmel und Erde. Wenn Luther sie dahin auslegt: „Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von ihm selbst; aber wir bitten in diesem Gebet, daß es auch zu uns komme," so dürfen wir sie mit gleichem Rechte dahin auslegen: „Gottes Reich kommt nicht ohne unser Gebet; wir bitten daher in diesem Gebet nicht allein, daß es zu uns, sondern auch, daß es über die ganze Welt in und nach dieser Zeit komme." Wie Luther die subjective Seite seiner in Objectivismus erstarrenden Zeit gegenüber, so haben wir alle Ursache, diese objective Seite hervorzuheben, unserer Zeit und uns selbst gegenüber, die wir stets in Versuchung sind, allen gesetzlichen Bestand in Urbrei, alle objective Realität in Nebel zu verflüchtigen, bis endlich nur das eigne liebe Ich real bleibt. — Im Allgemeinen reden und hören wir jetzt wenig von dem Königreiche Christi. In Schottland wird oft „the sole kingship of Christ," Sein alleiniges Königthum, erwähnt, aber meist nur in negativ-abwehrendem Sinn, um auszudrücken, daß niemand anders als Er, namentlich nicht die weltliche Obrigkeit, weltliche Patrone u. s. w. Gewalt in der Kirche haben dürfen. So hörte ich einmal von einem berühmten, um die Kirche hoch-

verdienten, gelehrten Lutheräner die — naive, möchte ich sagen, — Aeußerung: „Wir Protestanten pflegen das allgemeine Priesterthum der Christen meist nur im negativen Sinne geltend zu machen," — nämlich im Gegensatz zu dem speciellen Priesterthum der Römischen Kirche. Aber so wesentliche, vollsinnige, von Lehre und Segen überfließende Schriftworte wie „Königreich Christi" und „Priesterthum der Christen" auf bloß negativen Gebrauch reduciren, das dürfte an Profanation gränzen.

Wie verhält sich nun aber das „Königreich" zur „ecclesia, Gemeinde?" Die lutherischen symbolischen Bücher geben uns darüber wenig Aufschluß. Sie brauchen das Wort „Reich Gottes" nur sparsam. Es ist ihnen gleichbedeutend mit „Kirche" und Kirche wieder gleichbedeutend mit „Gemeinde." Die Gleichnisse vom Reiche Gottes, z. B. bei Matthäus 13, nennt die Apologie der Augsburgischen Confession ohne Weiteres: „Gleichniß von der Kirche." „Die Kirche ist das Reich Christi" sagt sie schlechthin im Abschnitt von der Kirche. Andrerseits ist die Kirche den symbolischen Büchern die „Versammlung" der Gläubigen wo „rein Wort und Sacrament" ist. Predigt, Sacrament, Bann — das ist das Gebiet der Kirche; das Amt der Predigt und der Sacramentsverwaltung erfordert „ordentlichen Beruf." Aber „Kirchenordnungen" sind „von Menschen gemacht" und die „Rangstufen in der Kirche" sind „durch menschliches Gutdünken eingeführt." (Auch der Rang der Apostel, welche die zwölf Geschlechter Israel richten werden?) Vgl. Art. 14 und 15 der Augsburgischen Confession und den Abschnitt der Apologie „vom Kirchenregiment." Wer der „ordentlich berufende" ist, wer die Kirchenordnungen stiftet und handhabt, durch welche Organe, nach welchen Normen und Gesetzen, — darüber findet man wenig oder keinen Aufschluß. Es erklärt sich dies aus der deutschen Reformation, welche in die Geschichte, auch in die politische Geschichte, ihres Jahrhunderts tief verflochten war. Die Praxis der deutschen Protestanten schwankte zwischen voller Religionsfreiheit und souveränen Ortsgemeinden einerseits, die in den Anfängen der Reformation besonders hervortraten, — und andrerseits zwischen der — später besonders accentuirten — Pflicht der weltlichen Obrigkeit, beide Tafeln des göttlichen Gesetzes zu vollstrecken, also: Irrthum abzuthun und reine Lehre und reinen Gottesdienst aufrecht zu halten. Weltliches und kirchliches Regiment, die beiden „Schwerdter," sollten, so lehrte man, getrennt sein. Aber Luther sagt, in der Vorrede zum Katechismus, in Einem Athen: „Zwingen kann und soll man niemand zum Glauben," aber, wer den Katechismus nicht lernen will, der soll „kein Stück der christlichen Freiheit gebrauchen, sondern schlechts dem Papst und seinen Officialen dazu dem Teufel selbst hingeweiset sein, und sollen ihnen die Aeltern und Haus-Herren Essen und Trinken versagen und ihnen anzeigen, daß solche rohe Leute der Fürst aus dem Lande jagen wolle." Kein Torquemada des neunzehnten Jahrhunderts wird mehr verlangen. Die Resultate sehen wir nun vor Augen: die Obrigkeit, erst glaubenseifrig, dann abwechselnd indifferent und ungläubig im Vollbesitz des Kirchenregiments; jeder wird selig nach „seiner", oder der Regierung, „Façon"; die Lutherische Kirche zerrissen in Landeskirchen, deren jede ihren Weg geht und in deren jeder die Lehrer unter sich fundamental dissentiren, — Zustände, innerhalb deren die jetzigen Trauungsweigerungen, dieses edle, vom Herrn so reichlich gesegnete Werk der „souveränen Pastoren" — so anarchisch es der Form nach ist — doch als ein herrlicher Forschritt zur Ordnung und Einheit der Kirche begrüßt werden muß.

Also noch einmal: wie verhält sich das Reich Gottes zur ecclesia, Gemeinde? Daß diese Begriffe nach dem Sprachgebrauche der Schrift sich nicht decken, leuchtet auf den ersten Blick ein. Niemand wird meinen, daß der Täufer und daß der Herr eben so wohl hätte sagen können: „Thut Buße, denn die Gemeinde ist nahe herbei gekommen," — daß des Herrn und der Apostel Predigt, ihrem Gesammtinhalt nach, von ihnen als Predigt von der Gemeinde, statt vom Königreich, habe charakterisirt werden können, daß wir im Vater Unser, statt Dein Reich, beten können, „Deine Gemeinde komme," daß Christus eben so wohl habe sagen können: die „Gemeinde," statt „das Königreich Gottes" ist inwendig in euch. Eben so wenig hilft uns die übliche Distinction vom Gnadenreich und Machtreich. Eben vom Gnadenreich, nicht vom Machtreich im Gegensatz zum Gnadenreich, handeln sichtlich die oben in reicher Fülle angeführten Stellen des Neuen Testaments, und, wie der Mensch der Kern und die Seele der irdischen Schöpfung, so ist das Gnadenreich, die Erneuerung des gefallenen Menschen der Kern und die Seele des Machtreiches. „Alle Creatur," sagt St. Paulus zu den Römern, also das ganze Machtreich „sehnet und ängstet sich mit den Kindern Gottes und wird frei werden von dem Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes." Eben so wenig endlich können wir räumlich oder zeitlich das Königreich Gottes von der ecclesia scheiden. Das Königreich Gottes umfaßt Himmel und Erde. Aber auch die ecclesia ist nach uraltem christlichen Sprachgebrauch nicht bloß militans sondern auch triumphans; St. Paulus nennt Gal. 4. „das Jerusalem das droben ist unser aller Mutter," eben so wie Luthers großer Katechismus die „Gemeinde in der Welt" die „Mutter" nennt, „die einen jeden Christen zeuget und trägt durch das Wort Gottes" (im dritten Artikel des andern Theils). Und die Epistel an die Hebräer sagt uns, 12. 22. 23: „Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem, zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeinde (εκκλησια) der Erstgebornen, die im Himmel angeschrieben sind." Königreich Gottes und ecclesia haben also dasselbe Gebiet in Raum und Zeit; aber sie sind dennoch nicht identisch. Den Unterschied deutet uns wieder das Schriftwort, in seinem Tief- und Vollsinn, an. Dem Königreiche stehn, wie dieses Wort schon ergibt, die Unterthanen gegenüber, der Regierung, als solcher, der von ihr regierte Staat. Diese Unter-

thanen, dieses Volk, — aber geordnet, organisirt, als Staat, — ist die ecclesia. Das Königreich Gottes umfaßt also die ecclesia, ohne mit ihr identisch zu sein. Allerdings ist das Haupt auch ein Glied, ein Theil des Leibes, wie der König von Preußen auch ein Preuße, auch Glied des Preußischen Volks ist, wie die Regierung im Staate ist. Aber die heilige Schrift und eben so der gemeine Sprachgebrauch stellt doch auch das Haupt den Gliedern, dem Leibe, der ecclesia, gegenüber, wie den König oder die Regierung dem Volke. Eben dahin deuten die Benennungen der ecclesia, Haus Gottes als des Hausherrn, und Braut, Weib, des Lammes als des Bräutigams, des Mannes. Königreich Gottes drückt das Ganze der gottmenschlichen Oeconomie aus, mit Einschluß der ecclesia; diese, die ecclesia, ist der menschliche, aber von Gott berufene, geheiligte, erneuerte, durchdrungene Theil. Das Princip der Autorität, des Regiments, der Verfassung, der Herrschaft ist im Begriffe: Königreich Gottes; aber es ist darin für die, davon beseelte und belebte ecclesia. An der Herrlichkeit, Macht und Würde des Königs und seines Reiches nehmen schon in irdischen Reichen die Unterthanen Theil, — die höchste Bestimmung des Adels, hat jemand gesagt, ist: die ganze Nation zu adeln. Aber wie viel mehr im Königreiche unseres Gottes! „Ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein," diese Verheißung trug der Herr vom Sinai dem Mose auf den Kindern Israel zu sagen, 2. Mos. 19, 6, und als die Erfüllung gekommen war, sagt St. Petrus, 1 Ptr. 2, 9, — nicht mehr im Futurum sondern im Präsens —: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht." „Zu Königen und Priestern auf Erden hast du uns gemacht" sagt St. Johannes in seiner Offenbarung 5, 10. 1, 6. So theilt Seine höchsten Namen der König uns, seinem Volke, mit. Er sagt nicht bloß: „Ich bin das Licht der Welt" sondern auch: „Ihr seid das Licht der Welt", Joh. 8, 12. Matth. 5, 14. Denn unser Gott ist nicht neidisch, wie die Griechen von ihren Göttern sagten: „παν θειον φθονερον." Und selbst in unserm kläglichen Zustande nach dem Falle hält Pascal im Glauben die Königswürde fest: „L'homme est miserable, mais ses misères sont misères d'un Roi détrôné." —

Oben ist gezeigt worden, daß das Wort „Kirche," in dem Sinne wie wir dasselbe jetzt brauchen, nicht zusammenfällt mit dem in der heiligen Schrift vorkommenden ecclesia, Gemeinde. Eben so wenig aber fällt das Wort „Kirche," wie wir es brauchen, zusammen mit dem in der Schrift vorkommenden Worte „Königreich Gottes." Der Täufer und unser Heiland hat nicht gesagt und konnte nicht sagen: „Thut Buße, denn die Kirche ist nahe herbei gekommen;" wir können nicht beten: „Deine Kirche" (statt dein Reich) „komme;" wir können nicht, wie die Evangelien und Episteln so oft thun, die christliche Predigt ihrem wesentlichen Inhalte nach, als „Predigt von der Kirche" (statt vom Reiche) bezeichnen u. s. w., Kirche ist, in dem jetzt üblichen Sinne, ein Begriff, der, nicht streng an das Schriftwort sich anschließend, aus den beiden Begriffen Reich Gottes und Gemeinde entstanden ist und durch Tradition sich festgestellt hat, und der ähnlich wie der Begriff Sacrament seine Bestimmtheit nicht aus der heiligen Schrift sondern aus der Tradition hat.

Doch ich komme auf die Worte: Königreich Gottes und Gemeinde zurück. Wenn es mir einigermaßen gelungen ist, die göttliche Tiefe und Fülle der Begriffe Königreich Gottes und Gemeinde Gottes Ihnen ans Herz zu legen, so steht auch fest, daß ich Ihnen einen Schatz höchst practischer und anwendbarer Lehre nahe gebracht habe. Lassen Sie mich aber doch noch einige zunächst sich darbietende Anwendungen versuchen.

Ist Königreich Gottes ein so gründlich die ganze Offenbarung alten und neuen Bundes durchklingender Hauptbegriff, und ist dieser Begriff kein bloßer Schatten, kein bloßes Bild, sondern die realste Realität, so ist darin ein Gegengift enthalten grade gegen die Krankheit, die uns so nahe liegt, gegen verhimmelndes Nebelthum und abstracte unwahre Innerlichkeit. Unsichtbar, sagt man, sei die wahre Kirche, ich widerspreche nicht, wenn man mir nur zugleich einräumt, daß sie sichtbar ist. Alles Wesen ist unsichtbar; nur die Erscheinung ist sichtbar, und die Erscheinung ist nie dem Wesen adäquat. Was sehen Sie denn in diesem Augenblick von mir? Nicht einmal meinen Leib ganz, sondern nur einen kleinen Theil der Oberfläche. Was sehen Sie von den weltlichen Staaten? Die weltlichen Staaten wanken, vergehen und verschwinden vor unsern Augen gerade in dieser Zeit. Es ist manchmal recht schwer an ihre Realität zu glauben; wollen wir sie für realer halten, als „die Stadt auf dem Berge," die, wie die Bergpredigt, Matth. 5, 14. sagt, nicht verborgen sein „kann," als das Königreich, „des kein Ende sein wird?"

Ferner, ist das Königreich Gottes die realste Realität, so kann es nicht wahr sein, was wir oft hören wenn von der Kirche die Rede ist, daß ihre Verfassung Nebensache sei im Gegensatz zur Lehre als der Hauptsache, wiewohl irgend ein Verfassung doch nothwendig sei. So kann man von einer Schule der Menschen, so darf man nicht von der Gemeinde Gottes reden. Nicht irgendwie sondern als Haus Gottes, nach den Gesetzen und Ordnungen des Königreiches Gottes und unter diesen Gesetzen und Ordnungen soll das Volk Gottes constituirt sein. Das Königthum Christi ist selbst die Grundverfassung

seiner Gemeinde. Das Apostelamt, das Lehramt, die Taufe, das heilige Abendmahl, die Zucht, der Bann — alles dies sind Wesenheiten ihrer Verfassung beruhend auf Gesetzen ihres ewigen Königs. Das Gesetz Christi erfüllen Gal. 6, 2. ist die höchste Aufgabe der Gemeinde. Er selbst ist das Ende des Gesetzes Röm. 10, 4. Alle Verfassung, bis in ihre letzten Details hinein, wie sie in der Entwickelung des Königreiches Gottes sich ausgebildet hat, muß an diesen königlichen Gesetzen Christi stets sich messen lassen; kein Gebiet der Kirche darf als getrennt von dem Bereiche dieser königlichen Gesetze und menschlichem Belieben zur freien Verfügung anheim gegeben gedacht werden. Diese Wahrheiten sind jetzt besonders practisch und wichtig, der Tendenz gegenüber Kirchenverfassungen zu gründen auf die Mehrheits-Abstimmungen der — gleichviel ob gläubigen oder ungläubigen — Menge. Unter allen Usurpatoren und Tyrannen im Reiche Gottes ist Herr omnes, wie Luther sich ausdrückt, der ärgste. Die christliche Obrigkeit ist zwar, als solche, abgesehn von besondern Erwerbstiteln, nicht berechtigt die Gemeinde Gottes zu regieren. Aber ihr Beruf schon als Obrigkeit ist die Aufrechthaltung der Gesetze Gottes als Königs der Heiden und sie bekennt sich überdies als von Gottes Gnaden herrschend. Ihr Regiment ist daher ohne Vergleich mehr im Einklang mit den Gesetzen des Königreiches Gottes als die Herrschaft der Menge.

Ferner sind die erhabenen Wahrheiten, welche der Begriff „Königreich Gottes" in sich hat, Heilmittel gegen den geistlichen Egoismus, der unsrer subjectivistischen Zeit so nahe liegt, eben so wie die Gefahr eines starren geistlosen Objectivismus den Reformatoren gegenüber stand. Der „Heilsweg" leidet darunter nicht, wenn ich von mir absehe, — was vielmehr eine gute geistliche Diät ist, — und meinen Blick erweitere in das Welt und Himmel umfassende Königreich Gottes. Derselbe König, der Sein Reich aufrichtet, sucht mich, das verlorne Schaf, und macht mich selig. — Selbst das heilige Abendmahl haben wir eine Privat-Angelegenheit werden lassen. Die ein subjectives Bedürfniß empfinden, bleiben in der Kirche und empfangen es, die andern werden vorher entlassen. Es dient uns zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung; aber es sollte uns auch stets eingeprägt bleiben, als eine auch für uns practische Wahrheit, daß wir es nehmen „zu Seinem Gedächtniß," und daß wir darin „des Herrn Tod verkündigen bis Er kommt," 1. Cor. 11, was jetzt in unserm Bewußtsein meist wohl sehr zurücktritt.

Ferner lehrt uns die rechte Unterscheidung und Verbindung der Begriffe Königreich Gottes und ecclesia gerecht sein gegen Reformirte, Unirte und kirchliche Democraten und Republicaner, nämlich: ihnen Recht geben so weit sie Recht haben. Die ecclesia, Gemeinde ist als solche wesentlich eine republicanische, — man kann sagen eine democratische — Rechtsbildung. St. Paulus überbietet noch unsere Democraten. „Hier ist," sagt er Gal. 3, 28., „nicht Jude noch Grieche; hier ist kein Knecht noch Freier; hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr

seid allzumal Einer in Christo Jesu." Nicht bloß den Unterschied der Stände hebt er auf, sondern auch den Unterschied des Geschlechts; seine Rede erinnert an die sociale Republik und an „Emancipation des Weibes." Aber es hat keine Noth. Derselbe St. Paulus ruft aus der Fülle seines Glaubens 1 Tim. 1, 17.: „Gott dem ewigen Könige, dem unvergänglichen unsichtbaren und allein weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit." Nicht darin irren und sündigen unsere Democraten, daß sie die Gleichheit behaupten, sondern darin irren und sündigen sie, daß sie die Ungleichheit, die Unterordnungen, leugnen, daß sie den Gehorsam und die Ehrfurcht verweigern. Die Positivitäten der Democratie sind wohl berechtigt. Monarchie, unter ihr Republik, — die Wahrheiten und Segnungen beider, die Sünden und Mängel keiner von beiden — das ist die Verfassung, nach welcher, in Schwachheit, christliche weltliche Königreiche trachten, und welche das Königreich Gottes, in Kraft, besitzt.

Daher ist denn auch, und dies ist eine weitere Anwendung der dargestellten Schriftwahrheiten, das Königreich Gottes Vorbild und Ideal der weltlichen Staaten, — „Christus das Ende des Gesetzes." Im Königreiche Gottes haben die Könige die Quelle ihrer Majestät und ihrer Herrschaft, und die Unterthanen die Quelle ihrer Freiheiten, — „wen der Sohn frei macht, der ist recht frei" Joh. 8, 36.

Es ergibt sich daraus aber auch das nähere Verhältniß des Königreiches Gottes zu den weltlichen Staaten. Abstrahirt gedacht vom Königreiche Gottes, ist die Gemeinde Gottes eben nur eine Gemeinde, eine „Religions-Gesellschaft," wie man jetzt sagt, im Staate lebend, höchstens dem Staate gleich an Würde, wie die Frau dem Manne, in einem Verhältniß gegenseitiger Freundschaft, Achtung und Hilfe, wie man dergleichen Reden jetzt oft hört. Aber in Wahrheit ist die ecclesia, Gemeinde, nicht abstrahirt von, sondern in und unter dem Königreiche Gottes — und zwar in einem andern Sinne als der Staat als solcher, der sofern er nicht christlich ist als Reich des unerfüllten Gesetzes, außerhalb des von Christo gestifteten Reichs der Gnade und des Geistes steht. Die ecclesia, nicht der Staat, ist Leib und Braut des Königs des Reiches Gottes. Das Königreich Gottes steht nicht neben, sondern von Rechtswegen über den weltlichen Staaten. Der König des Reiches Gottes ist „König aller Könige und Herr aller Herren." Alle weltliche Staaten sind berufen und verpflichtet christlich, das heißt unterthan zu werden dem Königreiche Gottes; sonst wird das Königreich Gottes sie, wie Daniel weissagt, „zermalmen." Daher sind und schreiben sich die christlichen Könige, diese Unterthänigkeit anerkennend, „von Gottes Gnaden", — womit natürlich nicht gesagt ist, daß sie unterthan seien der ecclesia, Gemeinde, irgend einer speciellen Zeit oder eines speciellen Landes. — Auch die weltlichen Staaten als solche haben nicht bloß äußerliche Zwecke; ihre Obrigkeiten tragen aus Gottes Vollmacht das Schwert, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen; diese geistliche Function schreibt St. Paulus, Röm. 13, der heid-

nischen Obrigkeit zu; sie haben das göttliche Gesetz zu vollstrecken. Aber das Gesetz, obwohl, wie St. Paulus lehrt, seinem Wesen nach geistlich, Röm. 7, 14, ist durch die Sünde geschwächt, Röm. 8, 3 durch die Sünde der gefallenen Menschen, die es vollstrecken und die es befolgen sollen. Darum bleibt die Wirkung des obrigkeitlichen Schwertes innerhalb des Bereichs der gefallenen menschlichen Natur so oft in bloßer Aeußerlichkeit hangen. Das Königreich Gottes dagegen ist gestiftet und wird regiert von Dem, Der ohne Sünde ist, Der selbst des Gesetzes Ende ist, Der Gnade und Geist verleiht. Es ist deshalb, kraft der wunderbaren Macht und Wirkung dieses Geistes, „inwendig in uns", wie Er selbst sagt, Sein Königreich ist „nicht von dieser Welt", Joh. 18, 36, obwohl in dieser Welt und für diese Welt. „Gar heimlich führt' Er Seine Gewalt; Er ging in einer armen Gestalt; den Teufel wollt' Er fangen." Darum kämpften die Seinen nicht für Sein Reich mit irdischen Waffen. Ihre Waffen waren Wort, Gebet, Leiden; sie wurden gesendet „wie Schafe mitten unter die Wölfe", Matth. 10, 16. Der tief eingeprägte Charakter dieser Knechtsgestalt muß daher auch dem Königreiche Gottes, welches auf Erden ein Kreuzreich ist, selbst dann verbleiben, wenn die Staaten ihm sich unterworfen haben, was ihre Pflicht und ihr Beruf ist. Der christliche Staat darf und soll zwar auch mit dem Schwerte die Kirche schützen, weil er als Staat das Schwert von Gott hat. Er darf das Diensteinkommen der Pastoren nicht auf „je vierzig Streiche weniger einen" herabsinken lassen, wiewohl dieß St. Pauli Diensteinkommen, fünfmal ausgezahlt, gewesen ist, 2 Cor. 11, 24, und wiewohl die Pastoren stets bereit sein sollen, auch für so verminderte Emolumente zu dienen. Auch der christliche Hausvater darf und soll die christliche Zucht und Ordnung seines Hauses kraft seines Hausvater-Amtes, und, wenn es nicht anders geht, mit der Ruthe aufrecht halten. Nichtsdestoweniger aber wird es, so lange Staaten und Häuser nur unvollkommen christlich sind, auch in der christlichen Könige Häusern bei des Grafen Zinzendorf schönem Worte bleiben, in seinem Gutachten für einen großen Herrn, der Christo dienen wollte: „In seinem Staatsrathe soll er, als Bild des richtenden Gottes, der Schrecken der Bösen sein; aber in seiner Antichambre muß er sich gefallen lassen von seinem eignen Hofgesinde um des Heilands willen verspottet zu werden." —

Ich bin zu Ende, und lege nur noch Verwahrung dagegen ein, als hätte ich den Gebrauch des Wortes „Kirche", wie er, nicht identisch mit „Gemeinde" und nicht identisch mit „Königreich Gottes", unter uns sich festgestellt hat, bekämpfen wollen. Wie und warum dieser Sprachgebrauch aufgekommen ist, nicht conform, wie gezeigt worden, mit dem Sprachgebrauche der Deutschen Bibel (— die englische gibt ecclesia immer durch church, Kirche, wieder —) und nicht conform mit dem Sprachgebrauche der lutherischen Symbole, das verdiente wohl eine besondere Erörterung. Jener Sprachgebrauch besteht einmal, kraft der Tradition; ich verlange nur, das diese, so wie alle Tradition stets gemessen werde an und beherrscht von der heiligen Schrift. —

Ist es mir gelungen, das wahre und wesentliche Königreich Gottes Ihrem anbetenden Bewußtsein näher zu bringen und den rechten Weg der Befriedigung des brennenden Autoritätsbedürfnisses unserer Zeit anzudeuten, so habe ich nicht vergeblich geredet. Ich hatte mir vorgenommen, am Schluß meinen Wunsch, Sie und mich erlebend zu vertiefen in diese Fülle göttlicher Wahrheit mit Worten unserer alten ehrwürdigen Gesangbücher auszusprechen, mit Worten, welche Ihnen bekannt und theuer wären. Ich habe gesucht und folgende zwei Verse gefunden. Der erste redet den ewigen König an und beschreibt seine Herrlichkeit:

„König, dem kein König gleichet,
Dessen Ruhm kein Mund erreichet,
Dem als Gott das Reich gebühret,
Der als Mensch das Scepter führet,
Dem das Recht gehört zum Throne
Als des Vaters ein'gem Sohne
Den so viel Vollkommenheiten
Krönen, zieren und begleiten."

Und den zweiten ersuche ich Sie mit mir, diesen König anrufend, zu beten:

„Schenke Herr auf meine Bitte
Mir ein göttliches Gemüthe,
Einen königlichen Geist;
Mich als Dir verlobt zu tragen,
Allem willig abzusagen
Was noch Welt und irdisch heißt."

Th. Großgebauer.

Die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege hat mit der unsrigen in mancher Beziehung große Aehnlichkeit. Sie war, wie die gegenwärtige, eine Zeit der Restauration. Es galt die Trümmer der verwüsteten Kirche wieder zu bauen und die Lücken zu verzäunen. War auch der Grund der Kirche nicht so allgemein, wie heutzutage durch den Unglauben untergraben, stand auch die durch die jahrhundertlange saure Kampfesarbeit gegen römische wie gegen reformirte Irrthümer errungene reine Lehre noch rechtsmäßig unangetastet fest, so waren doch trotz aller K. O. O. und trotz der Hülfe mancher ernster Fürsten die kirchlichen Zustände oft noch mehr als zu unserer Zeit aus den Fugen gerissen. Die wüsten Kriegszeiten hatten eine erschreckende Zerstörung in den Gemeinden angerichtet; den Fürsten war in Bezug auf die speciellere Verwaltung meistens selbst das Heft aus den Händen gefallen und all ihr Ringen galt einer größern Souverainetät sowohl ihrem Kaiser als ihren Unterthanen und nicht zu vergessen auch der Kirche gegenüber; was sie zum Bau

der Kirche beitrugen, ist im Vergleich mit dem, was einzelne Patrone in ihren kleinen Kreisen thaten, nicht nennenswerth. Ein Ernst der Fromme steht mit dem, was er unter den ungünstigsten Umständen erreicht, in unserm Vaterlande einzig da. Die im besonderen Sinne berufen waren zum Dienste am Hause des Herrn trugen die schwere Last der Arbeit in einsamem Mühen oft ohne alle äußere Unterstützung ganz allein auf ihren Schultern. Dieses Mühen der Männer Gottes, welche nicht blos die zerfallenen Mauern aufzurichten, sondern auch die verwahrlosten Inwohner Zions zu pflegen suchten, ist für uns ebenso lehrreich als ermuthigend anzuschauen. Wir möchten mit vorzugsweiser Berücksichtigung Mecklenburgs, das nicht am wenigsten von der Kriegsfurie gelitten, auch das Folgende als einen geringen Beitrag dazu angesehen wissen.

Theophilus Großgebauer gehört in die Reihe der Männer, welche wir nach dem dreißigjährigen Kriege in den Fußtapfen Joh. Arnds und Joh. Gerhards wandeln sehen. Zu Ilmenau in Thüringen geboren (1627) trat der kaum 23jährige Jüngling mit philosophischen und theologischen Vorlesungen an der Universität zu Rostock auf und wurde drei Jahre später (1653) zum Diakonus an der dortigen St. Jacobi-Kirche berufen. Gleicher Gesinnung mit ihm arbeiteten in derselben Stadt zu gleicher Zeit Joh. Quistorp der Jüngere (Prof. u. Past. an St. Jacobi, † 1669), der aus Straßburg burg 1650 an des vertriebenen Lüttkemanns Stelle berufene Prof. Dorscheus († 1659), Dr. H. Müller (Prof. u. Past. an St. Marien, † 1675), Joachim Schröder (Past. zu St. Georgi u. Johannis-Kirche, † 1677) und Varenius (Prof. orient., † 1684). Die Seufzer und Klagen, welche in diesem engverbundenen Freundeskreise laut wurden, sollte nicht blos Rostock in den Predigten derselben zu hören bekommen, es drängte auch die Einzelnen, ihre Stimme in die größere Oeffentlichkeit vor den Fürsten, den Geistlichen und den Gemeinden erschallen zu lassen. J. Schröder, der mit massiv populärer Beredsamkeit gegen die Thorheiten und Sünden seiner Zeitgenossen von den Schnabelschuhen der Frauen und den neumodigen Perücken der Studenten bis zu der geistlosen Predigt seiner Amtsbrüder und dem ungöttlichen Regimente der Fürsten eiferte, hatte schon 1653 eine Schrift fertig, die aber erst, nachdem sie verschiedenen Freunden und Facultäten zur Beurtheilung zugeschickt war, unter dem Titel: „Hellklingende Zuchtposaune" im J. 1667 im Druck erschien. Großgebauers ähnliche, aber ungleich tiefer greifende und geordnetere Schrift, von der wir eine ausführliche Inhaltsangabe folgen lassen, erschien im J. 1661, nachdem sie auch schon einige Jahre fertig im Pulte gelegen. Sie führt den Titel: „Wächterstimme aus dem verwüsteten Zion, d. i. Treuherzige und nothwendige Entdeckung, aus was Ursachen die vielfältige Predigt des Wortes Gottes bei Evan-

gelischen Gemeinen wenig zur Bekehrung und Gottseligkeit fruchte und warum Evangelische Gemeinen bei den heutigen Predigten des h. Wortes Gottes ungeistlicher und ungöttlicher werden?" In der Vorrede vom 1. Januar 1661 rechtfertigt er zuerst die Herausgabe der Schrift, die er selbst nicht allzuhoch geachtet, um sie nicht auf Anrathen einiger bedenklichen Freunde für immer zurückzulegen. Er habe in einer Krankheit, da ihm im Angesicht des Todes seine Sünden und Versäumnisse schwer aufs Gewissen gefallen und große Angst bereitet, dem Herrn größeren Eifer gelobt, welches Gelübde er ohne Furcht vor Schmähung und Verlästerung vor allem Volke nunmehr bezahlen wolle. Die Tendenz des Buches spricht er ebendaselbst in folgenden Worten aus: „Ich für meinen Theil habe auf meiner Hut gestanden und fleißig um mich her geschauet (Hab. 2, 1), was doch die Ursachen sein, warum Gott sein Volk schlägt? Habe endlich keine andere Ursache in ihrem ersten Ursprung finden können, als Zelum extinctum, den erloschenen Eifer über die Behaltung der zum Reiche Gotttes berufenen Seelen. In dieser Grube liegt all unser Unglück begraben und dämpfet von sich Schwefel und Pestilenz; wird unser gütiger Gott nicht eifrige Männer erwecken, wie vormals, die um des Hauses des Herrn willen sich selbst und alle ihre Ehre, Lust und Gemach verläugnen, so wird der begonnene Riß weiter reißen und einen großen Fall verursachen, mit großem Schaden so vieler Seelen, die unterdessen — o wehe uns! — in ihren Sünden sterben und verderben. Die Liebe zur Welt, die Geringachtung des Himmelreichs, die Furcht vor Menschen, die Hoffnung zu hohen Beförderungen, das Gesuch guter Ruhe und Friedens sind die fünf kalten Wasserströme, dadurch das Feuer eines göttlichen Eifers bis auf den letzten Funken bei Geistlichen und Weltlichen ausgegossen ist."

Erwägen wir, wie das von Großgebauer entworfene Bild jener Zeit, wo die Mehrzahl nach den Kriegsjahren meinte nichts Nöthigeres zu thun zu haben, als sich Hütten auf Erden zu bauen, in den Grundzügen auch unsere materialistische Zeit abspiegelt, wie auch in unseren Tagen in vielen Gegenden und Gemeinden seit langer Zeit das Wort Gottes wieder gepredigt wird ohne irgend welche sichtbare Frucht, so mögen wir uns wohl mit stillem Ernste zu den Füßen des im Eifer um das Haus des Herrn sich verzehrenden Zeugen niedersetzen und seine Stimme uns ans Herz reden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 15. Mai. № 39.

Th. Großgebauer.

(Fortsetzung.)

Ich bin, schreibt Großgebauer, oft darüber in sehr mißliche, traurige Gedanken gerathen, woher es doch komme, daß in unsern ev. Gemeinden allerlei fleischliche Sicherheit und das ungöttliche, ungeistliche Wesen so gar überhand genommen, daß, je länger und ernster wir von der Kanzel nach gewohnter Weise und auf die gewöhnlichen Tage und Stunden lehren und predigen, je ärger und verkehrter Alles wird, wie wir auch mit Händen greifen können. Darauf antworten Etliche: 1. „Ein Prediger solle sich hierum nicht kümmern, sondern seine Predigten fleißig studiren, ernstlich predigen, die Sacramente nach des Herrn Christi Einsetzung ausspenden, Beichte sitzen, Kranke besuchen, taufen und — den Ausgang und das Gedeihen Gott befehlen." Das ist wohl wahr und immerhin ein Trost für einen treuen Prediger, allein soll ein Mitarbeiter Gottes in dem Ackerwerke des Herrn sich weniger um das bestellte Feld kümmern, als ein Landmann um seinen Acker und ein Gärtner um seinen Garten, sollen wir nicht auch wachen über die Seelen? Andere sagen, 2. die Prediger sollen nur „mehr vom inwendigen Menschen predigen, gute Exempel durch ihr Leben geben u. dgl. mehr." Allein, wenn in einer Schule noch so gut gelehrt wird, aber es mangelt die Disciplin, fehlen die Examina, Uebungen ꝛc., so sehen wir ja an unsern Schulen und Universitäten, was daraus wird. „Wir Prediger lassen es uns sauer werden, studiren bis in die Nacht, schwitzen auf der Kanzel, rufen bis wir heisch und krank worden und denken nicht anders, weil wir Gottes Wort wissen und glauben, so wissens und glaubens auch, die es hören; aber was lehrt die Erfahrung?!" Andere geben 3. vor: Es sei immer so gewesen, auch der Herr selbst habe nicht können alle Menschen fromm machen. Allerdings sind Viele berufen und Wenige auserwählt, allein wir wollen doch alle Gebühr thun und alle Mittel versuchen, wo möglich Alle selig zu machen und nicht bei falscher Anwendung sonst schriftmäßiger Wahrheiten (Joh. 6, 44. Mt. 13) das Gericht des faulen Knechts (Mt. 25) auf uns ziehen. (Cap. I.) Wir sind nicht bloße Prediger, sondern „Haushalter Gottes" und „Hirten"; das fordert aber, daß wir „mehr Mittel und Wege" suchen, den Seelen zu helfen, als predigen und Jedermann absolviren und ohne weiteres zum Abendmahle lassen. „Unsere Kirchen werden viel gelehrt, aber wenig regiert" „Es mangelt die absonderliche Aufsicht auf ein jegliches Schaf." (Cap. II.) Die erste Ursache des ungöttlichen Lebens in unseren Gemeinden ist schon „in der Auferzucht und in den Schulen" zu suchen. Wie geht's doch in den Familien zu? Werden die Kinder nicht meistens auferzogen „als wären sie nur ein Klumpen lebendiges Fleisch?" Weder im Hause noch in den Schulen werden sie zu Gottes Wort und zum Gebet angehalten. Wie können sie nachher die Predigt verstehen, wo sie nicht in den Elementen unterrichtet sind und geübte Sinne bekommen? Die Predigt rauscht unverstanden an ihnen vorbei. Zu allen weltlichen Künsten und Geschäften wird lange und mühsame Anleitung gegeben, hier aber soll Alles von selbst kommen. „Ach, wir lassen erst 18 Jahre Hecken und Dornen auf dem Acker um und um voll wachsen, daß der Acker einem Walde nicht unähnlich sieht, und danach streuen wir alle acht Tage zweimal (wir einmal) etliche Waizenkörnlein oben auf den Acker; da können wir denken, was eine schöne Ernte wir einmal thun werden." (Cap. III. u. IV.) Eine andere Ursache des ungöttlichen Lebens unter uns, daß die beiden Sacramente mit ihrem Nutzen, Frucht und Uebung nicht fleißig und mit allem Ernste in den Gemeinden getrieben worden. Ich geschweige, daß bei Verrichtung der h. Taufe weder bei des Kindes Eltern, noch bei den Pathen, noch bei dem Kirchendiener selbst weder Andacht noch Ernst gespürt wird und die ganze Handlung endlich auf ein wohlzugeschicktes Taufmahl hinausläuft." Das arme Kind, wenn es erwächst, hört lange nichts von seiner Taufe, wie soll es „die Gabe Gottes und die Rechtfertigung im Blute Christi erkennen?" Wie geht's? „Die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder in Koth und meint doch unterdessen, die Seligkeit könne nicht fehlen, denn die Taufe sei da." *) Wir müssen das von den Papisten verunstaltete „Sacr. der Firmung" wieder haben, wie es Chemnitz ausführlich dargelegt (Confirmation). „Wenn ein Kind sollte ungetauft sterben und verwahrlost werden, das wäre ein schreckliches und im Gewissen unverantwortliches Ding; aber daß tausend und aber tausend getaufte Kinder ohne die

*) Lütkemann Ep. 7. „Es ist das jetzige Leben der Welt nichts anderes, als ein Mißbrauch des Christenthums. Daher kommt es, daß die Mittel, die uns zur Seligkeit dienen sollen, das Sacrament und die Predigten, für eine Mutter der Sicherheit ausgerufen werden."

Erkenntniß der h. Taufe und ohne tägliche Buße aufwachsen und das Talent der Buße gleichsam im Schweißtuch verbergen und hinweg legen, darüber wird wenig Werks gemacht." Es fehlt an der rechten Bekehrung durch das Wort Gottes in unseren Gemeinden, „sie geruhen darin, daß sie in der zarten Kindheit und gleich als im Schlaf sind zu Gott bekehrt" (cf. August. ep. 23. Chemnitz Exam. de Baptismo). Vom Sacrament des h. Abendmahls ist viel Zank und Streit. Aber was hilft's, wenn „etwa auf dem Grünen Donnerstage einmal vom Abendmahl und zwar meistentheils gegen die Widersacher gepredigt wird", was es ist und nicht auch was es nützt? Es sollten persönliche Anmeldungen zur Prüfung, Verhör, Unterricht u. s. w. eingerichtet werden. (Cap. V.) Eine dritte Ursache liegt in „unterschiedlichen Sachen, das Predigtamt betreffend." Wenn junge Leute, die auf Universitäten nichts gelernt, locker gelebt, ruchlose Academici gewesen, ins Amt kommen, was steht von solchen „Neulingen und trunkenen Nasiräern" zu erwarten? „In weltlichen Regimentsbestallungen siehet man auf der Leute Alter, Erfahrung, Muth und Tapferkeit, daß die weltlichen Rechte und Gesetze, von tapferen Leuten ausgesprochen und gepflogen, eine desto größere Scheu und Furcht bei Unterthanen haben mögen. Aber in geistlichen Kirchenämtern wirds gar umgekehrt, was sonst untüchtig und verwerflich, das ist zum Prediger gut genug." Jerobeam war ein weltkluger Kopf, er „machte zu Priestern von den Geringsten im Volk, die nicht von den Kindern Levi waren; zu wem er Lust hatte, deß Hand füllete er", damit nicht beherzte, gottesfürchtige Männer seine abgöttische heidnische Regierung straften, er „nahm solche Gesellen zu Kirchendienern, welche hungrig, arm, nackend und elend waren und sich sonst mit Weib und Kind nicht anders ernähren konnten; denen gab er etliche priesterliche Hebungen und machte sie ihm verbunden, daß sie ihres Herrn Lied singen mußten." Wie ganz anders sollten die Kirchendiener auf der Universität zubereitet werden! Wie hat Gott so ernstlich vom Priesterthum, Lev. 21, Alle ausgesondert, die irgend einen Anstoß geben konnten! Aber welchen Anstoß müssen unsere Gemeinden von den weltlich gesinnten unbekehrten, stolzen Predigern nehmen? Gleich wie die Sonne auf das Glas ihre Strahlen wirft und vermittelst desselben in einem großen Saale Alles hell macht, also erleuchtet das göttliche Licht erstlich die Herzen derer, die andere erleuchten sollen und durch dasselbige ist er kräftig das Herz zu rühren und zu erleuchten (2 Cor. 4, 4). — Alsdann wird des Zuhörers Geist entzündet, wenn des Predigers Geist brennt. — Sein Herz muß brennen, auf daß seine Predigt von sich hitze. Von einem matten, unmächtigen Geiste kommen schlafmatte Gedanken und wer Anderer Gewissen rühren will, dessen Gewissen muß erst gerührt sein. Der Seelsorger muß erst mit Gott und mit sich selbst reden, so wird er nachher gar glückselig mit den Leuten reden. Der sich selbst durch Gottes Geist nicht läßt leiten, wie will der Anderer Geist leiten? Es ist ein Fluch der Kirchen, wenn ihre Diener die Gottseligkeit im Munde haben und nicht im Herzen und wenn die Kinder Levi nicht gereinigt und geläutert sind. „Sie stehlen mein Wort einer von dem Andern." Da leugnet der Herr nicht, daß es sein Wort sei; aber daß es ein gestohlenes und nicht eigen gegebenes sei*), tadelt er, versagt ihm die Kraft und Nachdruck, ob sonst wohl sein Wort wie ein Feuer und ein Hammer ist. (Jer. 23.) — Wenn die Synoden fruchtbarer eingerichtet und gehalten würden, möchten sie ein großes Förderungsmittel sein; auch sollte man Laien hinzu nehmen und sich nicht fürchten, daß von und vor ihnen das ungeistliche Leben der Geistlichen aufgedeckt würde. Namentlich aber sollen Prediger, wenn sie von ihrer Predigt keine Frucht sehen, Folgendes bei sich bedenken: 1. ob sie etwa voll Discretion und weltlicher Klugheit sind, aber von Eifer um Gottes Ehre sehr leer (Apgsch. 2, 4. 5); 2. ob sie auch fleißig Gott anrufen um seinen Segen. Feurige Gebete machen feurige Herzen und Zungen an den Predigern. Das ersetzt weder Geistreichigkeit noch Echauffement. Und in den Meditationibus darauf sehen, was in der Kirche zum Vorschein kommt und dadurch sie ein Lob der Gelehrsamkeit, der Wohlredung ꝛc. davon tragen, das heißt fremd Feuer vor den Herrn bringen, da sie sollten das Feuer des h. Geistes, durchs Gebet angeblasen, vor das Volk bringen; 3. ob auch von Grund des Herzens mit inbrünstigem Verlangen nach der Seelen Seligkeit das Wort Gottes gepredigt wird? „Ach wie gering halten diejenigen Prediger (welche sich begnügen, die Stunden mit guten Materien zugebracht zu haben) des mächtigen und bösen Geistes Raubschlösser und Schanzen mit ihrem Dixi! — Wenn wir die Wichtigkeit unseres h. Amtes, die Majestät des Herrn Christi, den edlen Gewinn der Seelen und die große Verantwortung bedenken, sollte nicht unser Herz auf unsere Zunge hinaussteigen, und sollte nicht unsere Seele mit unserem Odem hinübergehen zu den Seelen unserer Pfarrkinder, bis wir sie in Christo mit uns eines Herzens und eines Sinnes gemacht hätten? Der barmherzige und gnädige Gott vergebe mir hierin auch meine Unbedachtsamkeit und Trägheit!" 4. ob man auch nicht durch Worte menschlicher Weisheit (rhetorische Geheimnisse, künstliche und versteckte Art zu disponiren ꝛc.) den Leuten das Wort Gottes mehr versteckt als offenbart?**) 5. ob wir auch die Predigt selbst schneller vergessen als andere, statt sie für uns auch zu überdenken und mit unseren Hausgenossen zu wiederholen? Solche Wiederholung ist der andere Schlag der Nägel, welchen der Meister der Gemeinde angefangen hatte einzutreiben; 6. ob wir auch die Katechismus-

*) H. Müller Ev. 3. Pfingstt. „Mein Herz, die sind die kräftigsten Prediger, welche aus der lebendigen Erfahrung predigen. Die Erfahrung ist der beste Lehrer. Wie kann einer die Frucht rühmen, die er selbst nicht gekostet hat? Wie kann einer von dem verborgenen Manna etwas reden, der keinen Geschmack daran im Herzen hat?"

**) Auch J. Quistorp d. J. klagt (Pia desideria mit einer epistola ad antistites Mecklenburgenses 1659, deutsch 1665): „Die Predigten müssen auch anders werden; von der Rednerkunst, welche ihrer Viele üben, kann das Volk nicht Nutzen haben."

lehren nicht verachten und versäumen als ein kindisch Werk? Die hohen Predigten kann der Teufel und die Welt wohl noch tragen, aber hingegen arbeiten und lästern sie, so muß es wohl ein forderſam Werk sein, welches dem Reiche der Finsterniß Abbruch thut. (Cap. VI.) „Wir müssen zum vierten auch nicht vergessen des Königlichen Priesterthums, welches aller Kinder Gottes Krone ist und doch von Niemandem mehr weder erkannt noch zum heiligen Gebrauch gebracht wird.“ (1 Petr. 2. Off. 1, 5. 6. Ebr. 10.) Wir Evangelische rühmen uns gegen das Römische Papstthum und seine judaistische Lehre vom Priesterstande der Freiheit in Christo nach der Epistel Gal. 5, aber in der That und Wahrheit sind wir Knechte der Leviten und Aaroniten (wie denn der Sprachgebrauch „Geistliche“ und „Weltliche“ zeigt) und ist der Wahn durch die ganze Kirche wie ein böser Sauerteig gegangen, die geistlichen Opfer, Gebet, Fürbitte, Lehren, Ermahnen, Trösten, Strafen, Warnen gehet die sogenannten „Weltlichen“ nicht an. Der Prediger steht da wie ein Rohrdommel in der Wüste und wie ein Käuzlein in den verstörten Städten, welche anderer Vögel Spott sein. Was will er allein ausrichten? (Cap. VII.) Die fünfte Ursache des ungöttlichen, ungeistlichen Lebens ist der Mangel der von Christo anbefohlenen Kirchendisciplin. Davon hat Erasmus Sarcerius weitläufig geschrieben; allein beim Schreiben ists geblieben. „Wo keine Zucht ist, da ist auch keine Ehre“, sagt ein deutsches Sprichwort. Keine menschliche Gesellschaft, selbst unter Heiden nicht, hat ohne Disciplin bestehen können. Man sagt: „Ein Jeder für sich, Gott für uns Alle.“ Dahin ists mit unserer Evang. Kirche gekommen. „So lange wir im Tempelhause versammelt sind, zwei oder drei Stunden, so hats das Ansehen, als ob wir alle an einander an dem einigen Haupte hingen und eine Heerde wären; allein sobald wir aus der steinernen Kirche weggehen, so heißt's: So mancher Mann, so mancher Weg, da gehen die Schafe zerstreut auf allen Bergen. Wir kennen einer den andern nicht. Cyprian nennt die Zucht eine Hüterin der Hoffnung, eine Erhalterin des Glaubens, eine Führerin des heiligen Weges, einen Zunder und Nahrung eines guten Gemüths, eine Meisterin der Tugend. Was Paulus 2 Cor. 2, 7 als Segen eines Disciplinarfalles rühmt, wäre wohl mit tausend Predigten nicht erreicht worden. Wo keine Kirchenzucht ist, wird die Gemeinde 1. frech, stolz und aufgeblasen; 2. sicher, fleischlich gesinnt und entschläft in ihren Sünden; 3. durch und durch angesteckt; 4. werden die Gefallenen nimmermehr zur wahren Buße gebracht; 5. bildet sich die Gemeinde ein, es seien die Strafpredigten pro forma, weil die gefallenen Sünder am Tische des Herrn gespeiset und ohne Buße von Sünden losgesprochen werden. „Diese fünf Greuel haben wir mit voller Hand in unseren Kirchen. Der Bann ist der ganzen Gemeinde als der Bruderschaft ihr Recht und ihre Schuldigkeit. (2 Cor. 6. 2 Thess. 3. 2 Joh.) „Der Hüter im Weinberg mag lange genug oben auf seiner Kanzel rufen und schreien. Die wilden Thiere sind's gewohnt und achten's nicht mehr. Sie denken: Der Hüter ist toll, warum läßt er den Weinberg offen

stehen? Er scherzet mit uns.“ *) (Cap. VIII.) Unleugbar am tiefsten schneidet in die bisherige Lehre und Praxis der Evang. Kirche ein, was G. nun weiter als sechste und siebente Ursache des Verfalls der Kirche behandelt. Wir heben daraus nur Folgendes aus.

Vergleicht man unsere heutige heimliche Beichte mit der alten öffentlichen Kirchenbeichte, so ist der Unterschied ein sehr bedenklicher. 1. Durch die alte Kirchenbeichte steuerte man den Sünden und Aergernissen, unsere Beichte gibt ihnen vielmehr Regen und Thau, daß sie desto besser grünen und fortwachsen können; denn alle Meineidige, Geizige, Trunkenbolde, Flucher ꝛc. (es sei denn, daß sie entweder arme Leute sind, die nicht von sich beißen können, oder ihre Sünde nicht mit einem Mantel überziehen können, wie die reichen und ansehnlichen Leute) werden frei, ledig und los gesprochen nicht allein von der Kirchencensur, sondern auch von der Sünde selbst, die sie doch nicht lassen. 2. Die alte Beichte betraf die öffentlichen Sünden zum heilsamen Abschrecken, unsere heimliche Beiche nicht; die Gemeinde weiß davon nicht, siehet den Confitenten nur in seinem alten Leben nach wie vor hingehen. 3. Die alte Kirche forderte nur von denen, die Anstoß gegeben, die Beichte, unsre Praxis läßt Böse und Fromme ohne Unterschied ihr Beichtformular herbeten. 4. Nach der alten Kirchenbeichte absolvirte man erst nach genauer Erkenntniß, heut zu Tage absolvirt man stracks ohne Zeichen wahrer Buße und Besserung. 5. Die alte Kirchenbeichte absolvirte von bestimmten Sünden, die heutige Beichte von allen auf einmal, jedoch conditionaliter, welches Luther nicht will gut sein lassen. 6 Die alte Kirchenbeichte löste, was sie zuvor gebunden, unsere Beichte löst, was sie nicht gebunden hat, und entbindet, was ungebunden ist. 7. Bei der alten Kirchenbeichte that die ganze Gemeinde Fürbitte, jetzt geschieht nichts dergleichen.

Als achte Ursache des Verfalls des christlichen Lebens könnte auch der unerbauliche Gottesdienst angeführt werden. Predigen und Predigthören machen nicht allein den Gottesdienst aus, so daß es ein Unfug ist, wenn Viele erst erscheinen, wenn der Prediger auf der Kanzel steht und mit dem Amen die Kirche wieder verlassen.**) Der Apostel Paulus rechnet

---

*) Aehnlich schreibt Quistorp (Pia desid.): „Obwohl wir kaum noch den Schatten der Kirchenzucht und Censur in Händen haben, sind doch die Weltlichen hiemit noch nicht zufrieden, sondern wollen, daß man in den Predigten nur insgemein die Sünden strafe.“ „So lange uns aber die Gemeine der Heiligen nicht die Hand bietet, sondern diese Last allein auf den Schultern der verachteten Prediger liegt, wird auch keine rechte Besserung der Zeiten zu erwarten sein.“

**) H. Müller Ev. 11 p. Trin.: „Man soll frühzeitig in die Kirche kommen. Denn Sonntag feiern steht nicht so sehr in Predigt halten, Predigt hören, als darin, daß die Gemeinde aus einem Muth und einem Munde Gott anrufet und anbetet. Aber wo sind die, so Gott von Herzen anrufen? Wer kommt zum Tempel vor der Zeit, ehe der Prediger auf die Kanzel gehet?“

Eph. 5 und Col. 3 auch sonderlich den Gesang dazu, der ein Mittel ist, voll göttlicher Freude und Geistes zu werden und die Seele in heilige Andacht über dem Treiben des Alltagslebens zu erheben. Die Juden und die ersten Christen sangen in Wechselchören, da einer den andern gleichsam ermunterte und zum Wetteifer reizte. Statt dessen hat die Instrumentalmusik alles wieder überwuchert, wie ehedem das Papstthum der Gemeinde den Gesang genommen und dem Clerus gegeben, so daß „die Orgelpfeifen nichts anderes als lebendige Bilder des erstorbenen Christenthums sind." Besonders verwerflich ist dieselbe während des h. Abendmahls, wo nur gebetet und gesungen werden sollte. Und welche Abgötterei, eine besondere Musik zu machen, wenn ein vornehmer Mensch zum Abendmahl geht oder eine junge Frau oder Braut zur Kirche kommt!! Sonst wären die Orgeln nicht zu verachten, wenn sie sich dem Gemeindegesang, dessen Ausbildung man sich sollte herzlich angelegen sein lassen, unterordnete und nicht die Gemeinde versucht würde, die Kunst des Organisten zu bewundern da, wo des Herrn Ehre wohnen soll.

Sodann sollte man es nicht bei dem bloßen mechanischen Beten des Vater Unsers bewenden lassen, es sollte alle Noth der Gemeinde und einzelner Glieder (z. B. warum nicht eben sowohl der geistlich Kranken und Todten, wie der leiblich Kranken und Todten?) vor Gott gebracht, wider hereinbrechende Sünden mehr gebetet als gepredigt werden. Wie die Sonnenstrahlen ihre rechte Wärme entwickeln, wenn sie auf einen Gegenstand stoßen, so entfaltet auch Gottes Wort seine rechte Kraft, wenn es durchs Gebet zurückprallt aus einem andächtigen Herzen. (Cap. XI.)

Das Ansehen der Person in der Gemeinde Gottes (gegen 1 Cor. 11 und Jac. 2) als die neunte Ursache des ungöttlichen Lebens zeigt sich besonders im Mangel an specieller Bestrafung der Sünder, namentlich der Reichen und Vornehmen, wodurch was die Predigt baut, niedergerissen und die heilige Wahrheit Gottes zu einem Gespötte gemacht wird, in der Seligpreisung jedes auch sonst im Leben übelberüchtigten Verstorbenen bei der Danksagung, in dem anstößigsten Mißbrauch des Wortes Gottes bei den Leichenpredigten und Anderem. (Cap. XII.)

In Cap. XIII. von der falschen Freiheit des Sabbaths als die zehnte Ursache des ungöttlichen Wesens behandelt G. diese auch in unserer Zeit wieder viel besprochene und für Mecklenburg noch immer brennende Frage der Sonntagsheiligung von ihrer schwierigsten Seite, nämlich ob und wie weit die neutestamentliche von der alttestamentlichen Sabbathsheiligung verschieden und ob die aus der christlichen Freiheit hergeleiteten Gründe für eine laxere Heiligung des Feiertags stichhaltig seien. Er schreibt im Blick auf die damals eingerissene Sonntagsentheiligung mit dem einschneidendsten Ernste und doch kann man nicht sagen, daß seiner ausführlichen Darlegung die nüchterne Mäßigung fehlt. Denn wenn es auf der einen Seite scheint, als wollte er selbst das Verbot des Feueranzündens festgehalten wissen, so gibt er auf der andern Seite frei, in der Noth am Sonntage Korn einzuerndten, ja rechnets unter die „bürgerlichen Nothsachen: einen Trunk Weins holen lassen, wenn ein guter Freund unverhofft von ferne kommt oder wenn ein Mantel einen Riß bekommt, ihn Sabbaths flicken zu lassen." Auf die Frage: „wie weit sich nach dem Willen Gottes die christliche Freiheit im Punkte vom Sabbath erstrecke?" antwortet er: „Ich verstehe durch die christliche Freiheit nichts anderes, als daß die Kirche des Neuen Testaments von der Knechtschaft unter den Ceremonien des Gesetzes, das Christus durch seine Zukunft erfüllt hat, entfreiet, ihrem Herrn und Gott im neuen Wesen des Geistes desto brünstiger dienen muß"; also daß der Schwache zu dieser Zeit so stark sein soll als David und der so stark ist als David, derselbe soll zu dieser Zeit sein als Gottes Haus und als des Herrn Engel. Gott fordert von uns nicht eine geringere, sondern größere Gottseligkeit. Wenn Christus spricht: bittet, daß eure Flucht nicht geschehe am Sabbath, so setzt er, die Flucht als eine Nothsache und doch wird dadurch die Ruhe des Sabbaths gebrochen. „So nun gottselige Herzen sich darum bekümmern, daß ihr Sabbath um der Flucht willen verstört wird, die sie doch nicht, ohne durchs Gebet zu Gott, abwenden können, was wollen wir dann von dem Gewissen derjenigen Leute sagen, die ohne alle Noth mit frischem, freiem Muth, unter dem Schanddeckel der christlichen Freiheit, allerlei Ueppigkeiten, Hochzeiten, Tänze, Spielen, Jahrmärkte, Kirchgänge und Wohlleben am Sabbath geschehen lassen?" Dies werden die Prediger und Obrigkeiten gar schwer vor Gott verantworten müssen, die nach dem Gottesdienste dem Volke die Zechen aufschließen und tapfer einschenken lassen. Denn, welches ist ärger zu sagen: wann will der Sabbath ein Ende haben, daß wir Korn verkaufen mögen, oder zu sagen: wann wird der Gottesdienst aus sein, daß wir mögen Bier und Wein verkaufen, daß wir mögen spielen, saufen, tanzen? Welches ist ein größerer Greuel vor Gott, den Gottesdienst verlassen und gar nicht in die Versammlung kommen, oder aus dem Hause Gottes unter der Teufel Gesellschaft gehen und das Fünklein der Gnade mit Bier und Wein ausgießen? (Mrc. 1, 19.)

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 18. Mai. № 40.

Aus Rom.

Moderne Römische Gottesdienste.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Erste Abtheilung.

Wir geben im Folgenden eine Uebersetzung von „Briefen aus Rom", die im vorigen Jahre in dem „Guardian", einem Englisch-kirchlichen Blatte, erschienen sind. Der Verfasser — nach den Briefen ein Anglicanischer Geistlicher — hat das kirchliche Leben Roms so gründlich erforscht und nimmt bei seiner Beschreibung einen so würdigen Standpunkt ein, daß wir glauben, durch Mittheilung dieser in Deutschland kaum bekannten Briefe den Lesern der Ev. K. Z. willkommen zu sein. Da, wo entweder weniger Interessantes und schon Bekanntes gesagt wird oder Beziehungen auf die Anglicanische Kirche vorkommen, die uns ferner liegen, haben wir geglaubt, kurze Auslassungen oder Aenderungen machen zu dürfen. Für unsere eigenen Berichte „aus Rom" werden diese Briefe eine passende Ergänzung bilden.

.... den 21. August 1860. Es war mir stets, ehe ich nach Rom ging, ein Räthsel, wie in aller Welt das geistliche Leben einer Röm.-Kath. Bevölkerung erhalten wird. Da das Brevier und Missale — kurz ihr prayer-book — lateinisch sind und natürlich nicht von jedermann verstanden werden, wie fangen es die Ungelehrten, wie fängt es mit andern Worten die große Masse der Bevölkerung an, ihr eigenes geistliches Bedürfniß und Verlangen zu stillen? Mag der Romanismus so verderbt sein, wie er will, so besitzt Rom doch sicherlich prächtige Kirchen und wir hören, daß diese in der Regel offen und oft zahlreich besucht sind. Womit nun beschäftigen sich die Andächtigen in ihnen? Begnügen sie sich damit, Woche für Woche die Matutin und Vesper anzuhören, ohne mehr als ein paar Worte von beiden zu verstehen? Wie ist es möglich, daß sie auf diese Weise die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit lernen oder sich die nöthigen Umrisse des christlichen Glaubens aneignen können? Die Versicherung, daß die Gottesdienste des Breviers, Matutin, Vesper, Complet u. s. w. nicht für den Gottesdienst der Pfarrkinder gebraucht werden, beantwortet diese Fragen nicht. Dies vermehrt die Schwierigkeit, statt sie zu beseitigen.

Das Brevier gibt die Röm. Kirche ihren Kindern nicht zur Erhaltung des geistlichen Lebens, was gibt sie ihnen denn? Um kurz zu sein: Wenn „zur Kirche gehen" der correcte populäre Ausdruck ist für den Anglicanischen Begriff eines äußerlich religiösen Menschen, so bezeichnet „die Messe hören" dasselbe nach der Römischen Anschauung. Wir verstehen unter „zur Kirche gehen" natürlich das Zugegensein beim „morning prayer" oder „evening prayer" oder bei beiden. Dies schließt gleicherweise fast ohne Ausnahme eine Predigt mit ein. „Die Messe hören" ist ein ganz verschiedenes Ding. Es besteht einfach darin, daß man sieht und hört oder wenigstens beobachtet, wie der Priester celebrirt. Ungeistliche Leute werden an einer Messe Theil nehmen, die schon begonnen hat und so mit ihrem Gottesdienste in 20 Minuten oder weniger fertig werden. Jedoch es ist nicht hübsch, die ungeistlichen Leute irgend einer Kirchengemeinschaft als Beispiel zu citiren. Beschreiben wir lieber die Praxis eines frommen Anbeters. Er (vielleicht sagte ich besser sie) sucht die Messe nicht seltener als täglich zu hören (gerade wie die Frommen in unsem Lande danach streben, täglich die Kirche zu besuchen) *) und communicirt (gerade wie bei uns zu Lande) einmal monatlich oder öfter. Sorgfältig ausgeführt dauert die Messe eine halbe Stunde und man fühlt, daß man so jede Woche nur wenig Zeit an den öffentlichen Gottesdienst wendet. Demgemäß besuchen fromme Leute am Sonntag zwei oder drei Messen hintereinander, und hören bei Gelegenheit ihrer Communion noch eine dazu. Das sind die Andachtsübungen des Vormittags.

Sie unterliegen im Detail noch den folgenden Verschiedenheiten, daß man zu irgend einer Kirche geht (denn ein Parochialgefühl in dieser Beziehung ist unbekannt), daß man zu irgend einer Zeit zwischen 5 Uhr Morgens und Mittag eintritt, daß man in der Nähe eines Altars knieet, an dem die Messe noch nicht begonnen hat, daß man dem lateinischen Got-

*) Daß wir doch diese Bemerkung auch von unserm Lande machen könnten! Daß bei uns die in der Englischen Kirche mächtige und erfolgreiche Bewegung für Einrichtung täglicher Gottesdienste einen Wiederhall fände. Daß bei uns die Geldquellen zur Bestreitung der Kosten derselben so reichlich flössen wie dort. Ich weilte z. B. in einer Landgemeinde, der der verstorbene Grundbesitzer Kirche 2c. gebaut und dann ein Legat ausgesetzt hatte, um Organisten, Chor 2c. für Abhaltung täglichen Gottesdienstes zu bezahlen.

Anm. des Uebers.

tesdienst folgt, so gut man es eben vermag, und daß man dabei, — freilich nur selten, — respondirt. (Das Respondiren ist Sache des kleinen Knaben, der den Priester bedient.) Beabsichtigt man zu communiciren, so pflegt man früh, z. B. um ½6 oder 6 Uhr zu gehen; bei andern Gelegenheiten um 10 oder 11 Uhr. Um diese Zeit wird gewöhnlich Messa cantata gefeiert. Diese Messe wird am zahlreichsten besucht und dauert eine Stunde. So glaube ich ehrlich das Gesammtmaaß der Betheiligung eines respectablen Romanisten am öffentlichen Gottesdienst für den Sonntag beschrieben zu haben. Denn am Nachmittag geht er vielleicht gar nicht zur Kirche.

Eine größere Annäherung an unsere Weise des Kirchengehens findet bei den Personen statt, die an Sonntagen darauf achten, die Messe zu hören (ich glaube Messa conventuale genannt), im Verlauf derer der „parocco“ eine Ansprache über das Evangelium des Sonntags hält. Diese ist, glaube ich, stehend eine „spiegazione del Vangelo“ und dauert dreiviertel Stunden. Eine halbe Stunde würde man für durchaus zu kurz halten. (Eine „predica“, Predigt, dauert ein „Stündchen“ und ist ein anderes Ding.) Dieser Gottesdienst nimmt im Ganzen zwischen fünfviertel und anderthalb Stunden in Anspruch. Wer es genau mit dem Besuch dieser Messe nimmt, wird dann auch zu denen gehören, die sich's zur Regel machen, am Nachmittag eine Kirche zu besuchen „per visitare il Sagramento e la Vergine.“ Diese „visita“ nimmt wenige Minuten in Anspruch und wird ausgefüllt mit dem Hersagen von fünf Paternosters, fünf Ave Maria's und fünf Gloria's zu Ehren der fünf Wunden des Heilandes, — oder mit dreien von Jedem zu Ehren der heil. Dreieinigkeit. Dazu kommen drei Ave Maria's für die heil. Jungfrau. In den gebräuchlichen Andachtsbüchern finden sich in der Regel Gebete, die fromme Leute bei diesen Gelegenheiten zu brauchen angewiesen werden.

Ich glaube, der einzige andere gewöhnliche Gottesdienst an Sonntag Abenden in einer Röm.-Kath. Kirche besteht in dem „Rosario della Madonna“ und der „Benedizione.“ Den Rosenkranz sagen (der Gebrauch soll von S. Dominicus im 12ten Jahrhundert erfunden worden sein), bedeutet nichts Anderes als 150 Ave Maria, 15 Pater Noster und ebensoviel Gloria's zu Ehren der heil. Jungfrau zu wiederholen und bei jedem zehnten Ave Maria und einzelnen Pater Noster über eins der 15 Mysterien des Rosenkranzes zu meditiren, von denen 5 „gaudiosi“, 5 „dolorosi“ und 5 „gloriosi“ sind. So war das erste „mistero gaudioso“ die Verkündigung Mariä, das zweite der Besuch bei Elisabeth u. s. w. An diese Andachtsübungen knüpft sich ein bestimmter Ablaß. Benediction, von den Franzosen salut genannt, bedeutet die Ausstellung und dann den Segen mit der geweihten Hostie zusammen mit der Litanei der heil. Jungfrau und dem „Tantum ergo“, d. h. den beiden letzten Versen der Hymne „pange lingua gloriosa.“ Beiläufig sei bemerkt, daß man in der Litanei sei Kurzem die Anrufung: „Regina, sine labe originali concepta, ora pro nobis“ eingeschoben hat. Das ist der „Abendgottesdienst“ in Rom. Es gibt natürlich auch Kirchen, in denen man an der oft mit Musik verbundenen Vesper Theil nehmen kann. Denn es gibt ja so viele klösterliche Genossenschaften in Rom, daß jeder der Hauptkirchen eine oder die andere zugeordnet ist. Aus diesem Grunde kann man, beiläufig gesagt, in Rom selbst kaum eine richtige Anschauung des Römischen Systems bekommen. Jedoch von Rom allein haben wir jetzt zu sprechen.

Da entsteht nun natürlich sogleich die Frage: Wie kann das geistliche Leben eines Volks oder vielmehr das Verlangen eines frommen Herzens nach öffentlichem Gottesdienst bei so schmaler Kost wie diese befriedigt werden? Ja noch mehr: wie kann der gemeine Mann, ohne mehr religiöse Unterweisung als die beschriebene zu erhalten, die nothwendigen Umrisse himmlischer Wahrheit, gerade die Anfangsgründe religiöser Erkenntniß, erlangen? Die Antwort ist die, daß wenn auch das oben Gesagte das Ganze oder beinahe das Ganze ist, was sie von unserm Verfahren beim öffentlichen Gottesdienste haben, dennoch der eben erwähnte magere Abriß keineswegs die ganze Versorgung ist, die die Römische Kirche ihrer Laienwelt zu Theil werden läßt. Man verbanne aus seinem Sinne jeglichen Gedanken an die Breviergottesdienste. Diese gehen die Laienwelt durchaus gar Nichts an. Nein, das Heilmittel hat man in Etwas gefunden, was unendlich viel moderner, unendlich verschieden von jenem ist, und dies bin ich jetzt im Begriff zu erklären.

Eine Gelegenheit, die Kirche zum Zwecke des Gemeinde-Gottesdienstes zu besuchen, bietet sich frommen Leuten durch die wiederkehrende Ankündigung eines sogenannten Triduo oder Novena zu Ehren irgend eines Heiligen. Diese Extra-Gottesdienste, die, wie ihr Name besagt, sich über drei oder neun Tage erstrecken, gehen gelegentlich, z. B. bei den großen Festen der Kirche, von den kirchlichen Körperschaften selbst aus. Oefter, glaube ich, sind sie der Ausdruck persönlicher Frömmigkeit. Irgend jemand, der von der Hand eines Heiligen — S. Giuseppe, S. Ignazio, S. Luigi oder wahrscheinlicher der Madonna — eine Gunst erbitten will, ordnet ein Triduo oder eine Novena ihnen zu Ehren an. Aber in Zeiten nationaler Calamität geschieht dies auf öffentlichen Befehl und siebenjähriger Ablaß wird denen verheißen, die an einem der Tage anwesend sind; vollständiger Ablaß aber allen denen, die sich täglich nach Beichte und Communion andächtig einstellen. Oft richtet eine Brüderschaft ein Triduo ein, dessen genauer Charakter dann von der Liberalität derer, die es ins Werk setzen, und von dem Usus der Kirche, wo es gefeiert wird, abhängt; denn jede Hauptkirche hat darin ihre eigne Methode. Jedoch ist zwischen ihnen Allen eine starke Familienähnlichkeit. Bestimmte Gebete in der Landessprache, die Litanei der Jungfrau, Hymnen und die Benediction, verbunden mit unterschiedlichen Stücken von Vocalmusik — aus diesen Elementen besteht in der Regel der Gottesdienst. Oft wird auch eine Predigt eingelegt. Die Wände der Kirche, in der diese Functionen stattfinden sollen, sind dann ohne Ausnahme mit pariti oder goldgesäumten seidenen Draperieen (roth,

weiß, blau und gelb) behängt. Dies macht einen sehr flitterhaften und sehr stark das Gegentheil eines feierlichen Eindrucks; aber sichtlich entzückt es das Volk. Auch sind einige Kronleuchter aufgehängt und Kerzen in üppiger Fülle über dem Altar angezündet.

Zweier solcher Gottesdienste erinnere ich mich sehr deutlich. Der eine war in der Kirche S. Maria della Pace. Um 5 Uhr war die Litanei der Heiligen und bis 6½ war Alles zu Ende. Die Kirche war klein und dunkel und gedrängt voll von Leuten sehr niedrigen Standes, die einen rührenden Anblick darboten; denn obwohl die Gebete u. s. w. theilweise lateinisch waren, so respondirten doch die armen Leute fleißig. Um 7½ Uhr begann ein zweiter Gottesdienst (nur für Männer), der aus der Litanei der heil. Jungfrau und einer Predigt bestand. Natürlich gab es dabei auch lustige Musik. Ein Triduo in S. Andrea delle Fratte war schon großartiger, so glänzend fürwahr, wie 18 Glaskronen und einige hundert Kerzen es nur immer machen konnten. Nach der einstündigen Predigt eines Mönchs (ein panegirico auf S. Francesco da Paolo) trugen unter Begleitung der Orgel und einer Art Horn acht oder neun Personen einige Gesangstücke vor. Diese klangen freilich wie Opernarien, doch sollten natürlich die Worte für feierlich gelten. Einer der Männer hatte eine so lächerliche Fistelstimme, daß die ganze Versammlung zu lachen anfing. Dann kamen einige Gebete, auf die das „Te deum" folgte. Ueberraschend und schön war es, als bei der Bitte: „Nun hilf uns Herr den Dienern dein u. s. w." die ganze Versammlung plötzlich auf die Kniee fiel. Es war klar, daß die gedrängt anwesende Menge die ganze Sache im Lichte einer musikalischen, mit einem gewissen Maaße religiöser Ceremonieen verbundenen Unterhaltung ansah und so die oft widerstreitenden Ansprüche der Pflicht und des Vergnügens hier in glücklicher Weise versöhnt fand.

Eine andere Uebung der Andacht, die bei dem Volke populär ist, ist die Via Crucis*) mit ihren Stationen. Mit dem Priester und seinen Assistenten von einer Station zur anderen zu gehen, Theil zu nehmen an den Gebeten, die bei jeder Station emporgesandt werden, oder die kurze Ansprache, die oft zu gleicher Zeit gehalten wird, anzuhören, — dies Alles bildet eine eigene funzione, einen eigenen Gottesdienst. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß er in der Landessprache geschrieben und eine durchaus moderne Erfindung ist. Geben wir eine kurze und nicht üble Probe: 4te Station: Gesu incontra la sua SS. Madre: O Divin Figlio di Maria! O Santissima madre del mio Gesu: eccomi ai vostri santissimi piedi umiliato e compunto: son io quel traditore, che fabbricai, peccando, il coltello di dolore, che trappasso i vostri tenerissimi cuori.**)

*) Wer das katholische Deutschland, sonderlich die Alpengegenden kennt, wird sich der oft so malerisch gelegenen sogenannten Calvarienberge erinnern. Auf dem Bergesgipfel stehen weithin sichtbar 3 Kreuze, er stellt Golgatha vor; der Weg vom Fuß bis zum Gipfel stellt dann den Leidensweg Christi vom Garten Gethsemaneh bis nach Golgatha dar. In 14 Capellen zur Seite des Weges sind bildlich die Hauptmomente in Christi Leiden (Stationen) dargestellt worden. — So die Deutschen Calvarienberge, der Schauplatz der Wallfahrten. Ich entsinne mich nicht, in Italien die Berge und Hügel zur via crucis benutzt gesehen zu haben. Ich fand sie meist in Kirchen. Die berühmteste im Colosseum. Anm. des Uebers.

**) Jesus begegnet seiner heiligsten Mutter. — O göttlicher Mariensohn! o heiligste Mutter meines Jesu! siehe ich liege Euch zu Füßen, gedemüthigt und zerknirscht! Ich bin der Verräther, der ich durch meine Sünden das Schmerzensmesser geschmiedet habe, das durch Eure zartesten Herzen gegangen ist!

In höchster Vollkommenheit wird die via crucis im Colosseum ausgeführt, das jetzt geweihter Raum ist und in dessen Arena rundherum die Stationenbilder aufgestellt sind. Jeden Freitag kann man dort die via crucis 2 Stunden vor Ave Maria sehen; (Gibbon hat erzählt, daß bei ihrem ersten Anblick der erste Gedanke, „the Decline and Fall of the Roman Empire" zu schreiben ihn erfaßt habe.") Am Charfreitag aber ist die Darstellung ganz besonders charakteristisch. In diesem Jahr apostrophirte der leidenschaftlich erregte Mönch die blutenden Wunden seines großen Crucifixes und rührte die Landleute bis zu Thränen. Eine bunte Masse schloß sich, aufgeregt und gerührt, der Procession durch das gewaltige Oval des Colosseums an. Man beschrieb es mir als einen wahrhaft außerordentlichen Anblick.

Ich selbst war nicht im Stande, zugegen zu sein; aber es ist nicht schwierig, sich nach dem, was man bei anderen Gelegenheiten gesehen, die Scene auszumalen. In wie grellem Contrast steht doch die gewaltige Ruine, die sich in ernster, massiver Majestät erhebt, zu irgend einem modernen von „gestern" her datirenden Aufzuge, der darin aufgeführt wird. An dem Abend, wo ich die via crucis im Colosseum sah, traten zwölf Mitglieder einer Brüderschaft*) (mit verhülltem Gesicht) sammt ungefähr ebensoviel schwarzgekleideten Frauen ein, deren erste ein Kreuz trug. Voran ging ein Kapuziner, von zwei Männern mit angezündeten Lampen geleitet. Ein paar fromm gesinnte Leute bildeten den Nachtrab. Nach einer kurzen Predigt begann der Besuch der Stationen. Mittlerweile fiel das sanfte Sonnenlicht wie eine Fluth auf die mächtige Ruine, die in dieser Beleuchtung erst recht wunderschön und großartig erschien. Die wilden Blumen standen alle in Blüthe und die Vögel sangen wie daheim auch; vornehmlich blieb eine Krähencolonie in fortwährendem Krähen, — ein Ton, den man zu verstehen glaubte. Die ganze Feier wirkte dadurch um so ergreifender, daß sie so unscheinbar und gleichsam nur Privatsache war.

Diese schöne Beschreibung ruft dem Uebersetzer lebhaft die eigenen Besuche im Colosseum in die Erinnerung zurück. Sei es ihm gestattet, die über einen derselben gemachten Notizen hier einzuschalten. Es war an einem Sonntag Nachmittag, als ich mit einem Freunde den riesigen Bau in seinen Galerien, Corridoren und Treppen durchkletterte. Endlich kamen wir ganz oben an. Wie viele Gedanken ruft doch diese Ruine wach! In stummer aber beredter Sprache erzählt dieser gewaltigste Bau Rom's von der Weltherrschaft des Römischen Reichs und seiner Kaiser. Aus allen Ländern brachte man die Steine zusammen, die Gefangenen dreier Erdtheile wurden hier verwandt. Er erzählt uns ferner von dem letzten Gerichte Gottes über sein Volk. Hier mußte Israel, das Volk Gottes arbeiten als Knecht der Heiden. Denn Vespasiom verwandte gerade zum Bau des Col. die gefangenen Juden. — Und dann begann vor dem Auge der

*) Diese „Erzbrüderschaft der Liebhaber Jesu und Mariä" besteht eigens zu dem Zweck der Leitung der via crucis im Colosseum. Die Tracht dieser Laien-Brüderschaften, die, in Rom sehr zahlreich, überhaupt ein wichtiges Moment in dem Leben der Kath. Kirche bilden, ist höchst eigenthümlich. Mich ergriff beinahe ein Grauen, als ich kurz nach der Ankunft in Rom auf dem Forum ging und plötzlich vom Colosseum aus unter dumpfem Gesange ein Zug „Vermummter" mir entgegen kam, in grauer Kutte, einer eben solchen Kappe, nur mit kleinen Löchern für die Augen, über den Kopf gezogen. Anm. des Uebers.

Phantasie der verwitterte Bau sich zu verjüngen, die alten marmornen Sitzreihen traten hervor, ringsherum füllte sich der Bau mit den 90,000, die darin Platz hatten, in seine Lage uns gegenüber trat der Kaiser Trajan oder Decius oder Diocletian, man glaubte das Wuthgeschrei der Menge zu hören: Christianos ad leones! Man sah wie S. Ignatius von Antiochien, wie die „Wolke von Zeugen" hineingeführt wurden in die Arena, wie sie unter den Zähnen und Krallen der Bestien zusammensanken, ihre Seele aber aufwärts stieg „auf Elia Wagen mit engelischer Schaar, die sie auf Händen tragen, umgeben ganz und gar," die Ohren wurden betäubt durch den trunkenen Jubel von Kaiser und Volk, den furchtbar wahren Commentar zu Apocal 17, 6: Und ich sahe das Weib, trunken von dem Blute der Heiligen und von dem Blute der Zeugen Jesu, — und plötzlich ward man durch den sanften und innigen Gesang eines christlichen Hymnus, dessen Worte miserere und Gesu deutlich bis oben herauf klangen, aus diesen Gedanken erweckt. Man schlug die Augen auf, man sah unten in der Mitte der Arena das Kreuz aufgerichtet, man sah die Procession, die auf der via crucis bei einer Darstellung des Leidens Jesu nach der andern singend und betend Halt machte. Man sah weiter die Wirklichkeit. Das Colosseum — eine gewaltige Ruine, namentlich im Innern; es scheint als ob kein Stein, der das Blut der Christen hat fließen sehen, an seiner Stelle bleiben durfte. Durch die offenen Bogen schaute man herüber auf die Ruinen der Kaiserpaläste, des größten Tempels Rom's (Venus und Roma), der Thermen des Titus, die sich über dem goldenen Hause Nero's erhoben, — kurz auf die Trümmerwelt des alten Rom's die einzig dasteht in ihrer Großartigkeit, einzig aber auch namentlich bei Nacht in ihrer unheimlichen und schaurigen Oede. Dieser ganze Theil Rom's ist, wenn man schon an Jesaias zurückdenkt, der die wüsten Plätze Stätten der Thiere und Dämonen nennt, (Jes. 13, 21.) wahrlich ein sprechender Commentar zu Apocal. 18, 2: „Sie ist gefallen, Babylon die große und eine Behausung der Teufel geworden und ein Behältniß aller unreinen Geister und eine Behältniß aller unreinen und feindlichen Vögel," das Kreuz und die Feier der via crucis in dieser Umgebung war wieder eine der sichtbaren und fühlbaren Darstellungen des Sieges des Kreuzes Christi über die gottfeindliche Weltmacht, wie er sich in der Weltstadt so besonders herrlich vollzogen hat, und an denen Rom so reich ist. Der Anblick dieses Sieges machte mir die via crucis im Colosseum so lieb, daß ich öfter hinging. Ich finde, daß sie eine der am Wenigsten unevangelischen Feiern im sonst so römischen Rom ist. Sieht man von der Römischen Außenseite ab, so soll hier wirklich die Andacht auf das bittre Leiden Jesu an unserer Statt hingelenkt werden und auch die der Procession vorangehende Predigt thut dies oft, wie ich aus eigener Erfahrung und aus den Berichten von Freunden weiß, in einer fast ganz evangelischen Weise. Eine Predigt über die Schmerzen der Maria ward vorigen Winter gehalten, die von allem modern Römischen Unwesen frei war. — Leider kann man nicht aus dem Colosseum scheiden, ohne höchst empfindlich an das moderne Rom erinnert zu werden. An allen Eingängen steht angeschlagen, daß wer mit gläubigem Herzen das Kreuz in der Mitte küsse, 100 Tage — oder mehr — Ablaß bekomme. Die Gläubigen eilen zu allen Stunden hinzu, des Segens dieser Verheißung theilhaftig zu werden. Doch wir kehren zu unsern Engl. Briefen zurück.

Wenden *) wir uns jetzt zu der Zahl der Confraternitäten in Rom und zu der großen Ausdehnung, die religiöse Vereinigungen dort gefunden haben. In jeder Pfarrei ist eine confraternita, eine von Männern und eine von Frauen, aber im Ganzen giebt's dieser freien Vereinigungen wohl zwei mal so viel als Pfarreien und zwar für alle möglichen Zwecke, z. B. für die Begleitung des Sacraments, wenn es durch die Straßen zu einem Kranken getragen wird, für den Besuch der Kranken, für das Begräbniß der Todten, für das Gebet um Bekehrung der Sünder u. s. w. — Der Punkt auf den wir hinzuweisen haben, ist mehr die Kundgebung religiöser Gefühle, für die diese Einrichtungen Bürgschaft leisten; die Gelegenheit zur Ausübung gemeinschaftlichen Gottesdienstes, die sie geben und der Spielraum, den sie für die Entfaltung vieler anderer von den religösen Instincten lassen, die tief in das menschliche Herz hineingeschrieben sind. Kurz vor Ascher-Mittwoch wird ein amtlicher Erlaß veröffentlicht des Inhalts, daß da einige der hauptsächlichsten Reliquien und „Sagri Immagini" während der bevorstehenden Fastenzeit in den näher bezeichneten Kirchen ausgestellt werden sollten, die Confraternitäten Rom's durch den Pabst aufgefordert würden, sich in Procession zu diesen Kirchen zu begeben. Dann folgen die Namen von 6 Kirchen, St. Johannes im Lateran, St. Maria Maggiore u. s. w., jeder von diesen gehören 15 Confraternitäten zu, von denen zwei oder drei angewiesen werden, die Kirche am bestimmten Tage zu besuchen. Im Ganzen werden dabei 87 Confraternitäten aufgezählt.

Der Besuch der Kirche findet etwa um 5 Uhr statt, — etwa 2 Stunden vor Ave Maria. Ich war bei drei Besuchen anwesend, die an dem letzten Fastensonntage in schneller Aufeinanderfolge in der Kirche der heil. Praxedes gemacht wurden. Das erste Anzeichen des Nahens einer Brüderschaft war ein in der Kirchenthür erscheinendes verhülltes Crucifix, dem die Procession auf dem Fuße folgte. Auf jeder Seite des Anführers ging Einer mit einer gewaltigen Kerze und je zwei und zwei folgten dreißig oder vierzig Personen, unter ihnen durch Marschallsstäbe kenntlich eine Art Beamtete. Der Kaplan der Gesellschaft von Kerzenträgern geleitet, machte den Schluß. Alle hatten die nämliche Kleidung, ein sacco oder Kutte und eine mozzetta oder Kragen in weiß, violett und blau und ein Abzeichen am linken Arm. Ein Capuccio bedeckte Aller Gesichter, nur nicht das des begleitenden Geistlichen. Ein kleiner Zug Frauen schloß sich der Procession an. Die drei oder sechs ersten waren sichtlich Damen, von denen die erste ein großes Crucifix, die beiden ihr zur Seite je eine Kerze trugen. Sie trugen schwarze Schleier, aber ihr Gesicht war zu sehen und Anstand und Würde ihres Benehmens waren unübertrefflich. Sie schienen für Nichts als die religiöse Feier, an der sie theilnahmen, Gedanken zu haben. Sie zu sehen war eine wahre Freude.

(Schluß folgt.)

---

*) Die hier vorhergehende Beschreibung der 40 Stunden-Gebete lassen wir aus, da wir in unserm eigenen Artikel „die Peterskirche" uns darüber verbreitet haben.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 40.

Th. Großgebauer.

(Fortsetzung.)

Gottes Wort und Geist ist ein köstliches Talent, das müssen wir nicht allein recht empfahen, sondern auch damit wuchern. Was wollen aber die damit wuchern, die von dem Tisch des Herrn an des Teufels Tisch, von dem Bade in die Pfütze, aus dem Hause des Herrn in das Haus Bacchi laufen und wieder einschlucken, was sie etliche Stunden ausgespieen hatten? Sollten nicht Geistliche und Weltliche das arme unwissende Volk dahin halten, daß sie den heiligen Ruhetag des Herrn heiliglich endigten und wie die Kinder Gottes am Abend des h. Tages den Verlauf des vollbrachten Tages überschlügen, sich mit Gott wegen einiger Unachtsamkeit versöhnten und sich nüchtern und mäßig in den Schooß ihres nunmehr versöhnten himmlischen Vaters schlafen legten? Derohalben verwundert euch nicht länger, o ihr Fürsten, Herren, Patrone, Superintendenten und Pfarrherren, warum doch bei so vielen Predigen des lauteren Wortes die Leute immer ungeistlicher und ungöttlicher werden. Daher kommts, daß ihr und euer Volk durch eine unchristliche Freiheit nicht ohne des Satans Arglistigkeit verleitet, die Ruhe des Herrn abbrechet, darum bricht er auch seinen geistlichen Segen ab und lässet euch leer. Daher kommts, daß ihr viele Worte ausstreuet und auf den Kanzeln säet und bringet doch wenig ein und was euer armes Volk noch zusammen sammelt, das legen sie in einen löchrigen Beutel (Hag. 1). Denn euer Sonntag ist worden ein Sündentag; der Rüsttag des Herrn ist worden ein rüstiger Tag des Teufels. — Ach daß unsere Regenten und Geistlichen weise würden und des Herrn Tag ganz heiligten und ehrten also daß das Volk Gottes durch einen erbaulichen Gottesdienst auf den Ruhetag mehr und mehr von der Welt zu Gott abgewendet, himmlisch gesinnt und nach dem Bilde des Herrn durch den Geist des Herrn verändert würden! (2 Cor. 3). Gewißlich und fürwahr, der Herr würde von dem Tage an Segen geben, daß unsere Gemeinden blühen würden vor allen Gemeinden auf Erden. Denn die Erfahrung selbst lehrt uns, daß diejenigen Gemeinden am allerherrlichsten in der Gottseligkeit floriren, die den Sabbath am allersorgfältigsten heiligen und daß die Gliedmaßen in den Gemeinden für alle anderen an der Erkenntniß Gottes hervorleuchten, die am allermeisten über den Sabbath ihnen ein Gewissen machen. Denn Gottes Verheißungen müssen nicht fehlen und seine heilige Ordnung muß nicht vergeblich sein. Dahingegen sieht man auch vor Augen in den Ländern, Städten und Dörfern, woselbst der Sabbath des Herrn schändlich entheiliget wird, daß das Volk in seinem irdischen Sinn bleibet, von weltlichen Begierden bis in den Tod umgetrieben wird und fremd von dem Sinn und Geiste Christi in der alten Geburt verharret, also daß das arme Volk aus den Predigten weder Saft noch Kraft hat; weder gebessert noch erbaut wird und wie ein dürres verbranntes Sodom nichts als nur Aschenäpfel trägt, die auswendig roth und inwendig Gestank sind. Das ist ein Fluch über Land und Kirche. Denn so spricht der Herr von unserem verstümmelten und entheiligten Sabbath, wie er dort bei Maleachi von den Opfern redet: „Soll ein Mensch seinem Gott etwas abzwacken und ihn bestehlen? So sprechet ihr: worin bestehlen wir dich? In dem Sabbathtage; ihr brechet meinen Tag ab, wann ihr wollet und gebt mir davon so viel ihr wollet. Bringet aber den Zehnten (den Sabbath) ganz und prüfet mich hierin, spricht der Herr Zebaoth, ob ich euch nicht die Fenster des Himmels aufthun werde und werde Segen herabschütten, bis kein Raum mehr da ist.“ *) (cf. Jes. 58.)

(Schluß folgt.)

Die moderne christliche Poesie.

Die gegenwärtige weltliche Poesie zu charakterisiren ist uns Karl Immermann durch seinen Roman, die Epigonen betitelt, zu Hülfe gekommen; wir leben im Zeitalter der Epigonen, die Literatur ist Wurzelaufschlag eines abgeholzten Dichterhains, ihre Tonangeber sind Sämlinge einer Kernsaat, die, wie alle Pomologen wissen, ihrer eigenen Natur überlassen, einzeln einen brauchbaren Baum liefern können, aber dieses sind nur Ausnahmen von der Regel, die Regel sind Holzäpfel; darum ist denn auch der durchschlagende Charakter der Literatur, besonders seitdem die Demokratie die letzten Reste der Romantik aufgefressen hat, die Rohheit. Schwerer wird es uns, die geistliche Verskunst unserer Tage zu bezeichnen, dazu müssen wir weiter in der Geschichte zurückgreifen. Seitdem Paul Gerhard durch seine Lieder die geistliche Poesie so weit verinnerlicht hatte, als es beim Wahren der vollen Bande mit der Kirche nur möglich war, setzte die Folgezeit diese Arbeit des Sichverinnerlichens mit Versäumniß der poetischen Versenkung in das große Ganze der kirchlichen Gnaden und Gaben fort, der Pietismus ging darauf noch weiter und nahm aus der Kirche nur das Lamm heraus, damit andächtig zu verkehren, es zu besingen, auch wohl mit demselben zu kokettiren. Solche Einseitigkeit mußte Ueberdruß erzeugen, und als man dieses empfindend sich nach andern

---

*) Eine Frucht seines und seiner Freunde Zeugnisses ist übrigens das strenge Sonntagsmandat, welches der Rostocker Rath 1661 erließ.

Gegenständen umsah, ihnen mit der heiligen Verskunst zu dienen, hatte man die Seile der Kirche schon so weit ab- und weggeworfen, daß man sie nicht wiederfinden konnte: so griff man denn zu dem, was noch da war, zu dem christlichen Leben, und es wurden die Tugenden, immer mehr von der Kirche als Bewahrerin des Glaubens losgelöst, Gegenstände der Dichtung und des geistlichen Gesanges; wie tief hiebei die christliche Poesie sank, bis zu welcher Hohlheit, Geschmacklosigkeit und Unpoesie man dabei herabkam, bezeugt die Menge der schlechten Gesangbücher, welche im Ausgange des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, zum Kummer der Seelen, die noch Christum lieb hatten, den Gemeinden aufgenöthigt wurden. Wir führen zur Stütze unsers Satzes nur zwei Verse aus dem Hannoverschen Katechismus an, erstens wie man die Tugend als Ganzes besang:

Schön ist die Tugend! mein Verlangen
Und meiner ganzen Liebe werth.
Mit aller Kraft ihr anzuhangen
Hat meine Seele oft begehrt.
Ach! könnt' ich, wie würd' ich mich freun;
Wer heilig ist, muß selig sein.

und zweitens wie man von einer einzelnen Tugend dichtete:

Nicht mürrisch, finster, ungesellig
Ist, wer ein Christ zu sein sich freut,
Ist ohne Schmeichelei gefällig,
Vereinigt Ernst mit Freundlichkeit,
Und was er sagt und was er thut
Ist anmuthsvoll, ist wahr und gut.

Glaubt man doch in den letzten Zeilen eine Kokette von sich reden zu hören, die aus Bescheidenheit nur ihren Namen verschweigt.

In die Zeit der Herrschaft solch angeblicher geistlicher Poesie fallen nun die ersten Regungen und Ergießungen der mit dem Erwachen des Glaubens und nach Ueberwindung der Zweifelung naturgemäß zu Tage tretenden christlichen Poesieen: welchen Charakter konnten nun diese tragen? Die Sänger hatten sich aus Unglauben zum Glauben, von der Zweifelung zur Zuversicht mühsam heraufgearbeitet und den Charakter mußte auch ihre Poesie an sich tragen; sie nahmen den Griffel zum Schreiben in die Hand, während ihnen die Schweißtropfen vom Stoppellesen in Aegypten noch auf der Stirn standen; sie wollten den Mund aufthun zum Singen und siehe, er war von langer Arbeit und Stehen vor dem Ziegelofen trocken wie ein Scherben; wie konnte man da ein Lied anstimmen von den Bäumen des Herrn, die voll Safts stehen, von den Zedern Libanons, die er gepflanzt hat? Wie war da eine Aufforderung Luthers zur Freude, man möchte fast sagen, zum Tanz möglich:

Nun freut euch lieben Christen gemein
Und laßt uns fröhlich springen.

Oder das jubelnde Entzücken Nicolai's:

Wie bin ich doch so herzlich froh,
Daß mein Schatz ist das A und O,
Der Anfang und das Ende.

Oder jene Sicherheit des Gebets:

Du höchster Tröster in aller Noth!
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod:
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verklagen.

Oder jener ruhige Muth auf Grund von Psalm 8:

Der Kinder Mund, die an den Brüsten liegen,
Red't schon von dir ohn' Reden in der Wiegen;
Der schwache Mund, du lehrst ihn deinen Preis,
Daß er den Feind zu widerlegen weiß.

Solche Poesie kann die Menge überwältigen, wie das Wort von Karl Moor seine Genossen zum Kampf fortreißt: ich fühle eine Armee in meinem Arme, aber dergleichen konnte jene Zeit nicht bringen, darum sind auch die Lieder von Albert Knapp, Spitta, Beyschlag, weil sie die Menge nicht bewältigen können, für die Kirche nicht zu gebrauchen. Ihr Character ist Klage der Maria, daß sie den Herrn ihr weggenommen haben, oder stille Freude, daß sie ihn wieder gefunden hat, innerliches Versenken in die Liebesthaten des Heilands der Welt und tiefer Schmerz, daß sie dieses nicht erkennt; ergebene Wehmuth, daß noch Reste der Andächtigen geblieben sind, und Hoffnung, daß Einzelne in den Tagen des großen Abfalls sich wieder zu ihm wenden werden, ein Bewußtsein des Isolirtseins, ein Gefühl der Ermattung und Furcht des Unterliegens in der Schwachheit, ohne die Pauliniſche Reaction: wenn ich schwach bin, bin ich stark; — ihr Dienst ist darum private Erbauung. Damit wollen wir aber den Werth der Arbeit dieser lieben Männer nicht herabsetzen, die überraschende Zahl der Auflagen von Spittas Psalter und Harfe zeugt von dem Bedürfniß solcher Mittel zur Erbauung, und es ist uns immer wohlthuend, so oft wir Spitta's Engel der Geduld zum Clavier singen hören und dabei unserer Kindheit gedenken, wo man Loblieder auf Allah, auf alle möglichen heidnischen Götter und Göttinnen, dazu Hymnen an Gesnersche Daphnen und Chloen zum Clavier sang und wo die Lieder von Hölty und Voß die einzigen waren, worin wenigstens Natur steckte. Aber bei aller Anerkennung des Guten, was jene christlichen Dichtungen an einzelnen Seelen gethan haben, sind wir doch gemeint, die unter unsern Brüdern, welche von der göttlichen Gnade poetische Begabung empfangen haben, könnten ihr Pfund besser verwerthen, wenn sie durch ihre Verse directe Brücken zur Bibel dem bibelunkundigen Geschlechte unserer Zeit baueten, und wir müssen hier von den Kindern der Welt, die klüger sind als die Kinder des Lichts, lernen.

Der verstorbene Varnhagen von Ense veröffentliche in den Anfängen der dreißiger Jahre, wo wir in die ersten literarischen Kreise unsers Lebens eingetreten waren, ein Buch unter dem Titel: Rachel, eine Sammlung Briefe, welche das Bedeutendste

enthält, was seine Frau Rachel an viele in Kunst, Wissenschaft und Staat hochgestellte Personen geschrieben, und das er mühsam gesammelt hatte um es zu ihrem Andenken drucken zu lassen. Uns sprach damals die Persönlichkeit, wie sie aus diesen Briefen hervorleuchtete, trotz alles Gebehrens darüber nicht besonders an, aber eins leuchtete uns ein, daß diese Briefe der Mund ihrer Zeit waren; eine Stelle ist uns besonders im Gedächtniß geblieben, daß sie eines Tages auch die Bibel ergriffen hatte und über den Eindruck schrieb: Die Bibel enthält doch viel Großes und Schönes, besonders in der Geschichte der Erzväter, wenn nur ein Göthe sich mal dem Geschäfte unterzöge, uns diese Personen in seiner Weise vorzuführen. Hier sprach sich ihre und hier spricht sich noch unsere Zeit aus: Alles, was sie aufnehmen soll, muß in Schiller-Göthesche Form gekleidet sein; ihr fehlt ganz und gar das einfältige Auge um die Einfalt der Bibel fassen zu können, von Göthe oder in Götheschen Worten muß ihr erst gezeigt werden, daß sie nicht bloß Wort des Lebens, Fußes Leuchte, sondern auch die höchste Poesie ist. Die dichterisch Hochbegabten können diese Kluft überspringen, wie der gottlose Heine, aber den minder Begabten muß eine Brücke durch Schiller-Göthe zu der Bibel gebaut werden. Der genannte Lästerer verspottet mit Lust unser Weihnachts- und Epiphaniasgefühl, wenn er von der Krippe zu Bethlehem dichtet:

Das Oechslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heiligen drei Könige sangen;

aber dennoch wird er von der Poesie in der Geschichte Belsazars so hingenommen, daß er sie besingen muß und sie auch historisch wahr mit einem Glauben an die Gerechtigkeit Gottes besingt; denn nachdem er des schwelgerischen Mahls, der heiligen Tempelgefäße, aus denen die Kebsweiber soffen, gedacht hat, läßt er Belsazar ausrufen:

Jehovah, dir spreche ich Hohn,
Ich bin der König von Babylon.

darauf erscheint die schreibende Hand, die Lösung der geheimnißvollen Worte und das Ganze schließt:

Belsazar noch in derselben Nacht
Von seinen Dienern ward umgebracht.

In dieser Weise sollen biblische Personen, Ereignisse, Zustände, Geschichte dem Geschlechte unserer Tage zugeführt werden; damit wollen wir durchaus nicht Heu, Stroh oder Stoppeln auf den einen Grund bauen, den Christus gelegt hat, wollen eben so wenig die ewige Form der Bibel angetastet wissen, aber, wie wir in einem früheren Artikel in diesen Blättern, Deutsch und Griechisch überschrieben, es gemeint haben, soll man dort durch mittelalterliche Poesie, hier durch Anbahnung der Wege zur Bibel das arme Schiller-Göthe gefütterte Geschlecht, das die Bibel nicht kennt und sie nur für ein langweiliges Buch der Moral hält, in der Sprache und Anschauung, die es allein kennt und versteht, zu ihr hinüberleiten und den Weibessaamen ihm ins Herz bringen, der der Schlange, die darin sitzt, allein

den Kopf zertreten kann. Dabei soll uns Mitleid mit dem hartgetroffenen Volke leiten, auf dem der Zorn Gottes viel schwerer gelegen hat, als auf dem Englischen, dessen Shakespeare in Ehrfurcht vor der Bibel dichtete, während das Deutsche Volk durch seine beiden größten Dichter wenigstens indirect des Glaubens beraubt und kirchlich ausgeplündert ward.

Und welcher Stoff böte sich der christlichen Verskunst nicht dar! Wenn uns Gott der Herr nicht alle Verskunst versagt hätte, wir hätten schon mal die Reise Mosis von Midian nach Aegypten besingen müssen, wo er auszieht gehorsam gegen seinen Herrn und gewiß ist, daß er Pharao bezwingen wird, wenn auch sein Kriegsmaterial ein Esel tragen kann und sein Kriegsregiment zwei unmündige Kinder und ein schwaches Weib sind, aber er trägt den Stab Gottes in seiner Hand. Oder die Scene am Haderwasser, oder Elias in der Wüste, als der Engel des Herrn zu ihm spricht: Was machst du hier Elia, und er von seinem Eifer erzählt um den Herrn Zebaoth und wie es ihm von den Kindern Israel gelohnt ist oder Züge aus dem Leben Davids, oder aus der Geschichte der Patriarchen, wie Rachel will, oder aus der Apostelgeschichte, wie Mendelssohn Bartholdi in seinem Paulus uns den Weg weist, wie würden da die Gestalten der Bibel, in Schiller-Göthescher Sprache und in Freiligrathsche Farben gekleidet, angestaunt werden und in die eiskalten Herzen sich senken; hat Verf. doch als Candidat mit einem studirten Manne, der die Intelligenz in einem Städtchen repräsentirte, bis aufs Blut streiten müssen, daß die Legende vom Hufeisen, die Göthe bearbeitet hat, nicht in der Bibel stände, er hatte so viel Christenthum wie in Göthe war.

Gr. b. G. K. v. H.

Nachrichten.

Aus dem Großherzogthum Hessen.

Verstatten Sie, nachdem vor Kurzem das, entsprechende Abhilfe erbittende Gesuch der lutherischen Patrone des Landes abschläglich beschieden worden, Ihrem Korrespondenten noch einmal auf das neue Ordinationsformular für die Geistlichkeit der Landeskirche zurückzukommen und das Augenmerk diesmal auf eine, bisher aus Schonung und Scheu noch nicht berührte Seite desselben zu lenken, die aber zugleich ein charakteristisches und betrübtes Zeichen dieser an Glauben und Gewissen wirren und kranken Zeit ist. Wir meinen das Verhältniß des Formulars zu dem Ordinationsakt selbst. Um dieses in das rechte Licht zu setzen, müssen wir vorerst noch einmal daran erinnern, daß, wenn das Formular von den „reformatorischen Bekenntnissen unserer Kirche" spricht und der Ordinand auf diese verpflichtet wird, darunter die Bekenntnisse sowohl der reformirten als der lutherischen Kirche verstanden sind (die letzteren nur mit Ausnahme der nicht- „reformatorischen" Konkordienformel). *) Weiter aber auch daran,

*) Wobei wir nur in einer Anmerkung fragen wollen, mit welchem Rechte und aus welchem Grunde das Hessische Kirchenregiment,

daß „die ganze christliche Religion," welche der Ordinand der Gemeinde vorzutragen geheißen wird, in jenen Bekenntnissen nicht, wie das ursprüngliche Formular der Hess. Agende v. 1724 hat, „verfaßt und erklärt," sondern nach dem neuen Formular nur „bezeugt" ist. Was mithin der Ordinand verspricht, das ist: zu lehren a) sowohl nach den reformirten, als nach den lutherischen Bekenntnissen; denn beide sind ununterschieden und zusammen genannt; daher aber auch b) nicht wider die lutherischen, und nicht wider die reformirten; mithin c) nur Solches, was ebensowohl den reformirten, wie den lutherischen Bekenntnissen entspricht, den einen und den andern nicht widerspricht: mit Einem Wort den s. g. Konsensus. Das geht auch aus dem mit Bedacht gewählten und vertauschten Ausdruck „bezeugt" hervor. Die beiderseitigen Bekenntnisse, können als Lehr-Zeugnisse der „ganzen christl. Religion" nur insofern neben und mit einander zu gleichem Zwecke aufgeführt werden, als ihre angerufene Bezeugung in einem gewissen Mittleren übereinkommt und zusammenstimmt. Sofern sie dagegen in gewissen Punkten einander ausschließen und widersprechen, in diesen Punkten und deren lehrhaften Aussagen können sie nicht zugleich als Lehrzeugnisse der ganzen christlichen Religion, Gegenstand und Inhalt der nämlichen Verpflichtung sein und als solche verwendet werden. Diese Lehrpunkte und ihre bestimmte Fassung müssen bei dieser Verpflichtung außer Betracht gelassen werden; denn wäre das nicht, würden auch die in den beiderseitigen Lehrzeugnissen einander widersprechenden und aufhebenden Lehrartikel, oder sollte das ganze beiderseitige Lehrzeugniß in wirksamen und verpflichtenden Betracht gezogen werden: so würde auf demselben Punkt Ja und Nein zusammentreffen, derselbe Punkt in Einem Athem bejaht und verneint werden. Es kann mithin nur das in beiden Lehrzeugnissen Uebereinstimmende, nur der Einklang sein, auf den nach dem neuen O. F. die Verpflichtung der Hessischen Geistlichen stattfindet; das ist sicher. — Aber welcher ist der? Wie weit geht der? Oder ist, und wo ist der s. g. Konsensus formulirt? Bekanntlich nirgends; auch in Hessen nicht. Er kann auch gar nicht — was doch unerläßlich wäre — zu allgemeiner Zustimmung formulirt werden; denn das theologische und kirchliche Urtheil würde auf sehr vielen Punkten sehr verschieden ausfallen, wie das in der Natur der Sache und dem Stande der heutigen theologischen Wissenschaft liegt. Es ist mit Einem Worte ein Konsensus der subjektiven Entscheidung; es muß ein Jeder für und bei sich selbst mit diesem statuirten Konsensus in's Reine kommen. Und hiernach ist es mithin auch deutlich, was für eine unausweichliche praktische Bedeutung die Verpflichtung der Hessischen Geistlichkeit nach dem neuen O. F. hat. Sie bedeutet und thut nichts Anderes, als sie heißt und verpflichtet den Ordinanden, aus dem Lehrzeugniß der beiderseitigen reformatorischen Bekenntnisse sich die Lehr-Summa zusammenzusetzen, wie es dem Stande seiner christlichen und theologischen Einsicht und Bildung entspricht, nur mit dem Einen Beding, daß er darin so wenig dem lutherischen, wie dem reformirten Dogma

---

indem es sich in dieser neuen Anordnung auf die reformatorischen Bekenntnisse schlechthin, also auf alle, also auch auf alle reformirten Bekenntnisse bezieht, in dieser Gesammtheit auch die außerdeutschen mitbegreift, welche doch niemals in einer Deutschen Kirche kirchenrechtliche Geltung und Bedeutung gehabt haben?

widerspreche. Der neue Hessische Ordinationsakt stellt den Ordinanden, nur mit einer sehr fließenden und unbestimmten Schranke, rein auf sich selbst. Das ist die Bedeutung des Ordinationsaktes an sich selbst betrachtet. Aber er bleibt nicht bei sich selbst; er ist ja ein Akt für bestimmte Zwecke; der Ordinat wird entweder in eine lutherische, oder in eine reformirte, oder in eine unirte Gemeinde als Geistlicher gesendet. Wie soll er sich also hier verhalten? Soll er die unbestimmte Lehr-Summa, zu der er sich verpflichtet, hier vortragen, und nichts Anderes? Vor Allem darf er etwas Anderes lehren und vortragen? — Sofern der Ordinand verpflichtet worden, die „ganze Lehre der christlichen Religion" in einer, den beiderseitigen Bekenntnissen entsprechenden, von ihm selbst näher zu formulirenden Fassung „der Gemeinde vorzutragen," sofern er also zu einem gewissen Gemeinde-Vortrag verpflichtet worden, wird man, in dieser Erwägung, diese Frage entschieden verneinen müssen. — Aber hier tritt ein besonderer Umstand ein und hinzu.

In den bei weitem zahlreichsten lutherischen Gemeinden des Landes ist fast gleichzeitig mit der Einführung des neuen Ordinationsformulars der ausschließliche Gebrauch des kleinen lutherischen Katechismus verordnet worden; also anzunehmen, daß auch fernerhin in diesen Gemeinden nach diesem confessionellen und kirchlichen Lehrbuch confessionell und kirchlich, d. h. lutherisch gelehrt werde. Aber Wer soll das thun? Der nach dem neuen Formular ordinirte Geistliche, der so eben erst verpflichtet worden und versprochen hat, eine christliche Lehr-Summa „der Gemeinde vorzutragen", welche sich auch mit den reformirten Bekenntnissen reimt, dieser mindestens nicht widerspricht? Oder der, auf den Konsensus verpflichtet, damit auch einschließlich den, den Konsensus aufhebenden Dissensus verworfen und abgeschworen hat? Wie reimt sich das? Wie kann und mag das geschehen, daß der auf die reformirten Symbole mit verpflichtete Geistliche nun doch lutherische, den reformirten Symbolen widersprechende Lehren vortrage? Wer kann und wird dies Unmögliche möglich machen? Und wenn nun dennoch dasselbe Kirchenregiment, das so eben den Ordinanden feierlich verpflichtet hat, eine Lehr-Summa, die den beiderseitigen Bekenntnissen, den reformirten sowohl, wie den lutherischen entspricht, keinem von beiden widerspricht, „der Gemeinde vorzutragen", ihn sogleich zu einer lutherischen Gemeinde deputirt und ihm damit zumuthet, lutherische Lehre vorzutragen. Wer will und kann das rechtfertigen, und wie mag sich das Gewissen sowohl der Ordinatoren, als der Ordinanden hierzu verhalten? — daß man sich doch diese Fragen ernstlich beantworten wollte; und dabei auch die schwere Belastung sich vergegenwärtigte, und nach ihrem ganzen Gewichte würdigte, die eine „Landeskirche" sich auflabet, die an heiliger Stätte und bei feierlichster Veranlassung solche — gelind ausgedrückt — Zweideutigkeit anordnet und fortwährend ausübt.

Berichtigung.

In der Gnadauer Rede: „Das Königreich Gottes" lies S. 440 Spalte 2 unten

statt: Partheiismus — Pantheismus, — und
statt: nähernde — nährende (Verbrüderung).

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 22. Mai. № 41.

Aus Rom.

Moderne Römische Gottesdienste.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Erste Abtheilung. (Schluß.)

Die Ceremonie läßt sich bald beschreiben. Die Procession trat langsam zur westlichen Thür ein, bewegte sich durch die Kirche dem Altar zu und sobald die Vordersten ihm bis auf ein paar Fuß sich genähert hatten, knieeten Alle ein paar Minuten lang auf den Fußboden zur Anbetung nieder. Auf ein gegebenes Zeichen standen sie auf und zogen langsam weiter in der Richtung nach der Kapelle, in der die Säule der Geißelung (!) aufbewahrt wird. Wieder knieeten Alle ein paar Minuten und bewegten sich dann in derselben Ordnung, wie sie gekommen, der Thür zu, um einer anderen Procession Platz zu machen. Das Ganze gewährte einen interessanten und angenehmen Anblick. Sicherlich unserm Englischen Geschmack und Gewohnheit durchaus fremdartig; aber es war gerade das, was dem Volksgeschmack wohlgefiel und es mag immerhin der Frömmigkeit förderlich sein und ihrem religiösen Instinct entsprechen. Beim Gehen und Kommen aus ihren Pfarreien singen sie Psalmen.

Hier ist der Ort, ein wenig eingehender über die Anbetung der Reliquien zu sprechen; denn gerade diese ist einer der vielen religiösen Acte, aus denen die ganze Summe volksthümlichen Gottesdienstes gebildet und durch die die nach dem Aufhören der alten Breviergottesdienste gebildete Lücke ausgefüllt wird. In dem „Diario Romano“ liest man oft „Stazione“ in dieser oder jener Kirche. Dies bedeutet in der Regel — außer mehrerem Anderen, daß in dieser Kirche an dem bezeichneten Tage Reliquien zur Verehrung ausgestellt sind. Der Fußboden ist dann mit Buxbaum bestreut, auf dem Altar brennen Lichter, und den ganzen Tag hindurch strömen ohne Aufhören Besucher der Kirche zu. Ich darf diesen Punkt über die Reliquien nicht schnell übergehen, denn offenbar nehmen sie in den öffentlichen Andachtsübungen des Röm. Katholiken einen beträchtlichen Platz ein. So gibt das schon erwähnte „Invito sagro“ an, welche Reliquien in jeder der sechs erwähnten Kirchen ausgestellt werden sollen (z. B. die Köpfe Petri und Pauli, ihre Ketten, ein Stück Holz vom Kreuz ꝛc.), und sieben Jahre Ablaß wird Jedem, es mag sein wer es will, für jeden Besuch verheißen; vollständiger Ablaß aber Allen denen, die nach gethaner Beichte und Communion jede der obgenannten Kirchen dreimal besuchen und dabei für die heil. Kirche beten werden. Außerdem finden an neun Hauptfesten ebenso viele große Reliquienausstellungen in Rom statt. Ich war mit Muße bei einer derselben am 1. Mai in der Kirche der 12 Apostel gegenwärtig.

Es war eine Gemeinde von etwa zwei- bis dreihundert Personen in der Kirche, während Einer auf einer hohen Galerie die Reliquien vorzeigte, dessen Gefährte dann mit lauter Stimme verkündete, was jede war. „Questo e il braccio“ u. s. w., den der und der dieser „alma basilica“ verehrt hat, — diese Formel ward bei jedem Stück aufs Neue mit sonorer Stimme intonirt. Da war ein Stück Arm von S. Bartholomäus und S. Jakobus dem Jüngeren; ein Stück von dem Bein, dem Arm und Kreuz des heil. Andreas; ein Stück von S. Pauli Fingern; einer der Nägel, mit denen S. Petrus gekreuzigt ward; S. Philippus rechter Fuß; flüssiges Blut von S. Jakobus; einige Reliquien von S. Johannes dem Evangelisten und dem Täufer, von Joseph und der heil. Jungfrau; dazu ein Stück Krippe, Kreuz und Grab des Heilandes. Viele Leute natürlich knieeten (wiewohl keineswegs Alle), während diese seltsame (und wahrlich schmerzliche) Ausstellung vor sich ging. Sollen wir — die Frage liegt uns nahe — annehmen, daß diese Leute Alles glauben, was sie da hören, oder daß sie ungläubig sind? Wenn sie wirklich glauben, wie entsetzlich bethört müssen sie sein! Glauben sie aber nicht, welchen Schaden muß nicht die Unwahrheit und Hohlheit eines solchen Gottesdienstes in ihrem ganzen religiösen Leben anrichten! Und was die Hauptsache ist, in welchem Grade wird doch hierdurch der Unglaube in den Dingen, die der vollen Annahme im Glauben würdig sind, geradezu heraufbeschworen.

Die Reliquienverehrung wird in der Römischen Kirche wirklich auf eine kaum glaubliche Höhe getrieben. Wenn man auch bei einem verzweifelten Versuche, sich complaisant zu zeigen und den Römischen Anschauungen Rechnung zu tragen, in Beziehung auf einige der gezeigten Reliquien ein Auge zudrücken könnte, würde man nicht doch durch eine nur instinktsmäßige Frömmigkeit, geschweige denn den reinen gesunden Menschenverstand getrieben werden, sich zuletzt mit Schmerz und Un-

willen wegzuwenden? Zu Amalfi, behaupten sie, sei S. Andreas begraben; S. Matthäus zu Salerno; S. Marcus in Venedig. Nun gut. Nehmen wir an, daß ein Skelett, in der Tradition dasjenige eines Apostels, vor langer Zeit nach Amalfi u. s. w. gebracht worden ist. Was wird aus der Menge von Schädeln, Armen, Beinen u. s. w. derselben Heiligen, die in Rom und anderswo zu sehen sind? S. Andreä Schädel z. B. in S. Peter, sein Bein in der Kirche der 12 Apostel und eine seiner Ribben in S. Maria in Campitelli u. s. w.? Und wenn man durchaus solche Dinge erfinden will, weßhalb muß von allen Köpfen in der Welt gerade das Haupt Johannes des Täufers ausgestellt werden? Weßhalb von allen Fingern gerade der ungläubige Finger, den S. Thomas in des Herrn Seite legte? .... Welche grotesken Begriffe muß man da doch für immer bekommen! Welche Idee z. B., die Porphyrplatte zu zeigen, auf der die Kriegsknechte um den ungenähten Rock das Loos warfen, oder die Säule des Tempels, die zersplitterte, als der Vorhang zerriß, oder die Fußspur, die unser Herr und Heiland in einem Marmorblock zurückgelassen (und noch dazu *solcher* Fuß!), als er von S. Peter auf der Via Appia Abschied nahm ꝛc. ꝛc.! Muß nicht dies Alles früher oder später alle Ehrfurcht untergraben?

Ich bringe hier nicht Etwas ans Licht, was die Leiter der Röm. Kirche zu verheimlichen suchen oder dessen sie sich selbst fast schämen oder das der öffentlichen Aufmerksamkeit mehr und mehr entschwindet. Wäre das der Fall, so hätte ich es sicherlich mit Stillschweigen übergangen. Aber so steht es nicht. Wohin man sich wendet, werden Einem Nägel von der Kreuzigung oder Stücke vom Kreuz oder Dornen von der Dornenkrone gezeigt. Es ist kein Geheimniß. Auf diese Reliquien wird in gedruckten und mit obrigkeitlicher Erlaubniß angeschlagenen Placaten hingewiesen, ja sie werden stolz in den Kirchen ausposaunt. In S. Peter z. B. liest man über den vier Hauptstatuen (um den Hochaltar herum) von dem Holz des Kreuzes, dem Speer, der des Herrn Seite durchbohrte, dem Haupt des heil. Andreas und dem Schweißtuch, in dem noch jetzt die Züge des Heilandes ausgeprägt sind. In S. Prassede steht auf beiden Seiten der Tribüne ein Verzeichniß von Reliquien, das einen erstarren macht.

Wenn ein menschliches Gebein gezeigt wird, kann man natürlich nicht sogleich gegen die Behauptung, daß es diesem oder jenem Apostel gehörte, den Gegenbeweis führen. So geht's auch z. B. mit dem Heu aus dem Stall zu Bethlehem. Aber über die Inschrift am Kreuze (das in S. Croce di Gerusalemme aufbewahrt wird) hat man beim Abschied seine Privatmeinung. Sie mag fast tausend Jahre alt sein, sicherlich ist sie aber das Werk Jemandes, der kein Griechisch verstand. Er nahm die Worte aus der Vulgata (Joh. 19, 19) und schrieb sie von rechts nach links, — ich denke mir, aus Respect vor dem Hebräischen. Ueber dem Latein. Wort Nazarenus schrieb er — in seiner Meinung ein hinreichendes Griechisches Aequivalent, —

ϙνονεϱαζαΝ.

Der Abbé Barbier de Montault, ein sehr eifriger Romanist, macht in der Année liturgique à Rome, p. 151, in Beziehung auf Reliquien folgende bemerkenswerthe Angaben. Bei Hinweisung auf die „foule d'ossements de martyrs extraits des catacombes", die an einem Freitag in den Fasten in S. Lorenzo in Lucina ausgestellt wird, sagt er: „Le plupart des corps saints trouvés dans les catacombes manquant de noms propres, ont reçu, lorsqu'on les a exposés à la veneration publique, des noms de circonstance, qui n'ont qu'une signification vague, comme Felix, Fortunat, Victor." —!! Dies ist also die *verbürgte* Geschichte der Skelette in Glaskasten, die man in vielen Kirchen sieht, z. B. die des Skeletts von S. Felix, das in der Kirche von S. Maria de Angelis ist, angekleidet, mit Blumen bekränzt und auf ein Knie gesenkt, mit einem Palmzweige in der einen Hand und einer Flasche seines eigenen Blutes in der andern?

Die Einfalt solchen Bekenntnisses bringt die Kritik zum Schweigen; denn stillschweigend führt es die ganze Reliquienfrage in solche Regionen, mit denen die Kritik keine Bekanntschaft hat, — die Welt der Schatten! Aber für uns, die wir gelehrt worden sind, vor allen Dingen *die Wahrheit* zu suchen, ist es außerordentlich schwierig (gebe Gott, daß es practisch stets unmöglich sei), die intellectuelle Stellung derer zu verstehen, die das verehren können, von dem sie wissen, daß es ein Unding ist und die nicht anstehen, dieselbe Sprache, die mit allgemeiner Uebereinstimmung für ernste Thatsachen geweiht ist, da zu brauchen, wo es sich um Dinge handelt, die nach ihrer eigenen Erklärung nur darauf Anspruch machen, Fabeln zu sein.

Ich habe unverhältnißmäßig lange bei den Reliquien geweilt; aber sie spielen in dem religiösen System des Landes eine so hervorragende Rolle, daß bei Aufzählung der verschiedenen statt der Brevier-gottesdienste erfundenen Substitute eine Besprechung dieses Objects in wenigen Zeilen lange nicht ausreichend gewesen wäre. Ein Besuch, den man der Kirche macht, da solche Gegenstände ausgestellt sind, ist ein ebenso hervorstechendes als populäres religiöses Exercitium; und mir schien es stets mit großer Ehrfurcht und Andacht ausgeübt zu werden.

Außer den Besuchen bei Reliquien — die nur gelegentlich ausgestellt sind — verdienen auch die, welche man bei Heiligenbildern macht, einer besonderen Erwähnung; denn diese bilden offenbar, wenigens bei den niederen Ständen, einen integrirenden Theil der populären Religion des Tages.

Auf gewisse Gemälde, Statuen und Crucifixe in einigen der Kirchen Rom's hält man unendlich hohe Stücke. Ein Bild der heil. Jungfrau in S. Maria in Cosmedin hat Wunder gethan. Ein anderes in einer Kirche auf dem Celius hat zu Gregor d. Gr. gesprochen. In der Kirche des heil. Augustinus befindet sich eine hübsche Statue der Jungfrau, die auch unterschiedliche Wunder gewirkt hat. Aber unter all jenen Bildern

hat das Römische Volk mit besonderem Vertrauen (ich citire die Worte des „Invito sagro“ vom 27. März: „fatto particolare ricorso in tutte le piu grande afflizioni della Chiesa“) seine Zuflucht genommen in all' den größten Nöthen der Kirche zu einer „antichissima imagine di Gesu Crocifisso“, welches sich am Campo Vaccino befindet. Nachdem hier in der Kirche von S. Giuseppe de' Falegnami, in der das Bild zur Verehrung ausgestellt war, pflichtschuldigst ein Triduo vollbracht war, wurde es in Procession nach S. Carlo am Corso getragen, damit dort mehr Leute es besuchen könnten.*) Während das Bild in S. Carlo war ging ich häufig herein, um das Volk in seiner Andacht zu betrachten, und man mußte wirklich von der Ehrfurcht und Andacht in ihrem ganzem Benehmen ergriffen werden. Dies Zeugniß muß man dem Volk geben, wenn man auch natürlich, auf dem Grunde des Evangeliums stehend, über die ganze Feier gar anders denken muß. Selbst Romanisten schüttelten oft den Kopf, wenn sie mich meine Freude über die anscheinende Frömmigkeit der geringen Leute in der Kirche aussprechen hörten. Ich kann aber nur sagen, daß ich selten leichtfertiges Benehmen irgend einer Art in Kirchen sah; dagegen zu wiederholten Malen eine Andacht schaute, die mich zu Thränen rührte. Sei es gestattet, zwei Fälle aus den vielen, die mir gegenwärtig sind, zu erwähnen.

Einmal war ich in S. Agostino; die Kirche ist in einem unfashionablen Stadtviertel und stets viele Arme darin; ich ging deßhalb um so öfter hin, um zu sehen, was diese darin machen. Ich bemerkte schon, daß dort sich ein bemerkenswerthes Bild der Jungfrau mit dem Kinde befindet, mit Schmuck (Halsbänder, Krone, Ohr-Ringen) so ausgeputzt, daß man auf einen Blick ihm die hohe Gunst, in der es steht, ansieht. An jedem Festtage (z. B. S. Joseph) ist der Besuch zahlreich. Vorne stehen Lichter und zur Seite brennt ein Lämpchen, in dessen Oel fast jeder seinen Finger taucht. Schaarenweise kamen die armen Frauen heran, knieeten eine Zeitlang in andächtigem Gebet vor dem Bilde, oft einen Säugling im Arm, oder ein Kindchen, das kaum erst gehen konnte, an der Hand, dann standen sie auf, tippten mit dem Finger in das Oel, salbten zuerst sich selbst an Kopf, Stirn, Schläfen, im Munde, hinter den Ohren und unter dem Kinn, oder machten das Kreuzeszeichen. Dies vollbracht, thaten sie dasselbe mit dem Kinde. (Was das für eine komische Procedur war!) Dann kam eine Kniebeugung vor dem Bilde, ein Kuß auf die kleine Abbildung des Bildes nahe beim Ausgang; ein Finger ward noch in das Weihwasser an der Thür getaucht; weg waren sie, aber an ihrer Stelle folgten immer wieder Andere. — Unter diesem Bilde liest man übrigens, daß Pius VII. für ewige Zeiten 100 Tage Ablaß Allen denen gewährt, die andächtig den Fuß des Bildes küssen und dabei ein Ave Maria für das Heil der Kirche beten. Jeder küßt also den Fuß, wie den S. Peter's in dessen Kirche und er ist auch in Folge dessen ziemlich abgenutzt. Eine kleine Almosenbüchse neben dem Fuß scheint das Scherflein mancher Wittwe aufzunehmen.

Der andere Fall war in S. Carlo am Corso, während der „Crocifisso“ dort war. Eine arme Frau vom Lande trat ein, eine vollständige Contadina, in Schuhen mit Nägeln, mit abgetragenem Putz und einem Gesicht, das sichtlich die glühende Sonne einiger vierzig Sommer beschienen hatte. Ihr erster aufmerksamer Blick fiel auf

*) Da die Processionen stets einander ähnlich sind, so verweisen wir, mit Auslassung dieser, auf unsere frühere Schilderung beim Fest der unbefleckten Empfängniß.

Anm. des Uebers.

das Bild am andern Ende der Kirche und langsam ging sie mitten durch das Schiff darauf zu, mit einem Ausdruck heiliger Scheu, der mein müßiges Auge sofort fesselte. Niemand sonst betrachtete sie auch nur im Geringsten und sie beachtete sicherlich Niemanden. Die Versammlung (denn es waren hunderte in der Kirche) lauschten der Predigt (fürwahr eine herzlich salbungslose Geschichte), und sie war eine viel zu unbedeutende Person, ihr Zweck ein viel zu unbedeutender, als daß irgend jemand sie angestarrt und dadurch ein Selbstbewußtsein in ihr erregt hätte. Rasch auf die Kniee, als sie in die Mitte der Kirche gekommen war; die Arme unter der Schürze gefaltet, begann sie zu beten. Das arme Wurm sah wirklich pittoresk aus. Nach einigen Minuten schlug sie die Augen auf, bekreuzte sich, bückte sich und küßte den Boden. Dann stand sie auf, knixte mit einem Gemisch von Liebe und Ehrfurcht vor dem Bilde und bekreuzte sich noch einmal. Und nun hatte sie klärlich Nichts mehr in der Kirche zu suchen und flugs ging es dem Ausgange zu, dort tauchte sie den Finger in's Weihwasser und bekreuzte sich. Aber noch zauderte sie irgendwo und ein feines Ohr vernahm bald das Klappern von ein paar Bajocchi in einer Büchse. (Diese gehörte dem Instituto di caritá.) Wie sie kam, so ging sie, von Allen unbemerkt, — nur nicht von dem Einen da oben. Es mag Alles sehr heidnisch gewesen sein, — aber es war gar schön.

Das „Gemisch von Liebe und Ehrfurcht“ in ihrem Benehmen erinnert mich an einen Matrosen bei Cap Misenum. Dort steht auf einem kleinen Felsvorsprunge eine sogenannte Statue der immaculata. Mir schien die sehr hübsch drapirte kleine Figur von blendend weißem Marmor antik zu sein. Die Verehrung, die der rauhe Matrose, welcher uns hingerudert hatte, ihr bewies, war wirklich rührend. Er küßte der Statue die Füße, streichelte ihr unter Tönen, als ob er ein Kind liebkoste, das Kinn und küßte dann seine eignen Finger. Ich fragte ihn, — um ihn ein bischen zu ärgern, — ob er die Figur lieb hätte. Da warf er mir einen Blick zu, der mir sagte: wie kann man nur so fragen und winkte, ehe wir hinabstiegen, mit der Hand dem Bilde das letzte Lebewohl zu.

Man wird dieser Beschreibung des Ausdrucks persönlicher Frömmigkeit anmerken, daß in keiner Weise der sie hervorrufende Anlaß gebilligt wird. Darüber kann unter Allen denen nur eine Stimme sein, die das Glück haben, in den Grundsätzen einer wahrhaft Evangelischen*) Kirchengemeinschaft großgezogen zu sein. Leicht genug wäre es (ach nur zu leicht), sich über die vielen Abirrungen vom Glauben auszulassen, die jedem Besucher von Ländern unter Römischem Gehorsam offenbar werden; aber dies hat man schon tausend Mal gethan. Mein gegenwärtiger Zweck ist nur die Aufzählung der öffentlichen Gottesdienste der Röm. Kirche und die Beschreibung der Methoden, die die Kirche anwendet, um das geistliche Leben ihrer Kinder zu erhalten; sie waren mir neu und werden es auch Andern sein. Niemand wird so ungerecht sein, mir eine kriechende Freundschaft gegen ein System zuzutrauen, das meinen Sympathieen gänzlich fremd liegt, nur weil ich von Einigem, was ich gesehen, ein anmuthiges Bild entwerfe. Der muß ein gar kaltes Herz haben, wer die ernste Fastenzeit in Rom verleben kann, ohne durch die große Anzahl und Mannigfaltigkeit der Methoden, die man als Reizmittel der Frömmigkeit des Volks anwendet, gerührt zu werden. Er kann wohl, ja er muß im

*) So übersetzen wir, um uns einzuschließen das „the English communion“ des Verf.

Stillen jeden Tag seines Lebens Gott preisen, daß ihm nicht das Loos ward, dieser Kirche Glied zu sein, und dennoch muß das pastorale Mitgefühl (Geistliche werden mich verstehen) sein Herz freudenvoll machen, daß dies System (so grundverderbt es an sich ist) überhaupt mit Erfolg Seelen für den Himmel erziehen kann. Ich fordere jeden Geistlichen auf, mögen seine Ansichten sein welche sie wollen, in irgend einer abgelegenen Kirche den großen Kreis derer anzusehen, die (oft aus der ärmsten Klasse) da sitzen und mit gespannter Aufmerksamkeit einer gar bekannten Erklärung von des Christen Pflicht lauschen, die von einem palco (kleiner Art Kanzel) aus gerade zu ihren Häuptern von einem eindringlich ernsten Redner mit wahrer Salbung ihnen gepredigt ward, — ob er nicht die lebhafteste Freude empfinden und im Stillen ausrufen wird: ich wollte nur, ich verstände es, die Leute halb so gut bei mir aufmerken zu lassen. Was brauche ich zu sagen, daß im Ganzen das, was der Mann sagte, wahr und rein genug war.

Daß unsere Freude gar sehr gestört wird, wenn wir auf die Straße kommen und unter einem Madonnenbilde lesen: „*Η ΕΛΠΙΣ ΗΜΩΝ*“ — brauche ich es zu versichern? Das ist eine ganz andere Frage, bei der Zweifel und Meinungen ganz ausgeschlossen sind. Von dieser Hoffnung sprach S. Paulus nicht, als er diese Straßen betrat. (Actor. 28, 20.)

Doch ich habe bei diesem Gegenstande so lange geweilt, daß ich für jetzt schließen muß.

Ueber Vesper-Gottesdienste.

Zweiter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel die in den K. OO. des 16. Jahrhunderts vorliegende liturgische Ordnung der Vesper mitgetheilt und uns für den Anschluß an dieselbe in neu einzurichtenden Vespern erklärt. Wir zeigten, wie in Beziehung auf das Fleisch und Blut, mit denen das Gerippe zu bekleiden, die Gesänge und Lectionen, die nach dieser Ordnung auf die einzelnen Vespern zu vertheilen sind, jene K. OO. uns so gut wie ganz im Stiche lassen, indem sie diese Arbeit dem Ermessen des einzelnen Geistlichen anheim stellen. Wir nannten bereits die Quellen, aus denen wir Behufs Ausführung dieser Arbeit glaubten schöpfen zu müssen; nämlich das Cantionale von Lucas Lossius, das der ganzen reformatorischen Vesperordnung zu Grunde liegende römische Brevier und der Schatz des evangelischen Kirchenliedes. Wie wir bei Benutzung dieser Quellen versucht haben, mit Vermeidung von Willkührlichkeiten festen liturgischen Grundsätzen zu folgen, hatten wir uns zur Besprechung in diesem zweiten Artikel vorbehalten. Wir werden zu diesem Behuf zuerst die einzelnen Theile, aus denen die Vespern zusammengesetzt sind: „Eingang, Psalmodie, Lection, Hauptlied, Magnificat und Gebete“ der Reihe nach durchgehen und dann schließlich auf die ganze Anordnung einiger hervorragender Liturgien einen Blick werfen.

Am Leichtesten hat sich die Gestaltung des Einganges gemacht, für den das schon in einigen K. OO. vorgeschriebene

Eingangslied beibehalten wurde. Ein solches wird schon durch die Gewöhnung unserer Gemeinden, die sich in einen Gottesdienst ohne Eingangslied sehr schwer finden würden, verlangt. Eine doppelte Aufgabe wird ihm zu stellen sein; entweder soll es — namentlich in festloser Zeit — helfen, „die zerstreuten Sinnen zu sammeln aus der Vielheit in das Ein;“ oder es soll sich namentlich in der Festzeit zum Ganzen der Vesper verhalten, wie z. B. Jesaias 52, 13—15 zum folgenden Capitel, soll die Einleitung zu derselben bildend, kurz und prägnant ihren ganzen Inhalt vorweg angeben; es soll, wenn die ganze Vesper mit einem Drama nicht unpassend zu vergleichen ist, das Vorspiel desselben sein. Erwägen wir, daß der ganze Gottesdienst sich in den beiden Stücken vollendet: der Herr läßt sich mit der Verkündigung seines Heils zu der Gemeinde herab und diese steigt mit ihrem Glauben, Gebet, Lob u. s. w. zu ihm empor, so wird sich dies in dem Vorspiel des Eingangsliedes trefflich dadurch wiedergeben lassen, daß der Chor die Verse, die das Heil des Herrn singen, der Gemeinde zuruft, die Gemeinde aber mit denen, die ihre Empfindungen und Entschlüsse beim Hören ausdrücken, antwortet. Es macht einen tiefen Eindruck auf den Hörer, wenn zu Weihnachten der Chor plötzlich in die volle und noch unruhige Kirche die Engelsbotschaft in Luthers: „Vom Himmel hoch da komm ich her“ hineinruft, in jedem neuen Verse neues köstliches Heil verkündend und zum Schluß die „Zeichen recht, da findet ihr das Kind gelegt,“ nennend und dann die ganze Gemeinde als Antwort auf diese Botschaft einfällt: „Deß laßt uns Alle fröhlich sein und mit den Hirten gehn hinein.“ Wo irgend die Festlieder dazu die Hand boten, habe ich das Eingangslied stets in dieser Weise dramatisch behandelt. Freilich erlaubt es oft auch die Melodie nicht.

An das Eingangslied schließt sich, in unserm Büchlein noch unter der Ueberschrift „Eingang“ die Einleitung der Psalmodie an; in den Festvespern das Invitatorium mit den beiden ersten Versen des Psalm „Venite“, in den andern Vespern die Eingangsversikeln mit dem angehängten „Gloria patri.“ Wir werden es kaum nöthig haben, die Beibehaltung dieser uralten Stücke zu rechtfertigen. Jene alten Invitatorien sprechen selbst hinreichend zu ihren Gunsten; wir haben nur unsere Beschränkung des „Venite“ auf den Gesang der beiden ersten Verse damit zu vertheidigen, daß der ganze Psalm als Einleitung zu den andern Psalmen zu sehr ermüden würde und daß sein Inhalt, der ihm diese Stelle in der Liturgie verschaffte, in den beiden ersten Versen vollständig enthalten ist. Von den Eingangsversikeln ist die ursprüngliche das „Deus in adjutorium, Eile Gott mich zu erretten“; wahrscheinlich zuerst vom heil. Benedict in die Liturgie aufgenommen. Diesem Psalmverse schloß sich dann, wie allen Psalmen, das Gloria patri an und nach und nach wurden ihm die verschiedenen Versikeln: „Herr thue meine Lippen auf, — Tröste uns Gott unser Heiland“, je zu verschiedenen Zeiten vorangestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 25. Mai. № 42.

Th. Großgebauer.

(Schluß.)

Die „schädliche Bescheidenheit und Discretion der Kirchendiener“ als elfte Ursache des ungöttlichen Wesens handelt G. wegen des delicaten Gegenstandes in einem Gespräche ab zwischen Philotheus (ein treuer Pastor, der sich über den Mangel an Kirchenzucht bekümmert), dem Apostel Paulus und dem Bischof von Laodicea (Repräsentanten des moderaten und vorsichtigen Kirchenregiments). Hier treten G's. Klagen über den Mangel an göttlichem Eifer hervor und zwar um so mehr, weil es daran auf der Kanzel und in Schriften nicht fehle, aber desto mehr unter der Kanzel in der Seelsorge und bei den verschiedenen Behörden, die wohl an einem armen Pastor ihr Müthchen zu kühlen verstehen, aber der öffentlichen Meinung und den unkirchlichen Wortführern in den Gemeinden nicht entgegenzutreten wagen. „Es werden (äußert P.), unter den Bischöfen und Kirchendienern Männer gefunden, welche in bürgerlichen Sachen gutherzig und fromm sind, aber sonst blöde und dabei ehrsüchtig, welche sich nicht dahin resolviren können, Mißbräuche helfen abzuschaffen, gute erbauliche Dinge zu befördern, und selbst die Hand anzuschlagen, ob sie gleich sehen und auch wünschen, daß dieselben göttlichen Dinge möchten an die Hand genommen werden, ja wohl dazu Bücher davon schreiben und doch die Sache selbst nicht mit einem Finger bewegen und fördern (Matth. 23, 4) und das thun sie allein aus Furcht, damit sie nicht den Namen der discreten, moderaten und verständigen Männer an den Höfen und in der Stadt verlieren und anstatt der vorigen Ehre und Lobes, gelästert werden mögen. Auf diese Weise kommt es dahin, daß alle freche Leute Luft bekommen und alle Ungeistlichkeit einbricht, weil sie sehen, daß sie die Bischöfe und andere hohe Leute unter den Geistlichen auf ihrer Seite haben, und wo sich noch ein eifriger und einfältiger Prediger hervorgibt in göttlicher Lauterkeit nach der Kraft Gottes sein Amt zu erfüllen, so haben die Weltherzen gute Gelegenheit und Ursache, ihr Müthlein an den verlassenen Menschen nach aller ihrer Luft zu kühlen, denn sie haben vor sich die Exempel und Gutdünken des Bischofs und der Clerisey, darauf können sie sich ihrer Meinung nach sicherlich verlassen und bei solchem Haß wider den Herrn Jesum sanft und selig entschlafen.“ Dann wird Aarons Benehmen bei dem Abfall Israels (2 Mos. 32.) in scharfen Zügen als Vorbild eines solchen halbherzigen Kirchenregiments gezeichnet und seine ungeistliche Rechtspflege an einem (wahrscheinlich damals bekannten) Falle gezeigt. Der Pastor war nämlich wegen Zurückweisung eines Taufpathen von des Kindes Vater in der Kirche für einen „tyrannischen Priester“ gescholten und überdies noch „ex lege diffamari“ verklagt mit dem Gesuch, daß dem Pastor als Diffamanten ein ewiges Stillschweigen auferlegt würde. Wirklich nimmt das Kirchengericht die Klage noch dazu ohne Zeugen an („denn man weiset nun kein Korn von der Mühle, sondern so viel Sachen als Leute zu ihrem Collegio sie immer ziehen und bringen können, das ziehen sie dazu, auf daß sie das Ansehen ihres Collegii immer weiter ausstrecken mögen zu unaussprechlichem Schaden ganzer Gemeinden“) und spricht dem Pastor unverhörter Sache, eine falsche Sentenz aus der Juristen ihrem Codice, daß dem Diffamanten hiemit in contumaciam ein Stillschweigen soll auferlegt sein; worauf Paulus: „Freue dich, lieber Bruder, daß dich der Herr Jesus dieser Ehre gewürdigt, daß du seine Schmach tragen sollst. Eben dies wiederfuhr unseren Mitaposteln vor dem Concilio zu Jerusalem, da man ihnen ein ewiges Stillschweigen gerichtlich auferlegt (Act. 4), doch ist dieser Proceß ein ungeheuer Ding in den Augen Gottes und wird dasselbe dem Gerichte an dem Tage Jerusalems Leide bringen, dieweil arme Würmer nach heidnischen Rechten ihren Mund in den Himmel setzen und verbieten den Dienern Gottes, Gottes Wort zu reden und des Herrn Jesu Sacrament nach seinem Befehl austheilen und gebieten nicht anders den Gottesdienst und das heil. Amt zu bestellen, als wie sie es nach ihrem Gutdünken und Schlüssen (davon doch die Kaiserlichen Rechte nichts setzen noch wissen) befehlen und anordnen! Das Thier aus dem Abgrund ist sonsten, welches die Zeugen Christi überwindet und tödtet, das da brüllet und spricht: „Du Seher, gehe weg und fleuche in's Land Juda und iß Brod daselbst und weissage daselbst und weissage nicht mehr zu Bethel, denn es ist des Königs Stift und des Königreichs Haus; das Land kann deine Worte nicht alle tragen.“ (Amos 7.) Du aber lieber Bruder bist an einen höhern Herrn verbunden; dem du mehr gehorchen mußt als den Menschen (Act. 5). Darum ist die Sentenz gottlos, null und nichts. — Um Zions willen sollst du nicht schweigen u. s. w.“ Zum richtigen Abschluß dieser Materie folgt dann eine ausführliche Darlegung des feinen aber wichtigen Unterschie-

des zwischen dem falschen fleischlichen Eifer und dem rechten göttlichen Eifer (Cap. XIV).

Einen heiklichen Punkt nimmt G. als die zwölfte Ursache der Verwirrung und des ungöttlichen Lebens vor unter der Ueberschrift „von den zerrissenen Kirchengütern," handelt ihn aber bei aller Kürze in zehn Paragraphen erschöpfend ab. Die Kirche (beginnt er) kann ohne geistliche Güter mit ihren Aemtern, Geschäften und Dienern nicht erhalten werden; denn der Kirchendienst erfordert den ganzen Menschen und alle seine Kräfte, darum mußten auch die Leviten kein Erbgut haben in Israel (vergl. Matth. 10). Große Mittel gehören auch dazu, einen Pflanzgarten zu erhalten, darin arme und begabte Jünglinge können herangebildet werden. (1 Sam. 10). Es gehört zu den Tiefen des Satans, daß er zur Zeit der Reformation ein falscher Geist in vieler Geistlicher und Weltlicher Munde wurde, die großen Herrn zu bereden, man könne mit gutem Gewissen die Kirchengüter veräußern, daß die verarmte Kirche alsdann wäre wie ein unrein Weib, das Niemand begehret. „Kupferner Sold, kupferne Amtleute." Denn „es werden wegen der Kirchenarmuth die alleredelsten und tapfersten Gemüther viel lieber nach einer andern Bereicherung trachten, dabei sie ihr gutes Auskommen und ihren Ehrenstand haben können, als daß sie sollten hinter dem Pfluge gehen, die Ochsen treiben und Holz führen, wie die Dorfprediger thun müssen, wollen sie sich ernähren. Da hat der Satan weiter gedacht, werden die schlechtesten ingenia, zu andern Dingen untaugliche Leute in die Pfarre eindringen, und damit sie nur einen silbern Pfennig und ein Stück Brods erwerben mögen, so werden sie vor den Politicis und Hofräthen niederfallen, die Patrone anbeten und sagen: Lieber laß mich zu einem Priestertheile, daß ich einen Bissen Brod esse." Die Armuth hindert nicht allein an der geistlichen Arbeit fürs Amt und im Amte, sondern verführt auch zum Geiz, daß sie zuletzt die Accidentia mehr suchen als die Substantia des Reiches Gottes selbst. Niemand will aber wissen, was Satan im Sinne hat, so sind wir bei 100 Jahren und länger von ihm übervortheilt worden. (2 Cor. 2, 11). In welchem traurigen Zustande befinden sich die Universitäten! *) Die Theologen sind armselige Leute, „die ihre Zeit mit der Informirung zubringen, verkriechen sich in Oerter, haben weder Lehrer noch Bücher noch Speise noch nichts und die werden NB! zu den vornehmsten Bestallungen im himmlischen Königreiche Christi genommen. (Mal. 1, 8—14.)" Denn „vornehmer reicher Leute Kinder sind nunmehr zur Theologia und Kirchendienst zu hoch. Die darbenden Professoren müssen mit den reichen Studenten durch die Finger sehen, daß von einer Disciplin keine Rede sein kann. „Seit man angefangen (unter Hiskia) die Gabe zu bringen ins Haus des Herrn, haben wir gegessen und sind satt geworden und ist noch viel überblieben." (2 Chron. 31.) Aber der Kirchenraub macht auch die reichen Fürsten arm. „Nun, Gott predigt vom Himmel selbst durch den Augenschein, denn da die Kirche an zeitlichen Gütern reich war, da hatten die Fürsten und Herren auch etwas und konnten herrlich und wohl leben; dahingegen wann die Kirchengüter sind eingezogen und den Kirchen genommen, so hat Gott hinwieder seinen Segen von den Ländern genommen und sie mit dem Fluche verfluchet, daß es den Herren alles unter den Händen zerrinnet und werden arm darüber, das ist ja ein handgreifliches Gericht Gottes." (Cap. XV.) Auch das 19. Jahrhundert hat mit Säcularisation der Kirchengüter angefangen und endigt — mit Civillisten der Fürsten!!

Die „hinläßigen Hände der Obrigeit" werden als 13. und letzte Ursache des ungöttlichen Lebens in der Evangelischen Kirche aufgeführt. Die Obrigkeiten sollen nicht die Kirche dämpfen, sondern fördern als Lehnsleute Gottes und zwar nicht blos dadurch, daß sie die Sünden wider die 2. Tafel strafen. Eine christliche Obrigkeit wird daran geprüft, ob sie die 1. Tafel in Ehren hält. Sie soll vernehmen von ihren Kirchendienern, wie es aussieht im Lande. (2 Chr. 18, 6.) „Wann aber die Obrigkeit sagt: die Prediger sollen die Kanzeln in Acht nehmen und sich nicht in solche Händel mengen, so hören wir dann leider! den alten Gesang des Königs Amaziä, der, da er von einem Manne Gottes über seinen Götzendienst gestraft wurde, den Mann Gottes anfuhr und sprach: Hat man Dich zu des Königs Rath gemacht? Aber er mußte auch wiederum diese Antwort hören: Ich merke wohl, daß Gott sich berathen hat, dich zu verderben, daß du solches gethan hast und gehorchest meinen Rath nicht." (2 Chr. 25, 16.) Die nun folgende mit warnenden und winkenden Beispielen aus Schrift und Geschichte reich gestützte Vorhaltung an die christliche Obrigkeit über ihre Pflichten zum Bau der Kirche Christi läßt sich im Auszuge nicht wiedergeben. In der ergreifenden Sprache der alttestamentlichen Propheten, die G. durchweg bei der Hand hat, rollt er ein Bild vor uns auf, wie es sein sollte in einem christlichen Staate und wie es sein könnte, wenn sich bei hohen und niedrigen Obrigkeiten nur ein wenig Bewußtsein über ihren verantwortlichen Beruf und ein wenig Eifer und Ernst, ihn zu erfüllen, fände.

Großgebauer starb im 33. Jahre seines Alters am 8. Juli 1661 und wurde mit seiner gleichzeitig entschlafenen Gattin an demselben Tage unter großer Theilnahme zur Erde bestattet. Daß seine treuen Bemühungen eine merkliche Bewegung in Mecklenburg hervorgerufen und eine sichtliche Besserung der kirchlichen Zustände gewirkt, ist freilich nicht zu constatiren. Daran ist aber wohl G. am wenigsten Schuld, wenn wir die Zeit von „Mecklenburgs Irrungen," die Zeit der unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen Fürst und Ständen, und innerhalb der fürstlichen Familie, die traurige Behandlung der Pastoren, die kaum unter Dach und Fach ihr täglich Brod mühsam erarbeiten

*) Man vergl. die allgemeinen Klagen über den „Pennalismus", der trotz des Reichsbeschlusses von 1654 noch lange nicht aufhörte. Dorsche hielt seine Antrittsrede in Rostock 1654: „Von Verbesserung der höchst verdorbenen Zeiten" und bekämpfte darin besonders den Pennalismus.

oder erbetteln mußten, das Eindringen der Jesuiten unter dem zur römischen Kirche übergetretenen Herzog Chr. Louis und mehreren zum Papismus neigenden Edelleuten ꝛc. bedenken. Dennoch wird sein Wirken neben den andern Zeugnissen jenes Jahrhunderts seinen Segen gehabt haben und wäre es auch nur in dem Herzen dieses oder jenes Dorfpredigers, den es in seiner Bekümmerniß um den Schaden Josephs bestärkt und zu mehrem Eifer in seinem Amte und brünstigerem Seufzen in seinem Kämmerlein getrieben. Dazu ist es wohl angethan. Ein Jeremiasschmerz erfüllt des jugendlichen Zeugen ganzes Herz; man fühlt ihm ab, daß derselbe an seinem Leben zehrt; in einer Sprache die an den Brüsten des Wortes Gottes und namentlich der alttestamentlichen Propheten groß gesäugt ist, dringt er mit Schwertesschärfe auf die Gewissen ein, daß sie sich die bis in's Einzelnste aufgedeckten Gebrechen des kirchlichen Lebens der Gemeinden zu Herzen nehmen und sich keine Ruhe lassen mögen, bis Jerusalem gefertiget heiße und gesetzt zum Lobe Gottes auf Erden. Weit entfernt in ein wegwerfendes Urtheil über ihn einzustimmen, können wir nur wünschen — und wir haben darin die Zustimmung von Freunden, welche die „Wächterstimme" gelesen haben — daß noch heute alle „hohen und niedern Obrigkeiten, Superintendenten, Professoren, Seelsorger und Hausväter sammt allen Bekennern des heil. Evangelii" vornehmlich auch in Mecklenburg diese Stimme eines ihrer Propheten und Knechte Gottes wieder hören und beherzigen möchten.

Ueber Vesper-Gottesdienste.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

So haben wir denn auch diesen schon durch sein Alterthum ehrwürdigen Abschnitt bestehen lassen, die Eingangsversikeln vertheilend, wie es uns am Passendsten für die jedesmalige kirchliche Zeit schien. Eine Neuerung haben wir hiebei gemacht. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Vespern meist als eigentliche Abendgottesdienste ins Leben treten werden, haben wir, um sie gleich am Anfang als solche zu charakterisiren, den letzten Completpsalm: „Lobet den Herrn, alle Knechte des Herrn ꝛc.", zum Eingangsversikel erhoben. Der Grundgedanke des Ganzen wird hienach der sein: die in der Abendstunde im Hause des Herrn versammelte Gemeinde fordert sich im gegenseitigen Zuruf zum Lobe und zur Anbetung des Herrn auf (Lobet den Herrn — hebet Eure Hände auf ꝛc.); sie wendet sich sodann bittend zum Herrn, der allein uns, von unsern Sünden erlöst, zum Beten und Loben geschickt machen kann (Eile Gott mich zu erretten — Herr mir zu helfen); und macht endlich diese Bitte dem dreieinigen Gott wohlgefällig durch Lobpreisung seines heiligen Namens (Ehre sei dem Vater ꝛc). So bereitet kann sie an den Psalmengesang selbst gehen.

Welche Psalmen soll nun unsre Gemeinde singen? Das ist eine Frage, vor der wir bei jeder neuen Vesper aufs Neue

rathlos gestanden haben. Die Luth. K. OO. bestimmen ganz einfach für jede Mette und Vesper ein bis drei Psalmen, je nachdem sie lang sind und setzen höchstens hinzu, daß in den Vespern Ps. 110—150 gesungen werden, Ps. 1—110 dann für die Metten bleiben soll; „so aber sonderliche gemeine Noth vorfällt, mögen die Pastores jederzeit bequeme Psalmen dazu nehmen", setzt z. B. die Pommersche K. O. hinzu. So sind wir der Qual der Wahl vollkommen verfallen. Wir wenden uns an unsern Freund Lossius und finden wirklich hier eine Angabe der zu singenden Psalmen, die uns auf den ersten Blick brauchbar erscheint. Lossius schließt sich der Psalmenordnung des Röm. Breviers an. Jenes vertheilt den ganzen Psalter auf die Horen einer Woche. Lossius wählt für die Vespern an den Sonnabenden und Heiligabenden, die Metten an den Sonn- und Fest- wie auch Alltagen einige der vom Römischen Brevier auf dieselben Zeiten gelegten Psalmen aus. Zur Abstellung des „langen Gesänges" muß er natürlich von den je fünf Psalmen dort ein bis vier fallen lassen. Dadurch ist der volle Anschluß an ihn uns unmöglich gemacht; wir würden ihn selbst dann verlassen müssen, wenn Lossius noch heute kirchliche Autorität wäre. Denn seine Art der Benutzung des Breviers bringt es mit sich, daß die Mehrzahl aller Psalmen und oft die schönsten und für die bestimmte kirchliche Zeit passendsten selbst da ganz wegfallen, wo tägliche Metten und Vespern sind; wollte man die von ihm gewählten Psalmen für unsern Zweck (Sonnabend- und Sonntagvespern) beibehalten, so hätte man Jahr ein Jahr aus vielleicht sechs Psalmen zu singen, selbst wenn man in den Vespern der Heiligabende jedesmal drei oder gar fünf singen wollte.

So sind und bleiben wir rathlos. Doch fehlt es nicht hier und da an Winken, die uns auf richtige Bahnen leiten. Wenn z. B. Lossius an allen Heiligabenden die „tria laudate", Ps. 113, 118 und 148, zuweilen auch Ps. 146 und 147 dazu singen läßt, so behält man gern für jedes Fest eins derselben — Ps. 118, den eigentlichen Festpsalm — ja in Ermangelung eines besseren mehrere bei (wie zu Pfingsten), behält sich nur vor, einen auf das bestimmte Fest passenden Psalm ihm zur Seite zu setzen. Diese Arbeit wiederum wird dadurch erleichtert, daß verschiedene Breviere der Römischen Kirche (z. B. besonders das Cölner) an hohen Festen zuweilen mit Unterbrechung der Reihe besonders auf das Fest bezügliche Psalmen singen lassen. Eine andere Grundlage für die Wahl von Sonnabends- und Sonntagspsalmen können die den Psalmen entnommenen Introiten der einzelnen Sonntage bilden. Diese Introiten bestehen aus der Antiphone (s. die Erklärung im Art. I.) und einem Verse des früher ganz gesungenen Psalms, und es ist keine Frage, daß wir in ihnen zum Theil die schon innerhalb der ersten drei Jahrhunderte der christlichen Kirche allsonntäglich gesungenen Psalmen wiederfinden. Wir würden uns ihnen jedenfalls noch enger angeschlossen haben, wenn nicht bei dem Versuch, eine in der Ev. Kirche gänzlich vergessene Gesangesart wieder einzubürgern, noch andere Rücksichten zu nehmen wären. Hier ist die

Hauptaufgabe, den Gemeinden Lust und Liebe zum Psalmodiren einzuflößen. Es ist kaum möglich, diese zu bekommen, wenn man fast jeden Sonntag mit dem Psalm wechselt (wie es die Benutzung letzter Quelle erfordern würde) und daher niemals ein Psalm sicher und schön eingeübt werden kann. Außerdem müssen wir — im Anfange jedenfalls — uns wohl hüten, der Gemeinde zum Gesange Psalmen zu bieten, deren Inhalt schwer verständlich und der Exegese gar sehr bedürftig ist, in denen mehr die Reflexion als das unmittelbare Gefühl vorherrscht, deren Form nicht leicht und sangbar ist. Diesem letzten Grundsatz sind in der Passionszeit Ps. 22 und 43, am Todtenfest Ps. 90 zum Opfer gefallen. Aber, man frage sich nur selbst, wird nicht der Gesang von Ps. 130 (Aus der Tiefe), in dem Nichts unverständlich ist, augenblicklich mehr ansprechen, als der von Ps. 22, in dem so manche Stellen sind, die erst durch sorgfältige Exegese unserm Bewußtsein nahe gebracht werden können?

So viel über die Wahl der Psalmen. Man wird bei Vergleichung des Büchleins zugeben, daß wir auch die leisesten kirchlichen Winke über ihre Vertheilung beachtet und wo diese ganz fehlten, mit Treue im Psalter selbst nach dem Passendsten geforscht haben.

Wir hatten uns aber, um den Vorschriften der K. OO. treu zu bleiben, entschlossen, zu dem Psalm (d. h. nach Lossius u. s. w.) vor und nachher die Antiphone, sei sie ferial oder de dominica oder de festo zu singen. Wieder ein neues Gesangstück, wieder neues Aussuchen. Doch ist hier die Mühe geringe, da Lossius einen unerschöpflichen Reichthum an Antiphonen hat; mit Ausnahme der Festtage wird die Antiphone stets dem Psalm selbst entnommen, und man kann daher entweder eine der kirchlich vorhandenen wählen oder den Vers, resp. Verspaar, das den Grundgedanken des Psalms am Prägnantesten ausspricht, an ihre Stelle setzen. Schwieriger ist es in den Festvespern, wo in der Regel fünf Antiphonen sind, die wegen des innigen, zwischen ihnen bestehenden Zusammenhanges wie Glieder einer Kette zu betrachten sind. Wir kommen in Verlegenheit, da wir doch nicht fünf Psalmen auf einmal, also auch nicht fünf Antiphonen beibehalten können, bei der Beschränkung aber jene oft so schön ineinandergefügte Kette zerreißen müssen. Doch es hilft Nichts — und schweren Herzens haben wir uns an das Werk gemacht, theils aus zwei oder drei eine zu bilden, theils wegzulassen. Wie dies zu Weihnachten, Epiphanien, Himmelfahrt ꝛc. ohne Störung des Gedankenganges gelungen ist, wird der Prüfung des Lesers anheimgestellt.

Bereits im ersten Artikel ward auch für die Antiphone die Benutzung des Kirchenliedes empfohlen. Es ist dies nichts absolut Neues. Schon im Römischen Brevier finden sich sporadisch Hymnenverse zwischen den bibl. Antiphonentexten und Lossius eignet sich dies auch an, indem er z. B. in der Pfingstvigilie das „Veni Creator Spiritus" als Psalmenantiphone vorschreibt. Von vorn herein kann man sich schon eine schöne

Wirkung von einer solchen nahen Verbindung versprechen, in die das N. und A. T., das Wort des christlichen Dichters, der vom Glanz der aufgegangenen Sonne bestrahlt wird, mit den Gesängen des A. B., da man noch auf das Heil wartet, gestellt wird. Und die Ausführung bestätigt unsre Erwartung. Unser Kirchenlied ist reich an Versen, die den Inhalt einer oder mehrerer Bibelstellen, oft gerade derer, die zu Antiphonen verwandt sind, in schlagendster Weise wiedergeben. Lassen sich z. B. die Antiphonen der Adventszeit, zu denen alle die Stellen des A. B. von dem Sehnen nach der Erscheinung des Messias verwandt sind, schöner und poetischer zusammenfassen als in das Verslein Paul Gerhardts: „Ach daß der Herr aus Zion käm und unsre Bande von uns nähm, ach daß die Hülfe bräch herein, so würde Jakob fröhlich sein. Hallelujah!"? Wie schön ist durch diesen Vers die Sehnsucht und Erwartung des Heils, die in der Adventszeit zur Anbetung treiben soll, mit dem Gesange der Anbetung, dem Magnificat vereinigt! Oder blicken wir auf die Weihnachtsfeier. Wir haben am Heiligabend einen Theil der köstlichen Antiphonen gesungen: Morgen, wenn die Sonne aufgeht, werdet ihr den König sehen ꝛc. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen — und wenn nun dies Morgen am Festabend heute ist, wie köstlich wird jene ganze Antiphonenreihe für diesen Tag zusammengefaßt in dem: Heute geht aus seiner Kammer Gottes Held! Fürwahr der rechte Fingerzeig für den Jubelgesang des zweiten Psalms, von Christo dem Könige, an diesem Tage. — Aehnliche Fingerzeige haben stets bei der Wahl der Lieder-Antiphonen geleitet; wo sie fehlten oder wo die betreffenden Liederverse poetischen Schwunges entbehrten, haben wir ihre Aufnahme nicht gewagt.

Aehnlich wie die Antiphonen auf die Psalmen, sind, wie man leicht sehen wird, die auf das Canticum am Schluß behandelt worden. Die eigenthümliche Schwierigkeit war hier, daß sie an Sonnabenden und Sonntagen stets durch einen Vers des Sonntagsevangeliums gebildet werden (Lossius gibt sie im Anschluß an das Brevier vollzählig für das Kirchenjahr). Sowohl das Bestreben, die Vespern für den Anfang einfach und ihre Einübung nicht zu schwer zu machen, als auch die Rücksicht auf Raumersparniß, veranlaßt ihre Beschränkung auf eine möglichst zusammenfassende für jede kirchliche Zeit. In der festlosen Zeit habe ich mich auf die — z. B. von der Pommerschen K. O. angegebene — feriale Antiphone: Christum unsern Heiland ꝛc. beschränkt. Nur in der Osterzeit, wo ich, hingerissen von der Schönheit ihrer Liturgieen, möglichst Alles erhalten wollte, sind sie geblieben. In ungemeiner Lieblichkeit steht diese jährlich wiederkehrende Zeit gerade mit ihren Antiphonen — wir fingen in ihr die Einführung der ganz vollen Vesperliturgie in meiner Gemeinde an — in der Erinnerung da. Wie süß erklang das von den zarten Kinderstimmen gesungene: Am Abend aber des Sabbaths kamen Maria Magdalena .... Hallelujah! — oder: Ich bin ein guter Hirte .... Hallelujah! und wie lieblich verwebte sich damit der anbetende Gesang der Gemeinde:

Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. — Wo die Mittel und die Lust zur Erweiterung unserer Vespern vorhanden sind, sollte man mit dem Gesang der sonntäglich aus dem Evangelium genommenen (z. B. aus dem Röm. Brevier zu ersehenden) Antiphonen den Anfang machen.

Wir können diesen Abschnitt über die Psalmen und ihre Antiphonen nicht schließen, ohne einen Blick auf ihre Musik zu werfen. Bekanntlich ist diese Gregorianisch. Antiphonen und Psalmen haben eigene Melodieen; die der letzteren sind die sogenannten 8 Kirchentöne (ausschließlich des sogenannten Pilgergertones). Nach der Melodie der Antiphone richtet sich die des Psalms, so daß z. B. derselbe Psalm in drei verschiedenen Melodieen, wenn er unter drei verschiedenen Antiphonen, gesungen wird. Die Melodieen der Psalmen sind, wie wir schon im ersten Artikel sagten, leicht faßlich, sangbar und ansprechend; es versteht sich von selbst, daß man aus der endlosen Zahl von Variationen, die nach Römischem Ritual jeder Psalmton hat, eine bestimmte und zwar die einfachste auswählt. Der Cantor, der etwa die künstlicheren Weisen, die Layriz *) angibt, für den Gemeindegesang verwenden wollte, würde die Erfahrung machen, daß nach jahrelanger Uebung kein Mensch in der Gemeinde davon einen Ton singen könnte, Allen aber das Psalmodiren verleidet sein würde. Wenn vorher der Gregorianische Psalmengesang gelobt wurde, so soll damit nicht gesagt werden, daß er unübertrefflich scheint. Volksgesang ist er nie gewesen; im Gegentheil, als in Italien der Kirchengesang der heitren Nationalmusik zu ähnlich ward, ward er eingeführt, um diese Frivolität zu erdrücken; wie viel Kämpfe, wie viel Schmerzen hat es gekostet, als er von dem Alles centralisirenden Rom Spanien und Frankreich (z. B. unter Carl's des Großen Mithülfe) aufgedrängt ward, überall die schön erblühende nationale Entwickelung des Kirchengesanges vernichtend. So ist es wohl die Frage, ob dieser, jeder Nationalität fremde, kosmopolitische Gesang des Deutschen Volkes ganze Liebe je gewinnen und sich zu der Volksthümlichkeit der Melodieen unsrer Kirchenlieder wird emporschwingen können. In England ist man glücklicher gewesen. Der Psalter ward ja dort von der Reformation für den täglichen Morgen- und Abendgottesdienst beibehalten und wenigstens in allen Cathedralen und Stiftskirchen nicht gesprochen, sondern gesungen. Da man nun von dem Römischen, jede nationale Psalmodie verpönenden, Joche los war, so entstand bald und bis auf diesen Tag eine ganze Reihe neuer Psalmodieen, die, dem Gregor. Princip sich wohl anschließend, dennoch einen freieren, national Englischen Charakter annehmen. Gerade diese Psalmentöne sind im höchsten Grade volksthümlich geworden, und wer sie entweder als Kunstgesang von den Cathedral-Chören oder auch hier und da als wohlgeübten Gemeindegesang öfter gehört hat, kann sich des Engländers Begeisterung „for our English Mants“ — die auch den glühendsten Verehrern des Alten dort über die Gregor. Töne gehen — wohl erklären. Sollte das Psalmodiren, vorläufig nach den Gregor. Tönen, in unserer Mitte Eingang und Verbreitung finden, dann ist kein Zweifel, daß mit der Zeit auch Nachbildungen der Gregor. Töne im Deutschen Geiste entstehen würden, die dann in unserer Mitte die Lust am Psalmodiren sehr erhöhen würden. Wir sagten bereits, daß für die Antiphonen zu den Psalmen besondere Melodieen vorhanden seien. Diese müssen als für die Einführung in den Ev. Gemeindegottesdienst durchaus unbrauchbar bezeichnet werden. Sie sind und bleiben unserm Ohr durchaus fremd. Selbst wenn man sie von der Päpstlichen (Sixtinischen) Kapelle in aller Treue gegen die kirchliche Gesangestradition und in künstlerischer Vollendung singen hört, wird man sich nur bis zu einem historischen Interesse an ihren emporschwingen, im Herzen aber ganz kalt dabei bleiben. Noch mehr gegen sie entscheidet, daß während die Melodie eines Psalmtons in ganz kurzer Zeit sich dem Gedächtniß einer Kinderschaar einprägen läßt, auch ein mit feinem Ohr begabter Sänger nach zwanzig- oder dreißigmaligem Anhören die Antiphonenmelodie schwerlich aus dem Gedächtniß wird nachsingen können, Lehrer, Schüler und Gemeinden würden um der vergeblichen Arbeit dieser Einübung willen die Lust und Liebe an den Vespern überhaupt verlieren. Wir müssen daher, da wir doch nicht um der Melodieen willen die Einführung der liturgisch so wichtigen und schönen Antiphonen in unsern Gottesdienst überhaupt aufgeben dürfen, auf ein Surrogat denken. Am Leichtesten wird es gemacht, wenn die Antiphone durch einen Choralvers ersetzt wird. In schönste Harmonie tritt dann der melodiereiche Choralvers mit der ergreifenden Monotonie des Psalmentons. Wo die Antiphone aber ein Bibelspruch ist, ist es vorläufig das Geeignetste, sie auch in der Melodie des Psalmtones zu singen. Wenn nach dem Ende des Psalms die beiden Chöre, die bis dahin alternirend gesungen haben, sich vereinigen zu der kräftig mit voller Orgel zu singenden Antiphone, so macht das einen wahrhaft erhebenden Eindruck. Doch ist gerade dieser Theil kirchlicher Musik gewiß noch einer Entwickelung fähig und be-

*) Es ist übrigens fraglich, ob Layriz in seiner Bearbeitung der Psalmodieen (Kern des Deutschen Kirchengesanges IV.) ganz von subjektivistischen Weiterbildungen des Gregor. Gesanges sich freigehalten hat. Wenigstens hört man weder an Sonn- noch Alltagen, weder in der Messe noch in der Vesper der Kath. Kirchen sie in der von ihm angegebenen Weise. Namentlich die Päpstliche Kapelle, die Hauptautorität in Beziehung auf Kirchengesang, singt die Introiten gar verschieden von der Layrizschen Weise.

dürftig. Wir denken uns als Schönstes, wenn wir für die Antiphonen leicht ausführbare und melodiereiche vierstimmige Sätze hätten, die dann zu dem Gregor. Gesange des Psalmes eine liebliche Abwechselung bieten würden. Es schwebt uns bei diesem Wunsche der Gesang der Passionsgeschichte nach den altkirchlichen Weisen vor, wie wir ihn in der Peterskirche in Rom gehört haben. Dort wird auch das monotone Recitativ (der Herr und der Evangelist) auf die ergreifendste Weise von den kurzen vierstimmigen Chören (von Vittoria) unterbrochen, in denen die Worte der Jünger, der Juden ꝛc. componirt sind.

Doch wir müssen von dieser — gleichwohl nothwendigen — Digression umkehren und uns dem Gange unsrer Vesperliturgie wieder zuwenden. Wir haben es jetzt mit den biblischen Lectionen zu thun. Die erste Frage wird hier sein, ob außer der einen Lection gleich nach der Psalmodie noch eine zweite festzusetzen sein wird. Das Römische Brevier wie viele der K. OO. haben sie nicht; in einigen andern jedoch findet sie sich bereits zwischen Hymnus und Magnificat. Dieser letzteren schließen wir uns an; indem wir erstlich dem Bibelwort recht viel Raum auch im Nebengottesdienste geben möchten, zweitens aber zwischen Hauptlied und Magnificat einen Ruhepunkt bedürfen, damit nicht durch die übergroße Häufung der Gesang ermüde und dadurch seinen Zweck verfehle, die Stimme des lobenden, preisenden und anbetenden Herzen zu sein. Gerade diese Unterbrechung des Gesanges durch das Wort des Herrn macht die schon durch den Gesang zur Anhörung der Lection wohlbereiteten Herzen doppelt frisch zur folgenden Anbetung im Magnificat. Für diese zweite Lection ist im Anschluß an einige dasselbe für die Sonnabendsvesper festsetzende K. OO. das jedesmalige Sonntagsevangelium gewählt. Faßt man die Sonnabendsvesper als Vorbereitung für die Hauptfeier am Sonntag, so darf gerade das Evangelium, das jedem Sonntag seinen besonderen Charakter gibt, das der Predigt an ihm zu Grunde liegt, auf das darum schon vorher der Gemeinde Gedanken zu lenken sind, in diesem Gottesdienste nicht fehlen. Und gewiß passend wird in der Vesper dies Wort, das zur Anbetung an diesem Sonntag einladet, vor den Gesang der Anbetung, — Magnificat oder N. Dimittis — gesetzt. An den Festen jedoch scheint es das Richtigere, die Heilsthatsache, die in der Festgeschichte niedergelegt ist, als den Mittelpunkt des Festes recht in die Mitte der Vesper nach der Psalmodie zu legen, ihr das Festlied, dann die sich an sie anschließende epistolische Ermahnung und dieser endlich das Canticum folgen zu lassen.

So bleibt denn allsonntäglich noch eine Lection. Sie wird theils dazu dienen, unsern Gemeinden durch ihre eignen dazu vortretenden Kinder den Katechismus im Gedächtniß zu erhalten, theils sie mit den Theilen der Schrift, die sie sonst aus dem Gottesdienst nicht kennt, bekannt zu machen. Und welches werden diese sein? Wir berühren hier einen wunden Fleck der Ev. Kirche von der Reformationszeit her. Alle katholische Breviere haben tägliche Lectionen, mittelst derer man alljährlich in Anschluß an das Kirchenjahr durch die ganze heil. Schrift geführt wird, deren Ordnung oft den tiefsten und schönsten Sinn hat. Leider sind diese Ordnungen in der Luther. Kirche sämmtlich gefallen. Vielleicht in der Freude, das ganze liebe Gotteswort in der Muttersprache zu haben, wollte man es nicht in ausgewählten Abschnitten, sondern möglichst ganz im Gottesdienste haben. Daher die Bestimmungen der K. OO., daß in Metten das A. T., in den Vespern das N. T., oder in den Metten das A. T. halb, in den Vespern die andere Hälfte, oder in den Vespern bestimmte Evangelia und Episteln gelesen werden sollten. Die größte Freiheit in kirchlichen Lectionen ward gewährt. Jetzt haben wir leider in der Ev. Kirche mit Ausnahme der sonntäglichen Pericopen eine fast allgemeine gänzliche Freiheit von kirchlichen Lectionen. Wir möchten gern die mit Einführung der Vespern sich bietende Gelegenheit zur Besserung benutzen. Was aber lesen? Entweder könnten wir mit Anschluß an die alten Lectionarien für die einzelnen kirchlichen Zeiten bestimmte Gruppen von Lectionen anordnen (z. B. für die Fastenzeit Bücher Mosis, Osterzeit Apostelgesch. ꝛc.), würden dann in unsern wöchentlichen Gottesdiensten die hervorragendsten Capitel wählen und die Gemeinde auf die Lesung der dazwischen liegenden, ihr genau für jeden Tag anzugebenden in ihren häuslichen Andachten hinweisen. Gewiß ein treffliches Mittel für den trefflichen Zweck, das so sehr fehlende planmäßige Lesen der heil. Schrift in unserm Volke wieder anzubahnen. Doch würde es freilich nöthig sein, dann zuvor die alten Lectionarien einer Kritik zu unterwerfen. Und wer soll die üben? Oder man könnte für die Lection der Sonnabendsvespern Parallellectionen zu den Sonntagsevangelien festsetzen, die zu der Erläuterung dieser zwar wesentlich beitragen, aber allerdigs allen Theilen der Schrift entnommen, die Erreichung des Ziels planmäßiger Lection der ganzen Bibel wieder ferner rücken würden. Man wird die großen Schwierigkeiten aus diesen Zeilen sehen, die der Entwurf des Lectionsplans für unser Vesperbüchlein gemacht hat, bei dem wir bald dem einen, bald dem andern Grundsatz in der Auswahl gefolgt sind und den wir keineswegs als vollendet betrachtet wissen wollen. Hoffentlich ist es uns jetzt gelungen, die Wichtigkeit eines solchen festzusetzenden Lectionsplans nachzuweisen und zugleich Freunde und Kenner der Sache zu bewegen, uns mit ihrem Rath zur Feststellung eines solchen zu Hülfe zu kommen.

Der Lection soll nach den K. OO. wenigstens an den Festtagen ein Responsorium folgen und es würde die Feststellung desselben leicht sein, da Lossius deren die Fülle darbietet. Wenn auch die Zusammenstellung der Bibelstellen in denselben sehr schön ist, so sind sie doch durch ihre Gesangesart, die jener der Antiphonen ähnlich, aber noch verwickelter ist, für unsere Gottesdienste unmöglich. Ohne Weiteres ist daher ihnen eins der kleinen Festlieder substituirt, deren Inhalt den jener alten Re-

sponsorien vollständig wiedergibt und die durch ihre reizende Form den Eindruck auf die Gemeinden nicht verfehlen werden. Wir möchten hier aber auf die zahlreichen alten Compositionen einzelner Sprüche und kürzerer Motetten von unsern classischsten Meistern hinweisen, deren Worte so oft sich denen der bibl. Festlectionen aufs Genaueste anschließen und die sich deshalb zum Gesange an Stelle der alten Responsorien (nach der ersten Lection) ganz vorzüglich eignen. Es soll dies für Gesangvereine, die Größeres leisten können, ein Fingerzeig sein, wie sie ihre vom Herrn geschenkten Kräfte hier so schön zu Gottes Ehre in seinem Hause anwenden und zugleich dazu helfen können, daß die musikalischen Schätze, die für die Kirche von ihren kirchlichen Meistern componirt sind, jetzt aber zum großen Theil aus ihr vertrieben, im Concertsaal als Exulanten leben, der Kirche wieder geschenkt und dienstbar gemacht werden. Nur möchten wir solche Gesangvereine bitten, zuvor zu prüfen, ob sie es können hinausführen. Nur dann kann man zur Aufnahme dieser schwierigeren Sätze in den Gottesdienst rathen, wenn es möglich geworden ist, die technischen Schwierigkeiten in ihnen so zu überwinden, daß die Kunst zur Natur geworden ist und die Ausführung wirklich über alle Kritik erhaben ist. Im Gottesdienst heißt es — ganz anders als im Concertsaal — entweder über oder unter aller Kritik. Denn wenn die zuhörende Gemeinde überhaupt Gelegenheit findet, Kritik zu üben, wenn gar die Furcht sie beschleicht, es könnte der Chor am Ende umwerfen u. dgl., dann hat jener Chorsatz, weit entfernt, Gottes Ehre und der Gemeinde Erbauung zu wirken, im Gegentheil sich als Zerstörer der sonst vorhandenen Erbauung bewährt. Ich kann aber aus Erfahrung bezeugen, daß nicht nur ein durch Concerte verwöhntes Publikum, sondern auch der gemeine Mann solche Schwächen sehr schnell herausfühlt und auf seine Stimmung wirken läßt. Ahnten manche ihre Kräfte überschätzende Cantoren und Chöre diesen ihren schädlichen Einfluß und die qualvolle Stimmung, in die sie die arme Gemeinde versetzen, sie würden sich alsbald auf einfache vierstimmige Choräle beschränken, wo die Kritik verstummt und ein Segen zurückbleibt.

Doch wenden wir uns nach dieser abermaligen Abschweifung zu der letzten Einzelnheit unserer Vespern, den Gebeten und dem Schluß. „Vater unser, Versikel, Collecte, Benedicamus", so gaben, wie man sich erinnern wird, die meisten K. OO. hierfür die Ordnung an. Nur wenig ist sie erweitert. Zuerst durch das die Gebete einleitende Kyrie eleison. Dies ist nach Römischem Brevier namentlich im Completorium (dem Gottesdienst zum Tagesschluß) der stehende Anfang der Gebete; in einige K. OO. ist er übergegangen. Als unerläßlich haben wir ihn aufgenommen. Man denke sich die Situation! Wir haben am Abend — sagen wir zum Wochenschluß — in Gottes Haus loben, preisen, anbeten dürfen den Herrn, der in seinem Wort in unsre Mitte trat. Jetzt am Schluß wollen wir all unsre Noth im Gebet ihm vortragen. Treibt es uns nicht,

zuerst ihm zu bekennen, daß wir deß keines werth sind, das wir von ihm bitten, daß wir uns demüthigen vor ihm, der uns nahe getreten ist, daß wir arme Sünder seine Gnade suchen? Und können wir einen besseren gemeinsamen Ausdruck für diese Demüthigung finden, als das Kyrie eleison, das der fast zweitausendjährige Gebrauch der christlichen Kirche hierfür festgesetzt und geheiligt hat, das die Abendländische Kirche schon in den ersten Jahrhunderten in der Griechischen Sprache beizubehalten beschloß, damit eben für diese Demüthigung vor ihrem Gott in der ganzen Christenheit nur ein Wort sei? Ihm folgt ein freies Gebet. Dies setzen wir an Stelle der antiphonischen Psalmgebete, die die Römischen Gottesdienste haben und die auch von einigen Neueren (namentlich Löhe) in unsere Metten und Vespern zurückgeführt sind. So schön diese sind und so sehr wir ihre Wiedereinführung in unsre Gottesdienste wünschen, ist doch vorläufig unsern ganz davon entwöhnten Gemeinden in den Vespern des antiphonischen Gesanges auch ohne sie reichlich genug geboten. Erst müssen sie sich daran gewöhnt haben, dann wird es erst möglich sein, daß sie in der antiphonischen Form der ganzen Gebete auch den Geist des Gebets finden. Im Uebrigen sollte durch keinerlei Form das freie Gebet, das in den Gottesdiensten der ältesten christlichen Kirche auch gerade als Altargebet nach dem Zeugnisse der Kirchenväter besonders reich und schön hervortrat, ganz aus den Vespern verbannt werden. Ganz abgesehen davon, daß es wünschenswerth ist, an einem Punkte im Gottesdienst (namentlich wenn die Ansprache ausfällt) dem Wunsche der Gemeinden zu entsprechen und die Persönlichkeit des Pastors hervortreten zu lassen, hat doch ein Pastor und die lebendigen Glieder seiner Gemeinde (die sicherlich nicht in den Vespern fehlen) an einem Sonnabend und Sonntag Abend das Herz so voll von Dank und Bitten für die vergangene und kommende Woche und den Sonntag, den Saattag für das Himmelreich, daß wenn sie zum Gebet um den Altar vereinigt sind, der Mund davon übergehen muß. Die eigne Erfahrung wie die mir mitgetheilte von Amtsbrüdern hat von diesem freien Gebet so reichen Segen gezeigt, daß ich nimmer davon abgehen möchte. Diesem schließt sich dann naturgemäß das Vaterunser und diesem die Collecte, „da man Alles zusammenfaßt" an. Bei besonderen Veranlassungen, z. B. besonderer Trübsal in der Gemeinde, mag man, alter Praxis sich anschließend mehrere derselben beten. Besonders sollte man in dieser Zeit der Kriege und des Geschreis von Kriegen die in der Reformationszeit ganz allgemein für die Sonnabendsvesper vorgezeichnete Collecte „pro pace" nicht fehlen und von dem Chor das: „Verleih uns Frieden" dazu singen lassen. Das folgende, der alles zusammenfassende Schlußvers, das Benedicamus mit der vorangehenden Begrüßung und dem folgenden Segen bedarf keiner weiteren Begründung. Erlaubt sei die Bemerkung, daß ich besonders um die Leute vor dem möglichen Irrthum zu hüten, als könne man mit einer Sonnabendsvesper seinen gottesdienstlichen Pflichten für den ganzen Sonntag genügen, statt des Segens

den Apostolischen Gruß und den Segen erst nach beendigter Abendmahlsfeier am Sonntag sang.

So hätten wir diesen ersten Theil, die Begründung unserer Stoffvertheilung in den einzelnen Theilen des Gottesdienstes, beendet und wir hoffen, daß bei dem Hinblick auf die großen Schwierigkeiten, die wir bei der Verwerthung des Stoffs täglicher für einen wöchentlichen Gottesdienst und bei dem Versuch, so gar vergessene Elemente in den Gemeindegottesdienst zurückzuführen und den Gemeinden anziehend zu machen, zu überwinden hatten, daß da die Kritik nachsichtig sein wird auch da, wo sie glaubt, uns Abweichungen von streng kirchlicher Ordnung vorwerfen zu können.

Jetzt möchten wir den Leser noch in einige der schönsten Liturgieen unserer Sammlung so weit einführen, daß er ihres reichen und wohlgeordneten Inhalts sich freuen lerne.

Es ist Weihnachtsheiligabend. Die Adventszeit ist vorüber. Weihnachten noch nicht da. Noch können wir nicht sagen: Euch ist heute der Heiland geboren, aber die Sonne muß sogleich hervorbrechen, da schon das Morgenroth uns umgibt. Das die Stellung des Tages, die in allen für ihn vorhandenen alten Liturgieen auf das bestimmteste und tief poetisch ausgeprägt ist, die wir daher in unserm Entwurf wohl zu beachten haben. Doch unsere Vesper wird voraussichtlich in später Abendstunde, bereits nach Anbruch der heil. Nacht gehalten werden. Für werden sie nicht damit abschließen, daß wir das Heil als noch zukünftig erwarten, sondern einen Moment in ihr festsetzen, wo es als gegenwärtig in die Mitte der Gemeinde tritt und von ihr begrüßt wird. Adventsfeier und Weihnachtsfeier haben sich in der Vesper die Hand zu reichen. Dazu haben wir — freilich leider mit vielen Auslassungen und Abkürzungen — die vorhandenen Liturgieen wie folgt benutzt. Vorspiel: der Chor als Chor der Boten Gottes aufgefaßt ruft der Gemeinde das Nahen ihres Heilandes zu und fordert sie auf: Macht hoch die Thür, das Thor macht weit! Die Gemeinde ladet, der Aufforderung folgend, freudig den Heiland zu sich ein: Komm o mein Heiland Jesu Christ! Und nun zur eigentlichen Feier. Eine unmittelbar vor der Thür stehende Offenbarung der Herrlichkeit des helfenden Gottes wird noch ganz allgemein im Invitatorium uns als Anlaß zur Anbetung, zum Loben und Jauchzen in Psalmen verkündigt. Die Gemeinde folgt dieser Einladung; in ihren preisenden Gesang der Festpsalmen weben die köstlichen Festantiphonen immer genauere Kunde von dieser Offenbarung Gottes, von dem Könige, der herausgeht vom Vater, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, durch den das Reich Gottes kommt, den wir sehen werden als die Sonne der Gnade beim Aufgehen der Sonne! Die Psalmodie macht der

ersten Lection Platz, in der nun die Person des nahenden Heilandes aus der ganzen Kette der Weissagungen immer heller und deutlicher uns entgegentritt. Der Chor setzt in dem den alten Responsorien substituirten und herrlich hierher passenden: „Es ist ein Ros entsprungen", die Kunde von diesem Heil immer heller machend, die Lection fort. Schon leuchtet der Name der Maria, „die ein Kind geboren wohl zu der halben Nacht" uns entgegen. Und nun hebt (Hauptlied) die Gemeinde mit Paul Gerhardt an zu fragen: Was ist es, das die Nacht hell macht? Geht die Sonne der Gerechtigkeit, von der wir bei den Psalmen, in den Lectionen immer mehr vernommen haben, jetzt auf? Der Augenblick, wo der Himmel sich aufthut und die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht, ist herangekommen. Durch Wiederholung des Invitatoriums, das hier als Responsorium zwischen P. und Gem. auftritt, ist die Erwartung auf das Höchste gespannt. Und nun ertönt in die heilige Nacht hinein das Weihnachtsevangelium. Die Nacht wird helle über uns, zu uns steigt der Engel herab: Euch ist heute der Heiland geboren, und dann setzt nach: „die lobten Gott und sprachen", der volle Chor ein: „Ehre sei Gott in der Höhe." Durch diese selbstredende Einführung des Chors der himml. Heerschaaren wird der Zweck, das Weihnachtswunder mit der Engelbotschaft sich in jeder Christnacht — wir möchten sagen auf dramatische Weise — inmitten jeder Gemeinde erneuern zu lassen, auf das Ergreifendste erreicht. *)

(Schluß folgt.)

---

*) Um diesen dramatischen Eindruck zu erhöhen, lasse man das Evangelium von zwei Knaben, vom einen die Worte des Evangelisten, vom zweiten die Worte des Engels aufsagen. Am schönsten macht sich die Sache so, daß der erste Theil des Evang. vom Knaben gelesen und dann das Recitativ „Es waren Hirten" mit folgendem Chor: „Ehre sei Gott" aus Händels Messias gesungen wird. Doch muß dieser Gesang, um nicht das gerade Gegentheil von dem Beabsichtigten zu bewirken, ebenso fern von Stümperei sich halten, als von dem Bestreben, eine Kunstproduction sein zu wollen. Namentlich das Solo muß von besonderer Zartheit und Reinheit erfüllt sein und darf nur einem (oder zwei) Knaben anvertraut sein. (Wir unterstreichen „Knaben". Denn wie Kinder und Engel überhaupt nach der Schrift in engem Zusammenhange stehen, so kann Engelgesang auch nur durch die geschlechtlose Kinderstimme schön wiedergegeben werden.) Eine Frauenstimme an dieser Stelle würde die Illusion des Engelgesanges gründlich zerstören. Vom Frauensolo gilt: mulier taceat in ecclesia!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 29. Mai. № 43.

Ueber Vesper-Gottesdienste.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Jener Chor der Engel ist, unserm leiblichen Ohr vernehmbar, in unsere Mitte getreten. Was ist die Folge? Die Gemeinde, zuerst die Jungen und durch ihre Begeisterung fortgerissen die Alten, vergißt Raum und Zeit, darin sie steht, sie ist in heiliger Phantasie auf das Gefilde bei Bethlehem versetzt, sie schließt sich den Hirten an: Kommt laßt uns gehen nach Bethlehem, — sie steht mit ihnen an der Krippe, sie thut im: „Gelobet seist du Jesu Christ" ihren Mund auf zum Preise des Gastes, der in ihre Mitte gekommen ist. (Dies zweite Lied ist eine Abweichung von der steten liturgischen Vesperordnung; sie wird wohl durch den Gang der Feier gerechtfertigt sein.) Hier mag sich die Ansprache anschließen, die sich etwa auf die einfache Beschreibung des Ganges, den unsere Andacht in dieser Vesper genommen hat, beschränken dürfte. Dann faßt der Vers: „Ich lag in tiefster Todesnacht" das ganze in diesem Kinde gewährte Heil zusammen und im Angesichte desselben nehmen wir das Kind, durch das all unser Sehnen gestillt ist, mit dem greisen Simeon im Geist in unsere Arme, indem wir anbetend sprechen: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren." Naturgemäß schließt sich dann der Schluß der Feier an, da wir diesem unserm Heilande alle unsre Sorge, namentlich auch, daß er einen Segen auf die folgenden Festtage lege, ans Herz legen.

Sehen wir die Vesper für den Sylvesterabend kurz an. Wollten wir hier altkirchlich bleiben, so durften wir nur auf Weihnachten und die Beschneidung Jesu, etwa mit Zugrundelegung der Vesper am Feste des heiligsten Namens Jesu, Rücksicht nehmen und mußten alle Beziehungen auf den Jahresschluß fahren lassen. Denn wir finden in keiner K. O. irgend welche Andeutung der Feier des Schlusses und Anfangs des bürgerlichen Jahres. Sieht man aber die Bedeutung an, die der Sylvesterabend jetzt hat, da in Stadt und Land sich die Kirchen ungewöhnlich füllen und die Herzen weicher und empfänglicher sind als sonst, so ist eine Umbildung der betreffenden Vesper mit Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse unumgänglich nöthig. Die Vergänglichkeit und das Elend dieses Lebens, das alleinige Heil im Herrn durch den zu unserm Heil gebornen und am Neujahrstage „Jesus, Seligmacher" genannten Heilandes, das Bedürfniß, durch bußfertiges Bekenntniß der Sünden von diesem Herrn Vergebung der Schulden des alten Jahres und Heil für das neue zu erhalten und dann der fröhliche Jahresschluß in diesem Heilande, — das sind die leitenden Gedanken, die der Leser in den einzelnen Theilen der Vesper, wie in ihrer Verbindung unter einander leicht wiederfinden wird. Wir glauben in ihr ebenso den Anschluß an die kirchliche Zeit (z. B. durch Beibehaltung des Weihnachtspsalms von Christo dem Könige, als dessen Unterthanen wir getrost ins neue Jahr hineingehen können) festgehalten, als den Bedürfnissen der Zeit Genüge gethan zu haben; letzteres besonders durch Aufnahme der Beichte nach der Ansprache, die erfahrungsmäßig in vollen Kirchen namentlich größerer Städte an diesem Abende den tiefsten und bleibendsten Eindruck auf die Gemeinde macht.

Wir werden jetzt über die Vespern der Passionszeit und Karwoche einige Bemerkungen nöthig haben. Die Luth. Kirche läßt, von der Röm. abweichend, mit dem Anfang der Fastenzeit die Betrachtung des Leidens Christi so beginnen, daß über dasselbe an allen Sonntag Nachmittagen und in den Wochengottesdiensten gepredigt werden soll. Auf das Leiden des Herrn in dieser ganzen Zeit den Blick der Gemeinde zu lenken, ist ihre Absicht. *) Nur die Hauptfeier am Sonntage ist mit Beibehaltung der alten Evangelien von näherer Beziehung auf das Leiden Christi frei geblieben und erst mit Judica (Dom. passionis) tritt diese auch in alle Sonntagsgottesdienste hinein. (Es wird dies z. B. durch Betrachtung der Lieder klar, die in alten Gesangbüchern für jeden Sonntag verzeichnet sind. Nirgends Passionslieder an den Fastensonntagen, nichts als solche am Sonntag Judica.) Danach werden sich nun die Vespern zu richten haben. Einfach gestaltet sich die für den Sonntag dadurch, daß sie in ausschließliche Beziehung auf das Leiden

*) Siehe die feinen und sinnigen Bemerkungen Löhe's über den verschiedenen Charakter der Feier der Fastenzeit in der Röm. und Evang. Kirche im Hausbuch, Th. II. (Abschnitt über das Kirchenjahr.) Ueberhaupt sollte dieser Theil, in dem eine Fülle des anziehendsten und anregendsten Stoffes sich findet, dessen Abschnitt über das Kirchenjahr das Beste ist, das die Ev. Kirche bis jetzt besitzt und dem wir für unser Vesperbüchlein viel verdanken, in keiner Ev. Pfarrbibliothek fehlen.

Christi gesetzt werden muß. Wir werden über sie, deren Theile, soweit die alten Quellen den Stoff darreichten, diesen entlehnt, sonst der naturgemäßen Ordnung folgend, zusammengestellt sind, keine weitere Bemerkung nöthig haben.

Die Sonnabendsvespern der Fastenzeit werden dagegen, die Hauptfeier des Sonntags vorbereitend, der besonderen Beziehung auf Christi Leiden entbehren müssen. Dennoch werden sie einen ganz besonderen Charakter tragen. Es hat die Fastenzeit die Aufgabe, uns in die Erkenntniß des Sündenelendes hineinzuführen, sei es, wie in der Römischen Kirche, in selbstständiger Weise, sei es, wie in der Lutherischen, in steter Anknüpfung an Christi Leiden nach Anleitung des Verses: Was ist die Ursach aller solcher Plagen? ach meine Sünden haben dich geschlagen! In dieser Trauerzeit über unsere Sünden stehen, „damit ich nicht vor großem Weh in meinen Sünden untergeh", als Freudentage, in denen Gottes Gnade uns verkündigt wird, die Sonntage da. (Das ist z. B. die Bedeutung des nicht Fastens an ihnen in der Röm. Kirche.) Was ist nun die Aufgabe der Vorfeier des Sonntags? Die Gemeinde, auf der die Last der Sünden die ganze Woche gelegen, versammelt sich zum Bekenntniß ihrer Sündhaftigkeit und Bußfertigkeit als dem Mittel, durch das ihr der anbrechende Sonntag ein solcher Gnaden- und Freudentag werde. Diesem Bekenntnisse in der Vesperliturgie Ausdruck zu geben, ist demnach die Hauptsache. Dazu kommen Nebenbeziehungen. Christi Kampf wider den Teufel tritt gerade in der Fastenzeit hervor. So werden auch die Vespern, hieran anknüpfend, uns an des Herrn Schutz vor dem bösen Feind und damit Hand in Hand an den Schutz seiner guten Engel zu erinnern haben. Wir leiten daher mit dem Abendliede: Christe der du bist Tag und Licht, die Feier ein, das in der Luth. Kirche früher an dieser Stelle sehr verbreitet*) uns dem Schutz des Heilandes und seiner Engel vor dem Teufel befiehlt. „Tröste uns Gott ꝛc." (Ps. 85) fangen jetzt die Eingangsversikeln zur Psalmodie an. All unser Singen und Beten hat in dieser Zeit den einen Zweck, Gottes Zorn von uns armen Sündern abzuwenden. Sündenbekenntniß folgt im Ps. 51. (den auch Lossius für die Frühmetten der Fastensonntage angibt), Sündenbekenntniß und Bitte um Gnade in dem Hauptliede, das der die Sündenerkenntniß fördernden Lection sich anschließt. Dann tritt in dem Sonntagsevangelium, das hier recht eigentlich „frohe Botschaft" ist, die Gnade des Herrn, den Sonntag vorwegnehmend in die Mitte der Gemeinde. Und diese Gnade wird in der für alle Fastenvespern gleich passenden Lied-Antiphone: „Mein Jesus hat gelöschet" als würdiger Gegenstand der Anbetung im Magnificat zusammengefaßt. Im Besitz dieser Gnade können wir uns dann in Gebeten und Schlußvers getrost dem Schutze unseres Gottes vor Allem, was

*) Nach dem A. Dresdner Gesangbuch z. B. ward es in der Kirche zum heil. Kreuz bei den Wochenpredigten als Eingangslied vom Chor lateinisch gesungen.

beides von Teufel und Menschen wider uns strebt, und unsern Geist in seine Hände befehlen.

Noch ein Wort über die uralten Lectionen dieser Zeit aus den Büchern Mosis. Besser kann das auf uns in dieser Zeit zu lasten bestimmte Sündengefühl nicht geweckt werden als durch den Hinweis, wie der Herr Alles und auch uns gut geschaffen, wie die Sünde in die Welt gekommen, wie furchtbar sie intensiv und extensiv gewachsen, wie sich nachher das Volk des Herrn gegen alle seine Gnade in der Verkehrtheit des menschlichen Herzens verhärtet hat. Finden wir nicht zugleich im Letzten den Hinweis auf die am Karfreitag bevorstehende Feier der größten Gnade Gottes und die Warnung, uns nicht auch gegen sie zu verhärten? Aus diesen Gründen mögen diese Lectionen für diese Zeit festgesetzt sein. Im Mittelalter wird z. B. von Durandus (Rationale) diese ihre Bedeutung klar ausgesprochen. Wir stehen deshalb nicht an, sie aufzunehmen. Eine Freiheit haben wir uns aber in der Veränderung der Capitel genommen, indem wir z. B. dem Ev. von der Speisung (Joh. 6) die Speisung mit dem Manna, der Verhärtung der Pharisäer am Sonnt. Oculi die des Volkes Israel in der Weigerung des Zuges nach Canaan zur Seite setzten. Solche Veränderungen werden um so mehr verzeihlich sein, da wir doch in den bloßen Sonnabendsvespern dem Gang der täglichen Lectionen nicht ganz gerecht werden können. Die Betrachtung des Leidens Christi tritt mit Judica in den Sonntags-Hauptgottesdienst ein. Dann rückt die bisherige Liturgie der Sonntagabende vom Leiden Christi auch in die Vorfeier ein. So sind wir der heiligen Woche genaht. Hier mit besonderem Fleiße alle liturgischen Schätze der Kirche zu sammeln und zu verwerthen, ist uns im Hinblick auf die sichtbar vorhandene Macht dieser Woche über das ganze selbst entkirchlichte Volk und in der Gewißheit einer großen Gewalt liturgischer Feiern des Leidens Christi über die Gemüther, zu einer heiligen Aufgabe geworden. Erstlich habe ich dafür gesorgt, daß für tägliche Gottesdienste, wie sie Gott sei Dank in dieser Woche sich allgemeiner Bahn brechen, Liturgieen vorhanden sind. Für Montag und Dienstag lassen wir die bisherige Sonntagsvesper bestehen. Mit Treue habe ich — soweit ich konnte mit Benutzung altkirchlicher Quellen — jedem Tage die auf ihn passendsten Lectionen zugetheilt. Eine neue Liturgie tritt erst für die drei Haupttage der Woche, Mittwoch bis Freitag ein. Die Luth. Kirche bietet wenig Stoff zur Bearbeitung derselben. Es herrscht in den K. OO. in Bezug auf die liturgica der heil. Woche, namentlich ihrer Nebengottesdienste, eine gewisse Dürre. Man wird bei seinen Anfragen fast stets mit dem: „Hier wird über diesen und diesen Abschnitt gepredigt", abgefertigt. Wie es scheint, ist die fast einzige liturgische Eigenthümlichkeit, die sich in der Luth. Kirche lange und sehr allgemein erhalten hat, der aus der Röm. Kirche herübergenommene uralte recitativische Gesang der Passion mit vertheilten Rollen im Hauptgottesdienst. Lossius ist die einzige ergiebige Fundgrube innerhalb der Luth. Kirche. Er hat manche der schönsten liturgischen Stücke der Röm. Liturgie herüberge-

nommen, uns ein Fingerzeig, nicht exclusiv gegen sie zu sein. Daß die Römischen Liturgieen der Karwoche manches Kleinod besitzen, wird dem klar, der in Rom ihnen beigewohnt hat. Trotzdem daß gerade die Feiern in der Charwoche dort von den meisten Fremden als nicht sehr von Theater und Concerten verschieden angesehen werden, trotzdem daß der Einzelne durch die allgemeine Meinung beeinflußt, leicht demselben Vorurtheil verfällt, trotzdem daß die Haltung des Publikums bei diesen Feiern gar sehr in ihm bestärkt, trotzdem daß man hiervon ganz abgesehen in den Gottesdiensten der Römischen Kirche sich stets auf seiner Hut hält, nicht in der erhöhten Gemüthsstimmung sich innerlich an einem röm. Irrthum zu betheiligen und also selten sich dem unmittelbaren Eindruck einfältig hingeben will, trotzdem endlich daß jene Kleinodien oft wie einzelne Goldkörnlein in dem Sande langer, unerbaulicher Gottesdienste verborgen sind, trotz aller dieser möglichst ungünstigen Einflüsse wird doch der Hörer durch die ergreifende Gewalt einzelner Theile der Liturgieen geradezu hingerissen und überwunden. Zu ihnen gehört zuerst der recitativische Gesang der Passionsgeschichte in der Messe vom Palmsonntag bis Karfreitag. Man sollte kaum glauben, daß dieser höchst monotone Gesang dreier Sänger, der nur von wenigen ganz kurzen Chören unterbrochen über eine halbe Stunde dauert, fesseln und Eindruck machen könnte. Und dennoch ist es so; die dramatische Einführung der in der L. G. handelnden Personen, die altkirchlichen unendlich monotonen Melodieen der Schriftworte erfassen in der That die ganze bunt zusammengewürfelte Versammlung; „sie thun es ihr an" könnte man sagen. Allerdings geschah die Ausführung in höchster künstlerischer Vollendung; aber nirgends trat die Kunst als solche entgegen, bei keiner Stelle konnte man daran denken: Wie schön und kunstgerecht er singt; die Kunst war den wundervollen Solostimmen zur Natur geworden, hatte sich in ihrem Gesang der Kirche dienstbar gemacht. Für den Concertsaal mag man die Bachsche Passion vorziehen, für die Kirche verdient dieser einfach recitativische Gesang mit den Chören von Vittoria, die unverhältnißmäßig einfacher und leichter als die Bachschen sind, entschieden den Preis. Ziehen wir das Facit, so ist der recitativische Gesang der Passion das erste, das sich in unsern Kirchen wieder einbürgern muß. Doch wir greifen hier nicht vor, da vielleicht bald in diesen Blättern darüber von kundiger Feder wird geschrieben werden. Weiter prägte sich der Gesang der Lamentationen Jeremiä, des Miserere und endlich als das ergreifendste die Improperien: „Was habe ich dir gethan mein Volk" während der Kreuzes-Anbetung in der Karfreitagsmesse dem Herzen tief ein, und es ist von jenem Tage an mein beständiger Gedanke gewesen, diese Juwelen aus der theils ihnen ganz unangemessenen, theils gar unächten Fassung, die sie an der römischen Liturgie haben, herauszubrechen und sie in das Gold einer wahrhaft evangelischen aus den Schätzen des Wortes Gottes und unsres Kirchenliedes zusammengesetzten Liturgie gefaßt, unsern Gemeinden darzubieten. Das Resultat liegt in

der Vesper für die Karwoche vor. Eingang und Psalmodie werden als im Einklang mit den allgemeinen Principien unserer Vespern und dem Charakter der kirchlichen Zeit stehend gerechtfertigt erscheinen. Die erste Lection, die in diesen Tagen um des Ernstes willen der Zeit und des in ihr zu lesenden Bibelwortes durch eine Collecte eingeleitet wird, ist die jedesmalige Alttestamentliche Parallele zu der Geschichte des Tages. Hier wäre jedoch die erste Gelegenheit, das eine Kleinod röm. Liturgieen, die vom Chor gesungenen Klagelieder Jeremiä, zu verwerthen.*) Als erste Lection folgen sie auch in den Metten der Röm. Kirche auf die Psalmen. Und die rechte Stimmung für das Anhören der folgenden Leidensgeschichte wird sich kaum besser finden als durch Anhören des schneidenden Wehes über den Jammer Jerusalems um seiner Herzenshärtigkeit, um seines Verschmähens des Heilandes willen. Es folgt als Hauptlied: Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld, das wie wenige an poetischem Schwunge reich, den Uebergang der Weissagung vom Lamm Gottes in die Erfüllung vermittelt. Und diesem schließt sich, nachdem sein Inhalt im Versikel an seinem Schluß noch einmal zusammengefaßt ist, die Leidensgeschichte an. Eigentlich gehört sie in den Hauptgottesdienst. In ihm wird sie in der Röm. Kirche, ward sie in der Luther. Kirche gesungen. Doch wird es, da wir für ihn eine volle Liturgie haben, in der nur ein kleines Stück derselben Platz findet und außerdem derselbe durch die große Zahl von Communicanten schon sehr lang wird, nicht möglich sein, wieder die ganze Leidensgeschichte als Ev. am Karfreitag auch nur zu lesen, geschweige denn den alten Gesang derselben dort wieder anzubahnen. Dazu kommt, daß Neuerungen, wozu das letzte gehören würde, die Gemeinden sich viel weniger im althergebrachten Hauptgottesdienste als in der doch einmal neuen Vesper gefallen lassen. Daher also in den Vespern der Anfang gemacht. Vorläufig biete ich nur das was sich in neuester Zeit bereits in weiteren Kreisen Bahn gebrochen hat, Lection der Geschichte mit passenden Liederversen durchzogen. Will man aber den alten Gesang wieder anbah-

*) Die Compositionen von Palästrina und Allegri dazu werden im Buchhandel zu haben sein. Schreiber dieses hat sie in Rom wenigstens bekommen. Doch dürfte sich die von Layriz (IV.) mit Deutschem Text abgedruckte, gleichfalls alt-italienische Composition, die ebenso ansprechend ist, mehr empfehlen wegen größerer Leichtigkeit. Dasselbe gilt von dem bei ihm sich findenden Satz der Improperien: „Was habe ich dir gethan." Doch ist für sie auch die köstliche Comp. Palästrina's verhältnißmäßig leicht. Am schönsten ist der Satz für Männerchor, den der Domchor in Berlin singt und sicher in seine musica sacra aufgenommen hat. Er ist, irren wir nicht, von Vittoria. Wo alle diese Compositionen zu schwer sind, dürfte zu rathen sein, daß der Chor diese Sätze ganz einfach in einem Psalmton (etwa Ton IV.) oder in der Melodie der Collecten sänge. Die Gemeinde bleibt in den Antworten: „Heiliger Herre Gott" am besten ein- für allemal bei der Melodie aus: Mitten wir im Leben sind.

nen, so lasse man zuerst alle die Stellen, wo die Jünger, die Juden ꝛc., kurz ein Chor redend auftritt, vom Chor singen.*) Dieser Gesang, verbunden mit dem Choralgesang der Gemeinde würde durch Einführung des dramatischen Elements schon große Wirkung haben. Die Lection ist geendigt. Was soll ihr Ergebniß sein? Zuerst die Erkenntniß: Ach meine Sünden haben dich geschlagen! Diese muß als das zum Gebete Treibende zuerst gewirkt werden. Da knieet denn der Pastor, dem Altar zugewandt und hinter ihm die Gemeinde nieder, und der Herr ruft ihnen seine Improperien, Vorwürfe, die er einst durch Micha schon seinem Volk gemacht hat, zu: Was habe ich dir gethan, mein Volk, und womit habe ich dich beleidigt, antworte mir! Ja da wird es der Gemeinde durchs Herz gehen und es wird ihr die Bitte: Heiliger Herre Gott . . . laß uns nicht versinken in des bittren Todes Noth! von Lippen und Herzen kommen. Dreimal wiederholt sich des Herrn Klage, dreimal der Gemeinde zerknirschtes Flehen. Nachdem die Gemeinde das: „Meine Sünden haben dich geschlagen" zerknirschten Herzens erkannt hat, kann sie sich nun den Trost der Gnade und Vergebung, die Frucht des Leidens Christi aneignen. So reiht sich in den Gebeten an die Improperien das gleichfalls schon von Lossius dem röm. Brevier entlehnte sogen. Kyrie mit Tropen an, vielleicht eins der schönsten Gebete, nach Form und Inhalt, das unsere Liturgieen enthalten. Vor der jedesmaligen Bitte: Kyrie eleison wird ein Wort des Herrn von der Kraft seines Leidens ihm als Grund der Erhörung dieser Bitte vorgehalten. Mit der Collecte und dem so beruhigenden: Wir danken dir Herr Jesu Christ ꝛc. schließt dann die Feier ab. Möge sie bereits in der nächst kommenden Karwoche in vielen Gemeinden vielen Segen bringen.

Wir haben am Karfreitag Abend die Kirche verlassen. Wir betreten sie am folgenden Abend wieder. Strahlender als sonst ist sie beleuchtet, auch ist die schwarze oder violette Altarbekleidung bereits der weißen oder rothen gewichen. Schon sind wir aufmerksam! Noch einmal führt uns der Chor an das am vorigen Abend verlassene Grab und Worte wie Melodie von: So ruhest du, o meine Ruh! lassen uns gern dem Führer folgen und dann ahnend weiter singen: O Lebensfürst, ich weiß, du wirst mich wieder auferwecken. Im stillen Gebet sinnen und ahnen wir weiter.**) Da durchbricht fast schüchtern zuerst das

*) Am schönsten sind die nicht sehr schweren Compositionen von Vittoria, die gedruckt sind. Da sie a capella zu singen, viel leichter und viel kürzer sind als die Sätze aus J. S. Bach, so verdienen sie vor ihnen den Vorzug.

**) Dieser Eingang zur Anknüpfung an die Karwoche ist neuer Zusatz. Vom Hallelujah an aber sind die Vespern dieser ganzen Zeit fast ganz ohne Veränderung und Zuthat den überreich sprudelnden alten Quellen entnommen.

Hallelujah aus zweier Knaben Mund die Gebetsstille. Das macht sich auf dem Papier höchst unbedeutend. Aber wenn eine Gemeinde von Invocavit an kein Hallelujah mehr hat hören und singen dürfen, wenn sie überall an seiner Stelle nur Buß- und Trauergesänge vernommen hat, dann wirkt dies Hallelujah mit seiner ersten Osterbotschaft wie ein Funken auf eine aufgehäufte Masse von Zündstoffen. Wie er eingeschlagen, merkt man alsbald an dem jauchzenden Psalmengesang, in den ein neuer Schwung gekommen, an dem Jubel, mit dem die ganze Gemeinde am Schluß der Psalmen in das Hallelujah einstimmt. Man lasse, damit die erwärmten Herzen warm bleiben, gleich am Festmorgen bei Sonnenaufgang die Liturgie für die Festabende als Mette folgen; in diesen zwei Feiern wird bei Christenleuten das letzte Vorurtheil gegen diese Liturgieen geschwunden und manches Herz nicht allein für sie, sondern auch für den auferstandenen Heiland gewonnen sein.

Hier schließen wir. Die Vesperbüchlein sind bereits viel verlangt worden und in Vieler Hände gekommen. Möge der Herr auch durch diese letzten Zeilen manchen Pastor, der das Büchlein schon in Händen vor der Einführung in die Gemeinde noch zaghaft zurückschreckt, zu fröhlichem und getrostem Vorgehen erwecken. Es wird erlaubt sein, darauf hinzuweisen, daß die beiden Bedenken: wird die Einübung auch nicht zu schwer sein, und: werden diese uns so ungewohnten Gottesdienstordnungen nicht doch den Herzen fremd bleiben, sich in der ersten Gemeinde, die hier in Berlin vorangegangen, der des Diakonissenhauses Bethanien in ihrer ganzen Nichtigkeit gezeigt haben. Die sichere und schöne Einübung der Gesänge, wie das nöthige Verständniß zwischen Organisten und Gemeinde ging wirklich, sobald ihr Grundcharakter verstanden war, überraschend schnell, und die erste in der schönen, erleuchteten Kapelle gehaltene Vesper am Heiligabend vor Himmelfahrt, da wir mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern anbeteten den König, der auffährt gen Himmel, hat für diese von unsern Vätern uns zu treuer Bewahrung vererbte Gottesdienstordnung in den Herzen Aller, die gekommen waren, anzubeten, die allgemeine Liebe hervorgerufen.

Berichtigung.

In der letzten Beilage S. 498, Z. 11
lies English chants anstatt Mants.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 1. Juni. № 44.

Minister von Raumer.

Der Staatsminister von Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Preußen. Berlin, 1860.

Das unter diesem Titel bereits im Sommer v. J. erschienene Schriftchen wird der Mehrzahl unserer Leser nicht unbekannt geblieben sein. Es gehört nicht zu jenen flüchtigen Erzeugnissen der Tagespresse, die sofort ihre Bedeutung verlieren, wenn die politische Situation sich geändert hat. Es ist eine von ungewöhnlicher Sachkenntniß zeugende, durch Gehalt und Form hervorragende Charakteristik des seligen Ministers von Raumer, seines Lebens und seines amtlichen Wirkens; und darum ein Beitrag bleibenden Werthes zu einer unparteiischen Würdigung dessen, was in einem für unser Vaterland so wichtigen Zeitabschnitte auf dem Gebiete des politischen und kirchlichen Lebens geschehen ist. Wem es wirklich daran gelegen ist, statt der von Parteileidenschaft eingegebenen blinden Verurtheilungen der sogenannten Reactionsperiode, ein einfaches Wort geschichtlicher Wahrheit zu vernehmen, dem wird das Schriftchen die besten Dienste leisten und es wäre um so weniger Recht, es gerade jetzt außer Acht zu lassen, als ja die Fragen alle, mit denen der Minister v. Raumer beschäftigt war, noch immer auf der Tagesordnung stehen und ohne kräftige und beharrliche Handhabung der Grundgedanken, die ihn leiteten, zu einer befriedigenden Lösung schwerlich geführt werden können. Wir halten es aber um so mehr für angemessen, gerade jetzt wieder auf das Schriftchen zurückzukommen, weil es in dem leider erst ganz vor Kurzem uns zu Handen gekommenen November- und Decemberhefte der theologischen Zeitschrift von Dieckhoff und Kliefoth, Schwerin 1860, in einem „Carrikaturen conservativer Kirchlichkeit“ überschriebenen Aufsatze einen überaus heftigen Angriff erfahren hat. Derselbe ist zwar, wie bestimmt versichert wird, weder gegen „die Person, noch gegen das Ministerium“ von Raumers gerichtet, auch nicht „gegen die conservativ kirchliche Partei überhaupt, die sich an das Ministerium v. R. angelehnt“ hat; er hat allein „die Auffassungen und Intentionen im Auge, die in dieser Schrift ihren Ausdruck gefunden haben“ und außerdem „von der in kirchlichen Dingen bekanntlich sehr confusen“ Kreuzzeitung vertreten werden. Wir aber glauben, daß zu diesem Unterschiede sehr wenig Grund vorhanden ist, und wenn also behauptet wird, hier seien „schwere und verderbliche Irrthümer“ ausgesprochen, die, wenn sie nicht bestimmt ausgeschieden würden, von den verderblichsten Folgen für die conservativ-kirchlichen Bestrebungen werden müßten, die jedenfalls im schroffsten Gegensatze gegen die Sache des Lutherischen Bekenntnisses und der Lutherischen Kirche ständen, so sind nach unserer Ueberzeugung Vorwürfe erhoben, die die Raumersche Verwaltung und die conservativ-kirchliche Partei in Preußen selber treffen und die wir um so bestimmter werden zurückweisen müssen, als wir überzeugt sind, daß die so scharf verurtheilten „Anschauungen und Intentionen“ den gegebenen Verhältnissen durchaus gemäß und der Sache der Lutherischen Kirche nur förderlich gewesen sind. —

Zunächst gibt unser Verf. einige, die Herkunft, den Bildungsgang und die frühern amtlichen Verhältnisse des Ministers betreffende Notizen. Die „Zeitschrift“ bezeichnet sie als „sehr dürftig“; aber sie sind, da eine vollständige, ins Einzelne eingehende Biographie natürlich nicht beabsichtigt war, zu ihrem Zwecke ausreichend. Die „allgemeine Charakteristik“ der Person v. R.s, seines häuslichen und amtlichen Lebens ist sogar in hohem Grade gelungen und nur ungern versagen wir es uns, einige Grundzüge des lebensvollen Bildes, das der Verf. mit wenig Strichen zu zeichnen verstanden hat, hier wieder zu geben. Als vorzugsweise wichtig für die innere Entwicklung v. R.s werden die Ereignisse des J. 1848 hervorgehoben. „Obwohl längst dem Evangelio zugethan, ... scheint doch die innere Entschiedenheit und Bestimmtheit, die seine ministerielle Thätigkeit charakterisirt, vornämlich erst um jene Zeit und unter ihren gewaltigen Schlägen und Rückschlägen zu dem später wahrnehmbaren Grade sich befestigt zu haben.“ Näher ist es die **kirchliche** Bestimmtheit, die in allen seinen amtlichen Maaßnahmen sich ausspricht. „Wir können wohl ohne Uebertreibung sagen“, bemerkt schon das Vorwort der Ev. K. Z. v. J. 1859, „daß Preußen noch keinen solchen Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten gehabt, keinen, der so mit ganzem Herzen auf dem Grunde des Bekenntnisses der Kirche stand“; und unser Verf. sagt: „v. R. kannte keinen höhern Ruhm, als den, ein treuer Sohn der Kirche zu sein; er stand in vollem Sinne in und auf dem kirchlichen Bekenntnisse.“ Daß Preußen nur als christlicher Staat seine Mission erfüllen, seine Stellung behaupten, ja überhaupt nur als solcher existiren könne, das war die Ueberzeugung, die er

mit Eichhorn theilte, und hiernach trafen beide Männer in ihren „sachlichen Zielpunkten" wesentlich zusammen. Man sieht nicht ein, weshalb diese sachlichen Zielpunkte nach dem Urtheile der „Zeitschrift" „sehr unbestimmter Natur" gewesen sein sollen. Beide standen ganz bestimmten Feinden gegenüber, dem „Rationalismus und Pantheismus der Zeit", der in den Versammlungen der Lichtfreunde und Deutschkatholiken, nachdem er bis dahin mehr im Stillen die Gemüther verwüstet hatte, allmählig als das öffentliche Leben bestimmend hervortrat; den revolutionären Gelüsten, die aller Orten immer kräftiger sich regten und den Umsturz alles Bestehenden nicht ohne Erfolg versuchten. Beide erkannten in der Pflege christlichen Lebens, in der Förderung christlicher Gottesfurcht das eigentliche Ziel ihrer amtlichen Thätigkeit; und darum ging das Streben beider mit Bestimmtheit dahin, die öffentlichen, das Leben des Volks tragenden Institutionen vor Entchristlichung zu bewahren. Es kommt überall zuletzt auf den Glauben an; die Lehre ist nur das nothwendige Mittel zu dessen Pflanzung und Förderung, und unsere Zustände sind ja sofort geordnet und gesichert, wenn durch den Glauben der Geist des Herrn in den Herzen Macht gewonnen hat. Einig also in bestimmten Zielpunkten, waren doch die „Mittel, die sie zur Erreichung derselben anwenden zu müssen glaubten, sehr verschieden, wie denn auch ihr kirchlicher Standpunkt von vorn herein ein verschiedener war." Zwar war auch Eichhorn von pietistischer Unterschätzung der Kirche weit entfernt. Er suchte sie zu größerer Selbstständigkeit zu führen, erweiterte den Berufskreis der Consistorien, gab ihr in dem Oberconsistorium eine eigene Centralbehörde; stand aber doch wesentlich mit unter dem Einflusse moderner Zeitgedanken und glaubte, vom Standpunkte eines freien biblisch-christlichen Glaubens aus seine weitern Reformen einleitend, „in schöpferischen Neubildungen und weitgreifenden Entwürfen" seine Aufgabe suchen zu müssen. — v. Raumer war durch seinen Standpunkt und durch die Zeitverhältnisse, unter denen er ins Amt trat, veranlaßt, „seine Thätigkeit in erster Stelle als eine restaurative und abwehrende zu fassen. Sein geschichtlicher Sinn und seine Auffassung der Kirche und ihrer erhabenen Mission gestattete ihm nicht, die breite Bahn des kirchlichen Liberalismus zu wandeln und von äußern Verfassungsänderungen Verbesserung unserer kirchlichen Zustände zu erwarten." Noch weniger konnte er sich mit der damals allgemein verbreiteten Meinung einverstanden sehen, daß durch die Revolution das Band zwischen Staat und Kirche gelöst, die letztere ihrer bisherigen Verfassung beraubt und darum jetzt genöthigt sei, in durchaus neuer Form von Grund aus sich aufzubauen. Es ist ja richtig, daß die Kirche unter dem landesherrlichen Regimente die Selbstständigkeit und Einheit nicht gefunden hat, die ihr gebührt; und diese Thatsache, die zu sehr in die Augen springt, als daß man sie läugnen könnte, hat sicher mitgewirkt, daß damals selbst viele kirchlich-conservative Männer der Umgestaltung des gesammten Kirchenwesens nicht widerstehen zu müssen glaubten, die überdem durch die veränderte Stellung des Königs an der Spitze eines jetzt constitutionellen Staates nothwendig geworden zu sein schien. Was indessen damals angestrebt wurde und von einer bekannten Partei als den sogenannten „protestantischen Principien" allein gemäß noch immer angestrebt wird, Aufbau der Kirche aus der Gesammtheit der Gemeinden, Selbstregierung der Kirche durch Synoden, die, durch Majoritäten von unten auf gewählt, nach Majoritäten alle Angelegenheiten der Kirche entscheiden, das ist nichts weiter, als Revolutionirung der Kirche, Preisgebung ihrer selbst und ihrer heiligsten Güter an die Gewaltherrschaft der Massen. Das ist nicht Freiheit, sondern Knechtschaft. Waren die „rechten Hände", in die der König sein Regiment zu legen sich selbst gesehnt hatte, nun einmal nicht vorhanden; war es nicht möglich, die rechte Kirchenverfassung zu restituiren, so blieb nichts weiter übrig, als die bisherigen, durch den Gang der Deutschen Reformation geschichtlich begründeten Zustände, d. i. das landesherrliche Kirchenregiment mit den unter ihm in Wirksamkeit stehenden Behörden zu conserviren und nur dahin zu sehen, daß dieselben von den Staatsbehörden und der Volksvertretung unbeeinflußt auf dem ihnen zustehenden Gebiete als wirklich selbstständig sich erweisen konnten. Nach dieser Richtung hin ist der Minister unablässig thätig gewesen. In richtiger Einsicht in das Wesen der Kirche, als einer dem Belieben ihrer Glieder entrückten Anstalt Gottes, hat er dem Andringen des kirchlichen Liberalismus und Radicalismus kräftigen Widerstand geleistet. Er ist für die „bestehende Verfassung, für das geschichtliche Recht und eben damit für die Freiheit der Kirche" mit Entschiedenheit eingetreten. Er hat „durch Zuführung tüchtiger bekenntnißtreuer Männer die Consistorien zu stärken, die confessionellen Verhältnisse zu ordnen gesucht", und als ihm später die Einwirkung auf die innern Angelegenheiten der Kirche abgeschnitten worden war, es darum doch an treuer Fürsorge für dieselbe nicht fehlen lassen. „Die Einführung der kirchlichen Gemeindeordnung v. J. 1850, welche die Spuren ihrer Entstehung nur zu deutlich an sich trug und sich ihm je länger je mehr als ein lebensunfähiger Compromiß mit dem modernen Weltkirchenthum erwies, konnte er nicht für ersprießlich halten." Dagegen „ließ er dem segensreichen Werke der Generalkirchenvisitationen die treueste Unterstützung angedeihen, entwickelte für Gründung neuer Parochieen und Pfarreien, Anstellung von Hülfsgeistlichen, würdiger Ausführung von Kirchenbauten unausgesetzt eine erfolgreiche Thätigkeit" und wußte „mit ebenso großer Umsicht wie Unverdrossenheit die schweren Verluste glücklich abzuwenden oder doch zu mindern, womit das neue Ablösungsgesetz die Kirchen, Pfarren und Schulen bedrohte." — Die Volksschule verdankt ihm die Regulative. Der Vorwurf, daß durch sie die Jugend mit religiösem Memorirstoff überhäuft, in der allgemeinen und selbst in der religiösen Bildung dadurch behindert werde, beruht auf Mißverstand und könnte, selbst wenn er begründet wäre, durch Modificationen im Einzelnen mit großer Leichtigkeit zum Schweigen gebracht werden. Die in ihnen vorgeschriebene Vereinfachung des Unterrichts ist, wie alle zugestehen werden, die unsere Landschulen und Landschullehrer

näher kennen, eine wahre Wohlthat und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die heftige Opposition, die sie gefunden haben, gerade durch die Entschiedenheit veranlaßt ist, mit welcher sie gegenüber jenen vagen philanthropischen Ideen eines allgemeinen durch möglichst confessionslosen Unterricht zu erzielenden Humanismus, die evangelische Wahrheit und das kirchliche Bekenntniß als das alleinige Fundament der rechten Bildung geltend machen. — Mit derselben Entschiedenheit begegnete er antikirchlichen Bestrebungen auch auf andern Gebieten und nur anzudeuten sind wir hier im Stande, wie er in seinen Maaßnahmen gegen die Dissidenten, in seinen Vorschlägen zur Eherechtsreform, in seinem Kampfe wider die Säcularisation der Ehe innerhalb der Kirche die christliche Sitte, das Recht der Kirche und den Charakter Preußens als eines christlichen Staates zu wahren wußte. Es mag im Einzelnen mancher Fehler begangen worden sein. Die polizeiliche Maaßregelung des Dissidentenwesens, die übrigens, soviel wir wissen, v. R. nicht veranlaßt hat, ist sicher kein zweckdienliches Mittel gegen dasselbe. Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß das Verfahren, welches man jetzt inne hält, dem Geiste der Verfassungsurkunde mehr entspricht. Aber eins der obersten Grundrechte unseres Volks ist trotz desselben christliches Regiment und christliche Gesetzgebung und wenn die Majorität des gegenwärtigen Geschlechts sich wirklich daraus nichts mehr machen sollte, so wäre es erst recht die Pflicht christlicher Obrigkeit, deren Aufgabe wesentlich auch pädagogisch ist, dies Grundrecht aufrecht zu erhalten, und wider alle Anläufe eines widerchristlichen Zeitgeistes zu vertheidigen. Noch aber ist das Volk der Meinung, daß die Obrigkeit nur das schützt und duldet, was Recht ist vor Gott und vor den Menschen. Geschähe das Gegentheil, so würde schweres Aergerniß gegeben, das sittliche Urtheil verwirrt und christliche Zucht und Sitte, an der wir durchaus keinen Ueberfluß haben, sehr wirksam untergraben werden. — Es ist uns nicht möglich und zu unserm Zwecke auch nicht nöthig, unserem Verf. in alle Einzelheiten zu folgen und das Weitere nachzuweisen, wie der Minister auch auf den anderen Gebieten seiner Amtsthätigkeit, in der Sorge für Gymnasien und Universitäten, seiner Aufgabe zu genügen suchte. Wir haben nur geglaubt, das Eigenthümliche seiner Verwaltung, das überall durch sie hindurchgehende **kirchliche** Element mit wenig Worten berühren zu müssen, weil gerade daraus hervorgeht, wie richtig er die Bedürfnisse der Zeit erkannt und weil gerade hiergegen die Angriffe der „theolog. Zeitschr." gerichtet sind.

Zu der oben angeführten Aeußerung unseres Verf., v. Raumer sei erst unter den Stürmen des Jahres 1848 zu kirchlicher Entschiedenheit gekommen, wird bemerkt, es sei das zwar der Entwickelungsgang so Vieler unter den Besten unserer Zeit; ein berechtigter Anfang sei aber noch nicht das rechte Ende. Wer noch nicht selbst sicher und gründlich eins geworden sei mit der Wahrheit unseres Bekenntnisses, der stehe, auch wenn er dessen Recht vertrete, doch noch zu äußerlich zur Sache selbst, und nun solle zwar die Stellung v. R's. die allerbestimmteste

gewesen sein, bei näherer Betrachtung aber stoße man bald auf große Unklarheiten. v. R. sei ursprünglich reformirt gewesen, ein Uebertritt zur Luther. Kirche habe nicht statt gefunden, welches sei denn also eigentlich die Kirche als deren treuer Sohn er bezeichnet werde, und das Bekenntniß, auf dem er gestanden habe? Es liege in solchen Phrasen eine „grelle Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit"; die Partei des Verf. „stehe noch ganz äußerlich der Wahrheit des luther. Bekenntnisses und seiner Bedeutung für die Kirche gegenüber"; es mangele ihr „gänzlich jede sichere Haltung ihres Glaubens zur bestimmten Wahrheit seines Inhalts"; und diese„ traurige Schwäche", dazu eine durchaus falsche Rücksicht auf bestehende Verhältnisse, „ein Kniebeugen" vor den Preuß. Zuständen, wie sie einmal sind, — das sei der tiefste Schaden der in dieser Schrift sich documentirenden Anschauungsweise, der aus den Aeußerungen des Verf. über die Stellung v. R's. zur Union, über die Eherechtsfrage und „am grellsten" in der Beurtheilung der Katholischen Kirche ins Licht treten soll.

Nach der Kritik, die das bedeutende Werk von Stahl in der Mecklenburger Zeitschrift gefunden hat, vor dessen „Lehrhaltung" die Lutheraner gewarnt wurden, weil auch er nicht „mit Sicherheit in der wahren Mitte der evangel. Wahrheit unserer Kirche stehe", können diese Vorwürfe von dieser Seite her eigentlich nicht mehr auffallend sein. Sie gehen von einem Lutherthume aus, das starrer als Rom selbst jeder normalen Entwickelung sich verschließt, weil es in der Lutherischen Kirche die wahrhaft Katholische, die vollkommene Kirche und in dem Bekenntnisse derselben, wie es in den symbolischen Schriften gefaßt und dargestellt ist, die durchaus genügende und für alle Zeiten gültige Darstellung und Fassung der Evangel. Wahrheit zu haben glaubt. Auf dem Bekenntnisse stehen, das heißt: annehmen und festhalten, was symbolisch fixirt ist, nichts mehr und nichts weniger; und wenn ein Recht der Entwickelung für den Einzelnen anerkannt wird, so kann dieselbe doch immer nur darin bestehen, daß er als treuer Sohn der Kirche immer bestimmter zu verstehen und immer lebendiger sich anzueignen suche, „was unsere Kirche ist und hat"; ein Satz, der übrigens vollständig wahr sein würde, wenn es statt „unserer Kirche" die Kirche hieße. — Wir sind hier anderer Meinung und befinden uns nun allerdings, indem wir sie darzulegen versuchen, zunächst in einer gewissen Verwunderung über uns selbst. Wir sind sonst nicht in der Lage, gegen Lutherische Bestrebungen zu streiten und haben es immer für unsere Aufgabe gehalten, sie in ihren gerechten Kämpfen für das geschichtliche Recht der Kirche zu stärken. Aber unser Gegner hat uns in diese Position gebracht und die rechte Freiheit wissenschaftlicher Bewegung und kirchlicher Entwickelung ist ein zu theuer erworbenes Gut, als daß wir uns nicht verpflichtet fühlen müssen, es auch gegen ihn in Schutz zu nehmen.

Das Lutherische Bekenntniß ist ohne alle Frage der christl. apostolische Glaube. Luther hat ihn in seiner Reinheit wieder hergestellt und die Lutherische Kirche hat ihn als ihr

theuerstes Kleinod zu bewahren, ihr gottesdienstliches Leben nach ihm zu gestalten und ihr gesammtes amtliches Handeln ihm gemäß zu regeln. Der Einzelne hat diese reine Lehre als evangelische Heilswahrheit anzuerkennen, sie immer mehr sich anzueignen und immer entschiedener in sie sich einzuleben. — Wer auf dem Bekenntnisse der Kirche stehen will, muß in dieser Lehre bleiben. Apost.-Gesch. 2, 42. 2 Joh. V. 9. Joh. 8, 31. — Aber die reine Lehre ist nicht identisch mit der orthodoxen Lehre. Letztere ist wissenschaftliche Fassung, Begründung und Vermittlung der ersteren und nun sind wir wahrlich weit entfernt, sie irgend wie zu unterschätzen. Wir sind der Ansicht, daß die wissenschaftlichen Arbeiten der orthodoxen Zeit der Kirche die größten Dienste geleistet haben und daß die Werke eines Chemnitz, Gerhard, Calov, Quenstedt bis zu Hollaz hin die rechte Einsicht in die Wahrheit des evangel. Glaubens noch immer in viel höherem Grade fördern, als die meisten dogmatischen Schriften der Gegenwart. Aber Wissenschaft ist nicht Glaube. Auf dem allerdings unantastbaren Boden des letzteren, der eigentlichen Glaubenswahrheiten bewegt sich die erstere mit voller Freiheit und Niemand hat daher ein Recht, die theologischen Meinungen bestimmter Zeiten und Männer, und wären es die hervorragendsten als für immer gültig festzustellen. Es ist eine Schwäche unserer Bekenntnißschriften als solcher und namentlich der sonst so ausgezeichneten Concordienformel, daß sie von theologischen Ausführungen sich nicht ganz frei gehalten haben. Wir sind dadurch in die Lage gebracht, ihnen gegenüber das allerdings bedenkliche quatenus nicht schlechthin entbehren zu können; und nun ist natürlich damit nicht das gesagt, daß sie nur in soweit gelten sollen, als sie mit der heil. Schrift zusammenstimmen. Das ist der bekannte rationalistische Ausweg, auf welchem man den ganzen Glaubensgehalt derselben und damit ihre ganze kirchliche Bedeutung beseitigt hat. Sondern das ist die Meinung, daß sie nur da bindend und verpflichtend sind, wo sie das Bekenntniß der Kirche im eigentlichen Sinne, d. i. die Grundwahrheiten und Grundthatsachen des Evangelii, wo sie eigentliche Glaubensartikel uns darbieten. An ihre wissenschaftlichen Beweisführungen ist Niemand gebunden. Es ist dem Theologen erlaubt, ja für ihn pflichtmäßig, da über das Symbol hinauszugehen, wo der eigentlichen Glaubenswahrheit durch die inzwischen fortgeschrittene Wissenschaft eine solidere Begründung gegeben werden kann, als es in den symbolischen Expositionen geschieht. Ein Laie aber und wäre er selbst Staatsminister kann mit voller Wahrheit auf dem Grunde des Bekenntnisses stehen, auch wenn er von den dogmatischen Subtilitäten der Schule gar nicht einmal Kunde hat. Es ist allein die Stellung zur eigentlichen Glaubenssubstanz, die hier entscheidet. —

Sodann ist die reine Lehre, wie sie symbolisch fixirt ist, darum nicht auch schon die vollkommene unter allen Umständen zureichende Lehre. Wir dürfen nicht übersehen, daß das luth. Bekenntniß in sehr stürmischer Zeit und unter schweren Kämpfen mit heftigen Gegnern formulirt ist. In Folge dieses Umstandes ist es geschehen, daß die streitige Lehre in den Vordergrund getreten, und andere, für das Wohlsein der Kirche keineswegs gleichgültige, wenn nicht mit Stillschweigen übergangen, doch minder beachtet worden sind. Neue Verhältnisse regen neue Fragen an und nicht immer werden wir in den symbolischen Schriften die vollständig genügende Antwort finden. Die Lehre von den letzten Dingen, von der Höllenfahrt Christi, die für die rechte Einsicht in die Gesammtwahrheit des Evangelii nicht unwichtig ist, die Lehre von den Sacramenten, ihrem Verhältnisse zum Worte Gottes und ihrer specifischen Wirksamkeit, die neuerlich so in den Vordergrund getretenen Lehren von der Kirche, deren Amte und Verfassung sind nur unzureichend behandelt. Der Cultus ist in seiner innern Nothanwendung als Ausdruck kirchlicher Andacht und Anbetung nicht vollständig erkannt und das lehrhafte Element in demselben so einseitig betont, daß Luther im größeren Katechismus einmal sogar zu der Aeußerung kommt, man „feiere die kirchlichen Feste nicht wegen der einsichtigen und gebildeten Christen, denn diese hätten keine Feiertage nöthig.“ In all diesen Stücken bedarf die kirchliche Lehre einer genaueren Bestimmung und weiteren Ergänzung und von selbst versteht es sich, daß nur diejenige als berechtigt angesehen werden kann, die dem Geiste der Kirche gemäß ist und mit ihrem anderweitigen Glauben in voller Harmonie steht. Sie ist auch nicht Sache eines Einzelnen, sondern der Kirche selbst in ihrer Repräsentation. Wohl aber wird der Einzelne ein Recht haben und zwar in um so höheren Grade, je mehr er ein echter Sohn der Kirche ist, vorhandene Schwächen zur Sprache zu bringen und zu deren Abhülfe die Wege zu zeigen und hat er irgend eine kirchenregimentliche Stellung, so wird er seine feste Position in der Mitte und Wahrheit des Bekenntnisses nicht durch starres Festhalten an den bisherigen Satzungen, sondern gerade dadurch zu documentiren haben, daß er für die rechte Ergänzung und normale Weiterbildung derselben ein offenes Auge hat.

Endlich ist es die Hauptsache, daß die reine Lehre auch gepredigt und namentlich die Sacramentsverwaltung ihr gemäß gehandhabt werde. Daß dieselbe in den symbolischen Büchern enthalten ist, die immer nur Wenige mit der gehörigen Aufmerksamkeit lesen werden, das thut es nicht. Sie muß gepredigt werden und zwar nicht bloß von einzelnen kirchlich gesinnten Geistlichen, zu Zeiten, in denen besondere Sehnsucht darnach rege ist, sondern einmüthig und einstimmig zu jeder Zeit in allen Kirchen, in allen Schulen, soweit das Gesammtgebiet der Kirche reicht. Einheit muß in der Verkündigung des Wortes Gottes und dem gesammten amtlichen Handeln der Kirche herrschen; sonst werden die Gewissen verwirrt und der Zweck aller kirchlichen Gemeinschaft, daß die Einzelnen alle herankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes bleibt unerreicht. Das ist auch ausgesprochen in dem 7. Artikel der Augsburg. Conf., nach welchem die Kirche die

Gemeinschaft von Heiligen ist, in welcher das Evangelium nicht etwa bloß vorhanden, in Bücher schriftlich niedergelegt, sondern recht gepredigt wird und die Sacramente recht verwaltet werden. Nun liegt es aber klar zu Tage, an welch tiefgehenden Schäden in dieser Hinsicht unsere kirchlichen Verhältnisse leiden und mehr oder weniger immer gelitten haben. Sie sind Gott sei Dank jetzt wesentlich besser geworden und in dem engern Kreise unserer Landeskirche wird es dem Einzelnen nicht mehr möglich sein über die kirchliche Ordnung sich hinwegzusetzen und seine individuelle Weise, die Dinge zu betrachten, zur alleinigen Norm zu nehmen. Offenbare Irrlehre auf der Kanzel wird nicht mehr geduldet. Sofort aber tritt uns eine fast maaßlose Willkühr noch immer entgegen, wenn wir das Gesammtgebiet der Kirche in das Auge fassen. Hier macht sich einer und es ist noch dazu ein Oberconsistorialrath ein Glaubensbekenntniß ganz nach eigenen Gedanken und confirmirt damit die Katechumenen; dort traut ein anderer einen Juden mit einer Christin an einem christlichen Altare. Irrlehrer, die hier ihres Amtes entsetzt sind, werden gerade um deßwillen dort geflissentlich befördert. Kirchenzeitungen fahren fort, die Fundamente aller kirchlichen Ordnung, alles christlichen Glaubens umzustürzen und noch immer kanns geschehen, daß ein und dieselbe Gemeinde von ein und derselben Kanzel her des Nachmittags das directe Gegentheil dessen vernimmt, was ihr Vormittags als göttliche Wahrheit verkündigt worden ist. Es sind das Zustände, die, hätten wir sie nicht immer vor Augen, wäre unser Gefühl durch die Gewohnheit gegen sie nicht stumpf geworden, uns geradezu als unerträglich erscheinen würden. Sollen sie immer so bleiben? ist unsere Kirche trotzdem die wahre Katholische Kirche? Durch die ganze Zeit geht die tiefe Sehnsucht nach kirchlicher Einheit und kirchlicher Auctorität. Die reine Lehre, die subjective Frömmigkeit, der persönliche unmittelbare Verkehr mit Christo! — ja freilich wir brauchen nichts weiter, wenn wir das haben. Das aber hält nicht Stand, es verflüchtigt sich ohne feste kirchliche Basis und soll die Evang. Wahrheit als ein Salz in den weitern Lebenskreisen sich erweisen, soll sie als ein wirksames Ferment auch die staatlichen Verhältnisse, die öffentlichen Institutionen des Völkerlebens durchdringen, so muß sie auch den weltlichen Auctoritäten gegenüber mit Kraft und Nachdruck überall sich geltend zu machen wissen, und das wird nur da möglich sein, wo sie von derjenigen Auctorität vertreten wird, die der Herr selber zu diesem Zwecke gesetzt hat. Diese Auctorität ist die Kirche. Die Reformatoren waren in der Lage, die unveräußerlichen Rechte des Subjects einer falschen kirchlichen Objectivität gegenüber verfechten zu müssen. Wir sind jetzt in der gerade entgegengesetzten. Es ist eine auch von der „Zeitschr." anerkannte gute Folge der revolutionären Bewegungen, daß das Unzureichende einer bloß subjectiven Gläubigkeit allgemeiner erkannt und die Bedeutung der Kirche als der eigentlichen Säule und Grundfeste der Wahrheit, als der von dem Herrn selbst zur Bewahrung und Verbreitung des Glaubens gegründeten Gemeinschaft den Einzelnen entschiedener in das Bewußtsein getreten ist. Nichts ist zeitgemäßer und nothwendiger, als das Streben nach Ausbau der Kirche und nur dahin wird zu sehen sein, daß diesem Streben in einer Weise genügt werde, wie es der Eigenthümlichkeit unserer Kirche gemäß ist. Die Kirche Deutscher Reformation beabsichtigt nichts anderes zu sein, als die von Irrthümern und Menschensatzungen gereinigte Alt-Katholische Kirche. Es ist Luthern nicht in den Sinn gekommen, ein neues kirchenbildendes Princip geltend zu machen; zudem lag ihm nichts ferner, als radicaler Bruch mit der Geschichte und darum hat die Evang. Kirche sich allezeit ein offenes Auge zu bewahren für das Walten des heil. Geistes auch in der nachapostolischen Zeit und soll, unter strenger Ausscheidung alles Fremdartigen und Ungehörigen, mit ächt conservativem Sinne festhalten und bewahren, was auf irgend einem Gebiete des kirchlichen Lebens in Lehre, Cultus und Verfassung als normale Entwicklung des in der apostolischen Zeit im Keime Gegebenen hervorgetreten ist und noch immer hervortritt.

Eingehend in diesen Geist, handelnd nach diesen Grundsätzen und im Kampfe mit falschen Zeitmeinungen sie behauptend sind wir „treue Söhne" unserer Kirche und der heimgegangene Minister v. Raumer war in der That ein solcher Sohn. Es ist richtig, er war von Hause aus reformirt, er ist nie förmlich zur Luth. Kirche übergetreten; aber seine Grundanschauungen waren lutherisch, die seine Verwaltung kennzeichnende Thätigkeit trug lutherisch-kirchliches Gepräge; und wenn unser Verf. an einer Stelle von der Nachhaltigkeit und Stärke confessioneller Familientradition spricht, die weit hinausgreife über das in das Bewußtsein getretene Glaubensleben des Individuums, so wird daraus durchaus nicht zu schließen sein, v. R. habe nur eine halbe Stellung zu Bekenntniß und Kirche gehabt; es folgt nur das, daß dieser Umstand, wenn auch unbewußt, mitgewirkt hat, ihn vor der Schroffheit und Einseitigkeit Mecklenburgischer Lutheraner zu bewahren.

Die Art und Weise, wie v. R. zur Union sich stellte, bestätigt das Gesagte. Er hat sie aufrecht gehalten und ist ihr entgegengetreten, je nach dem Charakter, den sie zeigte; je nachdem sie mit dem Rechte der Kirche und deren Interessen in der Gegenwart ihm verträglich schien oder nicht. „Völlig fremd blieb ihm der Gedanke ihrer Beseitigung; auch wenn solche ihm zur Wiedergewinnung eines klaren und gesicherten Rechtsstandes wünschenswerth erschienen wäre, würde er sie nie angestrebt ha-

ben, schon um deshalb nicht, weil er sie für unausführbar und das Verlangen nach Vereinigung beider Confessionen in den Preußischen Zuständen, wie sie einmal sind, für zu tief begründet hielt. Um so mehr war er bemüht, gegen die geschichtlichen Sonderbekenntnisse Gerechtigkeit zu üben." Wir bemerken zu diesen Worten des Verf. noch, was unser Gegner ganz außer Acht zu lassen scheint, daß v. R. Staatsminister und als solcher mit der unmittelbaren Leitung der kirchlichen Angelegenheiten gar nicht betraut war. Gesetzt, die Vorwürfe, die die „Zeitschr." wider die Union erhebt, wären alle vollständig begründet, wie sie es nicht sind, so wäre es immer zunächst nicht des Ministers, sondern des Evang. O. K. Raths Sache gewesen, auf ihre Beseitigung hinzuarbeiten. Aber wir glauben, daß die Stellung zur Union, wie sie der Verf. zeichnet, die durchaus richtige ist und daß kein Lutheraner in Preußen, dem an dem Wohle seiner Kirche was gelegen ist, eine andere zu ihr einnehmen kann und darf. Dazu sagt nun freilich die „Zeitschr.": also man sei unirt und wolle unirt sein; mithin handle es sich hier durchaus nicht um einen Kampf für die Wahrheit und das kirchliche Recht des luth. Bekenntnisses, sondern allein um die Bestrebungen einer durchaus nicht in dem luth. Bekenntnisse stehenden und gebundenen conservativen Partei innerhalb der Union und auf Grund derselben. Wo aber das Glaubensgewissen nicht fest und lebendig in der Wahrheit des Glaubens gegründet sei, da lasse man „Preußische Zustände" das Entscheidende in der wesentlichsten Frage der Kirche sein und sei so blind, daß man nicht sehe, wie man für dunkle und in sich unklare Ziele .... das selbstständige Recht der Kirche und der Wahrheit Gottes an die Allmacht des Staates verkaufe, wenn man auch nur in einem Punkte das Recht der Kirche und damit die Wahrheit Gottes preisgebe. — Es ist die Weise unsers Gegners, in Uebertreibungen sich zu ergehen und den Worten des Verf. eine möglichst schlimme Deutung zu geben. Wir lassen es auf sich beruhen, ob „die Wahrheit Gottes" und das „Recht der Kirche" sich durchaus deckende Begriffe sind; ob die Unionsfrage als die „wesentlichste Frage der Kirche" bezeichnet werden darf; bemerken aber, obwohl es sich von selbst versteht, daß uns nicht die „Preußischen Zustände", sondern das kirchliche Bekenntniß in allen wichtigen Fragen der Kirche das eigentlich Entscheidende ist. Die ganze luth. Bewegung Preußens ist aus dieser Ueberzeugung von der Bedeutung des Bekenntnisses hervorgegangen und sie bezweckt nichts anderes, als dahin zu wirken, daß dem Bekenntnisse diese entscheidende Kraft überall gesichert bleibe. Wohl aber ist der Lutheraner Preußens in „Preußische Zustände" gestellt. Es ist überall seine Sache nicht, blind mit dem Kopfe durchzugehen und ohne Rücksicht auf concrete Verhältnisse und Bedürfnisse sein Verhalten nach bloßen Theorieen zu regeln. Es wäre ihm nicht zu verdenken, wenn er den Zuständen, wie sie einmal sind, soviel als möglich Rechnung trüge und jedenfalls wird er verpflichtet sein, in das einzugehen, was als thatsächlich begründet und als geschichtlich wahr in ihnen sich geltend macht. Nun aber zeigen ihm nicht bloß die Preußischen, sondern die Zustände fast aller Orte, daß beide Confessionen in ihrer ursprünglichen Schroffheit nicht mehr einander gegenüberstehen. Die Erfahrungen dreier Jahrhunderte sind nicht umsonst gewesen. Beiden Theilen ist die Wahrheit, die sie gemeinsam bekennen, klarer in das Bewußtsein getreten und dazu haben die Reformirten, deren abstracter Puritanismus in seiner ganzen Consequenz unter uns hier nie aufgekommen ist, mit dem lutherischen Kirchenwesen sich sichtlich immer mehr befreundet. Sie sind uns näher gekommen; und nun wissen wir sehr wohl, daß wir noch lange nicht einig sind; wir sind weit entfernt, die trennenden Unterschiede gering anzuschlagen und kennen unsere Pflicht, den luth. Typus in seiner ganzen vollen Eigenthümlichkeit zu bewahren. Dennoch wäre eine Union, die zunächst nichts weiter zu sein beabsichtigte, als ein Ausdruck des zwischen beiden Confessionen thatsächlich bestehenden näheren Verhältnisses und die unter Bewahrung der confessionellen Bestimmtheit, in dem wohlbegründeten Glauben auf die siegende Kraft des luth. Princips und in der Hoffnung einer tiefergehenden künftigen Vereinigung geschlossen wird, nicht allein zulässig, sondern ein wirklicher Fortschritt. Die Preußische Union beabsichtigt, dies zu sein. Es ist nicht unbegründet, was die „Zeitschr." von der Unionstendenz des Preuß. Königshauses und ihren Folgen sagt. Wir brauchten auch nur an die Prot. K. Z. und an die Schrift von Thomas gegen Stahl erinnert zu werden, wenn es uns wirklich aus dem Gedächtnisse kommen sollte, daß eine Union unter uns angestrebt wird, die nicht nur Luth. Kirche und Luth. Bekenntniß, sondern jede Kirche und allen Glauben dazu unmöglich macht. Es sind uns auch die Versuche, den Consensus beider Confessionen zu formuliren und eine neue Kirche darauf zu bauen, nicht unbekannt geblieben. Daß aber jede Union die Kirche „zerstöre", und wer überhaupt mit ihr sich einlasse, „durchaus nicht in dem Luth. Bekenntnisse stehe", daß die „Ziele kirchlich-conservativer Politik mit ihr" sich unter allen Umständen „nicht erreichen lassen" und auch jede Form derselben ohne alle Wahrheit sei, das halten wir, trotz aller schlimmen Erfahrungen, die wir in der Sache hier gemacht haben, für nichts weiter, als für einen Aberglauben der Mecklenburgischen Lutheraner. Die Preuß. Union verlangt kein Aufgeben des bisherigen Bekenntnisses; die Behörden sind verpflichtet, dasselbe und die auf ihm ruhenden Einrichtungen zu schützen und zu pflegen und ihr Amt im Sinne der Bekenntnißtreue zu verwalten. Wir wissen es, daß dies nicht immer geschehen ist und haben es oft genug beklagt, wenn das Kirchenregiment zu Concessionen an den kirchlichen Liberalismus sich herbeiließ. Aber Fehler und Mißgriffe geschehen wohl selbst in Mecklenburg, und es ist kein Wunder, wenn das in unsern Tagen von allen Seiten her bedrängte Kirchenregiment nicht immer gleich das Rechte trifft. Dir Lutheraner sollen „sich endlich sicher und rein auf ihre eigne Grundlage stellen" und zu dem Ende „auf das Bestimmteste

von den Bestrebungen sich scheiden, die in unserer Schrift ihren Ausdruck gefunden haben." Wir können ihnen nur rathen, daran fest und von allen unzeitigen Agitationen sich fern zu halten. Das ist kein „Kniebeugen" vor den Preußischen Zuständen; es wird dadurch „dem Bande zwischen Kirche und Staat die Wahrheit und das göttliche Recht durchaus nicht geopfert"; es ist das auch keine „traurige Schwäche"; sondern es ist pflichtmäßige Geduld, christliche Pietät, es ist zugleich auch der beste Dienst, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Kirche geleistet werden kann. Die durch die Union vorläufig erwirkten Unklarheiten nicht tragen wollen und doch ganz andere Uebelstände tragen, weil man sie einmal nicht ändern kann, das aber ist Mücken seigen und Kameele verschlucken. —

„In ganz besonderem Maaße nahm der Minister von Raumer die Reform des Eherechts in Anspruch. Sie war ihm vorzugsweise Herzenssache. Mit der treuesten Hingebung suchte er nicht bloß in der bürgerlichen Gesetzgebung die nothwendigen Aenderungen herbeizuführen, sondern er sicherte auch der Kirche das ihr in der Sache zustehende Recht und brachte sie in die Lage, dasselbe gegenüber dem Staate und dem staatlichen Eherechte frei zu verwirklichen. Auf ihr Handeln selbst Einfluß zu üben, das bisher so verschiedene Verhalten der Geistlichen nach eigner Meinung zu regeln, lag weder in seinem Sinne, noch in seiner Stellung als Staatsminister und mußte der kirchlichen Oberbehörde überlassen bleiben. Wenn nun diese bei der sich jetzt nothwendig machenden kirchlichen Regulirung der Angelegenheit überall auf Schwierigkeiten stieß und große Mühe hatte, einen sicheren Boden zu gewinnen, ja wenn der Mangel an festen und klaren Grundsätzen noch immer in sehr empfindlicher Weise fühlbar wird, so glaubt Verf. den hauptsächlichsten Grund „in der völligen Zerfahrenheit und zuchtlosen Willkür der Protestantischen Doctrin über Ehescheidung" suchen zu müssen und bemerkt dazu: „eine schmerzliche Wahrnehmung war es, daß die clara et sufficiens scriptura der Hebel, mittelst dessen in der Reformationszeit das päpstliche Eherecht aus den Angeln gehoben war, jetzt sich weder als klar noch als sufficient erweisen wollte, ja daß sie zuletzt, selbst officiell, verflüchtigt wurde zu einem bloßen Princip." — Unser Gegner geräth hierüber beinahe außer sich. Er trägt kein Bedenken, sich also vernehmen zu lassen: das sei die Rede eines Krypto-Katholiken, dem alles auf unserer Seite nur als flüssiger Protestantismus erscheine, für den es gar keine Luth. Kirche und keine bestimmte Lehre derselben mehr gebe: das sei „Verhöhnung" des Schriftprincips, mit dem unsere Kirche stehe und falle; bei ihm habe man nachzufragen und nicht bei einer sogenannten Protest. Doctrin, die uns nicht angehe; es stehe um erstere nicht so schlimm, als es den zerfahrenen Köpfen gewisser an ihrem evang. Herzen tief kranker Conservativen erscheine und u. A. wird behauptet: „Gefährlichere, verderblichere Feinde, als diese Freunde können gegen unsere Kirche nicht aufstehen!"

Das ist nichts weiter, als ein Eifern mit Unverstand. — Es sind allerdings die Eherechtsordnungen der Kirche, bei denen, wenn es sich um kirchliche Regulirung der Ehesachen handelt, zunächst anzufragen ist. Wie stehts mit ihnen? Bekanntlich kennen die bei weitem Meisten keine weiteren Scheidegründe, als Ehebruch und bösliche Verlassung im strengsten Sinne und die Vertreter kirchlich lutherischer Richtung sind hiernach über die eigentliche Kirchenlehre nicht in Zweifel. Wohl aber scheint es manchem unter ihnen fraglich, ob man nicht schon mit der Annahme zweier Scheidegründe das von dem Herrn gesetzte Maaß überschritten habe. Die bösliche Verlassung könne als Scheidegrund nur unter ähnlichen Verhältnissen anerkannt werden, wie sie Paulus vor Augen gehabt habe; lasse man sie allgemein gelten, so habe man auch den Begriff derselben der bekannten Paulinischen Stelle zu entnehmen; Analogieen seien nicht auszuschließen und damit sei ein Weg betreten, der zu sehr bedenklichen Consequenzen führen müsse. Andere behaupten, die Beschränkung der Scheidegründe auf die erwähnten zwei sei gar nicht die Kirchenlehre, sondern nur „eine Lehre in der Kirche", die Zulassung anderer also ganz in der Ordnung. Die früheren Aufsätze über die Ehesache in diesen Blättern, in der Erlanger Zeitschrift, die Aeußerungen Löhe's gelegentlich des bekannten Falles in seiner Gemeinde, die Schriften von Huschke und Harleß, das alles sind beachtenswerthe Stimmen aus der Luther. Kirche und sind sie alle mit einander einig und muß nicht Harleß gegen Huschke und die Erlanger zugleich streiten? Denken wir schließlich noch an die Grundsätze, die unter Berufung auf einzelne Aussprüche Luthers in der Protest. Kirchenz. und Blättern derselben Richtung zum Vorschein gekommen sind, so haben wir einen Complexus der verschiedensten, einander widersprechendsten Ansichten und Meinungen vor uns, und wenn nun der Verf. dieselben gerade im Unterschiede von der eigentlichen Kirchenlehre als „Protest. Doctrin" bezeichnet und ihr „Zerfahrenheit und Zuchtlosigkeit" zum Vorwurfe macht, so möchten wir doch wissen, was verständiger Weise dagegen erinnert werden könnte! Es ist bald gesagt, daß diese Protest. Doctrin „uns nichts angehe". Darum aber sind wir über die Schwierigkeiten nicht hinweg, die sie thatsächlich bietet. Sie ist in ihrer der früheren kirchlichen Praxis zuwider laufenden Richtungen von angesehenen Rechtslehrern, von Facultäten und Doctoren der Theologie vertreten.

Am heftigsten wird die Rede in dem letzten Passus des Aufsatzes, in welchem die Aeußerungen des Verf. über v. R's. Verhalten zur Katholischen Kirche der Beurtheilung unterworfen werden. Wenn der Verf. zunächst auf die „angewachsene Bedeutung" verweist, die die Kath. Kirche in Preußen namentlich nach dem Kölner Ereigniß erlangt habe, und er thut es in der S. 54 klar ausgesprochenen Absicht, um die Schwierigkeit der v. Raumerschen Stellung daraus klar zu machen, so wird ihm sofort insinuirt, er scheine eine „geheime Freude" daran zu haben und könne seine „Sympathieen für die Kathol. Kirche gar nicht mehr verbergen." Wenn berichtet wird, v. R.

habe ihrem „festen Lehrinhalte, ihrer starken und ausgebildeten Verfassung, ihrer straffen Disciplin seine Anerkennung nicht versagt und diese Anerkennung habe es ihm leicht gemacht, aufrichtiges Wohlwollen gegen sie zu üben", so hilft das nichts, daß gleich daneben steht, wie er sich dabei deß wohl bewußt geblieben sei, daß der Preußische Staat geschichtlich aus der Reformation hervorgegangen und daß er schon als Preußischer Beamter verpflichtet sei, die Rechte des Staats wahrzunehmen; vielmehr folgt die Bemerkung, da sehe man es also abermals, man fühle sich durch nichts weiter gebunden, als durch die „Preußischen Zustände", eine „Geschichtlichkeit", die einen „anekele." Daß der erwähnte Lehrinhalt eine schmähliche Verkehrung der Wahrheit Gottes sei, die Verfassung nur dadurch stark, daß man Fleisch zu seinem Arme nehme, die Disciplin die Gewissen irre führe, komme dem alles Geschichtliche mit blinder Devotion verehrenden Verf. gar nicht in den Sinn und es sei gar nicht unwahrscheinlich, daß er noch nach Oestreich gehen und dort werde katholisch werden. — Nehme man noch dazu, was der Verf. über die eigentlichen Zielpunkte Raumerscher Politik sage, er habe unter Festhalten an den positiven Grundgedanken der Reformation die gewaltigen Mächte der Autorität, Zucht und Erhaltung, welche der Katholicismus berge, für den Staat fruchtbar zu machen und sie als Correctiv zu fassen gesucht gegen die zersetzenden, in der negativen Seite des Protestantismus Halt suchenden Elemente des Preußischen Wesens, — so werde man es verstehen, was das zu bedeuten habe, wenn der Verf. auf Grund solcher geschichtlicher Anschauungen und mit solchen Zielpunkten im Auge um die politische Bundesgenossenschaft der geliebten Katholiken werbe. Es geschehe das recht angelegentlichst und bilde recht eigentlich die Moral am Schlusse dieses Kapitels. Sieht man nun genauer zu, so wird man von diesem „angelegentlichen Werben" wenig finden und würde es also auch nicht verstehen können, was es bedeuten soll, wenn die Andeutungen der Zeitschr. nicht klar dahin gingen, Verf. sei auf den Unionismus so versessen, daß er selbst unter Aufopferung der Eigenthümlichkeiten unserer Kirche eine kirchliche Vereinigung mit Rom anstrebe.

Die Union aller, die sich in Wahrheit zu dem Herrn bekennt, zu einer Gemeinschaft, in welcher ein Glied an dem andern hanget und eins dem andern Handreichung thut in der Liebe, die volle Realisirung der una sancta catholica ecclesia ist das Ziel aller kirchlichen Entwickelung und die Sehnsucht aller wahrhaft Gläubigen. Es ist ein Dienst, den unter Gottes Walten wieder einmal hat der Satan der Kirche leisten müssen, daß gerade unter den Stürmen, die er aller Orten gegen sie erregt, diese Sehnsucht und zugleich die Einsicht in die Bedeutung der Glaubenswahrheiten die alle Getauften gemeinsam bekennen, überall gewachsen ist. Wie man in Folge dessen wohl überall lutherischerseits (natürlich mit Ausnahme Mecklenburgs) aufgehört hat, die Röm. Kirche als das Reich des Antichrists zu betrachten, so gibt es auch römischerseits eine von sehr namhaften Theologen vertretene Richtung, die den Satz des Römischen Katechismus, die akatholischen Gemeinschaften seien vom Geiste des Teufels geleitet, aufgegeben hat und ein gesunderes Verhältniß zur Evangel. Kirche anstrebt. Prof. Staudenmaier hat früher sogar ein Schriftchen veröffentlicht, „die kirchlichen Aufgaben der Gegenwart". Freiburg 1849, in welchem er seiner Kirche den Rath gibt, sie solle auf einem ökumenischen Concile, zu welchem ihm die damaligen Zeitereignisse hinzudrängen schienen, als die wahrhaft katholische sich dadurch bewähren, daß sie auf erneute Geltendmachung der eigentlich christlichen Grundgedanken sich beschränke. „Die Idee des Katholischen kann, darf und soll nur die Idee des Christlichen sein und wo diese beiden Ideen nicht congruiren, da ist ein Katholisches, das eine Verkümmerung entweder durch Verstümmelung oder auch Zusatz erlitten hat." Nun wissen wir freilich, daß das nicht viel zu bedeuten hat. Wir heben es ganz besonders hervor, daß nach unserer Meinung alle menschlichen vorzeitigen Unionsversuche zu nichts weiter führen werden, als zur Vergrößerung der bestehenden Spannung, und daß die Evangel. Kirche eine künftige Vereinigung der Kirchen dadurch am sichersten fördern wird, daß sie mit entschiedener Treue hält, was sie hat und ihrer Eigenthümlichkeit gemäß sich immer mehr gestaltet. Wir wissen auch, wie bitter der Papst noch in einer seiner letzten Allocutionen über den Protestantismus sich ausgesprochen hat. Aber wenn auch er und mit ihm jeder orthodoxe Katholik, eingeengt in den falschen Römischen Kirchenbegriff, nicht im Stande sein sollte, uns die Anerkennung werden zu lassen, die uns gebührt, so haben wir als evangelische Christen einen andern freieren Standpunkt zu behaupten und müssen, sofern auch jede äußere Vereinigung jetzt noch ist, eine Zugehörigkeit zur Kirche in weiterem und eigentlichem Sinne des Worts und eine christliche Bruderschaft überall da anerkennen, wo man der apostol. Mahnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe! eingedenk ist und das Walten des heil. Geistes in Werken christlichen Glaubens und christlicher Liebe thatsächlich in die Erscheinung tritt. Auch die Römische Kirche ist christliche Kirche.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 5. Juni. № 45.

Minister von Raumer.

(Schluß.)

Nach der Meinung unseres Gegners verhält sich das Alles ganz anders. Er hat die volle Genüge im Lutherthum und sieht jenseits nur Abfall und Lüge. Die Luth. Kirche ist ihm so ganz und gar die rechte Katholische Kirche, daß er überall da, wo er die Römische Kirche als katholisch bezeichnet, das Wort katholisch in Gänsefüßchen setzt. „Das Lutherische Glaubensgewissen steht, wo es in lebendiger Kraft steht, zu ihr in ausschließendem Gegensatz. Dem Papstthum gegenüber gilt noch immer als allein rechte Norm des Verhaltens der Spruch: „Gott erfülle euch mit Papsteshaß!" „kein Titel darf daran gestrichen werden; es ist ein sehr bedenkliches Zeichen ohnmächtiger Schwäche des Ev.-Luth. Glaubensgewissens, wenn solche Wörter wie böse Gespenster gescheucht werden. Auch heute gibt es keine Evang. Glaubenstreue, die nicht von Haß gegen das Papstthum erfüllt ist und sich nicht nach den Gerichten Gottes über die Sünden Roms sehnt." Wir kennen die Sünden Roms. Aber und obwohl wir die Uberzeugung haben, daß selbst Victor Emanuel und Garibaldi zuletzt nur zur Verwirklichung dessen dienen werden, was Gott in seinem Rathe beschlossen hat, so sind wir doch der Geschichte vom Thurme in Siloah eingedenk und halten es für frevelhaft, die Strafe Gottes über irgend Jemand herbeizusehnen. Der Haß ist sittlich berechtigt nur denen gegenüber, die Gott hassen, die verkauft sind, nur Uebles zu thun vor dem Herrn. Gott der Herr hat die Scheidung der einen Kirche in verschiedene Confessionen nicht darum zugelassen, damit sie sich gegenseitig im Hasse verzehren, sondern daß sie von einander lernen sollen, und wir meinen allerdings, daß wir auch von Rom noch zu lernen haben. Beide Kirchen bedürfen einander, und haben Grund sich gegenseitig zu achten. Die „straffe" Zucht, die feste Organisation, das einheitliche Regiment — kann ich das alles nicht anerkennen, ohne zugleich Sympathie für Roms große und schwere Irrthümer zu haben? wird irgend etwas für mich verwerflich, weil ein Anderer es mißbraucht? Die Apologie der Augsb. Conf. versichert es zu wiederholten Malen, daß man „zum höchsten geneigt" sei, alle Kirchenordnung und der Bischöfe Regiment zu erhalten und Melanchthon hat bekanntlich selbst die Superiorität des Papstes über die Bischöfe für zulässig erklärt. Fragen, die Zucht, Ordnung und Regiment betreffen, sind keine Glaubensartikel; die Anerkennung altkirchlicher Institutionen ist der Eigenthümlichkeit unserer Kirche vollständig gemäß und hiernach kann ich ihre Restituirung für wünschenswerth erachten, ohne mit dem Luth. Bekenntnisse und dem Luth. Glaubensgewissen auch nur im Geringsten in Conflict zu kommen. Es sind nicht Dinge dieser Art, die uns von Rom scheiden. Was die eigentliche und bis jetzt unübersteigliche Scheidewand bildet, ist unter Anderm die Römische Lehre von der Kirche. Wer, wie unser Gegner, seine Particularkirche für die allein rechte hält und jenseits der Gränzen derselben nichts weiter sieht, als Irrthum und Unwahrheit, der ist römisch trotz aller Declamationen gegen Rom und Papstthum und sollte zu Herzen nehmen, was Röm. 2, 1 geschrieben steht. Gesetzt also, der Verf. hätte der Evang. Kirche wirklich den Rath gegeben, jene dem Katholicismus eigenen „Mächte der Auctorität, Zucht und Erhaltung" als „Correctiv gegen die negative Seite des Protestantismus" sich anzueignen, so wäre das immer eine Sache, die man mit vollständiger Gewissensruhe in Betracht ziehen könnte. Aber es ist das durchaus nicht geschehen. Verf. redet gar nicht von der Stellung beider Kirchen zu einander, redet nicht von Maaßnahmen des Kirchenregiments zum Ausbau der Kirche, sondern allein von der Stellung v. R.s als Staatsministers zu den Katholiken Preußens, von einem Versuche, jene Dinge „für den Staat und seine Aufgaben fruchtbar zu machen", sie „als Gegengewicht gegen die zersetzenden Elemente des Preußischen Wesens zu gebrauchen." Man kann dies Streben tadeln — jedenfalls aber wird man zugestehen müssen, daß v. R. als Staatsminister verpflichtet war, der Kath. Kirche und ihren Institutionen den Schutz und die Pflege angedeihen zu lassen, die ihnen nach Geschichte und dem öffentlichen, durch Staatsverträge gesichertem Rechte zustehen und daß er sich also keines Falles in der Lage sehen konnte, dem freundlichen Rathe der „Zeitschrift": Gott erfülle euch mit Papsteshaß! Zugang zu verstatten.

Verf. sagt schließlich: „Die Vereinbarkeit aufrichtiger Förderung katholischer Interessen mit gläubig protestantischer und conservativer Staatsanschauung und Verwaltung thatsächlich in Preußen documentirt zu haben, halten wir für ein hervortretendes Verdienst des verewigten Ministers. Ob dies offen anzuerkennen . . . der andern Seite schwer fallen mag, uns hindert das nicht, es in wahrer Katholicität freudig zu constatiren. Wir

sehen darin ein Pfand für das zunehmende Erkennen und Offenbarwerden der Solidarität aller conservativen Interessen." Es ist das nun zwar kein „angelegentliches Werben um die politische Bundesgenossenschaft der geliebten Katholiken"; es ist aber allerdings damit die Meinung ausgesprochen, daß ein Zusammengehen mit denselben zu gemeinsamer Vertheidigung gemeinsamer Interessen nicht nur möglich, sondern auch wünschenswerth wäre. Das Princip der Solidarität der conservativen Interessen, entgegnet die „Zeitschrift", habe allerdings einen verführerischen Schein, beziehungsweise auch eine gewisse Wahrheit, sei aber dennoch namentlich in seiner Anwendung auf die Angelegenheiten der Kirche „einer der verderblichsten Grundirrthümer", den auch die Kreuzzeitung vertrete und insonderheit in einem Artikel vom 7. Nov. 1860 vertreten habe. Es liege nämlich in diesem Principe oder in einem auf Grund desselben geschlossenen Bunde auch das, „daß man einem jeden selbst es überläßt, wie er sein conservatives Interesse faßt und realisirt und daß man doch nichtsdestoweniger in ein positives Verhältniß zu den conservativen Interessen auch der Andern tritt, sie als berechtigt anerkennt, daß man das, was Andere als ihr conservatives Interesse festhalten, als einen der conservativen Factoren anerkennt, die wegen des solidarisch verbundenen Ganzen der conservativen Interessen in ihrem Bestande zu erhalten sind." .... Da es nun im Katholischen Interesse liege, das Papstthum zu conserviren, so müsse auch der Protestant zu demselben in ein Verhältniß positiver, wenn auch eingeschränkter Zustimmung treten; mit der Solidarität der conservativen Interessen stehe auch das Recht des Papstthums sofort als heiliges Recht da, wie jedes andere Recht. Sei aber schon auf dem Boden der weltlichen Politik es nichts, als eine elende Carrikatur des conservativen Princips, wenn man sich mit allen möglichen conservativen Interessen verbände, wie sie auch beschaffen seien, so werde die Solidarität der conservativen Interessen, auf das Gebiet des Kirchlichen übertragen, zum „Frevel gegen die Dinge Gottes selbst." Jeder sieht, daß das Raisonnement nicht ohne Wahrheit wäre, wenn der Evang. Christ in Folge jenes Grundsatzes wirklich für alles das ohne Unterschied mit eintreten müßte, was der Katholik nach seinen Gedanken als der Erhaltung würdig betrachtet; wenn er Interessen als conservative zu vertheidigen hätte, die es nach seinem Urtheile nicht sind und gar nicht sein können. Aber es handelt sich hier um Interessen, die in Wahrheit conservative sind, die beiden Theilen als solche erscheinen, und der Verf. versteht darunter alle diejenigen, „die in dem lebendigen Gotte ihren Ursprung haben und Seine Ehre suchend zu Ihm zurückstreben." Die Kreuzzeitung hat für den Papst nicht deshalb Partei ergriffen, weil er nach der Meinung der Katholiken der Statthalter Christi ist oder weil er das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä proclamirt hat, sondern weil er jetzt der Revolution gegenüber die Heiligkeit der Verträge und dazu christliches Recht und christliche Wahrheit vertritt, weil er Güter vertheidigt, die auch uns heilig sind, und die dort nicht verletzt werden können ohne die Gefahr, derselben Verletzung früher oder später auch hier zu unterliegen. Es ist nicht gerade unsere Meinung, aber es ist die Aeußerung eines bekannten Lutherischen Theologen, daß in unseren Tagen allemal ein Stück Christenthum falle, wenn eine Römische Institution zu Falle komme. Jedenfalls halten wir es für wohlgethan, gegen gemeinsame Feinde zum Schutze gemeinsamer Güter gemeinsam zu streiten; und das ist ja auch so natürlich und nothwendig, daß Niemand etwas dagegen erinnern wird, der nicht von vorn herein der Ansicht ist, es gebe hier nichts Gemeinsames, es sei drüben nichts zu conserviren, sondern alles, was dort bestehe, nur werth, daß es zu Grunde gehe.

Die hiesigen Lutheraner gehen einen andern Weg, als unser Gegner ihn für richtig hält; wir können sie nur ermahnen, unbeirrt durch das „Glaubensgewissen" derer in Mecklenburg in ihrer Richtung nach wie vor zu bleiben.

Die Brüder des Herrn.

Die Frage nach den Brüdern des Herrn, ob darunter Brüder im eigentlichen Sinne, nachgeborne Söhne der Maria und des Joseph zu verstehen sind, oder Brüder im weiteren Sinne, Verwandte, hat nicht blos als exegetische Schulfrage, hat auch ein kirchliches und christliches Interesse. Es erhellt dies schon daraus, daß die erstere Ansicht übel angesehen und zur Dunkelheit verurtheilt war, so lange die Kirche im lebendigen Glauben Christum als den Sohn Gottes bekannte, dagegen aber mit dem Einbrechen des Rationalismus sofort in die Höhe kam.

Unter den Gründen, welche gegen die Annahme beigebracht worden sind, daß die Brüder Jesu seine Vettern waren, Söhne des Alphäus oder Klopas und der Maria, die nach Joh. 19, 25 eine Schwester der Mutter Jesu war, entweder eine leibliche, oder, da es ohne Beispiel ist, daß zwei leibliche Schwestern denselben Namen führten, eine Schwägerin, ist der einzige scheinbare der, welcher aus Joh. 7, 3 f. entnommen wird. Sind die Brüder Jesu seine Vettern, so gehören drei von den vier in Matth. 13, 55 genannten Brüdern, Jakobus, Simon und Judas (nicht der Ischarioth), unter die Zahl der zwölf Apostel. Nach Joh. 6, 70 umgeben die gesammelten Zwölfe bereits ihren Herrn. Nun erscheinen aber in Joh. 7, 3 f. die Brüder als in offenbarer Opposition gegen Jesum, sie wollen ihn meistern, werden von ihm als mit der Welt in befreundetem Verhältnisse stehend bezeichnet, der Apostel bemerkt ausdrücklich, sie haben nicht an Christum geglaubt. Es scheint klar zu sein, daß die Brüder Jesu von seinen damals schon unter die Apostel aufgenommenen Vettern verschieden sind.

Man könnte nun annehmen, die Brüder Jesu seien hier andere Verwandte Jesu außer den in den Kreis der Apostel aufgenommenen. Daß es solche gab läßt sich darthun. In Matth. 13, 55 wird außer den drei unter die Apostel Aufge-

nommenen noch Joses genannt. In V. 56 heißt es: „Und seine Schwestern sind sie nicht alle bei uns.“ Auch die Männer dieser Schwestern oder Nichten gehören nach alttestamentlichem und überhaupt Jüdischem Sprachgebrauche unter die Zahl der „Brüder“ oder Verwandten Jesu. Man vgl. z. B. 1 Mos. 31, 23. 37. Aber bei näherer Betrachtung erweist sich diese Auskunft als unzulässig. Es verhält sich hier anders wie in Apgsch. 1, 14. Dort ist die Aufzählung der Apostel vorangegangen. Dadurch erhält das: „mit seinen Brüdern“, seine Beschränkung: mit denjenigen unter seinen Brüdern, die nicht Apostel waren, also Joses und die Männer der Schwestern. Dagegen aber hier wird keine solche Beschränkung durch den Zusammenhang gegeben, und es fehlt also an der Berechtigung unter den Brüdern nur einen Theil der Brüder zu verstehen.

Bei tieferem Eindringen aber zeigt sich, daß man keinen Grund hat, die genannten drei Apostel aus der Zahl der Brüder Jesu hier auszuschließen. Man hat auf der einen Seite das: „sie glaubten nicht an ihn“, in V. 5 zu grob gefaßt und von dieser Auffassung aus auch die Aeußerung in V. 3 und 4 in einem schlimmeren Sinne genommen, als in dem sie gemeint ist, auf der andern Seite aber übersehen, daß auch in dem Apostelkreise damals noch viel Unreife vorhanden war. Schon die Art, wie Jesus in C. 6, 70 dem zuversichtlichen Bekenntniß des Petrus entgegentritt: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn Gottes“, weist darauf hin, daß das Bekenntniß über den realen Glaubensstandpunkt der Apostel herausging, daß es nur einseitige Wahrheit hatte. Die Weise, in der Jesus dort von dem Verrathe des Judas redet, deutet darauf hin, daß Keime des Unglaubens auch noch bei Anderen vorhanden sind. Zu der dortigen Aeußerung, die Christus als der Herzenskündiger thut, bildet unsere sich gleich daran anschließende Erzählung den thatsächlichen Beleg.

Die „Brüder“ denken nicht daran, daß Jesus durch das Gebot des Gesetzes verpflichtet ist, zum Feste zu ziehen. Sie erkennen in ihm Christum, den Sohn Gottes, im Einklange mit C. 6, 69, der als solcher erhaben ist über die Vorschrift des Gesetzes. Sie zeigen Eifer für Jesu Ehre und Verherrlichung. Sie erkennen ganz richtig, daß Jesus seine Thätigkeit nicht auf den obscuren Winkel Galiläas beschränken darf, daß der Heiland der Welt sich der Welt offenbaren muß, deren Schauplatz für das Jüdische Volk Jerusalem war. Jesus selbst hat wenige Tage darauf dieser Erkenntniß sein Siegel aufgedrückt, indem er nach Jerusalem zum Feste zog und dort öffentlich im Tempel lehrend auftrat. In dem: „wenn du solches thust, offenbare dich der Welt“, drückt das wenn keinen Zweifel aus, sondern es weist nur darauf hin, daß das Eine nothwendig das Andere nach sich ziehen muß. Das wenn steht ebenso z. B. in 1 Joh. 4, 11: „Wenn uns Gott also geliebt hat, so sollen wir uns also auch unter einander lieben.“ Jesus trat in Widerspruch gegen seine eigne Mission, sein eignes Messianisches Thun, wenn er sich dauernd in der Verborgenheit hielt. Anderthalb Jahre hindurch war er nun schon nicht mehr aus Galiläa herausgekommen. Die Brüder erkannten ganz richtig, daß das so nicht länger fortgehen konnte. Den Satz, den die Brüder hier aufstellen: Niemand thut etwas im Verborgenen und will doch selbst frei offenbar sein, erkennt Jesus selbst in 18, 20 als richtig an und erklärt, daß er solcher Regel gefolgt sei. Der Fehler der Brüder ist einzig und allein der, daß sie Jesu Zeit und Stunde bestimmen wollen. Daß sie mit ihren Gedanken so frei hervortreten, freier wie die Anderen, die zum Theil wahrscheinlich ziemlich dieselben Gedanken hatten, erklärt sich daraus, daß sie Christum so nahe nach dem Fleische kannten. Mußte doch auch Maria in C. 2, 4 in ihre Schranken gewiesen werden. Auch da handelte es sich nur um die Stunde.

Es heißt gleich dem Blinden von der Farbe urtheilen, wenn man in das Glaubensleben eine logische Consequenz verlegt. Jesum, den Meister, meistern zu wollen, das ist das schwere Gebrechen, von dem auch wir stets von Neuem ergriffen werden, sobald Er sich anders zeigt, als wir erwarten zu dürfen glauben. Damals aber sollten die Gläubigen, auch die Apostel, den Heiligen Geist erst empfangen, „denn der Heilige Geist war noch nicht, weil Jesus noch nicht verherrlicht worden“, 7, 39. Wir gewahren auch sonst in jener Zeit bei den Aposteln Schwächen, die demjenigen unbegreiflich erscheinen müssen, der die menschliche Natur nicht kennt. Man denke nur an das Wort, das Jesus ziemlich um dieselbe Zeit zu Petrus sprechen muß, da er grade so wie die Brüder seinen Meister meistern will, in Matth. 16, 23: „Hebe dich Satan von mir, du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist“, an das Verlangen der Söhne Zebedäi zur Rechten und zur Linken Jesu zu sitzen, Matth. 20, 20 f., den Rangstreit der Apostel noch vor Einsetzung des Heiligen Abendmahles. Was speciell das: „sie glaubten nicht an ihn“ betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß Johannes in C. 20, 8 sich selbst des Unglaubens anklagt, in C. 20, 27 seinen Mitapostel Thomas, daß Jesus kurz vorher auf die Frage der Jünger, warum sie den bösen Geist nicht haben austreiben können, geantwortet hatte: „wegen eures Unglaubens“, ja sie mitbegriffen hatte unter das ungläubige und verkehrte Geschlecht. Daß Glaube und Unglaube keinen absoluten Gegensatz bilden, zeigt jenes Wort: „ich glaube, hilf meinem Unglauben“, zeigt auch Joh. 2, 11, wo von den Jüngern gesagt wird, sie haben nach dem Wunder in Kana an Christum geglaubt. Sie hatten also vorher nicht an ihn geglaubt. Und doch spricht Jesus in C. 1, 51 zu Nathanael: du glaubst.

Grade bei den Vettern Jesu unter den Aposteln dürfen wir solche Unreife noch mehr erwarten, wie bei den übrigen Aposteln. Hand in Hand mit der hier berichteten Thatsache geht ihre Stellung in den Apostelverzeichnissen. Sie sind überall an das Ende gerückt, zum Beweise, daß sie erst spät zum Apostolat berufen werden konnten, obgleich wir sie schon im Anfange des Messianischen Berufes Jesu in seinem Geleite erblicken, Joh. 2, 12. Sie hatten mehr zu überwinden wie Andere. Darauf

weist uns das Wort Jesu hin Matth. 13, 57: „Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterlande und seinem Hause.“ Wie hier, so wollten sie auch noch bei einer andern Gelegenheit, Matth. 12, 46. f. und die Parallelstellen, Jesum meistern.

Man wende nicht ein, auf Apostel passe nicht das Wort: „die Welt kann euch nicht hassen.“ Wir haben bis dahin nirgends eine Spur, daß der Jüdische Verfolgungseifer sich auch auf die Apostel ausdehnte. Ueberall ist nur Jesus der Gegenstand desselben. „Sie hat mich vor euch gehaßt“, Joh. 15, 18, dies Wort Jesu führt darauf, daß eine Zeit war, da der Haß nur noch auf Ihn ging. Noch ist die Scheidung von der Welt nicht vollständig vollzogen. Wo die Jünger ohne Zusammenhang mit Jesu auftreten, da dürfen sie von der Welt nichts Uebles fürchten. In Zukunft, nach der Ausgießung des Geistes, wird es anders werden, vgl. 15, 19. 17, 14.

Man wende auch nicht ein, die Brüder Jesu seien allein nach Jerusalem gezogen, Jesus, ohne Zweifel an der Spitze seiner zwölf Apostel, erst später. Die Brüder können also nicht zu den Aposteln gehört haben. Womit will man denn beweisen, daß Jesus damals seine zwölf Apostel bei sich gehabt habe? Schon daß Jesus nach V. 10 „nicht offenbarlich, sondern wie heimlich“ auf das Fest zog macht es unwahrscheinlich, daß er bei jener Reise ein so zahlreiches Gefolge bei sich hatte. Der einzige Evangelist, der etwas eingehender über diese Reise berichtet, Luc. 9, 51 f., weiß nichts von einem solchen Gefolge sämmtlicher Apostel. In Jerusalem auf dem Feste fand sich Jesus mit den Zwölfen zusammen, nachdem er auf der Reise dahin durch Samaria nur die Vertrautesten bei sich gehabt hatte. Von da an blieben die Zwölfe bei ihm. Auf dem Wege aus Peräa nach Judäa zieht Jesus an der Spitze der Zwölfe einher, Matth. 20, 17.

Aus Pommern.

Ehescheidung und Civilehe.

Die Ehe-Angelegenheit, welche nun schon seit Jahren die Kirche in Aufregung versetzt hat, ist jetzt zwar durch die Zurückweisung des betreffenden Gesetzentwurfs vom Herrenhause wieder etwas zur Ruhe gekommen, und wir können es dem Herrn der Kirche und denjenigen Männern, deren Weisheit das schützende Bollwerk christlicher Ehe für Familie, Kirche und Staat noch bewahrt und den gefährlichen Riß, der da drohete, abgewehrt hat, nicht genug danken. Aber es liegt keine Bürgschaft vor, daß die Sache nicht wie ein Gespenst immer wieder erscheine und zuletzt doch das vom Zeitgeist ersehnte Ziel erreiche. Es scheint daher nicht überflüssig, sondern gerade jetzt, wo wieder ein Ruhepunkt eingetreten ist, recht an der Zeit zu sein, diese wichtige Angelegenheit noch wieder zur Sprache zu

bringen und besonders vom praktischen Standpunkte aus zu beleuchten, denn dieser hat doch am Ende mehr Gewicht, als alle Theorieen. Es sei mir daher vergönnt, hierzu einen kleinen Beitrag zu liefern durch Mittheilung einiger Wahrnehmungen, die ich aus eigner Erfahrung gemacht habe. Ich will mich aber auf zwei Punkte beschränken, welche für die richtige Würdigung der Sache von besonderer Wichtigkeit sind, nämlich auf die vorhandenen Nothstände und auf die Abhülfe, welche durch die Civil-Ehe geschafft werden soll.

Daß große Nothstände auf dem fraglichen Gebiete vorhanden sind, kann Niemand in Abrede stellen, der Augen hat zu sehen, was da vorgeht. Aber die Frage ist, worin diese Nothstände eigentlich bestehen? Nach der Ansicht derer, welche durch die Civil-Ehe Abhülfe schaffen wollen, sollen sie darin bestehen, daß so Viele, die geschieden sind, durch die Kirche verhindert werden, eine zweite Ehe einzugehen. Aber das heißt das Uebel nicht bei der Wurzel fassen. Das eigentliche Uebel sind vielmehr die häufigen Ehescheidungen, aus denen jene sogenannten Nothstände entspringen. Denn je häufiger Ehescheidungen sind, desto zahlreicher sind auch solche, die nach schriftmäßigen Gründen einer zweiten Ehe unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen. Will man also die Sache nicht von hinten anfangen, so handelt es sich nicht um die Frage: wie soll die zweite Eheschließung erleichtert werden, sondern um die: wie soll dem maaßlosen Leichtsinn, mit welchem die Ehen zerrissen werden, Einhalt geschehen? Und da käme es vor allen Dingen darauf an, alle die Scheidungsgründe und andern Mittel zu beseitigen, welche das leichtsinnige Zerreißen des ehelichen Bandes befördern. Aber da erhebt der doctrinäre Liberalismus, der seine Theorieen aus lauter Sympathien für des Fleisches Freiheit zusammenwebt, das Geschrei: das wäre Gewissensdruck, das vermehre die unglücklichen Ehen und lege die armen Menschen lebenslang in Ketten! Aber das sind eben Doctrinen, die aus oberflächlicher Sentimentalität und Verkennung des heilsamen Einflusses sittlicher Zucht und Ordnung zusammengeflochten sind und von denen die Praxis gerade das Gegentheil lehrt. Je mehr die Heiligkeit der Ehe durch Verhinderung leichtsinniger Ehescheidungen geltend gemacht wird, desto mehr werden die sogenannten unglücklichen Ehen vermindert. Denn einmal werden dadurch schon viele leichtsinnige Eheschließungen, worin die erste Wurzel alles Uebels auf diesem Gebiete, verhütet. Wer mit dieser Sache zu thun hat, erfährt es oft genug, wie die Menschen bei der Eingehung von Ehen ohne alle sittliche Grundlage sich damit trösten: gehts nicht, so lassen wir uns scheiden! Für's Zweite werden durch Verhinderung leichtsinniger Ehescheidungen die Menschen, sind sie einmal in der Ehe, genöthigt, sich zu besinnen und heilsamer Zucht zu unterwerfen, und so werden aus vielen unglücklichen Ehen glückliche, wenigstens friedliche. Ich kann dafür aus meiner Erfahrung die schlagendsten Beweise beibringen. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 8. Juni. № 46.

Aus Pommern.

Ehescheidung und Civilehe.

(Schluß.)

Obwohl die vielen schriftwidrigen Ehescheidungsgründe des Allgem. Landrechts noch fortbestehen, so hat doch die Verordnung vom 28. Juni 1844 über ein anderes Ehescheidungsverfahren schon den leichtsinnigen Scheidungen bedeutend Einhalt gethan. Als ich vor 17 Jahren mein Amt an der jetzigen Gemeinde antrat, bekam ich es in dieser kleinen Gemeinde von damals 1300 Seelen sogleich mit 3 oder 4 Ehescheidungen zu thun und auf dem Filial hatte so eben eine Scheidung stattgefunden. In der ersteren riß es gar nicht ab und ich hatte es fortwährend mit Sühneterminen zu thun, die überdies selten von Erfolg waren. Seit aber das neue Verfahren, wonach die zwieträchtigen Eheleute zuerst bei ihrem Seelsorger sich melden müssen und von den Rechtsanwälten und Gerichten mit der Scheidungsklage nicht eher dürfen angenommen werden, als bis sie vom Seelsorger ein Attest beibringen, daß Sühneversuche gehalten und erfolglos gewesen sind, wozu dem Geistlichen 4 Monate Zeit gelassen sind, ins Leben trat und allgemein befolgt*) und bekannt wurde; nahmen die Ehescheidungsklagen auffallend ab. Ich habe seitdem in 10 Jahren kaum so viele Sühneversuche gehabt, als damals in Einem, und seit mehreren Jahren nun schon gar keine, obwohl die Gemeinde jetzt bis über 1500 Seelen angewachsen ist. Und haben etwa die unglücklichen Ehen sich gemehrt? Im Gegentheil, sie haben sich vermindert, wie schon die Seltenheit der Klagen beweist. Andrerseits haben auch die Sühneversuche den Erfolg häufiger gehabt, die Ehescheidungen zu verhindern. Nicht als ob wir Geistliche solche Gewalt ausübten, daß durch unsere Bemühungen das eheliche Band jedenfalls erhalten würde; sondern weil durch die Verordnung zwei bedeutende Beförderungsmittel der Scheidungen beseitigt worden, die in der Natur des früheren Verfahrens lagen, wenn die zwieträchtigen Eheleute sich zuerst an die Gerichte und Rechtsanwälte wandten. Den letzteren liegt in der Regel nichts daran, die Scheidung zu hindern, sie behandeln die Sache geschäftsmäßig und geben nicht selten den Eheleuten die Mittel und Wege an die Hand, wie sie am sichersten auseinander kommen. Aber wenn auch das nicht; ist die Sache einmal ans Gericht gelangt und haben da die Eheleute ihre Schande an die Oeffentlichkeit gebracht, so hindert die falsche Scham oder der Eigensinn jeden Schritt rückwärts und vereitelt die Einwirkung des Seelsorgers. Diesen Uebelständen wird durch die vorhergehende Einwirkung desselben vorgebeugt und so manches gefährdete Eheband unverletzt erhalten. Aber dadurch werden die unglücklichen Ehen vermehrt, so meint die sentimentale oder fleischesfreiheitliche Doctrin. Aber, wie schon angedeutet, die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Wo noch irgend eine sittliche Grundlage der Ehe vorhanden ist und nicht von vornherein durch leichtsinnige oder durch eigennützig berechnende Eheschließung der Keim des Verderbens hineingelegt worden, da wird nun das Eheband befestigt und die Eheleute leben dann gewöhnlich in größerer Eintracht als vorher. Und zwar habe ich diesen Erfolg gerade da gesehen, wo die größte persönliche Erbitterung des einen Ehegatten gegen den andern stattfand, wo also aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Scheidung auf dem gerichtlichen Wege am sichersten zu Stande gekommen wäre. Das scheint ein Widerspruch und doch ists ganz natürlich. Diese Erbitterung tritt da am heftigsten auf, wo die Personen um der Personen willen sich geheirathet und Besseres von einander erwartet haben, als sie nun erfahren, und zwar ist der sittlich ernstere und unschuldigere Theil der erbittertste. Hingegen wo die Ehe aus allerlei nichtigen Nebenrücksichten, namentlich um Geldes willen, geschlossen worden, da ist die Gleichgültigkeit der Personen gegen einander groß genug, um es zu keiner sonderlichen Erbitterung kommen zu lassen. Dieser Art Ehen sind nur zu häufig und werden um so häufiger eingegangen, je leichter die Möglichkeit der Scheidung ist. Da lügen sich die Brautleute gegenseitig vor, wie viel Schätze sie mitbringen werden, und hinterher sieht man sich getäuscht, und der am meisten getäuschte Theil ist der, dem es am meisten ums Geld zu thun gewesen ist. Dem liegt dann auch am meisten an der Scheidung und wie er betrogen ist, so macht er sich kein Gewissen daraus, dem Andern alles anzudichten, was die Scheidung am sichersten bewirken kann. So verhandeln nicht selten Eltern aus den niedern Klassen ihre Töchter, um an dem Schwiegersohn und seinem Vermögen eine Versorgung für ihr Alter zu

*) Ich sage „befolgt", denn anfangs konnten die Rechtsanwälte sich so wenig als die Klagenden daran gewöhnen. Noch 1846 mußte der geistl. Minister einschärfen, daß die Eheleute sich zuerst beim Geistlichen zu melden hätten.

haben, und wenn es dann nicht zutrifft; so sind sie es, welche mit aller Macht auf die Scheidung hinarbeiten. In solchen Fällen ist alle Sühne vergeblich, denn da sucht man vergeblich nach einer sittlichen Grundlage, an die man anknüpfen und auf der man den Ehebund befestigen könnte. Da sind denn unglückliche Ehen, aber man lasse sie sich scheiden und wieder verheirathen; werden die neuen Ehen glücklicher sein? Oder haben sie es nicht durch ihren schnöden Handel mit dieser heiligen göttlichen Einrichtung verdient, daß sie gezüchtigt und wo möglich zu einem andern Sinne geführt werden? — Viel eher ist eine wirkliche Aussöhnung bei der ersteren Art zwieträchtiger Ehen möglich. Davon sei mir erlaubt, nur zwei Fälle anzuführen. Ein Mann klagte, daß ihn seine Frau verlassen habe und nicht zur Rückkehr zu bewegen sei, nachdem sie noch nicht lange verheirathet waren. Die Frau vorgefordert zeigte sich voller Erbitterung über die Mißhandlungen, die sie von ihrem Mann erfahren hätte. Der Mann gestand bald sein Vergehen ein, wünschte die Aussöhnung und versprach Besserung. Aber die Frau wies alles zurück und alle Sühneversuche waren vergeblich, obwohl ich mir alle ersinnliche Mühe gab, das Herz der Frau umzustimmen. Bei alledem hatte ich die Ueberzeugung, hier könne und müsse der Friede hergestellt werden, obwohl ich kein Mittel dazu mehr wußte. Ich merkte aber, daß die Frau von ihrer Mutter in ihrer Hartnäckigkeit bestärkt wurde und daß bei derselben böse Zungen das Feuer schüren halfen; ich hielts daher für nöthig, zuerst die Mutter umzustimmen, fand aber bei ihr eben so große Erbitterung und hartnäckigen Widerstand. Aber diese Erbitterung machte mir fast den Eindruck eines heiligen Zornes, den ich ehren müßte und dadurch am besten zu ehren glaubte, wenn ich ihn bekämpfte bis ich ihn besiegt hätte, und so Mutter und Tochter zur Anerkennung und Achtung vor Gottes heiliger Ordnung zurückführte und ihnen den Segen sicherte, der darauf ruht. Nach langen Kämpfen gelang es endlich, die Mutter zu gewinnen; da folgte denn auch die Tochter bald nach, denn es zog sie doch etwas zu dem Manne hin. Sie söhnten sich aus und lebten noch 8 Jahre zusammen; da starb die Frau. Bei der Todesanzeige rühmte der Mann, wie glücklich sie seitdem zusammengelebt hätten, und dankte mir unter Thränen für meine damaligen Bemühungen, die ich fast schon vergessen hatte. In einem späteren ähnlichen Falle war die Frau wieder der beleidigte Theil. Sie hatte den Wittwer ihrer verstorbenen Schwester mit mehreren Kindern geheirathet und, wie sie meinte, sich derselben als der Kinder ihrer Schwester recht mütterlich angenommen, aber nur Trotz und Undank von ihnen erfahren, worin sie von dem Vater bestärkt würden; denn statt von ihm unterstützt zu werden, halte er ihr überall das Widerspiel und mißhandle sie noch obenein, so daß sie es nicht länger aushalten könne und ihn verlassen habe. Auch hier gestand der Mann bald sein Unrecht und bot die Hand zur Versöhnung, obwohl er auch der Frau allerlei Schlimmes vorwarf. Sie aber erklärte, kein Vertrauen zu seinen Versprechungen fassen zu können und wies alle Vorstellungen und Ermahnungen auf öfter wiederholten Sühneterminen zurück, so daß ich endlich erklärte, ich hätte nun alle Mittel erschöpft und wüßte ihnen nichts mehr zu sagen, sie möchten nun gehen und sehen, wie sie es vor Gott verantworten wollten, aber das, setzte ich zur Frau gewandt hinzu, das müsse ich ihr noch sagen, sie dürfe mir nicht zum h. Abendmahl kommen, bis sie sich mit dem Manne ausgesöhnt hätte, denn sie würde es mit unversöhntem Herzen nur unwürdig empfangen und sich das Gericht genießen. So gingen sie und ich gab alle Hoffnung fast auf. Zu meiner Verwunderung kamen sie nach einiger Zeit von selbst zu mir, um mir anzuzeigen, daß sie sich ausgesöhnt hätten. Auf meine Frage, was sie denn endlich zu diesem erfreulichen Entschlusse gebracht hätte, antwortete die Frau, es sei ihr doch zu schwer aufs Gewissen gefallen, daß ich ihr das heil. Abendmahl verboten hätte; das habe ihr keine Ruhe gelassen bis sie sich mit dem Manne ausgesöhnt hätte. Und wenn man nun fragt: hat das auch vorgehalten oder ist das auch nicht eine unglückliche Ehe geblieben? so muß ich aufs Erste antworten: ja, das ist nun schon eine Reihe von Jahren her und sie leben bis auf den heutigen Tag zusammen, und aufs Zweite muß ich antworten: nein; so oft ich Einen von ihnen sehe und mich nach ihrem Ergehen erkundige — und das ist noch kürzlich geschehen —, so oft erhalte ich den Bescheid, daß sie seitdem in Ruh und Frieden mit einander leben. Ich bin überzeugt, daß es in beiden Fällen, wären sie gleich zu Gerichte gegangen, unfehlbar unter dem Titel böslicher Verlassung zur Scheidung gekommen wäre, weil die Erbitterung so groß war. So wären zwei Ehen ohne triftigen Grund zerrissen und die getrennten Theile wirklich in Nothstände versetzt worden. So geschieht es gewiß in vielen Fällen, wo man nicht mit nachdrücklichem Ernste der Ehescheidung entgegentritt. Und es ist dann ein trauriger Nothbehelf, wenn man meint, die Nothstände dadurch abstellen zu können, daß man den Leuten die Eingehung einer zweiten Ehe möglichst leicht macht. Wo hat man denn die Bürgschaft, daß diese glücklicher sein wird? Hat man einmal der bösen Leidenschaft den freien Lauf gelassen, so wird sie nur mächtiger, und hat man das eheliche Band einmal der Willkür preisgegeben, so wird die zweite Ehe schwerlich höher geachtet und heiliger gehalten, als die erste, sondern führt zu noch traurigeren Erscheinungen. Oder wo noch einiger sittlicher Halt in den Herzen ist und die Ehe wird zu schnell zerrissen, da bleibt ein Stachel im Gewissen zurück, der die Geschiedenen in einer zweiten Ehe zu keinem Frieden kommen läßt, wie es ohne Zweifel in beiden obigen Fällen geschehen wäre, wenn man sie nach den doctrinären liberalen Grundsätzen behandelt hätte. Da zeigt sich der doctrinäre Liberalismus recht als ein Wolf in Schafskleidern, der aus lauter theoretischer Sentimentalität und Humanität grausame Härte übt, indem er um vorgefaßter Doctrinen willen die schwachen Menschen den schweren Kämpfen nicht bloß mit ihren eignen bösen Leidenschaften, sondern oft auch noch mit Advocatenkniffen preisgibt, ja unter dem Deckmantel einer blendenden Freiheit in solche

Kämpfe hineinlockt. Es wäre daher ein nicht genug zu beklagendes Unglück, wenn, wie schon einmal verlautete, das jetzt geltende so heilsame Ehescheidungsverfahren wieder abgeschafft werden sollte. Damit risse man den noch vorhandenen heilsamen Damm gegen leichtsinnige Ehescheidungen hinweg und riefe wieder wirklich eine Menge Nothstände hervor, denen jetzt noch oft vorgebeugt wird.

Aber man will ja diesen Nothständen durch die Einführung der Civilehe abhelfen. Ist denn das wirklich das rechte Universalmittel? So meint man; aber die Erfahrung lehrt auch hier wieder das Gegentheil von dem, was man nach der Theorie erwartet. Denn einmal würde auch hiebei wieder der Erfolg zeigen, daß erleichterte Wiederverheirathung die Ehescheidungen befördert. Dem, scheint es, könnte man durch Abschaffung der vielen durchs Allg. Landrecht gut geheißenen, schriftwidrigen Scheidungsgründe vorbeugen. Aber dazu hat man ja, wie die bisherigen Verhandlungen zeigen, noch nicht einmal den Muth. Und wenn sie auch alle bis auf die beiden Fälle des Ehebruchs und der böslichen Verlassung aufgegeben würden, so kommt es noch darauf an, wie der letztere Scheidungsgrund verstanden wird. Nach der bisherigen Auffassung desselben, wo schon jede Entfernung des einen Ehegatten mit der Verweigerung der Rückkehr als böswillige Verlassung und hinlänglicher Scheidungsgrund angesehen wurde, bliebe allen leichtsinnigen Scheidungen immer noch Thor und Thür geöffnet. Also hiedurch würden die Ehescheidungen nicht vermindert, und wenn durch die Einführung der Civilehe die Hindernisse einer zweiten Ehe fast gänzlich beseitigt würden, so würden sie ohne Zweifel nur vermehrt werden, und so hätten wir die alten Nothstände wieder und, wo möglich, im vergrößerten Maaßstabe. Aber dem Nothstande, sagt man, daß so Viele eine zweite Ehe nicht eingehen können, würde durch die Civilehe abgeholfen werden und ohne diese werden die Concubinate in steigender Progression sich mehren, dem kann allein durch die Civilehe vorgebeugt werden. Aber auch von dieser Behauptung zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Denn auch abgesehen von der Frage, ob vom christlichen Standpunkte aus die Civilehe etwas Besseres ist als das Concubinat, so raubt sie in den Augen unsres Volkes überhaupt der Ehe ihren heiligen Charakter und es schließt so: ist die kirchliche Trauung nicht mehr nöthig, so ist auch die richterliche Vollziehung des Ehebundes nicht nöthig, und es ist ganz gleich, ob man so oder so zusammenlebt. Und die traurigen Folgen dieser Ansicht lassen nicht lange auf sich warten. Denselben würde man durch Hinweisung auf die bürgerlichen Folgen für die Kinder vergeblich vorzubeugen suchen. So weit gehen die Berechnungen der großen Masse nicht, sondern sie lassen es darauf ankommen bis die Folgen da sind. Das hat die Erfahrung schon aufs Handgreiflichste gelehrt. Als unter den traurigen Errungenschaften des J. 1848 auch die Civilehe auftauchte und sie noch nicht einmal eingeführt wurde, da hieß es gleich: nun ist keine Trauung mehr nöthig, jetzt hat man die Freiheit zu leben wie man will, und die wilden Ehen schossen wie Pilze aus der Erde. Im Umsehen fanden sich in meiner kleinen Gemeinde drei auf einmal und bald gesellte sich ein vierter und auf dem Filiale ein fünfter Fall dazu. In den drei ersten Fällen sowie in dem fünften waren gar keine gesetzlichen Hindernisse der Eheschließung vorhanden; es war kein einziges geschiedenes Paar darunter. Bei dem einen war das vorgebliche Hinderniß die Armuth, daß sie die Traugebühren nicht aufbringen könnten, bei den andern das Vermögen, welches noch nicht regulirt sei, bei allen aber war der schlecht verhehlte Grund, daß keine Trauung mehr nöthig sei. Bei dem ersteren Paare half mein Erbieten

unentgeltlicher Trauung nichts, und bei den andern halfen alle Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen ebenso wenig. Ich wußte mir nicht mehr zu rathen und zu helfen. Da beschloß ich endlich, die Sache auf die Kanzel zu bringen. Ich stellte in der Predigt vor, daß eins der traurigsten Zeichen von dem Verfall des christlichen Lebens in der Gemeinde das Ueberhandnehmen der wilden Ehen sei. Diese seien ärger, als wenn ein junger Mensch einmal in die Sünde der Fleischeslust verfalle. Das sei immer Sünde und vor Gott strafbar, aber das Leben in wilder Ehe sei eine fortwährende Verhöhnung der göttlichen Gebote und Ordnung, und ein Beweis beharrlicher Unbußfertigkeit u. s. w. Am folgenden Morgen kam die eine Frau, die zu den genannten Paaren gehörte, ganz aufgeregt zu mir und führte sich mit den Worten ein: Nein, Herr Prediger, nun kann ichs nicht länger aushalten, daß ich meine Schande öffentlich in der Kirche hören muß. Entweder wir müssen getraut werden oder der Kerl muß fort! Natürlich bot ich mit Freuden die Hand und die Trauung kam bald zu Stande, und wie erst das eine Paar den Anfang gemacht hatte, folgten die beiden andern bald nach. Ja, es ist Gottes Wort allein, was den Nothständen abhelfen kann, und wo das nicht mehr anschlägt, da wird durch alle menschlichen Palliativmittel — und solches ist die Civilehe — das Uebel nur ärger. Der vierte Fall auf dem Filiale hat mir noch an neun Jahre lang viel Mühe gemacht. Da stand nur eine unsaubere Geldangelegenheit im Wege, in der jeder von ihnen sich erst möglichst sichern wollte. Da halfen die Vorstellungen von den traurigen Folgen für ihre Kinder nichts und kirchliche Mittel waren nicht anwendbar, denn zur Kirche und zum h. Abendmahl kamen sie nicht, und als ich ihnen vorstellte, daß sie sich durch ihr Leben der Theilnahme am Sakrament unwürdig machten, da erwiderte das Frauenzimmer, es sei ihr gesagt worden, das dürfte ich mich nicht unterstehen, ihr die Theilnahme zu verweigern.*) Erst nachdem sie durch einen Proceß gegen einander ihre Vermögensverhältnisse, die sie durch schlaue Umgehung der Gesetze selbst verwirrt, wieder gesichert hatten, ließen sie sich trauen. Da würde auch das Gesetz über die Civilehe nicht geholfen haben, denn in diese hätten sie sich auch nicht früher gefügt.

Fast eben so lange habe ich mit dem vierten Falle hier zu thun gehabt. Da war die Frau dem Manne nach ihrem früheren Wohnorte entlaufen und war zur Rückkehr nicht zu bewegen und da bis zur Scheidung über zwei Jahre vergingen, so hatte der Mann noch vor der Scheidung eine „Wirthschafterin" zu sich genommen und mit ihr ein Kind gezeugt. Er wurde nun wegen Ehebruchs geschieden. Die Entfernung dieser Wirthschafterin konnte oder wollte die Polizei, obwohl sie gesetzlich geboten war, nicht bewirken und die verlangte Trauung mit dieser Person konnte dem Manne auch nicht gewährt werden, doch nicht bloß aus kirchlichen Gründen, sondern schon nach dem Allgem. Landrecht. Da entstand nun wirklich ein jammervoller Nothstand: die Kinder mehrten sich und kein Hauswirth wollte das Paar mehr zur Miethe einnehmen, so daß sie einen Winter im Stalle zubringen mußten. Das Mitleid mit den armen Kindern bewog mich endlich selbst, sein Gesuch um Bewilligung der Trauung beim Konsi-

*) Auch die Gemeinde übte eine Art Zucht vergeblich an ihnen. So oft eine Hochzeit im Dorfe gefeiert und nach allgemeiner Pommerscher Sitte der Polterabend durch Scherbenwerfen vor die Thür des Hochzeitshauses gehalten wurde, machten die jungen Leute auch jenem Paare durch Scherbenwerfen einen Polterabend.

storium aus dem mildernden Grunde zu befürworten, daß seine Frau durch ihr Entlaufen ihn in die Versuchung gebracht und eigentlich den ersten Anlaß zur Scheidung gegeben hatte. Aber es wurde ihm auf Grund des Allgem. Landrechts abgeschlagen. Sie sind endlich als wildes Ehepaar fortgegangen und leben wahrscheinlich so fort. Einen ebenso unheilbaren „Nothstand" hatte ich später an einem Manne, der von auswärts hier als städtischer Beamter angestellt wurde und eine „Wirthschafterin" nebst einem Kinde mitbrachte. Ihm folgte bald die Anzeige vom Landrathsamte, daß er mit dieser Person im Concubinate lebe und deshalb an seinem vorigen Wohnorte schon in Untersuchung gewesen sei. Vorgefordert, leugnete er entschieden dies Verhältniß, indem er angab, er sei der Vormund der Person gewesen und würde ja Zuchthausstrafe verwirkt haben, wenn er des angeschuldigten Vergehens sich schuldig gemacht hätte, des Kindes Vater sei der gewesene Bräutigam der Person, der aber nach Amerika ausgewandert sei. Uebrigens sei es höchst wunderlich, daß er als 60jähriger Mann noch solle gezwungen werden, zu heirathen, wozu er weder Fähigkeit noch Lust habe. Als ihm aber erklärt wurde, an seiner Verheirathung sei keinem Menschen etwas gelegen, aber alles sei daran gelegen, daß das für die ganze Gemeinde anstößige Verhältniß aufgelöst werde, da zog er bald andere Saiten auf und verlangte selbst die Trauung. Da er aber geschieden war, so mußte ich den Fall ans Konsistorium berichten. In dem Scheidungs-Erkenntniß war ihm keine Schuld zur Last gelegt. Die Behörde ermittelte aber aus den Akten, daß er allerdings wegen dringenden Verdachts eines ehebrecherischen Verhältnisses mit dieser Person geschieden sei, und schlug sein Gesuch ab und vom Evang. Oberkirchenrath erhielt er denselben Bescheid. Hier war abermals nicht bloß ein kirchlicher Grund, sondern eine Bestimmung des Allgem. Landrechts das unübersteigliche Hinderniß einer zweiten Ehe. Auch dieses Paar ist fortgezogen, hat sich aber an dem andern Wohnort von der Landeskirche losgesagt und den Freigemeindlern angeschlossen, um die richterliche Vollziehung der ehelichen Verbindung, also die Civilehe, zu erlangen. Dies ist geschehen, aber nun soll nach glaubwürdigen Nachrichten der Staatsanwalt das Paar wegen gesetzwidriger Ehe verfolgen. Noch könnte ich einen Fall namhaft machen, wo ein Mann die Auflösung seiner wilden Ehe auf den Rath von Advokaten durch gesetzliche Mittel verhindert hat, dabei das Verhältniß leugnet und gar keine Ehe eingehen will, um nicht seiner Tochter aus früherer Ehe das Vermögen durch Legitimirung seiner in der wilden Ehe erzeugten Kinder zu verkürzen. Auch der Mann fühlte sich an seiner Ehre gekränkt, als ich ihm erklärte, ich könne ihm mit gutem Gewissen das heil. Abendmahl nicht reichen.

Diese letzten Fälle zeigen wohl hinlänglich, daß sogenannte „Nothstände" auf diesem Gebiete nicht selten sind, denen gar nicht abzuhelfen ist durch das vorgeschlagene Mittel der Civilehe, wenn nicht alle Zucht und Ordnung aufgelöst und eine Zuchtlosigkeit herbeigeführt werden soll, die ärger ist, als sie bei den Heiden sich findet. Sie zeigen ferner, daß selbst das Allg. Landrecht im Grunde noch viel zu streng ist für diejenigen Leute, welche aus lauter Humanität und Mitleid allen ehelichen Nothständen abhelfen wollen. Diese und alle vorher aufgeführten Fälle zeigen endlich, daß es vielmehr das richtige Verfahren ist und zur Abwehr vieler Nothstände, soweit sie bei dem sittlichen Verfall des gegenwärtigen Geschlechts möglich ist, ja zur Besserung der sittlichen Zustände dienen muß, wenn auf diesem Gebiete das göttliche Wort wieder zur vollen Geltung gebracht und auch das

ganze Verfahren bei den Ehescheidungen mit dem vollen Ernste gehandhabt wird, den die Heiligkeit der Ehe erfordert. Denn die hier beschriebenen Erfahrungen, die in den Gränzen einer kleinen Gemeinde und in dem Zeitraum vor und nach dem eingeführten ernsteren Ehescheidungsverfahren gemacht sind, stehen gewiß nicht vereinzelt da, sondern wiederholen sich nach allen Beobachtungen in größeren Kreisen, namentlich größeren Stadtgemeinden, nur in verstärktem Maaße. In den Landgemeinden dagegen, die nicht etwa durch die Nähe der großen Städte oder aus andern Gründen Sammelplätze von Proletariat geworden sind, gehören in Pommern solche Nothstände zu den seltenen Erscheinungen, wie ich denn auf meinem Filiale während meiner ganzen hiesigen Amtsdauer noch keine einzige Ehescheidung, nicht einmal einen Sühnetermin gehabt habe. Der oben angeführte Ehescheidungsfall vor meiner Ankunft ist bis jetzt der letzte gewesen. Auch in der hiesigen Gemeinde habe ich in der Klasse der angeseheneren Ackerbürger noch nicht dergleichen gehabt; alle angeführten Fälle und noch manche andere sind unter den kleinen Handwerkern und Tagelöhnern vorgekommen. Die Landgemeinde meines Filiales würde man nicht einmal zu den kirchlichen haben zählen können, da der Kirchenbesuch anfangs nur sehr spärlich war. Aber es hat sich in den Bauergemeinden so eine, wenn ich nicht sagen will christliche, doch anständige, ehrsame Sitte erhalten, durch welche jede Ausschreitung gegen die eheliche Zucht gebrandmarkt wird. Gegen ledige junge Leute ist man da oft nur zu nachsichtig, desto weniger gegen Eheleute. Daher gehören Ausschweifungen der letzteren zu den Seltenheiten, und wo sie etwa von einem Manne vorkommen, da klagt die Ehefrau wohl ihre Noth dem Seelsorger und sucht durch ihre ganze Haltung die Ehre ihres Hauses zu retten. Häufiger ist leider an manchen Orten das Laster des Trunkes, aber auch da muß man oft die Geduld der Frauen bewundern, mit der sie dieses schwere Hauskreuz tragen. Ich frage, wo ist da ein Bedürfniß der Civilehe und würde durch diese nicht noch dieser letzte Rest guter Sitte untergraben werden? Wohl würde die Heiligachtung der Ehe, die da noch vorhanden ist, anfangs der Civilehe das Gegengewicht halten und so lange sie nicht obligatorisch, sondern facultativ wäre, würde gewiß auf dem Lande selten davon Gebrauch gemacht werden. Allein der Mensch gewöhnt sich an Alles und so würde man sich auch an jene gewöhnen, wenn einmal der Riß geschehen wäre und man sähe, daß das Gesetz selbst Gelegenheit dazu böte, sich der Zucht des göttlichen Wortes zu entziehen. Es heißt gewiß schlecht für das Wohl der Familie und somit auch des Staates sorgen, wenn man aus weichlichem Mitleid für einzelne Verirrte durch Gesetze der Fleischesfreiheit Vorschub leistet und die Bande der Zucht und Ordnung lockert. Man meint freilich durch die Civilehe den Conflicten mit der Kirche abzuhelfen, aber statt Eines Conflictes würde man ein ganzes Heer von Conflicten heraufbeschwören. Welch ein Hohn gegen die Kirche ist es doch: Leute, welche den Gesetzen und Ordnungen der Kirche, die nicht Menschensatzungen, sondern in Gottes Wort ausdrücklich gegründet sind, Trotz bieten, dennoch als ihre berechtigten Glieder behandeln zu sollen! Dazu kann sie sich nimmermehr verstehen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, und jeder Geistliche, der nicht gewissenlos an seiner Gemeinde, ja an solchen Leuten selbst handeln wollte, müßte gegen jedes Paar, das in der Civilehe lebte und die kirchliche Trauung verschmähte oder aus schriftmäßigen Gründen nicht er-

langen könnte, sofort mit den kirchlichen Censuren einschreiten. Und jene Leute würden es ihrerseits um so weniger an Ansprüchen fehlen lassen, welche zu Conflicten führen müssen, als sie in einem von den Staatsgesetzen gutgeheißenen Zustande leben und der Staat diese Gesetze gerade in der ausgesprochenen Absicht gegeben hat, daß die Leute, um zu einer von der Kirche verbotenen Ehe zu schreiten, nicht brauchen aus der Kirche auszutreten. Wenn die Verwirrung der Begriffe schon jetzt so groß ist, daß Solche, die im Concubinate leben, was doch der Staat selbst verbietet, glauben und behaupten, daß sie unbeschränkte Ansprüche auf alle Ehren, Rechte und Gnadengüter der Kirche haben; wie groß muß die Verwirrung erst werden, wenn der Staat erlaubt, was die Kirche verdammen muß! denn von einer Trennung zwischen Kirche und Staat weiß unser Volk nichts und will nichts davon wissen. Soweit es noch am Christenthum festhält — und das thut es, Gott sei Dank, noch in überwiegender Menge, wo es nicht verführt wird — kennt es nur einen christlichen Staat und sein König ist ihm so gut das Haupt der Kirche wie des Staates, und es kann es darum nicht fassen, daß sein König sollte widersprechende Gesetze gutheißen. Was im Staat gut ist muß auch in der Kirche gut sein und umgekehrt. Aber da wird man uns zurufen: So klärt doch das Volk darüber auf! Also wir sollen selbst dem Worte Gottes entgegenarbeiten und lehren: es gibt ein Gebiet, das große Lebensgebiet in der bürgerlichen Gesellschaft, das braucht nicht vom Worte Gottes durchdrungen und regiert zu werden; euer Leben gehört zwei Revieren an: einem kleinen, da müßt ihr als Lämmer Christi leben, und einem großen, da könnt ihr als Füchse und Wölfe leben! — Wenn man denn aber wirklich einigen Werth auf unsere Aufklärung des Volkes legt, so lasse man uns doch die Mittel und Wege, die wir bereits anwenden, so wird es mit Gottes Hülfe schon besser werden, sie haben sich bereits heilsam erwiesen. Und wo Aenderung und Nachhülfe Noth thut, da ändert und helft auf Grund und nach Anleitung des Wortes Gottes, so wirds gewiß noch eher und viel besser.

Z. M.

Shakespeares Stellung zum Christenthum.

Von Gustav Pfizer ist Shakespeare mit einer gewissen triumphirenden Freude als ein vollendeter Heide hingestellt worden; der Engländer Birch hat noch 1848 von ihm gesagt, daß er „einstimmig gnadlos und glaubenslos" genannt werden müsse; von Gervinus wird er ein Protestant aus voller Ueberzeugung genannt, indessen auch von ihm gesagt, daß er nicht alle Glaubensartikel der Protestanten unterschrieben haben würde, von dem neusten Erklärer Kreyssig wird er als der eigentliche Vollender des von den Reformatoren nur bis zur Hälfte vollendeten Werkes darum angesehen, weil er nicht mehr „den Machtspruch einer übernatürlichen Gnadenwirkung" zuläßt, sondern weil bei ihm die Lösung (Versöhnung) „thatsächlich in dem Fortschritt der Handlung liegt," denn „es wird bei Sh. Ernst mit der Freiheit, mit der Souveränetät des denkenden und wollenden Menschen, aber es wird auch Ernst mit der Strafe. Seine Helden tragen ihr Schicksal in sich." Noch Andere endlich haben in Sh. einen Kryptokatholiken entdeckt.

Wir werden uns in der Folge ausdrücklich nur gegen die Gervinussche Auffassung von Sh's Stellung zum Christenthum erklären; die Urtheile der genannten Anderen werden stillschweigend ihre Widerlegung finden, insofern sie nicht, wie insbesondre das Kreyssigsche Urtheil, durch ihre Sinnlosigkeit gradezu alle Widerlegung überflüssig machen.

Unseres Erachtens kann, um von vorne herein anzugeben, worauf wir hinauswollen, der in „Viel Lärmen um Nichts" auf Benedict bezogene Satz: „der Mann fürchtet Gott, obgleich nach seinen derben Späßen kein Mensch das von ihm glauben sollte" füglich auf Sh. selbst angewendet werden.

So wenig Sh. ein heiliger Dichter ist, so sehr muß er in der Reihe der profanen Dichter als einer der hervorragendsten und wenn man ihn nur mit einigem Verständniß liest, als ein weltlicher Dichter im besten Sinne des Wortes erscheinen. Das bekannte Urtheil Voltaire's, daß „die Natur in Sh. das Größte und Erhabenste mit Allem, was Rohheit ohne Geist noch so Niedriges und Abscheuliches an sich trägt, verschmolzen hat" und daß sein Hamlet „die Frucht der Einbildungskraft eines trunkenen Wilden" sei, zeigt eben wie jener Widerchrist auch in nicht geistlichen Dingen an geistiger Verkommenheit laborirt.

Dagegen weiß man von Haman, daß ihm Sh. nie von seinem Arbeitstisch kam und einer der namhaftesten, evangelischen, gläubigen Theologen unsrer Zeit soll vor Ausarbeitung einer jeden Predigt ein Stück von Sh. lesen. — Die treffliche englische Schriftstellerin E. Sewell weiß einer schon bejahrten, wahrhaft christlichen Frau des s. g. gebildeten Standes neben den Andachts- und Erbauungsbüchern kein besseres Buch zu geben als Sh. Bedeutsam ist endlich, daß Göthe in den Jahren, in welchen er das Christenthum mit julianischem Haß ansah, auch Sh. den Rücken kehrte und erst in seinen letzten Lebensjahren sich wieder zu seinem Jugendliebling hinwandte.

Inwiefern kann nun Sh. in der Reihe der profanen Dichter ein christlicher Dichter genannt werden, oder präciser gefaßt: inwiefern kann seine Gesinnung und Ueberzeugung als eine bestimmt-christliche bezeichnet werden?

Schon der Umstand, daß Sh., nach der Ansicht Aller, sich durchweg als einen ächten und treuen Sohn seiner Zeit und seines Volkes erweist, muß uns bestimmen in ihm ein ganz an-

deres christliches Bewußtsein zu suchen, als wir es leider bei fast allen bedeutenderen Dichtern nach Sh. finden. Sh's Leben fällt in jene für Englands innere (kirchliche und politische) Verfassung und äußere Weltstellung entscheidende Epoche unter der Regierung der Königin Elisabeth und Jakob des Ersten. Der Christenglaube des englischen Volkes war damals noch nicht von dem giftigen Hauche zweifelsüchtiger Philosopheme voll antichristlicher Tendenzen durchweht. Eine zersetzende Wissenschaft trat noch sehr bescheiden auf, und ein Bako begnügt sich „nur die zweiten Ursachen zu erreichen, denn nur die natürlichen Dinge könne der Menschengeist erfassen; die göttlichen verwirre er vielmehr. Die Geheimnisse des Christenthums durchdringen zu wollen, sei ein Flug des Ikarus." Der Socinianismus mit seinen rationalistischen Ideen war überhaupt, besonders aber in England ohne bedeutende Erfolge. Das englische Volk hielt sich an Männer wie Joh. Fryth, William Tindal, Ridley, Cranmer und katholischer Seits an Fischer und Thomas Morus, die alle für ihren Glauben in den Tod gegangen sind.

Die eben sich durchringende Reformation zeigt uns den Eifer des englischen Volkes für den dreieinigen Gott, das sich in den 39 Artikeln sein Glaubensbekenntniß erstritt.

Als ein ächter Sohn seines Volks hat Sh. Theil an der germanischen Tiefinnerlichkeit, welcher es vorzüglich gegeben ist das Christenthum mit aller Energie zu erfassen und das Erfaßte mit Beharrlichkeit festzuhalten. Die Abgeschlossenheit des englischen Volks endlich und sein Selbstgefühl bietet Sh. den Boden dar, auf dem er sich frei hält von Buhlerei mit den (s. g.) Genien aller Zeiten und Völker, so wie von überspanntem Kosmopolitismus.

Treten wir nunmehr näher an die Person des Dichters heran. Die bekanntlich höchst spärlichen Nachrichten über des Dichters Leben ergeben gleichwohl für unsre Frage hinreichend sichere Auskunft. Aus den Sonetten erfahren wir, daß Sh., voll tiefer Reue auf sein früheres Schauspielerleben zurücksieht, daß er erkennt wie Eigenliebe und Leidenschaft seine „angeborne Sünde" ist, daß er in der nachdrücklichsten Verachtung allen Scheines zuletzt die Bühne — verläßt und, wie er ausdrücklich sagt, in entschiedenem Bekennen seiner sittlichen Verirrungen, innerlich umgewandelt, in ernster Ruhe die Hinfälligkeit alles Irdischen erkennt und den Blick auf das Ewige richtet. Nach Strafford zu der von ihm verlassenen Gattin zurückgekehrt, ist er so wenig eitler Ehre geizig, daß er sich nur wenig um den Druck seiner Stücke kümmert und gar keine Sorge um ihre Vereinigung in reiner und ächter Gestalt trägt. Wenige Wochen vor seinem plötzlich erfolgten Tode hatte er sein Testament errichtet, dessen Aechtheit eine unbestrittene ist. Es beginnt mit den Worten: „Im Namen Gottes, Amen.

Ich, William Shakespeare, zu Stratford am Avon, in der Grafschaft Warwich, Gentlemann, bei vollkommener Gesundheit und Bewußtsein — wofür Gott gedankt sei! — mache und ordne meinen letzten Willen und mein Testament in folgender

Art und Weise: das heißt: Erstlich empfehle ich meine Seele in die Hände des allmächtigen Gottes, meines Vaters und Schöpfers; hoffe und glaube sicherlich, daß ich einzig und allein durch die Verdienste Jesu Christi, meines Heilandes, des ewigen Lebens theilhaftig werde und mein Körper wieder zur Erde werde, woraus er gemacht ist."

Die Erklärer des Dichters, die sonst die geringfügigsten Lebensnachrichten, die unverbürgtesten Anekdoten und den sonstigen Inhalt des Testaments zum Theil wörtlich bis zu den unbedeutensten Anordnungen angeben, versäumen es den Anfang des Testaments oder auch nur den kurzgefaßten Inhalt desselben mitzutheilen. Ebenso unterlassen sie es zum Theil die von Sh. selbst verfaßte Inschrift seines Grabmonuments in der Kirche von Stratford:

„Um Jesu willen rath ich Dir,
Freund, störe nicht den Staub allhier;
Dem Segen, der die Bitt' erhört;
Fluch dem, der mein Gebein gestört."

in ihre biographischen Notizen aufzunehmen. Beides wird darin seine Erklärung finden, daß sie nicht durch Mittheilung jener unzweideutigen, bedeutungsvollen Worte den Verdacht erregen wollen, als ob Sh. „dem alten, historischen Christenglauben" zugethan und nicht vielmehr „über die religiösen Anschauungen aller Zeiten erhaben" gewesen sei. — Oder soll man bei jenen Worten annehmen: Sh., der so rücksichtslos allem Schein und aller Heuchelei, ganz besonders im Gebiet des christlichen Glaubens, entgegentrat, Sh., dem nichts über die Wahrhaftigkeit ging, habe jene Anfangsworte des Testaments nur als übliche Einleitung eines letzten Willens benutzt und das „Um Jesu willen" an seinem Grabe nur in Folge der Macht der Gewohnheit niedergeschrieben? Nimmermehr! — Wenn es einen Mann gab, der auch im Hinblick auf den Tod vor aller Welt nur das sein wollte, was er wirklich war, so ist dies Sh. gewesen. Diesem Manne soll man doch ja nicht zutrauen, daß er die frommen Worte eines klaren, entschiedenen, evangelisch-christlichen Bekenntnisses bei dem Gedanken, daß er von der Erde weg müsse, gedankenlos oder gar heuchlerisch niedergeschrieben habe. In inniger Harmonie hiermit erscheint Sh. als Mensch — im Gegensatz zu gar mancher Größe älterer und neuerer und wahrhaftig auch der neuesten Zeit — in einem vortheilhaften Lichte. Er war ein Mann von „ungeschminkter Wahrheit," „Feind allem Schein, Glanz und falschen Prunk," bei allem Selbstbewußtsein von ächter, oft rührender Bescheidenheit, von herzgewinnender Offenheit und Freundlichkeit und einer so milden Herzensgüte, daß aus ihr eine fast übergroße Zartheit der Empfindung floß. — Die Hauptschattenseite seines Lebens wird von jeher mit allem Grund in seinen ehebrecherischen Liebesverhältnissen und was damit zusammenhängt in seiner Vorliebe für sinnliche Liebe und in dem Reichthum seiner Stücke an Obscö-

nitäten gefunden. Wir wissen schon, daß in der ersten Beziehung Sh. über sich selbst den Stab gebrochen hat, und wenn man auch in letzter Beziehung nicht läugnen kann, daß er — ähnlich wie Heinrich V., als Kronprinz im Umgang mit Falstaff — ohne einiges Wohlgefallen, bei aller Objectivität seiner Dichtung, die Gelegenheit zu derben, schmutzigen, oft bis zur Ermüdung sich wiederholenden Späßen und Witzen nicht so oft, wie er es gethan, ergriffen, ja nicht selten vom Zaun gebrochen hätte, so muß man doch billiger Weise einmal bedenken, daß Sh. bei aller Gluth seiner sinnlichen, leidenschaftlichen Natur sich nie über den sittlichen Unwerth der so eben berührten Dinge getäuscht hat, wie dies schon aus seinen epischen Jugendarbeiten und namentlich aus dem tiefen, ernsten Drama „Maß für Maß" hervorgeht, wo er die sinnliche Liebe nicht, wie manche Dichterlinge unserer Tage, zu vergeistigen sucht, sondern sie vielmehr zur „thierischen Begierde" herabsinken läßt; und dann muß die Derbheit und rücksichtslose Keckheit des ganzen Zeitalters, ganz vorzüglich aber der Umstand beachtet werden, daß Sh., als durchaus objectiver Dichter Dinge der berührten Art in seinen aus dem vollen Leben genommenen Stücken, vorbringen mußte, so wie daß zu Sh. Zeiten Schauspielerinnen nicht geduldet wurden und anständige Frauen nur mit Masken im Theater erschienen.

Fassen wir nun das Gebiet im Auge, auf dem sich uns die reichhaltigsten Beweismittel ergeben, das Gebiet, das für Shs. inneres Leben überhaupt am meisten Aufschluß giebt — die dramatischen Werke des Dichters. Hier muß freilich vor Allem zugestanden werden, daß Sh. als Dramatiker der objectivste dieser Gattung ist, wie man denn nicht mit Unrecht bei ihm von „ungeheurer Objectivität" gesprochen hat. Mehr als bei irgend einem andren dramatischen Dichter muß daher bei Sh. aus dem Gesammteindruck seiner Stücke auf ihn selbst geschlossen und Gervinus Wort: „Man muß aus dem ganzen Sinn des Dichters den Sinn der Stücke beurtheilen" im vorliegenden Falle umgekehrt werden. Es kann daher allen vereinzelt vorhandnen positiv-christlichen Wahrheiten, allen so überaus häufigen biblischen und kirchlichen Anklängen, aus denen sich eine nicht geringe Kenntniß der h. Schrift, wie der Kirchenbücher der englischen Kirche ergibt, nur eine unterstützende Bedeutung zuerkannt werden. Nicht selten freilich stoßen wir auf Stellen, deren ganze, nachdrückliche, in den verschiedenen Stücken verschieden wiederkehrende Ausführung uns fast gebieterisch anweist in ihnen Worte der innersten Ueberzeugung des Dichters zu erkennen.

Der Gesammteindruck mancher Stücke ist wiederum darum sehr viel klarer und schneller überzeugend, als der anderer, weil das christliche Element gewissermaßen die geistige Atmosphäre der betreffenden Stücke ist, die in einer Reihe bedeutsamer Stellen sich concentrirt. Und wenn wir auch aus jeder von Sh.'s dramatischen Dichtungen mit dem Gefühle heraustreten, daß unser christliches Bewußtsein nicht verletzt ist, so müssen wir uns doch darauf beschränken bei dem Gesammtbild derjenigen Stücke zu bleiben, deren Mittelpunkt vom Dichter — sollen wir sagen bewußt oder unbewußt — in einer ausschließlich-christlichen Anschauung fixirt ist. (Es ist freilich hier mit diesem an einige Reminiscenzen sich anlehnenden Gesammteindruck eine mißliche Sache und am Ende kommt Alles auf eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit hinaus.) Wir wählen zu jenem Zweck aus: „Heinrich V., „Heinrich VIII.," „Richard III." und „Macbeth." — Zu dem erstgenannten Stücke bemerkt Kreyssig: „Es liegt offenbar in der Absicht des Dichters den tief sittlichen und religiösen Zug seines Nationalhelden (Heinrich V.), wie er dem Vertreter eines germanischen Volkes denn auch so wohl ansteht, recht nachdrücklich hervorzuheben." Ansprechender, als dieser matte, an A. W. v. Schlegel erinnernde Satz, erörtert Gervinus den Charakter von Heinrich V., Sh.'s Liebling, in welchem der Dichter sich selbst bis in die kleinsten Züge wiederfindet, in dem er, wie Alle sagen, den Dollmetscher seiner eignen Ueberzeugung findet. „Da er mit dem Kriegsplane (gegen Frankreich) beschäftigt ist, fordert er den Erzbischof von Canterbury — „in Gottes Namen" — auf in seinem Rathe Acht zu haben; er wolle glauben, daß was er ihm über sein Recht zu diesem Kriege sage, in seinem Gewissen rein gewaschen sei, wie die Sünde in der Taufe." „Mit Gottes Hülfe" will er Frankreich vor sich beugen und den französischen Gesandten empfängt er mit dem schönen Wort:

„Nicht ein Tyrann, ein christlicher Monarch
„Sind wir und unsre Leidenschaft der Gnade
„So unterworfen, wie in unsren Kerkern
„Verbrecher, angefesselt."

und schließt:

„Doch dieß beruht in Gottes Willen Alles,
„Auf den ich mich beruf und in dess Namen
„Sagt ihr dem Dauphin, daß ich komme." — —

Dann wendet er sich an seine Lords:

„— Mein Gedank ist einzig Frankreich nun,
„Nur der an Gott geht dem Geschäfte vor."

„Er nimmt es als eine verheißende Gottesschickung, daß der Verrath (der englischen Großen), der in dem Wege seines Zuges lauerte, ans Licht gekommen;" mit ernstem Wort spricht er zu ihnen:

„Gott sprech euch gnädig los!"
„Elende, arme Sünder, in den Tod!
„Wovon den Schmack euch Gott aus seiner Gnade
„Geduld zu kosten geb' und wahre Reu
„Für eure Missethaten." —

„In Gottes Hand" gibt er seine Macht und „in des Allmächtigen Gottes Namen," „beim Erbarmen Got-

tes, des Herrn" fordert er von Frankreich die Krone. „Gott voran" will er in den Kampf gehen und auf Erpinghams Gruß: „Dich segne Gott im Himmel, edler Heinrich" antwortet er mit Wärme: „Gott dank dir's edles Herz, du sprichst erfreulich." Gleich darauf erfährt der König, daß „die ernsten Gemüther die Frage beschäftigt, ob sie für die etwaige Ungerechtigkeit der königlichen Sache, wenn sie dafür fechten, mit ihren Seelen, oder ob der König, wenn sie unbereitet für ihn sterben für ihre Sünde einstehen müsse. Heinrich erklärt: „Jedes Unterthanen Pflicht gehört dem König, jedes Unterthanen Seele ist sein eigen. Darum sollte jeder Soldat im Kriege es wie jeder kranke Mann in seinem Bette machen, jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen, und wenn er so stirbt, ist der Tod für ihn ein Gewinn; oder wenn er nicht stirbt, so war die Zeit segensreich verloren, worin eine solche Vorbereitung gewonnen ward; und bei dem, welcher davon kömmt, wäre es keine Sünde zu denken, daß, da er Gott ein so freies Anerbieten macht, dieser ihn den Tag überleben läßt, um seine Größe einzusehen und anderen zu lehren, wie sie sich vorbereiten sollen."

Wie innig ist dann des Königs letztes Gebet vor der Schlacht:

„Heute nicht, o Herr!
„O heute nicht, gedenke meines Vaters
„Vergehn wir nicht, als er die Kron ergriff."

und nach Aufzählung seiner äußeren Bußwerke:

„Doch alles was ich thun kann, ist nichts werth,
„Weil meine Reue noch nach Allem kommt,
„Verzeihung flehend."

Bei der Siegesnachricht ruft er: „Gelobt sei Gott, nicht unsre Kraft dafür." — „O Gott dein Arm war hier, Und nicht uns selbst, nur deinem Arme schreiben Wir Alles zu."

„Und Tod sei ausgerufen durch das Heer,
Wenn Jemand prahlt und Gott die Ehre nimmt,
Die einzig sein ist."

„Beim Siegeseinzuge in London verbietet er Schwert und Helm, die Zeugen seiner Waffenthat, vor ihm zu tragen; und ausdrücklich sagt noch einmal der Dichter von ihm im Prologe, daß Eitelkeit und Selbstruhm fern von ihm war und daß er seine Trophäen und Siegeszeichen von sich weggab an Gott. — Sh. hat dem Könige diese fromme Demuth und Gottesfurcht keineswegs als eine gelegentliche Eigenschaft beigelegt, auf die er nicht mehr Werth als auf eine andere legte; man sieht schon aus den häufigen Hinweisungen auf sie, man sieht aus der Natur des Charakters und seiner nothwendigen Haltung in der gegebenen Lage, man sieht aus dem Plane des ganzen Stücks, daß dieser Zug grade den Mittelpunkt desselben zu bilden bestimmt ist."

Welch starken Nachdruck Sh. auf die Frömmigkeit dieses Königs legte, ergibt sich aber namentlich daraus, daß er ihn, den Kronprinzen, schon in Heinrich IV. aus seiner „Wildheit" heraustreten läßt; „wie ein Engel kam bessre Ueberlegung und peitscht' aus ihm den sünd'gen Adam weg, daß wie ein Paradies sein Leib nur blieb, das Himmelsgeister aufnimmt und umfaßt." Schon als Kronprinz verspricht er seinem Vater ein neues Leben anzufangen und sein Versprechen schließt er mit den Worten:

„Dies sag ich dir im Namen Gottes,
Was, wenn es ihm beliebt, daß ich's vollbringe,
Bitte ich eure Majestät, den alten Schaden
Von meinen Ausschweifungen heilen mag."

Bei „Heinrich VIII." sind alle Erklärer darin einig, daß die Einführung der Reformation, wenn nicht der Mittelpunkt, so doch einen der Ausgangspunkte des Stücks bildet. Sh.'s Stellung zum Christenthum präcisirt sich hier darauf, daß er der Evangelischen Kirche angehört. Die religiösen Kämpfe in ihrer Ausdehnung waren ihm schon durch ein Verbot der Regierung als Vorwurf seiner Kunst unmöglich geworden; um so mehr müssen wir daher das Wenige in dieser Hinsicht beachten.

„Der (von Cranmer am Ende des Stücks) geweissagte Friede unter Elisabeth bezieht sich mit auf den Sieg und die Sicherheit der neuen Religion; die fürchtenden und zitternden Feinde, von denen Cranmer sagt, daß Sorge ihr Haupt neige, sind die inländischen und auswärtigen Katholiken — die Spanier."

Indessen „in dieser nur andeutenden Darstellung der religiösen Zerwürfnisse Englands haben wir einen neuen Anlaß und unter so vielen anderen vielleicht den bedeutendsten unter allen zu beobachten, von welch erhabener Unbefangenheit und Parteilosigkeit die Seele unseres Dichters war. Keine Feindseligkeit spricht aus ihm gegen die Bekenner der alten Lehre, obgleich das ganze Stück und wenn es nur der Eine Satz wäre, daß unter Elisabeth Gott wahrhaft erkannt werde, ihn als einen Protestanten von Ueberzeugung ankündigt." (Gervinus.)

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 12. Juni. № 47.

Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz von Ober-Consistorialrath Dr. Stahl.

Ein neues kirchliches Ereigniß, das unsere Landeskirche unmittelbar berührte, ist in diesem Jahre nicht eingetreten. Das Werk der kirchlichen Gemeindeordnung geht seinen Gang fort. Die Bedenken, welche damals gegen sie erhoben wurden, sind seitdem nicht beseitigt worden, sondern haben sich vielmehr in hohem Maaße gesteigert. Es ist durch die Verhandlungen über meinen vorjährigen Vortrag noch allgemeiner und deutlicher zum Bewußtsein gekommen, daß von Laienältesten in Gottes Wort und im apostolischen Zeitalter keine Spur sich findet. Es ist das sogar von der Gegenseite stillschweigend zugestanden. Dessenungeachtet ist das Einführungsformular geblieben, welches sie als eine in Gottes Wort enthaltene Einrichtung verkündigt. Seitdem ist nun dieser Verkündigung des Formulars noch überdies die praktische Durchführung gegeben in der Instruktion. Hier wird die neue Einrichtung auf die Gegeneinanderstellung „des Amtes der Predigt und des Zeugnisses“ und „der Gaben der Regierung und der Pflege“ gegründet, sohin das Amt der Geistlichen blos in die Predigt gesetzt, ganz nach der äußersten Lehre Zwingli's und Calvin's in einer Art kirchlichen Constitutionalismus der Theilung der Gewalten. Demgemäß ist denn der Pfarrer, soweit es die Regierung der Gemeinde betrifft, nur mit der formellen Geschäftsleitung betraut, in der Sache aber dem Beschluß der collegialen Majorität unterworfen. In unabweisbarer Consequenz dessen sind den Laienältesten alle Funktionen, welche zur Leitung der Gemeinde gehören, zugetheilt, und deshalb die Uebertragung unerfüllbarer Pflichten und die feierliche Uebernahme unerfüllbarer Pflichten Angesichts Gottes wenigstens in der Anordnung und im Grundsatz nicht zurückgenommen. Wenn nun ungeachtet dieser gesteigerten Bedenken aus Gehorsam gegen die Behörde die allgemeine Betheiligung stattgefunden hat und noch stattfindet, so darf um so weniger unterlassen werden, den Widerspruch dieser Grundsätze und Einrichtungen mit der Lutherischen Kirche und der Apostolischen Kirche und die Schriftwidrigkeit des Einführungsformulars fortwährend zu bezeugen, und die wahre evangelische Ordnung geistlich und rechtlich zu wahren. Zu einer wiederholten Erörterung finde ich mich jedoch nicht aufgefordert, da die Gesichtspunkte, auf die es ankommt, sowohl von mir selbst damals als seitdem von Andern, namentlich in dem Vorwort zur Ev. K. Z. hinreichend beleuchtet worden sind.

Zum Gegenstand meiner heutigen Ansprache mache ich deshalb die jetzige Weltlage und das Verhältniß der Kirche zu ihr.

Die Signatur dieser Weltlage ist der ungeheure Abfall vom Glauben an Gottes Offenbarung und dadurch vom Gehorsam gegen alle gottgesetzte Ordnung.

Die Revolution tritt jetzt nicht mit den Gräueln und Schrecken auf, wie in den neunziger Jahren. Aber sie hat eine größere Ausdehnung über den Welttheil als damals, und sie hat nicht den Widerstand an den nichtrevolutionirten Staaten und den legitimen Obrigkeiten wie damals, ja sie ist nahe daran, die anerkannte Ordnung Europa's zu werden. — In dem jetzt mächtigsten Reiche der Erde, in Frankreich, ist das allgemeine Stimmrecht, d. i. der Wille der Kopfzahl als Urheber und Herr der Obrigkeit proklamirt. — In Italien erfolgte aus dem Rechtstitel des Volkswillens Entthronung rechtmäßiger Obrigkeiten, Bruch von Eidespflicht und Eidestreue, grundsätzliche Verachtung aller völkerrechtlichen Verträge und alles völkerrechtlichen Besitzes, Krieg gegen Mitfürsten zu dem ausgesprochenen Zwecke ihrer Vertreibung und aus keinem andern Grunde und Anlaß als diesem Zwecke ihrer Vertreibung — Vorgänge, wie sie in der Geschichte Europa's ohne Beispiel sind. — Von England erging die officielle Approbation dieser Vorgänge. Der edle Lord an der Spitze der Geschäfte führt in seiner Note den Grundsatz aus: daß die Völker zu revoltiren berechtigt sind, wenn sie Grund zur Unzufriedenheit haben, und daß sie Grund zur Unzufriedenheit haben, wenn sie revoltiren — daß demgemäß es einer andern Macht nicht zusteht, die Gründe zu prüfen, um gegen die Revolution zu interveniren, wohl aber zusteht, die Gründe zu prüfen, um für die Revolution zu interveniren, wie dereinst die Niederlande es gethan. — In Oestreich haben die Völker nun auch aus dem Taumelkelch getrunken, und weil sie so lange gewartet, scheint es, wollen sie ihn auch bis auf die Hefe leeren. — In Deutschland wird debattirt und demonstrirt, ob Staatenbund, Bundesstaat, Einheitsstaat, ob Gewinnung der Regierungen oder Gewinnung der Völker, als wenn kein Recht der Fürsten und der Staaten bestände, sondern das Deutsche Volk aus dem Naturstande sich erst zum Staate constituiren sollte. — Wo aber

ist in Europa noch ein Widerstand in Wort oder That und eine Macht des Widerstandes gegen alle diese Vorgänge und gegen das neue Staats- und Völkerrecht und gegen das ganze System von 1789? Die Signatur der Gegenwart ist sonach die Preisgebung des Gedankens der Obrigkeit und des Gedankens eines bindenden Völkerrechts an den Volkswillen. Sie hat zur nothwendigen Folge die Preisgebung auch aller andern wohlbegründeten Rechte, da sie ja dem Rechte der Obrigkeit untergeordnet und allein in dem Rechte der Obrigkeit verbürgt sind. Und sie hat vor Allem zur nothwendigen Folge die Preisgebung auch der Kirche an den Willen der Völker, die jetzt in Masse von Unglauben und Kirchenfeindschaft durchdrungen sind. Wir haben bereits im Südwesten Deutschlands die Anfänge, daß eine allen Glaubens baare und allem Glauben feindselige Agitation zum Sieg gelangt über das bisher verbürgte Recht der Kirche und ihres Glaubens. Und wie es einerseits gewiß ist, daß diese kirchliche Agitation auch bald politisch den Obrigkeiten, die ihr nachgeben, über den Kopf zusammenschlagen wird, so ist es nicht minder andererseits gewiß, daß je mehr das neue politische Princip sich in Europa festsetzt, desto mehr auch in allen Staaten die Fluth der Bewegung über die Kirche ergehen wird. Es wird dann klar an den Tag treten, was der Kern der Weltbewegung ist: die Feindschaft gegen Gottes Offenbarung und gegen Gottes Gebot und Ordnung.

Die Kirche Christi hat bei allen diesen Vorgängen nicht Partei zu nehmen für irgend welche politische Einrichtungen und politische Gestaltungen, hat am allerwenigsten Partei zu nehmen für Unrecht und Gewaltsamkeit der Obrigkeiten und Unterdrückung der Völker. Aber gegen die Weltbewegung im Ganzen und nach ihren innersten Principien, die in der That nicht bloß politischer sondern sittlich-religiöser Natur sind, hat sie den Kampf zu führen durch Lehre und Zeugniß und Widerstand. Hat sie nun zu diesem Kampfe auch die Bereitschaft? Hat sie namentlich die für den Erfolg so entscheidende Einigkeit in ihr selbst und Einigkeit grade in den Grundwahrheiten und Grundordnungen, über die er geführt wird? Leider hat sie diese Bereitschaft nicht. Während die Weltbewegung wenigstens in der Zerstörung einig ist, ist die Kirche zerrissen in Confessionen, zerrissen innerhalb der Confessionen wieder in Parteien. Das ist eine schwere Schickung, gewiß nicht ohne schwere Verschuldung. So dringend nun auch die Einigkeit Noth thäte, so darf doch nicht Einigkeit gesucht werden auf Kosten der Wahrheit, und darf, wo innere Einheit von Gott versagt ist, nicht äußere Einheit von Menschen gemacht werden. Einheit auf Kosten der Wahrheit stärkt nicht, sondern schwächt in dem Kampfe gegen das Reich der Unwahrheit, und menschlich gemachte Einheit führt nur zu noch größerem Zwiespalt. Aber das ist zulässig und ist geboten, über den Abweichungen die viel größere und höhere Uebereinstimmung zur Anerkennung zu bringen, und entgegen der Weltbewegung zwar nicht die Kirchen zu einigen, aber ein einiges Zeugniß der Kirchen abzulegen.

Ich brauche hiernach nicht weiter auszuführen, daß ich die Union nicht für eine Stärkung der Kirche in dieser Weltlage erachte. Es ist wahrlich keine Stärkung, daß wir Lutheraner jetzt die Pflicht haben, für die Existenz unserer Kirche gegen diejenigen den äußersten Kampf zu führen, mit denen wir nach natürlichem Verhältniß am innigsten und einträchtigsten verbunden sein müßten. So war es denn auch ein höchst betrübender und dennoch unvermeidlicher Schritt, daß wir den Evangelischen Kirchentag für jetzt aufgeben mußten. Der Kirchentag entstand grade unter der Revolution von 1848 und im Widerstand gegen die Revolution. Er wirkte dadurch ungemein hebend und stärkend. Sein Ruf an das Deutsche Volk zur Buße, mit dem er begann, war ein herrliches Einmuthszeugniß. Auf solche Zeugnisse müssen wir fortan verzichten. Die fortwährenden Versuche, den Kirchentag zu unionistischen Demonstrationen zu bewegen, und unsere mißliche Aufgabe, ihnen entgegentreten zu müssen, und selbst die Begegnung, die mir persönlich bei solchem Anlaß in Stuttgart widerfuhr, würden mich dennoch nicht bestimmt haben, von so segensreichem Wirken zurückzutreten. Dagegen sank der Werth des Kirchentages für uns schon dadurch, daß 1859 die bereits festgestellten und an Referenten und Correferenten zugetheilten Thema's über Ehescheidung, Civilehe und Dissidenten wieder rückgängig gemacht werden mußten. Denn obwohl das aus den höchst achtbaren Motiven des Friedens und der Vermeidung des Aergernisses gefordert wurde, so stand doch danach der Kirchentag nicht mehr in seinem alten Charakter und Beruf als der evangelische Zeuge in Deutschland, der in seinem Zeugniß von keinem Ansehen der Person und keiner Rücksicht der Person weiß. Der entscheidende Grund aber wenigstens für mich war das jetzige Verhalten unter den kirchlichen Parteien. Ich habe es schon in meinem Buch über die Lutherische Kirche ausgesprochen, daß wir an dem Kirchentage festhalten wollen, so lange nicht „durch das Verhalten unsrer Conföderirten gegen unsre Kirche das Band ein unnatürliches wird." Wenn nicht in unsrer Landeskirche die lutherisch-confessionelle Richtung und ihre Anhänger gleiche Berechtigung mit der unionistischen und ihren Anhängern hat, so können wir mit diesen auch nicht Kirchentag halten. Damit haben wir uns denn auch nicht für alle Zeiten losgesagt. Wir haben unsere Stellung zu Reformirten und Unionisten, wie wir sie in dem Programm von 1848 bekannten, nicht geändert. Wird das Verhalten der Parteien, wird das Verhältniß in der Landeskirche wieder ein anderes, so werden wir auch in das alte Band der Gemeinschaft mit Freuden wieder eintreten.

Innerhalb der Lutherischen Kirche berühren die Streitigkeiten über das Amt und über das Kirchenregiment und dem ähnliches nicht die große Frage der Zeit. Nur das Eine haben wir hier zu beklagen, daß ein Kreis lutherischer Gelehrter, ein zwar kleiner aber sehr achtbarer Kreis, ein Band und Vermittlung zu den Meinungen des Tages zu suchen scheint, und namentlich in den Fragen des christlichen Staates und der Ehescheidung uns wo nicht gegensätzlich, doch abschwächend entgegentritt, nicht blos auf theoretischem, sondern auch auf prak-

tischem Gebiete zur Stärkung unserer Gegner. Das näher auszuführen, muß ich mir auf andern Ort vorbehalten.

Auf der andern Seite haben wir eine volle und edle Genossenschaft in dem Kampfe der Zeit an den evangelischen Christen Hollands unter der Führung von Grön von Prinsterer.

Von dem größten Gewicht nächst dem Deutschen Vaterlande ist für uns das Verhältniß zu den evangelischen Gemeinschaften in England, und da zeigen die neuesten Vorgänge, daß wir sie zu Genossen haben nicht blos wider die offne Läugnung des Christenthums, sondern auch wider die in den Schein des Christenthums und der Liebe zum Christenthum sich hüllende Untergrabung desselben, die in unserer Zeit grade der gefährlichste und zerstörendste Feind ist. Da ich nicht voraussetzen darf, daß diese Vorgänge allen geehrten Anwesenden bekannt sind, erlaube ich mir, sie in Kürze anzuführen. Meine Quellen dabei sind hauptsächlich die Neue Ev. K. Z. und der literary churchman.

Das Comité des Englischen Zweiges der Evangelischen Allianz faßte eine Resolution, in welcher es sein tiefes Bedauern über den Tod Bunsen's und seine herzliche Theilnahme für die Hinterbliebenen ausdrückt. Hierbei bezeichnete es ihn als einen ausgezeichneten christlichen Staatsmann und Gelehrten, nur mit dem Hinzufügen, daß es „nicht allen theologischen Anschauungen Bunsen's beipflichtet." Dagegen erhob sich ein Sturm in der Evang. Allianz zuerst und hauptsächlich in dem Theil derselben, welcher der bischöflichen Kirche angehört, und bei der wachsenden Mißbilligung des christlichen Publikums sah das Comité zuletzt sich genöthigt, die Resolution für aufgehoben zu erklären mit Ausnahme des Beileids für die Hinterbliebenen und der Anerkennung der dem Bunde geleisteten Dienste, das heißt mit andern Worten die Bezeichnung als „christlichen Staatsmann und Gelehrten" zurückzunehmen. — Ferner der 1860 erschienene Band der Oxforder Essays and Reviews enthält eine Reihe Abhandlungen von hochgestellten Geistlichen der Staatskirche, durch welche die rationalistisch-pantheistisch-naturwissenschaftliche Offenbarungsläugnung der Deutschen Theologie in England importirt wird. Die hervortretendste darunter schließt sich an die biblischen Untersuchungen Bunsen's an, welchen der Verfasser für den Urheber und Hauptrepräsentanten von Ansichten hält, die in der That unter uns schon beinahe veraltet sind. Das bewirkte eine Entrüstung und Erhebung durch die ganze bischöfliche Kirche von England. Mehr als 7000 Geistliche unterzeichneten eine Adresse an den Erzbischof von Canterbury, in der sie ihren Unwillen darüber ausdrücken und Maßregeln zur Entfernung der Irrlehren aus der Kirche fordern. Die sämmtlichen Bischöfe einzeln sprachen ihr Verwerfungsurtheil. Der Erzbischof in seiner Erwiederung auf die Adresse erklärte sich gleichfalls dahin, daß es die Tendenz jener Abhandlungen sei, die Grundlagen des Christenthums zu untergraben, und äußerte bezüglich der geforderten Maßregeln nur das Bedenken wegen der schwierigen Formalitäten bei den kirchlichen Gerichtshöfen. Das sind die Vorgänge.

Wenn ich diese antirationalistische und in ihrem Mittelpunkt antibunsensche Bewegung, die jetzt durch das christliche England geht, zur Sprache bringe, so geschieht es nicht in der Absicht, einen persönlichen Streit mit dem Verstorbenen fortzusetzen, sondern lediglich um die Aufrichtigkeit und den Ernst des christlichen Glaubens in England zu constatiren. Ich betheilige mich denn auch nicht an der dort ventilirten Frage über die persönliche Seelenstellung, ob wer solches geschrieben ohne Widerruf dennoch in Christo versterben könne, sondern ich handle nur von der Lehre und dem rechten Verhalten zu dieser Lehre.

Das ist eine Unwahrhaftigkeit und eine Verletzung der Pflicht christlichen Bekenntnisses, daß das Comité Bunsen als christlichen Staatsmann und Gelehrten bezeichnete und sich nur dahin wahrte, nicht allen seinen theologischen Anschauungen beizustimmen — ein Ausdruck, den wir gradeso von Calvin, Zinzendorf, Wesley, Augustin und andern Säulen der christlichen Kirche gebrauchen würden, da es sich doch hier nicht um die und jene theologische Ansicht, sondern um die Läugnung des ganzen christlichen Offenbarungsglaubens handelt. Solche Unwahrhaftigkeit und Verläugnung, die in Deutschland in den weitesten Kreisen unter dem Anstrich der äußersten Beflissenheit um den Glauben begangen wird, die nicht minder auch in Frankreich von Pressensé bei dem Streite vor fünf Jahren begangen wurde, verwirft das christliche England und straft sie öffentlich und duldet sie nicht in seiner Mitte. Das verdient unsere vollste Anerkennung. — Ferner werden die Engländer zwar diesen fundamentalen Angriffen auf das Christenthum gegenüber die Abwehr durch wissenschaftliche Widerlegung nicht unterlassen, und sie werden sich die Waffen hiefür hoffentlich nicht, wie ihnen gerathen wird, bei der Deutschen Theologie des juste milieu holen, wie etwa die angepriesene Unterscheidung zwischen heiliger Schrift und Wort Gottes in der heiligen Schrift. Denn diese Waffen sind nicht sowohl ein zweischneidiges Schwert, als ein nach beiden Seiten schneidendes Schwert, ebenso leicht, ja noch leichter geeignet, den Glauben tödtlich zu verwunden, als den Unglauben. Aber mit wissenschaftlicher Widerlegung allein ist es noch nicht gethan. Eine Widerlegung der Art, wie in der Mathematik, ist auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie und Geschichte nicht möglich, und behauptet darum, wie die Erfahrung zeigt, immer jeder Theil, daß er den andern widerlegt habe. Gestehen etwa Bauer, David Strauß u. s. w. und die, welche ihnen anhängen wollen, zu, daß sie widerlegt seien? Darum ist nicht minder erforderlich und mächtiger als die wissenschaftliche Widerlegung das lebendige und allgemeine Zeugniß. Durch die ganze Geschichte der Kirche liegt die überzeugende und fortreißende Gewalt nicht blos in den Beweisen der Apologetik, sondern weit mehr in dem Bekenntniß, in dem einfachen, aber zuversichtlichen und durch nichts zu erschütternden: „ich glaube." Darum ist es ein großer Vorzug der Englischen Kirche, daß die Geistlichkeit insgesammt und daß die Träger des Kirchenregiments ein solches Zeugniß der Verwerfung und Entrüstung ablegten, wäh-

rend man bei uns in Deutschland theils aus eigner Halbheit, theils aus Scheu vor der Unwissenschaftlichkeit, vor der Exklusivität, vor dem Extrem meist stille schweigt oder allenfalls ein ruhig dissentirendes Votum abgibt, und selbst das ja nicht ohne die Anerkennung einer theilweisen Berechtigung und einer Provokation durch die Uebertreibung auf der orthodoxen Seite. — Endlich ist es anzuerkennen, daß die Englische Geistlichkeit auch Maßregeln der That von dem Kirchenregiment fordert. Die Ausschließung der Vertreter solcher Lehren von dem Amte der Kirche ist zwar nicht die werthvollste, geistigste Lebensäußerung der Kirche, aber sie ist doch auch ein unabweisbares Gebot und Ordnung, und ist ein Ausdruck und Kennzeichen auch für das innere Leben der Kirche. Auch bei uns ist sie noch nicht aufgegeben. Consistorien und Oberkirchenrath schreiten fortwährend dazu, Geistliche wegen öffentlicher Verläugnung des Bekenntnisses abzusetzen. Daß das nur in den seltensten Fällen geschieht, daß sogar die fundamentale Läugnung des Christenthums, wenn sie nur in etwas verhüllter Gestalt, ich möchte sagen, wenn sie nur in den eingebürgerten Formen der Verläugnung auftritt, an den Geistlichen geduldet wird, tadle ich nicht, das liegt in unsern Zuständen. Aber das ist eben ein Vorzug des Christenthums und der Kirche in England, daß das dort nicht in den Zuständen liegt, daß dort die Kirche noch die Einfalt und Stärke hat, nicht die wissenschaftliche Eskamotage des Christenthums als christliche Theologie anerkennen zu müssen, nicht Glauben und Unglauben als gleichberechtigt in sich schließen zu müssen. Es stellt sich sonach durch diese Vorgänge heraus, daß der Glaube an die Bibel in seiner vollen Wahrhaftigkeit rein von aller Gleißnerei und unduldsam gegen alle Gleißnerei die Christenheit in England lebendig erfüllt und insonderheit das feste Fundament der Staatskirche ist. Hierin leuchtet uns das Christenthum der Engländer gradezu als Muster voran und haben wir sie deshalb zu Genossen in dem Höchsten unseres Glaubens und wider das Innerste des Abfalls, wider die Läugnung der göttlichen Offenbarung.

Dagegen ist leider ein anderer hochwichtiger Punkt, der zwischen uns und unsern Glaubensgenossen in England eine tiefe Kluft bildet, das ist *ihre Anerkennung der Revolution und ihre Sympathie für die Revolution*. Durch das ganze Englische Volk geht eine Parteinahme für alle revolutionäre Bewegung, jetzt für die italienische, zu andern Zeiten für ähnliche Vorgänge. Es ist dort eine Art Begeisterung und Freiheitstriumph, wenn irgendwo durch Aufstand des Volkes der legitimen Obrigkeit Hohn geboten wird. Und es ist uns nicht bekannt, daß in dem christlichen England auch nur *ein* christliches Zeugniß solcher Gesinnung und ihren Thaten entgegengetreten wäre und sie aus Gottes Wort gestraft hätte. Ja das Comité der Englischen Allianz hat *Garibaldi* eine Polyglottenbibel zum Geschenk gemacht und dafür von ihm eine freundliche Antwort erhalten, also offenbar die Huldigung eines par excellence christlichen Vereins für den Heros der Revolution und des Karbonarismus. Und hiergegen hat sich kein Sturm erhoben, hat Niemand protestirt, ist keine Stimme laut geworden. Wie ist solches Verhalten bei Männern von unbedingtem Glauben an die heil. Schrift und ehrfurchtsvoller Unterwerfung unter die heil. Schrift erklärlich? Fehlt etwa in der Englischen Bibel außer den Apokryphen auch Römer 13? Oder hat das göttliche Gebot in England ein menschliches Amendement und Clause erhalten, etwa: „seid gehorsam der Obrigkeit, *so lange sie nicht Grund zur Unzufriedenheit gibt?*“ oder „seid gehorsam der Obrigkeit *so lange sie nicht den Forderungen der bürgerlichen und religiösen Freiheit im Wege steht?*“ Ich finde wohl Gründe, diese so befremdende Erscheinung zu erklären, keinen sie zu rechtfertigen.

Es ist in England eine Mißkennung der Bedeutung des jetzigen Weltkampfes und Weltgegensatzes. Man betrachtet als solchen noch jetzt den Gegensatz und Kampf zwischen dem Evangelium als dem Reiche Christi und dem Papstthum als dem Reiche des Antichrists. Die Revolution erscheint dann als etwas Untergeordnetes, Neutrales, so daß sie, wenn sie gegen das Papstthum angeht, sogar selbst ein Stück und Waffe in dem Reiche Christi wird. In Wahrheit aber ist das Reich des Antichrists jene Läugnung Gottes und seiner Offenbarung, jene Umwälzung seiner Ordnungen, jene Aufrichtung des menschlichen Willens, des Volkswillens, als Herrn der sittlichen Welt und ihrer Ordnung, wie das seit Ende vorigen Jahrhunderts als welterfüllende, weltbeherrschende Macht dasteht, und ist der Kampf zwischen dieser Macht und dem Reiche Christi der Weltkampf und Weltgegensatz. Danach erscheint nun umgekehrt der Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus als untergeordnet, da der Katholicismus gleich dem Protestantismus Gott und Christo die Ehre gibt und seinem Gebot und Ordnung sich unterwirft. — Sodann ist in England die Rückerinnerung an *die eigne glorreiche Revolution* von Einfluß auf das Urtheil. Das ist auch wirklich eine eigne Versündigung des Englischen Volkes, daß es zuerst den Namen „glorreiche Revolution“ aufbrachte — was selbst, wenn man eine Revolution als unvermeidlich und gerechtfertigt anerkännte, doch immer ähnlich lautet, wie etwa eine „glorreiche Ehescheidung.“ Aber dennoch ist die Parallele zwischen der Englischen Revolution unter *Jakob II.* und den Vorgängen seit 1789 und in diesem Augenblick durchaus irrig, und wird durch sie der Englischen Nation und ihrer großen Geschichte eine unverdiente Schmach angethan. Dort galt es dem heiligsten Gut und gottgebotener Pflicht des evangelischen Glaubens und zwar als eines bereits gesetzlich verbürgten Glaubens, und galt einer zu Recht bestehenden, durch die Jahrhunderte befestigten und erprobten Verfassung. Hier gilt es einer inhaltlosen Freiheit, dem Idol einer noch unbekannten, noch unter allen streitigen Verfassung, dem Volkswillen und der Volksgewalt, der Emancipation von aller göttlichen und geschichtlichen Ordnung. Dort wurde der Ge-

danke der Obrigkeit nicht angetastet, da man sich in der äußersten Noth gegen die Obrigkeit erhob. Hier wird der Gedanke der Obrigkeit grundsätzlich vernichtet, die Verfügung des Volks über die Obrigkeit und den Staatenbesitz und das Völkerrecht als permanente Ordnung aufgerichtet. — Ferner verliert sich in der Bildung und Anschauung der Engländer immer mehr die Unterscheidung zwischen der ächten männlichen Freiheit, wie ihre naturwüchsigen altgeschichtlichen Institutionen sie gewähren, und der falschen abstrakten Freiheit, wie sie nach den Doktrinen des achtzehnten Jahrhunderts erstrebt wird. Sie sehen überall Unterdrückung, wo nicht ihre Formen der Freiheit bestehen, und zwar, da ächte Uebertragung derselben nicht möglich ist, wo sie nicht in falscher Nachahmung bestehen. — Endlich hatte schon der alte puritanische Wigghismus ein Princip der Empörung. Er stand hierin nicht auf Luther und Calvin, die solche durchaus verwarfen, sondern auf Knox und ähnlich Gesinnten. Aber er schrieb das Recht der Empörung doch nur dem Volke Gottes, d. i. den Erweckten, den Heiligen, zu, und nur zum Zwecke der Aufrichtung des Reiches Christi und gemäß dem alttestamentlichen Befehl, daß das Volk den Gräuel des Götzendienstes — und danach auch götzendienerische und Irrlehre schützende Könige — von sich austhun müsse. Wie nun der ganze Wigghismus im Laufe der Zeit verweltlichte, so auch dieses sein Princip der Empörung, und es hat sich damit in das ganz vulgäre und frivole Princip der Zeit gewandelt, daß alles Volk für seinen Zweck und kraft seines souveränen Rechts als Volk die höhere Gewalt habe über seine Obrigkeiten.

Daß nun in England die Bekenner des Christenthums in diesem entscheidenden Punkt die Denkart des Abfalls vom Christenthum theilen, gehört zu den unheilvollsten und schmerzlichsten Zügen der Zeit. Ich sehe hier ab von dem politischen Schaden, daß das ein Hinderniß an dem vollen Einverständniß ist, auf welches England und die Deutschen Staaten für ihre Erhaltung und für ihre Machtstellung in Europa so dringend angewiesen sind. Aber es ist ein tiefer kirchlicher Schaden. Es ist dadurch die Einmüthigkeit und daher auch die Macht des christlichen, des evangelischen Zeugnisses wider die Cardinalsünde und Cardinalverirrung der Zeit gebrochen oder doch abgeschwächt, und es ist die volle Gemeinschaft unter uns getrübt. Da wir hierin auf Luther und Calvin stehen und nicht wie sie auf Knox und dazu auf Knox in einer Verflachung und Verweltlichung, die ihm selbst fremd ist, haben wir in diesem Stücke ein viel näheres Band zu den gläubigen Katholiken als zu den Genossen unseres evangelischen Glaubens in England.

In starkem Gegensatze zu dieser Englischen Stellung ist nun in Deutschland, ist in unserer nächsten Nähe ein Band der Gemeinschaft zwischen Katholiken und Protestanten für diesen Weltkampf angeknüpft durch die Conferenz in Erfurt. Die Gesinnungen, welche die protestantischen Theilnehmer derselben, meist meine genauen Freunde, bewegen, theile auch ich. Wir haben ein Band zu den gläubigen Katholiken, wir haben ein Band zum Katholicismus selbst, insofern er die Züge der Alt-Katholischen Kirche bewahrt hat, die wir vielleicht zum Theil mehr als Noth und heilsam war, aufgegeben haben. Wir haben die gläubigen Katholiken auch insonderheit als unsere Kampfesgenossen gegen Antichristenthum und Revolution anzuerkennen. Das eigne abweichende Bekenntniß aber hat in der Erfurter Conferenz jeder Theil gewahrt. Dennoch kann ich eine Conferenz dieser Art nicht befürworten.

Vorerst kommt hier in Betracht der Mangel jeden Berufes. Daß Katholiken und Protestanten, wo sie ihr Beruf dazu führt, gemeinsame Sache gegen Antichristenthum und Revolution machen, ist geboten und heilsam. Dazu bietet sich genug Gelegenheit bei Wahlen, bei Abstimmungen, Gelegenheit auf dem Landtag, in den communalen und corporativen Collegien, in den Staatsbehörden. In der Fraktion des Herrenhauses, der ich anzugehören die Ehre habe, waren bis jetzt, wo leider der Tod sie uns entriß, auch gläubige Katholiken, die in politischen und kirchlichen Fragen mit uns standen. Ueberhaupt haben wir mit den katholischen Mitgliedern beider Häuser des Landtags besonders in den letzten Zeiten so oft zusammengestimmt, uns gegenseitig in der Debatte gestützt und aufeinander berufen. Aber etwas ganz anderes ist es, einen Verein zu bilden blos zu dem Zwecke, damit er aus Katholiken und Protestanten bestehe. Ein solcher Verein ist genau betrachtet nicht dazu da, Antichristenthum und Revolution zu bekämpfen, sondern vielmehr nur die Gemeinschaft von Katholicismus und Protestantismus in diesem Kampfe kund zu geben. Solche Kundgebung aber ist kein Beruf der That. Sodann spricht gegen solche Conferenz die wirkliche Haltung der Katholischen Kirche. Die Katholische Kirche nimmt als solche und im Ganzen eine wo nicht aggressive, so doch durchaus abweisende Haltung gegen unsere Kirche ein. Das kann nicht außer Anschlag bleiben, auch wenn einige Individuen eine mehr annähernde Stellung einnehmen, die jetzt übersehen und zu anderer Zeit vielleicht amtlich desavouirt wird. Erst müßte, wenn auch nicht die Katholische Kirche von Amtswegen, so doch jedenfalls die katholische Literatur im Ganzen eine andere Stellung zum Protestantismus einnehmen, ehe solche Verbindung möglich ist. Wir hätten — ich habe mich nie gescheut, das auszusprechen — Vieles vom Katholicismus aufzunehmen. Aber noch ungleich mehr hätte der Katholicismus von uns aufzunehmen. Ist aber jetzt in der katholischen Welt auch nur eine Spur von der Empfindung solchen Bedürfnisses, wie sich das zu andern Zeiten wohl fand? So hat sich denn auch der Erfolg der Erfurter Conferenz herausgestellt. In den weitesten Kreisen unter Katho-

liken und Protestanten wurde sie aufgefaßt als ein Anfang, daß die Evangelischen zur Katholischen Kirche zurückkehren. Ist dagegen unter Katholiken und Protestanten auch nur eine Seele, die sie so auffaßte, als sei sie ein Anfang, daß die Katholische Kirche in die Reformation eingehe, oder nur, daß sie mit evangelischem Geiste sich zu durchdringen beginne, etwa in der Weise eines Boos und Sailer? Ich habe keine Eifersucht für Rang und Ehrenbezeugung unserer Kirche, aber ich habe eine Eifersucht, daß dem Zeugniß der evangelischen Wahrheit nichts vergeben werde. Aber der innere und entscheidende Grund gegen solche Conferenz ist der: es ist der Gegensatz der beiden Confessionen ein zu tiefer, als daß über ihn hinweg eine Einrichtung gegründet werden dürfte, die doch immerhin den Charakter einer beständigen, geordneten, ja gewissermaßen anstaltlichen Gemeinschaft trägt. Eine solche Einrichtung gibt den Anschein, ja ist ein Ausdruck, daß der Gegensatz nicht mehr tief genug angeschlagen werde. Die Reconciliation der Kirche nach dem Bruch des sechzehnten Jahrhunderts muß die Sehnsucht jeder christlichen Seele sein. Aber da Gott die Mittel und Einsicht dazu nicht gewährt hat, so ist Alles, was über die innere geistige Anerkennung hinausgeht, was äußerlich die Einheit darstellen oder herbeiführen will, unzulässige menschliche Eigenmacht. Wir Preußischen Lutheraner sollten doch an der Union, die bei uns besteht, genug Erfahrung gemacht haben, um es nicht wieder mit einer neuen Art Union zu versuchen. Auch diese menschlich gemachte Einheit trägt eine Gefahr der Unwahrhaftigkeit in sich. Gesetzt, der katholische Kirchenrechtslehrer Philipps und ich legten gemeinsam ein Zeugniß für den christlichen Staat ab! Nun versteht Philipps unter dem christlichen Staat und erkennt nur als christlichen Staat an den Zustand, daß die Könige auch in weltlichen Dingen unter der Obergewalt des Papstes stehen, und er datirt den Untergang des christlichen Staates von dem Momente, da die bürgerliche Obrigkeit ihre Selbstständigkeit gegen den Papst behauptete, von Philipp dem Schönen. Wäre demnach unser gemeinsames Zeugniß für den christlichen Staat von beiden Seiten ein wahrhaftiges? Hauptsächlich aber würde auch diese menschlich gemachte Einheit nur zu noch größerer Trennung führen. Wird die Erfurter Conferenz fortgesetzt, so wirkt das nicht eine Annäherung unter den beiden Kirchen, sondern es wird im Ganzen der Evangelischen Kirche der Gegensatz und Argwohn nur noch geschärft und gesteigert, und wird überdies innerhalb der Evangelischen Kirche eine neue Parteiung und Spaltung hervorgerufen über dieser Verbindung mit Katholiken.

Damit weise ich keineswegs die wohlgemeinte Annäherung jener hochachtbaren katholischen Mitglieder ab. Es ist höchst erfreulich, wenn eine solche Strömung unter den Katholiken sich Bahn bricht. Wir haben immer in solchem irenischen Verhältniß und solchem Bewußtsein der Gemeinschaft zur Katholischen Kirche gestanden und haben es überall bethätigt. Unsere politischen Organe, ja selbst unsre kirchlichen Organe, unsre Bücher, unsre Reden sind des Zeugen. Wir haben immer die Interessen auch der Katholischen Kirche gegen Antichristenthum und Revolution vertreten. Wir sind ungerechter Beurtheilung der Katholischen Kirche in protestantischen Kreisen entgegen getreten sogar auf die Gefahr und den Preis, selbst der äußersten Anfeindung zu verfallen. Möchten die Katholiken sich eben so gegen den Protestantismus und die Protestantische Kirche verhalten, wie wir gegen den Katholicismus und die Katholische Kirche, so würde das Band der Annäherung gegründet und gepflegt ohne Erfurter Conferenz. Wenn aber die Katholiken nichts anderes gegen uns zu rühmen haben, als, — wie ein eben in Frankreich erschienenes Dokument zur Feier der Erfurter Conferenz es ausspricht — „daß sie fortwährend den Protestantismus bekämpfen blos aus Liebe zu uns Protestanten, daß ihre Herzen uns entgegenfliegen, als den Wohlthätern der Welt, welche der einen Mutter ihre abgekommenen Kinder wieder zuführen, und Europa hindern, lebendig in das Grab einzugehen, das ihre unglücklichen Söhne Luther und Calvin gegraben" — wenn die Katholiken nichts anders uns zu bieten haben, so wollen wir diese Beweggründe der Liebe ehren, aber von einem Bande zwischen uns und ihnen kann nicht die Rede sein. Weit davon daß dann der Bruch des sechszehnten Jahrhunderts geheilt werden kann, wir müßten ihn, wäre es nicht schon geschehen, erst jetzt brechen.

So kann ich denn auch in demjenigen, was den Mittelpunkt des Programms der Erfurter Conferenz bildet, dem Zeugniß für die weltliche Herrschaft des Papstes, mich nicht ganz conform mit demselben erklären. Es wird dort gesagt, die Herrschaft des Papstes sei „älter und beruhe auf unbestreitbarerem Recht als irgend eine Europäische." Dabei ist unverkennbar an das positive, das geschichtlich begründete und verbürgte Recht gedacht, und da ist der Ausspruch auch richtig mit Ausnahme etwa des Komparativs. Aber für eine christliche Würdigung der weltlichen Herrschaft des Papstes kann doch auch der höhere Rechtsgrund in der Ordnung Gottes nicht außer Betrachtung bleiben, und nach diesem Gesichtspunkt muß ich gerade im Gegentheil sagen: die Herrschaft des Papstes ist bestreitbarer als irgend eine Europäische. Die weltliche Herrschaft des Papstes ist bestreitbar, weil in Gottes Wort die Herrschaft der bürgerlichen Obrigkeit eingesetzt und geheiligt ist, nicht aber ebenso die weltliche Herrschaft eines geistlichen Oberhauptes. Die weltliche Herrschaft des Papstes ist bestreitbar, weil der geistliche Primat selbst, der ihre Basis und Voraussetzung ist, bestreitbar ist und von uns Evangelischen bestritten wird. Sie ist bestreitbar weil wenigstens nach unsern evangelischen Begriffen es nicht wohl zu dem Stellvertreter Christi paßt, Truppen und Kanonen zu inspiciren. Ja selbst vom strengsten römisch-katholischen Standpunkt kann die Erspießlichkeit dieser weltlichen Herrschaft bestritten werden, und wird ja wirklich von dem vielleicht hervorragendsten katholischen Theologen der Gegenwart bestritten. Es hat die Katholische Kirche unstreitig wesentlich gefördert, daß die Bischöfe die weltliche Herrschaft verloren. Und so gewichtig die Rücksicht ist, daß das Oberhaupt der Katholischen Kirche nicht

Unterthan eines partikulären Königs sein soll, so ließe sich doch da schon menschlich eine — ich will nicht behaupten daß hinreichende — Auskunft finden durch eine völkerrechtlich verbürgte Exterritorialität auch ohne eignen Besitz eines Territoriums, jedenfalls aber wäre zu vertrauen, daß Gott die Mittel finden werde, wenn im Glauben und aus dem Beweggrunde des Gehorsams gegen seine Ordnung, um das geistliche Amt rein von allem ungeistlichen Beisatz zu erhalten, der weltliche Besitz aufgegeben würde. Darum kann ich mich bei aller Theilnahme für das Gedeihen auch der Katholischen Kirche und zwar für ihr Gedeihen auf ihrem Wege dennoch für die weltliche Herrschaft des Papstes nicht erwärmen.

Aber nichts desto weniger würde bei dem jetzigen Streit auch mein Votum, wenn ich eines abzugeben hätte, für die weltliche Herrschaft des Papstes sein, und ist meine Sympathie für die Katholiken, welche dem Papst Gut und Blut widmen, nicht für die Protestanten, welche Rebellen und Räuber gegen ihn hetzen. Dazu bestimmt mich nicht das Interesse für diese seine weltliche Herrschaft, sondern mein Interesse für allen Rechtsbestand, und die Solidarität, in welcher unter den jetzigen Conjunkturen die weltliche Herrschaft des Papstes mit allem Rechtsbestande steht, und der Charakter der Mächte, welche ihm dieselbe entreißen wollen. Es ist das in der That eine innere Angelegenheit der Katholischen Kirche. Wenn der gläubige Katholicismus nach Beseitigung dieser weltlichen Herrschaft drängte, so dürften wir Evangelischen das mit Freuden begrüßen als eine Annäherung an uns und als eine Förderung des geistlichen Charakters in der Katholischen Kirche. Aber ganz anders steht es jetzt, da der gläubige Katholicismus im Großen und Ganzen mit Wärme für ihre Beibehaltung streitet, da der Papst selbst dieses Recht, das er nicht selbst erstrebt und erworben, das die Jahrhunderte ihm überliefert haben, mit heldenmüthiger Ausdauer gegen die offenbare Widerrechtlichkeit und Gewaltthat behauptet, da es nur die revolutionäre und im Innersten antichristliche Bewegung ist, die gegen sie angeht. Wir dürfen zwar auch in dieser Lage nicht aus eignem Antrieb in That oder Wort für eine Institution eintreten oder gar vorkämpfen, deren ganze Unterlage unserem Glaubensbekenntniß widerstreitet. Aber wenn Lage oder Beruf uns zur Entscheidung auffordert, so können wir diese Entscheidung nicht anders geben als für das Recht und für den rechtlichen Besitz der Katholischen Kirche wider Unrecht und Gewalt und wider die zerstörende Macht der Zeit. Ganz so war das Verhalten Friedrich Wilhelm III. Er hätte sicher nicht aus eigenem Antrieb einen Krieg geführt zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Papstes in seiner weltlichen Herrschaft. Aber da er im Areopag Europas Entscheidung zu geben hatte, gab er sie für die Wiederherstellung des Papstes in seinen widerrechtlichen entrissenen Besitz.

So komme ich denn nun am Schlusse meines Vortrags auf den Ausgang desselben zurück. In dem jetzigen Weltkampfe und bei der Zersplitterung der Kirche sei jede eigne menschliche Bereitung unserer Wege, jede selbstgemachte Einheit uns ferne!

Wir dürfen Kraft und Stärke nur suchen in der durchgängigen Wahrhaftigkeit, in der durchgängigen Treue auf den von Gott uns gewiesenen Wegen; in der Anerkennung und Herausstellung der wirklich vorhandenen Einheit und Gemeinschaft in der Christenheit und damit der gerechteren und wohlwollenderen Würdigung der Abweichungen und in dem unabläßigen und immer nachdrücklicheren Zeugniß für die ewigen Wahrheiten und Ordnungen, gegen welche die Weltbewegung angeht. Das ist das Gebot an uns. Der Ausgang ist bei dem, welcher das Gebot uns gegeben. Und wenn gleich jetzt alle Vesten beben, wenn es gleich bald heißen möchte, „auf der Welle ist alles Welle“, so ist doch ein Wort, das da unwandelbar steht, wenn Alles wankt und fällt, an dem die brandenden Wogen sich brechen, das da sicher trägt und in der Wahrheit leitet Alle, die ihm trauen. In ihm ist der Weg zu unserer rechten Einigung, der Lebensodem unseres Zeugnisses, die Kraft unseres Widerstandes, das Gericht der Weltbewegung, an dem sie gewogen und gefällt wird. Auf ihm laßt uns festen Fuß fassen, damit wir durch dasselbe und gleich demselben unwandelbar stehen. Daß wir das vermögen, wolle der gnädige Gott uns verleihen!

Shakespeares Stellung zum Christenthum.

(Fortsetzung.)

Sh. gibt deutlich zu verstehen, daß ihm die katholische Katharina als ächte Christin zum Hauptcharakter des Stücks wird. Ihre Milde weiß von dem Volk den Druck erhöhter Steuern abzuwenden, und wie der harte Schlag der Scheidung über sie hereinbricht, ist sie nur Sanftmuth, Demuth, Milde und Gottergebenheit:

„Ach, lieber Herr, wie that ich euch zu nah?
Wie gab ich solchen Anlaß eurem Zorn,
Daß ihr sogar auf mein Verstoßen sinnt,
Mir jede Lieb' und Gunst entzogt? Gott weiß,
Ich war euch stets ein treu ergeben Weib,
Zu allen Zeiten fügsam eurem Willen,
In steter Furcht zu zünden euren Unmuth,
Ja dienend eurem **Blick**, trüb' oder fröhlich,
Nach dem ich euch bewegt sah.“

Und den harten Priestern gegenüber:

— — „Ein treues Weib,
Ein Weib (ich darf's betheuern ohne Ruhmsucht)
Zu keiner Zeit erreichbar dem Verdacht,
Begegnet' ich mit ganzer, voller Neigung
Dem König stets, liebt' ihn nächst Gott, gehorcht' ihm,
War ich aus Zärtlichkeit ihm abergläubisch,
Vergaß ich meiner Andacht fast um ihn,
Und werd' ich so belohnt?“ —

Ihren ergrimmten Feind, den Cardinal Wolsey, haßt sie nur als ihren Richter, sie sagt ihm, was an ihm ist:

„Ihr seid mild, sprecht Demuth;
Ihr spielt Beruf und Amt im vollsten Schein,
Mit Mild und Demuth; euer Herz jedoch
Ist voll von Hochmuth, Anmaßung und Tücke. —
Ihr strebet mehr nach eurer eignen Ehre,
Als nach dem heiligen Beruf." — —

und in der Liebe einer Christin ruft sie ihm zu:

„Ich wünsch euch nicht die Hälfte meines Elends,
Ich bin zu gut, doch sagt, ich warnt' euch einst.
Habt Acht, um Gott, habt Acht, daß plötzlich nicht
Die Bürde meiner Sorgen auf euch falle!" —

Mit aufrichtiger Theinahme läßt sie sich vom Tod des Cardinals berichten, daß er reuig, versenkt in Thränen, Sorge und tiefer Andacht der irdischen Welt den eitlen Ruhm, sein geistlich Theil dem Herrn zurückgegeben, und in Frieden gestorben sei. „So schlaf' er auch, leicht sei'n ihm seine Fehler" fügt sie hinzu.

Vor ihrem Tod empfiehlt sie ihre Tochter dem König, bittet ihn „sie gläubig aufzuziehn — dann ein wenig sie auch zu lieben, ihrer Mutter wegen, die ihn geliebt, der Himmel weiß, wie theuer." Auch für ihre ihr treuergebenen Frauen und Diener erbittet sie das Mitleid und die Sorge des Königs, den sie noch in den letzten Augenblicken segnet. —

Es ergibt sich hieraus wie man dazu kommen konnte in Sh. einen Kryptokatholiken zu erblicken. Ja — was diesen Verdacht noch mehr zu unterstützen scheint — im „Timon," in „Viel Lärmen um Nichts" und anderwärts finden sich unverkennbare Ausfälle gegen die gesetzlich-starren Puritaner mit ihrer kalten Frömmigkeit. Sie hatten freilich Sh. s. Z. das Leben durch ihr energisches Ankämpfen gegen alles Theaterwesen sauer gemacht. Wir sind weit entfernt diesen Eifer zu verdammen, wollen ihn vielmehr mit der Bemerkung, daß damals den Schluß jedes Theaterstücks ein gemeinschaftliches Gebet der knieenden Schauspieler für den Regenten bildete, den Wünschen ernster Christen unserer Zeit bezüglich des Theaterunwesens gegenüber stellen. — Soviel ist unbestreitbar: gehässig zeigt sich Sh. nie der Katholischen Kirche gegenüber. Aus dem Umstand indessen, daß er Protestant war, ist es u. E., bei all seiner großen Objectivität, zu erklären, daß er die Katholiken zumeist nur Christen sein läßt. So zeichnet er mit unverholener Vorliebe den milden, frommen Mönch, der namentlich bei Einsegnung der Ehe nicht sehr scrupulös zu sein pflegt. Ja in „Maß für Maß" steckt er den Herzog von Wien in Mönchstracht und läßt ihn (ganz aus seinem — des Dichters — Herzen) als wahrhaft christlichen Seelsorger erscheinen, der überall mit ernster Milde zur Reue und Buße ermahnt, ohne welche Gottes Gnade nicht erworben werden könne. —

In „Richard III." ist es „keine Schlächterei, der wir beiwohnen, sondern ein furchtbar-ernster Tag des Gerichts, ein Erntetag der göttlichen Gerechtigkeit, die ihre Schnitter zu finden weiß unter Gerechten und Ungerechten." (Kreyssig). Treffend ist Richard selbst eine Gottesgeißel genannt worden, die in klarem Bewußtsein sich von Gott lossagt, sich ganz und gar dem Reich der Finsterniß weiht, eine Schandthat auf die andre häuft, nur

für sich ein Recht in der Welt sieht, aller Liebe — gegen Gott und Menschen — Hohn spricht und darum von aller Liebe verlassen dem zeitlichen Untergang und der ewigen Verdammniß anheimfällt. „Tod, Sünd' und Hölle haben ihn gezeichnet und ihre Diener all umgeben ihn." — Gegen die, die ihm nahetreten, übt er, soweit es ihm Nutzen bringt, eine wahrhaft satanische Heuchelei. Der Anna, um die er wirbt, um sie zu vernichten, flüstert er zu: „Sei christlich, süße Heil'ge, fluche nicht!" „Herrin, ihr kennt der Liebe Vorschrift nicht, mit Gutem Böses, Fluch mit Segen lohnen." Im Hinblick auf den Treubruch seines Bruders Clarence, den er selbst in den Kerker zu schaffen wußte, ruft er: „Vergeb' ihm Jesus" und „Verzeih' Gott denen, welche Schuld dran sind," fügt aber hinzu „denn flucht' ich jetzt, hätt' ich mich selbst verflucht;" — bei allem Unglauben der Glaube an die Wirksamkeit des Fluchs. — Nur gegen sich selbst ist Richard kein Heuchler, er selbst gibt uns das Gräßliche seiner Heuchelei in den Worten:

„Dann seufz' ich, und nach einem Spruch der Bibel,
Sag' ich, Gott heiße Gutes thun für Böses;
Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen aus der Schrift gestohlen,
Und schein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin."

Aber grade diesen gestählten Vasallen der Hölle läßt der Dichter die furchtbarsten Qualen des gefolterten Gewissens — freilich ohne segensreiche Wirkung — fühlen. Die Traumbilder der von ihm Gemordeten haben ihn im Voraus in das Entsetzen der Schlacht getrieben. Er weiß nicht aus noch ein, hat keinen Halt und in Verzweiflung ruft er zu dem einen Helfer: „Erbarmen, Jesus." — Dann erwacht er und beruhigt sich: „Still, ich träumte nur. O feig Gewissen, wie du mich bedrängst." Aber das feige Gewissen quält ihn auch im Wachen durch den Kampf mit dem thörichten Verstand:

„Das Licht brennt lau. 's ist todte Mitternacht.
Mein schauerndes Gebein deckt kalter Schweiß.
Was fürcht ich denn? mich selbst? Sonst ist hier niemand.
Richard liebt Richard: das heißt, Ich bin Ich.
Ist hier ein Mörder? Nein. — Ja, ich bin hier.
So flieh! — Wie? vor dir selbst? Mit gutem Grund:
Ich möchte rächen. Wie? mich an mir selbst?
Ich liebe ja mich selbst. Wofür? für Gutes,
Das je ich selbst hätt' an mir selbst gethan?
O leider, nein! Vielmehr haß' ich mich selbst,
Verhaßter Thaten halb, durch mich verübt.
Ich bin ein Schurke, — doch ich lüg', ich bin's nicht.
Thor, rede gut von dir! — Thor, schmeichle nicht! —
Hat mein Gewissen doch viel tausend Zungen
Und jede Zunge bringt verschiednes Zeugniß,
Und jedes Zeugniß straft mich einen Schurken.
Meineid, Meineid, im allerhöchsten Grad,
Mord, grauser Mord, im fürchterlichsten Grad,
Jedwede Sünd', in jedem Grad geübt,
Stürmt an die Schranken, rufend:
Schuldig! schuldig!
Ich muß verzweifeln. — Kein Geschöpfe liebt mich,
Und sterb' ich, wird sich keine Seel' erbarmen.
Ja, warum sollten's andre? Find' ich selbst
In mir doch kein Erbarmen mit mir selbst."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 15. Juni. № 48.

Shakespeares Stellung zum Christenthum.

(Fortsetzung.)

Ist das ein bloßer Bösewicht, wie er zu allen Zeiten vorkam? Nein, das ist der Bösewicht im Christenthum. Ist das nur der Mann, der „in der höchsten Potenz der Selbstliebe" die „naturnothwendigen Pflichten gegen die Gesellschaft" für nichts geachtet hat? — wie die Weisheit manches Erklärers meint. Nein, das ist der Mensch, von Gott und seinem Heiland verlassen, der sich selbst zur Hölle verdammen muß. — Diesem Richard gegenüber steht Richmond, der sich voll Demuth unter Gottes Willen beugt und die auf Richards teuflisches Regiment folgende Zeit der wieder vereinigten Rosen mit den Worten einführt:

„Getilgt ist Zwist, gestreut des Friedens Samen:
Daß er hier lange blühe, Gott sprich Amen!" —

Macbeth, den sein unersättlicher Ehrgeiz zu Grunde richtet, der in demselben jedes göttliche Gesetz verachtet und das menschliche Vermögen über Alles setzt, wird darum von uns hervorgehoben, weil der Dichter in ihm nachdrücklicher und klarer als an irgend einem seiner andren Charactere die Macht der Verführung durch den Fürsten der Finsterniß zeigt, nicht als ob Macbeth dadurch weniger schuldig erscheinen müßte, nein um anzudeuten, daß es einen Grad menschlicher Bosheit und Verworfenheit gibt, der nur durch Einwirkung des Teufels in dem Menschen möglich wird. Es ist auffallend wie die Humanisten im Allgemeinen und die humanistischen Interpreten im vorliegenden Fall sich gegen die Wahrheit zur Wehr setzen, daß es eine Macht des Satans gibt; uneingedenk des Umstandes, daß sie dadurch den Menschen, den sie doch so gerne heben und adlen, menschlicher machen wollen, noch tiefer sinken lassen, wenn sie die äußerste Schlechtigkeit des Menschen einzig und allein auf Rechnung des Menschen setzen.

Gervinus verweist — natürlich! — alles Hereinragen der höllischen Mächte in die gewaltige Phantasie Macbeths. Die Erscheinung der Geisterwelt finden auch nur bei solchen Menschen statt, in denen eine reizbare Einbildungskraft vorhanden sei. Warum läßt nun aber Sch. nie den wirksamsten aller bösen Geister, den Obersten, den Fürsten der Finsterniß und warum insbesondre nicht im vorliegenden Stück auftreten, da doch Macbeth so sehr von der Macht Satans überzeugt ist? Läßt nicht der Dichter die ganze Geisterwelt menschlicher Phantasie dem leiblichen Auge in seinen Stücken erscheinen? Sehen wir nicht neben den Geistern von Abgeschiedenen: Hexen, Elfen, Nymphen, Luftgeister, Harpyen? Warum erscheint der Teufel selbst, dessen Schatten in beinahe allen Sh.'schen Stücken einmal oder das andremal durch die Scene zu streichen scheint, warum erscheint er selbst nicht leibhaftig? Für Sh. lag der Teufel über aller dichterischen Conception. Er mochte fühlen, daß dieser fürchterlichste Geist durch eine ihm mittelst menschlicher Erfindung gegebne sichtbare Erscheinung an seiner Entsetzlichkeit verliert, menschlich wird. Wir erinnern hier an Göthes Mephistopheles und daran, daß Göthe den lebendigen Gott und den Teufel nur darum auf der Bühne erscheinen lassen konnte, weil es für ihn keinen lebendigen Gott, keinen Teufel gab, weil er beide, als Bilder der jugendlichen Phantasie der Völker, in seiner Dichtung, ebenso wie den Zeus, die Juno u. s. f. reproduciren konnte. — Damit aber, daß Satan nicht mit den fünf Fingern greifbar im Leben oder — auf der Bühne den Menschen erscheint, ist natürlich noch lange nicht seine Nichtexistenz erwiesen, weder im Allgemeinen, noch insbesondre für die Ueberzeugung des Dichters.

Der neueste Erklärer rechnet denn auch in aufrichtiger Weise „das Hereinziehen der übersinnlichen Welt" zur „Eigenthümlichkeit der Sh.'schen Weltanschauung" und läßt es hinsichtlich der Versuchung Macbeths unentschieden, ob „der Dichter hier wirklich Gewalten im Sinne hätte — oder nicht, deren Wirken vor dem Tribunal des menschlichen Fühlens und Denkens nicht Rede stände, die jener mystischen „Nachtseite der Natur" angehörten, von der uns die poetischen und prosaischen Propheten der umgekehrten Wissenschaft seitdem so geistreich zu unterhalten gewohnt sind." Das ist ein Wort, das, zumal in diesen Blättern, alle Anerkennung finden muß. — Beiläufig bemerkt: auf die nicht umgekehrte, aber verkehrte Wissenschaft unsrer Tage, die den Teufel existiren und zugleich zur Mumie eines bloßen Princips zusammenschrumpfen läßt, paßt trefflich die Stelle aus König Lear: „Ja und nein zugleich, das ist keine gute Theologie."

A. W. v. Schlegel sagt gradezu: Macbeth erliege einer tief angelegten höllischen Versuchung und übernatürlichen Antrieben. — Ist es aber wahr, daß Macbeth der Versuchung des Teufels nach dem Sinne des Dichters nicht widerstanden hat, so daß er von sich sagen muß:

„mein unsterblich Kleinod
Verrathen an den Erbfeind aller Menschen,"

so ist bei der Wahrheit von Sh.'s Character die Annahme unmöglich, daß er eine so bedeutungsvolle Sache durch die Erscheinung der Hexen zu nichts weiter, als einem theatralisch-wirksamen Mittel hat herabsinken lassen. Dazu kommt, daß der Teufel auch sonst bei ihm nicht die bloße Bedeutung einer Phrase hat. — So fühlt Angelo, der tugendstolze, pharisäische Statthalter in „Maß für Maß," daß er durch Satans List gefallen ist:

„O list'ger Erbfeind! Heil'ge dir zu fangen,
Köderst du sie mit Heilgen: höchst gefährlich
Ist die Versuchung, die durch Tugendliebe
Zur Sünde reizt."

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Kreyssig, indem er diese Stelle citirt, die Worte: „O list'ger Erbfeind" wegläßt und sie nur auf die „Versuchung" bezieht. Es liegt darin augenscheinlich eine zarte Rücksicht für die Person des Dichters, der die abgestorbne griechische und römische Mythologie zu Tropen und Späßen in Dramen des christlichen Weltalters benutzt, dagegen sich so wenig aus den Anschauungen dieses Zeitalters herausarbeiten kann, daß neben den Engeln auch der Teufel und die Hölle in den s. g. Römerdramen und andren Stücken der Heidenzeit sehr häufig vorkommen. Es handelt sich eben um Realitäten, die in der Heidenzeit schon ebenso vorhanden waren, wie heut und die daher Sh. in der eminenten Macht christlicher Anschauung in das Bewußtsein einer Zeit versetzte, die sie noch nicht kannte. Auch Jago weiß, als er den Plan geschmiedet zu Desdemonas und Othellos Untergang: „Theologie der Hölle! Wenn Teufel ärgste Sünden fördern wollen, so locken sie zuerst durch frommen Schein, wie ich anjetzt," und Othello selbst, weiß bei der Entlarvung Jago's, was der Teufel des Aberglaubens und ein wirklicher Teufel zu bedeuten hat:

„Ich seh ihm auf den Fuß; — doch das ist Fabel —
Bist du ein Teufel, kann ich dich nicht tödten."

Der wahrhaft fromme König Heinrich VI., voll christlicher Liebe und Milde, betet am Sterbebett des Cardinal Beaufort, seines Feindes:

„O du, der Himmel ewiger Beweger,
Wirf einen Gnadenblick auf diesen Wurm!
O schench den dreist geschäft'gen Feind hinweg,
Der seine Seele stark belagert hält,
Und rein'ge seinen Busen von Verzweiflung!"

Der fromme Beter weiß es eben, daß grade im Herannahen des Todes der Teufel Alles dran setzt eine Seele zu gewinnen. — Hätte Sh. den Glauben an die Existenz eines persönlichen Teufels gleich so manchem sicheren Jünger der modernen Aufklärung „mit Indignation" zurückgewiesen, so würde es unerklärlich bleiben, wie Sh., der doch sonst so manchen Aberglauben (Astrologie, wunderbare Heiligungen durch Heilige u. s. f.) ohne Schonung zu geißeln pflegt, grade beim Teufel sich so zweideutig, ja — im Sinne der Aufgeklärten — so scheinbar dem Worte Gottes glaubend überall ausgedrückt haben sollte.

In Bezug auf den Verlauf der Action überhaupt ergibt sich aus der Art, wie Sh. die dramatischen Fäden legt, daß er die Begebenheiten ebenso sehr als ein Resultat der Weltregierung des lebendigen Gottes, als des freien menschlichen Handels ansieht. Das Evidenteste gewährt uns hier die bereits erörterte Historie Heinrich V. Wir erinnern weiter an Richard III., jene Zuchtruthe des Herrn, die, wie alle Zuchtruthen, nach Beendigung ihres Dienstes der Strafe und Vernichtung selbst wieder der Strafe und Vernichtung anheimfällt. — Banquo, der innere und äußere Gegner Macbeths weiß: „Ich steh' in Gottes großer Hand und so bekämpf' ich der verrätherischen Bosheit geheimen Anschlag;" — und Malcolm ruft: „Macbeth ist reif zum Schütteln und der Herrgott droben setzt schon sein Werkzeug an. — Richmond betet (in Richard III.):

„O du, für dessen Feldherrn ich mich achte,
Sieh deine Schaaren an mit gnäd'gem Blick!
Reich' ihrer Hand des Grimms zermalmend Eisen,
Daß sie mit schwerem Falle niederschmettern
Die trotz'gen Halme unsrer Widersacher!
Mach' uns zu Dienern deiner Züchtigung,
Auf daß wir preisen dich in deinem Sieg!
'Dir anbefehl' ich meine wache Seele,
Eh' ich der Augen Fenster schließe zu.
Schlafend und wachend, schirme du mich stets."

Der Krieg ist bei Sh. (Heinrich VI.) „der Sohn der Hölle, gebraucht zum Werkzeug von des Himmels Zorn."

Heinrich IV., den Gott ebenso, wie die Könige Johann und Eduard IV., bei allem sündigen Gewinn des Thrones als Werkzeug seines Regiments gebraucht, wendet sich im peinigenden Gefühl des unrechtmäßigen Besitzes seines Thrones an den Prinzen Heinrich mit den Worten:

„Ich weiß nicht, ob es Gott so haben will
Für mißgefäll'ge Dienste, die ich that,
Daß sein verborgner Rath aus meinem Blut
Mir Züchtigung und eine Geißel zeugt.
Doch du, in deinen Lebensbahnen, machst
Mich glauben, daß du nur gezeichnet bist
Zur heißen Rach' und zu des Himmels Ruthe
Für meine Uebertretung;"

er erkennt nun was es ist mit dem Gotte des Erfolgs, den er bisher angebetet hat, was es ist mit dem äußeren, ehrbaren Schein, wenn es im Innern faul ist. — Gottes unerforderliche Wege, die über alle Vernunft gehen, sind es, auf die Helena in „Ende gut Alles gut" den kranken König hinweist:

„Er, der die größten Thaten läßt vollbringen,
Legt oft in schwache Hände das Gelingen:
So zeigt die Schrift in Kindern weisen Muth,
Wo Männer kindisch waren; große Fluth
Entspringt aus kleinem Quell und Meere schwinden,
Ob Weise auch die Wunder nicht ergründen.

Oft schlägt Erwartung fehl und dann zumeist,
Wo sie gewissen Beistand uns verheißt;
Und wird erfüllt, wo Hoffnung längst erkaltet,
Wo Glaube schwand und die Verzweiflung waltet"

Und der König muß bekennen:

„Mir scheint, es spricht aus dir ein sel'ger Geist.
Der sich in schwachem Werkzeug stark erweist,
Und was die Sinne sonst unmöglich nennen,
Muß ich in höherm Sinn jetzt anerkennen.."

Nachdem dann Helena das Leiden des Königs geheilt hat, bekennt sie:

„Gott hat durch mich den König hergestellt."

Hiermit in Einklang steht denn auch, daß bei Sh. das Gebet in so wahrer Weise und so oft erscheint. „Es gibt der Tröstung keine als Gebet" (Heinrich VIII.) und darum suchen Gute und Böse im Gebet Kraft und Stärke. „Trost wohnt im Himmel und wir sind auf Erden, wo nichts als Kreuz, als Sorg' und Kummer lebt" (Richard II). Schon oben vernahmen wir das innige Gebet Heinrich V für seine und seines Vaters Sünden. — „Mach meine Rüstung fest durch dein Gebet" bittet Bolingbroke seinen Vater. — Als Heinrich V König geworden und Falstaff ihn in der alten Vertraulichkeit begrüßt, wird dem alten Sünder die Mahnung:

„Ich kenn' dich, Alter nicht; an dein Gebet!—
Wie schlecht steht einem Schalksnarrn weißes Haar! —
Den Leib vermindre, mehre deine Gnade,
Laß ab vom Schwelgen!"

Aber König Claudius in „Hamlet" kann nicht beten; zwar weiß er, was die Gnade Gottes, was die Reue, was das Gebet vermag, aber er kann sich nicht von dem, was er durch seine Sünde gewonnen, trennen; er will in der Sünde bleiben; die bessere Stimme ist in ihm zu schwach: „Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen: Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen." Ganz ähnlich die Worte Angelo's in „Maß für Maß":

„Bet ich und denk ich, geht Gedank und Beten
Verschiednen Weg. Gott hat mein hohles Wort,
Indeß mein Dichten, nicht die Zunge hörend,
An Isabellen hängt. Gott im Munde —
Als prägten die Lippen seinen Namen nur,
Wohnt mir im Herzen giftig schwell'nde Sünde.
Des bösen Trachtens."

und doch hat ihm kurz vorher Isabelle gesagt, sie wolle ihn bestechen mit Gaben, die der Himmel mit ihm theilen soll:

„Nicht eitle Seckel voll geprägten Goldes,
Noch Steine, deren Werth bald reich, bald arm,
Nachdem die Laun' es schätzt: nein, fromm Gebet,
Was auf zum Himmel steigt, und zu ihm dringt
Vor Sonnenaufgang; Bitten reiner Seelen
Fastender Jungfraun, deren Herz nicht hängt
An dieser Zeitlichkeit."

Der Name Gottes ist es endlich überhaupt, der von Sh. da genannt wird, wo seine Erklärer sich mit den Wörtern: „Nothwendigkeit", „Schicksal", „Geschick", „Naturgewalt", „Weltgeist", „sittliches Universum", „autokrate sittliche Weltordnung", „absolute Macht" behelfen. Schon das nicht gedankenlose Nennen des Namens Gottes würde sie an die Allgewalt des heiligen Gottes erinnern; in dem Vermeiden des Namens Gottes liegt schon ein unwiderlegbarer Beweis ihres unchristlichen Sinnes.

Die dramatische Handlung dreht sich bei Sh. ebenso wie das Leben selbst 1. darum, daß „eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings waltet" (Hamlet), daß „der Himmel in Alles Zweck legt" (Heinrich VIII.), und 2. darum, daß „es in uns selber liegt, ob wir so sind, oder anders — —, ob wir uns müßig verwildern lassen oder fleißig in Zucht halten —, das Vermögen dazu und die bessernde Macht liegt durchaus in unserm freien Willen" (Othello). Wir haben darum auch nicht nöthig im Gegensatz zur antiken Tragödie weiter auszuführen, daß bei Sh. nirgends ein die Handlungen der Menschen willkürlich beherrschendes Schicksal zu finden ist, um so weniger, als es eine der am allgemeinsten bei den Dichtern der christlichen Zeit zum Durchbruch gekommene, mehr oder weniger bewußt angewandte Wahrheit ist, daß stets die Sünde die Strafe auf das Haupt des Helden herabruft. Auch bei Sh., ja bei ihm in vorzüglicher, weil ihm bewußter Weise ist der dramatische Conflict stets als eine Folge des sündigen Handelns der Charaktere anzusehen und in der Peripetie der Action kämpft bei ihm das Gewissen (das bei ihm mit einer Schärfe ausgerüstet ist, wie es nur im Christenthume möglich), um entweder unterliegend den Untergang oder siegend Heil und Segen herbeizuführen. Die Leidenschaft der Liebe, des Hasses, der Eifersucht, des Ehrgeizes, der gemeinen Selbstsucht reißen den nachgebenden Menschen nothwendig ins Verderben; so fallen Romeo, Angelo, Othello, Shylock, Macbeth, Richard III. — Die Lösung des dramatischen Knotens erscheint bei Sh. als das Gericht des heiligen Gottes und zwar als göttliche Sühnung eines Theils der individuellen Schuld, anderntheils der Gattungsschuld (z. B. Banquo). Der Mensch ist frei, aber nicht absolut; er ist ein sündiges Wesen. — Die Sünde ist es somit, die, grade mit diesem ihrem Namen, bei Sh. der Grund allen Elends, aller Noth, allen Hadern, allen Streites ist. Kein Dramatiker hat wie er die Sünde in all ihrer Scheußlichkeit, keiner hat wie er sie mit so grellen Farben gemalt. Dafür ist er von Zartfühlenden vielfach getadelt worden. Aber schon A. W. v. Schlegel bemerkt: „Man macht Sh. den Vorwurf: er beleidige das Gefühl durch unverhüllte Schilderung der ekelhaftesten moralischen Häßlichkeit, zerreiße schonungslos die Gemüther und empöre selbst die Augen durch unerträgliche gräßliche Schauspiele. Er hat in der That niemals die wilden, blutdürstigen Leidenschaften mit einem gefälligen Aeußeren überfirnißt, niemals die Bosheit mit einem falschen Schimmer von Seelengröße bekleidet und dafür ist er in alle

Wege zu loben.“ Er hat gegeben, was er aus dem Leben genommen. Ihm sind aber auch die geheimsten sündlichen Regungen des Herzens bekannt. Wie erblickt er mit feinem Urtheil das Sündige, Eitle und Nichtige an scheinbar geringen, unverfänglichen Dingen. In „Liebes, Leid und Lust“ erklärt Rosaline dem geistreichen Biron:

„— der Welt vielzüngig Urtheil
Bezeichnet euch als einen dreisten Spötter
Voller Vergleich' und Hohn, der tief verwundet,
Den ihr auf all' und jeden Nächsten lenkt,
Der eures Witzes Gnad' anheim gefallen.
Den Wermuth nun aus eurem Hirn zu reuten,
— Sollt ihr dies ganze Jahr von Tag zu Tag
Sprachlose Kranke sehn, sollt stets verkehren
Mit siechem Elend; eu'r Bemühen sei es
Mit eures Witzes angestrengter Laune
Zum Lächeln Ohnmacht selbst und Angst zu zwingen“,

und als Biron sich dagegen sträubt wegen der Unmöglichkeit der Sache erklärt jene weiter:

„Das ist der Weg, den spött'schen Geist zu dämpfen,
Der Kraft nur schöpft aus jenem nicht'gen Beifall,
Der schaal Gelächter stets dem Narren zollt.
Des Scherzes Anerkennung ruht im Ohr
Des Hörenden allein, nicht in der Zunge
Deß, der ihn spricht. Drum, wenn des Kranken Ohr
Betäubt vom Schall der eignen schweren Seufzer
Erträgt den leichten Spaß, dann setzt ihn fort. —“

So Sh. in verhältnißmäßig kleinen Dingen. Daß er im großen Ganzen die Welt nicht für ein Paradies hält ist bekannt. Im tiefsten Schmerz klagt Hamlet:

— — „O Gott! o Gott!
Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui! pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,
Der auf in Samen schießt; verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich.“

und in seiner Unterredung mit Ophelia sagt er dieser, daß sie ihm nicht bezüglich seiner Liebe zu ihr hätte glauben sollen: „denn Tugend kann sich unserm alten Stamm nicht so einimpfen, daß wir nicht einen Geschmack von ihm behalten sollten; — Geh in ein Kloster. Warum wolltest du Sünder zur Welt bingen? Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnt ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre meine Mutter hätte mich nie geboren. Ich bin sehr stolz, rachsüchtig, ehrgeizig; ich habe mehr Vergehungen auf dem Rücken, als ich Gedanken habe sie zu hegen, Einbildungskraft ihnen Gestalt zu geben, oder Zeit sie auszuführen. Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wir sind ausgemachte Schurken, — alle: trau keinem von uns!“

Schon vorher hat er dem Polonius erklärt: — „ehrlich sein heißt, wie es in dieser Welt hergeht, Ein Auserwählter unter Zehntausenden sein.“ — So wenig nun auch in jenen früheren Worten stricte Beweise für Hamlet gefunden werden können, so unleugbar ist doch, daß ihm der Dichter, der so gern grade durch ihn zu uns spricht, nicht jene Worte bloß als müßiges Gerede in den Mund legt. —

In „Ende gut Alles gut“ reden zwei Edelleute über die unsittliche Liebe Bertrams und auf die Aeußerung des Einen: „Nun, Gott erbarme sich unseres Abfalls! Was sind wir für Geschöpfe, wenn wir unseren eignen Weg gehen!“ antwortet der Andre: „Nur unsre eignen Verräther. Und, wie nach dem gewöhnlichen Lauf aller Verräthereien sie sich immer selber aufdecken, ehe sie ihr ruchloses Ziel erreicht haben, so wird auch er, der in dieser That seinen innern Adel herabsetzt, zugleich der Herold seiner eignen Schande.“ — Mit Recht ist darum von Sh. gesagt worden: „er stellt den Menschen in seinem tiefen Verfall, diese all sein Thun und Lassen, sein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Dabei aber schimmert in Sh. die Erinnerung und der Gedanke an die ursprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menschen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung ist, überall hindurch.“ Wie er uns nur „ganze lebendige Menschen“ und nicht etwa „idealisirte Heroen“ gibt, so zeigt er uns auch am verworfensten Bösewicht die Reste einer bessern Natur. Richard dem Dritten, der gegen seine ganze Umgebung wüthet, bleibt seiner Mutter gegenüber das vierte Gebot im Gedächtniß. Macbeth liebt mit wahrer Liebe seine Gattin. Iago freilich sucht sich nur zu überzeugen, daß er nichts Unrechtes thue; er möchte sich selbst nicht so verworfen erscheinen, als er ist. —

Die Sünde soll bereut werden — in aufrichtiger Reue. — Sie soll auch bei Sh. die wahre, göttliche Traurigkeit hervorrufen, wenn sie zur Besserung führen soll.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 19. Juni. № 49.

Ob die Erweckung im methodistischen Sinne aus der heiligen Schrift begründet werden kann? Ein Referat von Dr. Schmieder.

Geliebte Brüder in Christo!

Es soll jetzt unter uns die Frage erörtert werden: Ob die Erweckung im methodistischen Sinne aus der heiligen Schrift begründet werden kann? und mir ist das Geschäft anvertraut, die richtigen Gesichtspunkte, unter welchen diese Frage zu behandeln ist, aufzusuchen und die leitenden Gedanken ins Licht zu stellen. Wer den Referenten näher kennt, dürfte sich wohl verwundern, daß gerade er mit diesem Auftrag beehrt worden ist, da der berührte Gegenstand, die Erweckung im methodistischen Sinne, als ein ausländisches Gewächs seinem grunddeutschen Wesen fern liegt und da derselbe bei aller Hochachtung gegen das Gute der englischen Nation und ihrer christlichen Bestrebungen sich keineswegs berufen fühlt, die Ueberfluthung unseres Vaterlandes mit englischen Ansichten und Unternehmungen zu fördern, im Gegentheil geneigt ist, eine wachsame Vorsicht zu empfehlen, damit unsere ursprüngliche kernhafte deutsch-evangelische Productionskraft, die der Herr uns verliehen, nicht durch die Einführung fertiger englischer Fabrikate leide und wir nur zu geschäftigen Nachahmern werden: denn jeder Nachahmer, wie geschickt und gewandt er auch sei, ist in erster Linie ein Lehnsmann des Erfinders, und nur mittelbar ein Nachfolger seines Herrn.

Indessen ist es ja nicht unsre Aufgabe, jene Methode der seelsorgerlichen Thätigkeit an uns, an unsern vaterländischen Gefühlen, an unsern Sympathieen oder Antipathieen zu messen, sondern wir sind darauf gewiesen, den untrüglichen Maaßstab der heiligen Schrift anzulegen, um unser Urtheil dadurch zu berichtigen und festzustellen. Und die Urheber der methodistischen Theorie und Praxis, ein John Wesley, ein Georg Whitefield, sind so ehrwürdige, so reich begnadigte Männer, die Wirkungen des Methodismus in England, in Amerika und in den Missionen so mächtig, so ausgebreitet, so gesegnet, daß jeder Christ schon im Voraus zu einem günstigen Vorurtheil veranlaßt ist. Möchte auch in jenem Bekehrungseifer Manches von menschlichen Irthümern und Fehlgriffen sich einmischen, so liegt doch gewiß eine Gotteskraft, ein göttlicher Eifer und eine göttliche Erleuchtung zum Grunde. Wir werden also, wie auch der Ausgang unserer Untersuchung sei, nicht zu einem Ergebniß gelangen, welches uns nöthigte, alle Erweckungen, welche der Methodismus in seiner Weise hervorgerufen hat, verwerfen zu müssen, sondern höchstens dahin, göttliche Wahrheit und menschlichen Irrthum dabei zu unterscheiden, den Punkt aufzusuchen, wo der Irrweg von der Wahrheit abführt, die menschliche Thätigkeit durch Gottes Wort zu reinigen und das aus dem Erze ausgeschmolzene reine Gold als Gemeingut der Christenheit zu schätzen und uns auch anzueignen, so viel wir es durch Gottes Gnade vermögen, um unsre Mängel damit auszufüllen. Denn so lehrt uns das Wort des Apostels: Prüfet Alles, und das Gute behaltet! Alles ist euer, ihr aber seid Christi.

Aber, meine Brüder, ist es denn etwa ein so einfaches und leichtes Geschäft, ein geistliches Verfahren, wie die Erweckung im methodistischen Sinne es ist, an der heiligen Schrift zu prüfen, und genau zu erforschen, inwieweit es aus dem Worte Gottes zu begründen ist? Ein klar formulirtes allgemeines Gebot, auf Erweckung im methodistischen Sinne hinzuarbeiten, läßt sich im Voraus nicht erwarten: denn wäre dies vorhanden, dann müßten alle Seelsorger von den Aposteln an zu dieser Methode verpflichtet gewesen sein und die Frage nach einer Begründung aus der heiligen Schrift wäre sofort gelöst, ja sie hätte gar nicht entstehen können. Es wird also auf die Deutung von Sprüchen ankommen, welche verschiedene Auslegung und Anwendung zulassen. Hier liegt die Gefahr sehr nahe, daß wir thun, was so oft zu geschehen pflegt, und erst unsre Meinung in die Schrift hineintragen, um dann scheinbar sie aus der Schrift zu nehmen. Ein zweites Mittel, aus der heiligen Schrift eine Weisung zu gewinnen, liegt in dem vorbildlichen Verfahren der Männer Gottes, der Propheten und Apostel, ja des Herrn selbst: aber was Gott durch seine heiligen Rüstzeuge unter besondern Umständen gethan, kann nur auf ähnliche Fälle angewendet werden und man darf es nicht ohne die genaueste Prüfung zur allgemein geltenden Regel erheben. Um zu bestimmen, wo dies statthaft ist, sind wir auf unser eignes nicht untrügliches Urtheil verwiesen. Endlich ist für erleuchtete Christen auch ein sehr wichtiges Mittel, wodurch die Schrift ein Licht auf allen unsern Wegen wird, die Forschung nach dem, was der Geist der Schrift, welches der heilige Geist selbst ist, lehret, auch wo nicht bestimmte klare Sprüche oder biblische Beispiele

uns ganz genau den Weg vorzeichnen, welchen wir gehen sollen. Dieses Erkenntnißmittel kommt uns oft zu Hülfe, wo wir sonst keinen Rath finden würden, wo Fälle eintreten, die in ihrer eigensten Art nicht in der Schrift vorkommen, und wo wir doch ganz genau für den vorliegenden Fall das richtige Verhalten treffen müssen, um nach Gottes Willen das Beste zu wählen. Solche besondre Aufgaben treten nicht nur in den beschränkten Verhältnissen eines einzelnen Seelsorgers öfters an uns heran; sie können auch durch ganz allgemeine Zustände der Zeit oder einer bestimmten, aber zahlreichen Klasse der christlichen Bevölkerung in einem weiten Kreise allen Predigern gestellt werden. So können, dem Geist der Schrift entsprechend und ohne auf genau zutreffende Worte der Schrift sich zu gründen, neue Methoden der Seelsorge und der Predigt, neue christliche Institutionen entstehen, die mit dem Zeitbedürfnisse kommen und, wenn ihre Zeit vorüber ist, wieder ersterben. Solche eigenthümliche Zeiterscheinungen in der kirchlichen Praxis erfordern die vorsichtigste Prüfung und werden von Mit- und Nachwelt häufig ungerecht beurtheilt. Wie nun, wenn die Erweckung im methodistischen Sinne auch eine solche Zeiterscheinung wäre? Wir lassen die Frage jetzt offen: wir nehmen uns nur dies jetzt ab, daß wir hier auf die größte Vorsicht und Behutsamkeit verwiesen sind, um nicht nach eignem Gutdünken zu richten und das Ansehen der Schrift für unsre eigne menschliche Meinung, welcher Art sie auch sei, zu mißbrauchen. Der Herr aber erleuchte uns!

Zunächst liegt es uns ob, uns über den Gegenstand zu verständigen, von dem die Rede ist. Was ist Erweckung? Dies muß unter uns im Klaren sein, ehe wir die besondere Art derselben ins Auge fassen können, die als Erweckung im methodistischen Sinne bezeichnet wird. Die Erweckung ist noch nicht Bekehrung; sie ist aber das Werk der vorbereitenden Gnade, wodurch der Sünder aufgerüttelt wird aus dem Schlafe, aus dem geistlichen Tode, indem er in seinem Herzen die Stimme Gottes hört: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten.“ Mit der Erweckung ist auch eine Morgendämmerung im Geiste verbunden, welche zur Besonnenheit führt, zur Erkenntniß der eigenen Sünde und des eigenen Elends und zu einer Erregung des Willens, sich zu Gott zu bekehren und seine Gnade zu suchen. Die Erweckung wird uns bildlich dargestellt in dem Gleichniß vom verlornen Sohne, da er in seinem Elend seiner Schuld inne wurde und des Vaterhauses gedachte und in seinem Herzen sprach: Ich will umkehren und zu meinem Vater gehen und sagen: Vater, ich habe gesündigt. Darauf folgt dann die That, die wirkliche Umkehr, die Bekehrung. Die Erweckung kann fruchtlos sein, wenn sie nicht zur Bekehrung führt, wenn der Erweckte die Fesseln der Welt und des Fleisches nicht zerreißt oder eine kleine Weile im Schein der Gnade sich sonnt und dann, wie Demas, die Welt wieder lieb gewinnt. Sehr richtig bemerkt Martensen, „daß die Erweckung in der Bekehrungsgeschichte des Menschen der kritische und gefährliche Punkt ist.“*) „Der Mensch steht hier, sagt er, auf dem gefährlichen Punkte, wo er der Gnade widerstehen kann, indem er nicht in Selbstverläugnung sich in den Gehorsam der Wahrheit ergeben will, obgleich er wohl eine kleine Weile fröhlich sein wollte in ihrem Scheine**); oder daß er in Trägheit die angenehme Zeit der Gnade versäumen kann, oder daß er auf eigenwillige Weise kann seine Erweckung festhalten wollen, statt sie Durchgangspunkt zur Wiedergeburt werden zu lassen. Dann entsteht die Schwärmerei; denn alle Schwärmerei beruht auf einer Erweckung, welche der Mensch als einen Raub nehmen will, statt in stillem Gehorsam sich zur Bekehrung führen zu lassen und seinen Platz im Reiche Gottes zu finden.“ Es kommt dann nicht zu einer Entwickelung des christlichen Charakters auf dem Grunde der den neuen Menschen tragenden göttlichen Gnade oder, wenn es überhaupt zur Charakterbildung kommt, so ist diese in der Wurzel von Hochmuth und sündlichem Eigenwillen befleckt. Andererseits kann die Erweckung auch blitzschnell zur völligen Bekehrung führen, so daß keine Zeit dazwischen ist: dies geschieht da, wo der Mensch der erweckenden Gnade gar nicht widersteht, sondern wie Saulus auf dem Wege nach Damascus es völlig und für immer aufgibt, sich noch mit Fleisch und Blut zu besprechen. Dies ist die Lehre von der Erweckung im allgemeinen biblischen und christlichen Sinne und Niemand wird den Methodisten Schuld geben dürfen, daß sie von der Grundlage dieser Lehre abwichen. Auf derselben biblischen Grundlage stehen sie auch, indem sie Gott allein als dem Urheber der Erweckung die Ehre geben, die ihm allein gebührt, und das Wort Gottes von der Sünde, vom Gericht und von der Versöhnung als das göttliche Werkzeug zur Erweckung gebrauchen.

Nun möchte man fragen: Was haben dann die Methodisten Sonderliches? oder wodurch unterscheidet sich die Erweckung im methodistischen Sinne von der Erweckung im allgemeinen kirchlichen Sinne? Antwort: in der Methode, nach welcher sie das Geschäft des Erweckens in ihre Hand nehmen oder, schonender ausgedrückt, ihre werkzeugliche Thätigkeit im Dienste des heiligen Geistes anzuwenden sich befleißigen. Sie suchen die Erweckung durch Erschütterung des Gemüths hervorzubringen und trauen der Erweckung um so mehr Wahrheit zu, je mehr im Beginn derselben die Erschütterung offenbar wird. Doch ist ihnen diese Erschütterung des Gemüths nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel und Zeichen der Erweckung des schlafenden Gewissens, welches den Menschen von seiner Schuld, von seinem tiefen Sündenelend, von seiner Verdammniß überzeugt und einen geängsteten Geist, ein zerschlagenes Herz an ihm erscheinen läßt. Diese Erschütterung geschieht durch das Wort Gottes, welches so zugespitzt wird, daß es zunächst ausschließlich als ein Hammer wirkt, der Felsen zerschlägt, als ein Schwert, das durch die Seele geht. Das in tausend Tönen

*) Martensen, Christliche Dogmatik. Berlin 1856. S. 362.
**) Joh. 5, 35.

variirte Thema der Predigt ist: „Wisset, Alle, die ihr mich höret, ich habe euer Todesurtheil in meiner Hand: Gott will es zerreißen, aber nur unter Einer Bedingung, daß ihr euch bekehret! sonst seid ihr verloren. Doch ihr müßt eilen! heute! morgen ist es vielleicht zu spät.“ Es klingt hier der scharfe, für das Heil der Seelen ängstlich besorgte Geist fort, mit welchem John Wesley im Jahre 1739 den verwilderten Arbeitern in den Kohlengruben von Kingswood predigte und Viele von ihnen bekehrte. Er wollte retten, wollte erwecken, wollte bekehren: darum wollte er die Gemüther erschüttern. Das Bedürfniß der Hörer und die ihm verliehene Macht eines besondern Charisma führte ihn zu diesem Mittel: aber er hatte auch die bewußte Absicht, es anzuwenden. Was er that und redete, war in ihm Gotteskraft und Wahrheit: was in ihm absichtlich war, ist nur die Billigung des Willens für das, was der Geist ihn thun ließ. Unter seinen Nachfolgern aber mochten nicht selten auch Nachahmer sein und da mußte wohl unreine Absichtlichkeit sich einmischen, welche mit falscher Rhetorik dieselben Wirkungen hervorzubringen suchte, ohne dieselben Kräfte, denselben heiligen Geistestrieb, dieselbe Liebe zu den verlornen Seelen.

Die Erschütterung der Seele ist ein pathologischer Affect, der mit Furcht und Schrecken verbunden ist, da ein Stärkerer über den Menschen kommt, seinen sonst freien Willen beherrscht und sich seiner Gedanken, seiner Einbildungskraft bemeistert, so daß nicht mehr er selbst, sondern ein Anderer seiner mächtig ist. Wenn aber die fremde siegende Gewalt die Gewalt der göttlichen Wahrheit ist, so führt dieselbe die Seele zu ihrem Heile aus der Knechtschaft des alten Ich heraus und die momentane Aufhebung der natürlichen Vernunft und Wahlfreiheit kann die Brücke zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes werden. Zunächst aber ist der Mensch dem pathologischen Affect hingegeben und dieser erreicht leicht eine Höhe, welche auch den Leib in ähnliche Convulsionen oder Krämpfe versetzt, wie die sind, von welchen die Seele in ihrem geistigen Wesen ergriffen ist. Denn die Seele ist das lebendige Band von Leib und Geist und die geistigen Affecte der Seele führen, wenn sie stark sind, entsprechende Affecten in der leiblichen Constitution herbei. Diese begleitenden Erscheinungen von Convulsionen und Ohnmachten scheuen die methodistischen Erweckungs-Prediger nicht: sie sehen in ihnen nur ein Zeugniß von der Stärke jener geistigen Erschütterung, welche, wie sie hoffen, die enscheidende Crisis ist, die zum Frieden, zur vollen Bekehrung führt. Aber dies ist nicht immer der Fall, weil solche Convulsionen nicht immer aus der ergreifenden Macht der gepredigten Wahrheit, sondern oft auch nur aus nervöser Sympathie erfolgen.

Die methodistische Erweckungs-Predigt hat nämlich auch dies Eigne, daß sie sich gewöhnlich nicht an Einzelne, auch nicht an kirchlich geordnete Gemeinden, sondern an zufällig zusammengelaufene Massen richtet, von denen Viele oft noch ganz unvorbereitet sind und gar keine vorbereitende christliche Erkenntniß besitzen, Viele vielleicht bloß durch Neugier herangezogen wurden.

Die Zusammenkünfte sind unter freiem Himmel, in einem Theater oder Concertsaal, wo ein gut Theil der Versammelten wenig hört, noch weniger versteht, aber ein wunderlich neues Schauspiel sieht. Einige werden von dem Worte des Redners ergriffen, klagen laut sich als verlorne Sünder an, flehen um Fürbitte, fallen in Convulsionen und Ohnmachten. Dieses übt eine berauschende, die Sinne überwältigende Macht aus und so steckt die Erschütterung an, nicht durch die Vorgänge im Innersten der Seele, im Gewissen, sondern durch den verwandten Reiz der Nerven. Man würde den Methodisten Unrecht thun, wenn man sie beschuldigte, daß sie es überhaupt nur auf die starke Erschütterung absehen, und daß es bei ihnen System wäre, nur zu erschüttern, gleichviel aus welchen Gründen diese Erschütterung entstanden sein möchte: dagegen haben ihre Prediger immer protestirt, und wenn Einzelne sich wirklich in dieser Weise verirrt haben, so ist dieses ihrer persönlichen Eitelkeit oder Unfähigkeit zur Last zu legen, nicht aber dem System der Gemeinschaft. Wundern aber darf man sich nicht, wenn hier und da Mißgriffe vorkommen, indem man die christliche Wirkung der Predigt nur nach der Stärke der erregten Affecte voreilig maß und gewaltige Erschütterungen, die nur in nervöser Sympathie ihren Grund hatten, mit geistlicher Erweckung verwechselte.

Die Erweckung ist aber auch im methodistischen Sinne, wie wir schon bemerkt haben, mit der Erschütterung durch das wachgerufene Gewissen noch nicht abgethan: der Predigt der Verdammniß und des Todes schließt sich die Predigt der Gnade und Vergebung an und erst, wenn diese auch ihre Wirkung gethan hat, wenn die verlornen Sünder bezeugen, daß sie in Christo versöhnt sind und Frieden und Seligkeit gefunden haben, halten die Prediger die Erweckung für vollendet und registriren die Erweckten in ihre Verzeichnisse ein. Dabei sollen sie freilich geneigt sein, solche Erweckung nicht vorsichtig genug von der Bekehrung zu unterscheiden und die Erweckten zu rasch als Bekehrte zu verkündigen, als neue Menschen, die aus Gott geboren sind. Das Zeichen, auf welches sie sich verlassen, ist hier wieder ein pathologisches: es ist die Empfindung des Friedens, den die Erweckten empfangen zu haben mit Lob und Preis Gottes verkündigen. Dem Schaden, welchen eine zu schnelle Anerkennung einer solchen Erweckung anzurichten drohet, wird aber zum Theil dadurch vorgebeugt, daß die Erweckten sogleich in eine gläubige Gemeinde eingeführt werden, die sie als neugeborne Kindlein hebt und trägt und ihre Seelen in fortwährende sorgfältige Pflege nimmt, wie dies der Methodismus von Anfang an gethan hat.

Im Allgemeinen wirft man dem methodistischen Erweckungssystem drei Mängel vor: die Absichtlichkeit in der Predigtweise, die Einseitigkeit der Lehre und das Ungenügende der Wirkung. Die Absichtlichkeit wird getadelt, insofern der Prediger darauf ausgeht, eine augenblickliche starke Erschütterung zu erzielen und mit geistlicher Gewaltthätigkeit auf den Zuhörer einzudringen, ohne dem stillen Wirken des heiligen

Geistes Raum zu geben und ohne dem menschlichen Geiste die Besonnenheit zu lassen, welche nöthig ist, um sich in vernünftiger Weise zu entscheiden. Man hat von dieser Seite den Methodismus mit dem Jesuitismus verglichen und ihm Schuld gegeben, daß er zu viel menschlich an den Seelen handthiert und das machen will, was Gott schaffen muß, wenn es ächt sein soll. Daran schließt sich der zweite Vorwurf an, welcher die Einseitigkeit in der Lehre rügt, die immer nur zum Hören, Reden, Geben und Handeln treibt, ohne eine rechte Vertiefung in die Geheimnisse des Reiches Gottes zu gewähren und zu nähren, wodurch eine unruhige Vielgeschäftigkeit hervorgerufen wird, welche das Herz zerstreut. Und daraus ergibt sich der dritte Vorwurf, daß die Frucht der methodistischen Erweckung ungenügend sei und bleibe, insofern dadurch keine christliche Originalität erzogen werde, sondern der Unsegen alles Mechanismus in Behandlung geistlicher Dinge, eine flache Gleichförmigkeit entstehe, weil die Tiefen des christlichen Lebens, durch welche Christus in jedem Gläubigen eine eigenthümliche Gestalt gewinnen soll, verschlossen bleiben. Gewiß sind solche ins Allgemeine hin gesprochene Vorwürfe mit großer Behutsamkeit aufzunehmen, und, wiewohl ich dieselben hier selbst so formulirt und zusammengestellt habe, so möchte ich sie nicht vertreten, weil ein so scharfes Urtheil über wirkliche oder vermeintliche Mängel uns die Augen verschließt für große Tugenden und Gnadengaben, die uns nicht zur Nachahmung, aber zum Wetteifer reizen sollen und vielfältig zu unserer heilsamen Beschämung dienen.

Sehen wir also jetzt von aller Beurtheilung ab und fassen wir das Eigenthümliche der Erweckung im methodistischen Sinne zusammen, so ist es dies: sie beginnt mit einer heftigen Erschütterung des Gemüths, die durch das Wort der Predigt und alle begleitenden Nebenumstände absichtlich erzielt wird, um die verhärteten Gewissen aufzurütteln, daß sie sogleich über ihre Sünden und ihre Verdammniß erschrecken, um Gnade schreien und durch den Glauben an Christum und sein Blut der Vergebung ihrer Sünden versichert werden und Frieden erlangen. Die neuesten Erweckungen (Revivals), die in Folge der verabredeten Gebets-Versammlungen, in welchen viele evangelische Christen englischer Zunge um eine allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes den Herrn angerufen haben, entstanden sind, zuerst in Amerika, dann in Irland, Schottland, Wales und andern Theilen Englands, neuerlich auch in Elberfeld und in dessen Nachbarschaft, sind in ihrem Verlauf den älteren Erscheinungen dieser Art ähnlich. In Amerika, Irland und Wales sind in deren Begleitung häufig convulsivische Bewegungen, Niederfallen, Ohnmachten, mehrtägige Schwäche vorgekommen, weniger in Schottland, namentlich auch in Aberdeen. Dennoch bezeugt ein Herr Smith in einer Ansprache*) von diesen Erweckungen: „Sie gleichen den Wirkungen, welche die Anstrengungen Wesley's und Whitefield's hervorbrachten.“ Und wenn ein anderer Berichterstatter sagt: „Man darf deshalb auch nicht die Bewegung mit den bekannten gewaltigen Revivals zur Zeit Wesley's und Whitefield's ganz auf gleiche Linie stellen; ihr Verlauf ist, so weit man bis jetzt urtheilen kann, viel ruhiger, ernster, reiner, freier von Auswüchsen“: so mag dies für manche Gegenden zutreffen, aber schwerlich mit historischer Gewißheit allgemein behauptet werden können, so wie ja auch zu Wesley's Zeit die Wirkungen an verschiedenen Orten verschieden waren, und Whitefield's Predigten nie so krampfhafte Erscheinungen hervorbrachten, als die scharf einschneidenden Predigten John Wesley's. Ferner wird aus Glasgow geschrieben, die Bewegung sei nicht durch besondere Mittel, auch weniger durch Predigten als durch Gebete und Fürbitten hervorgerufen: aber diese Gebete und Fürbitten sind doch eben auch wirksame Thätigkeiten menschlicher Absichtlichkeit, in welchen schwer zu unterscheiden ist, was darin als göttliche Erhörung des Gebets, was nur als sympathetische Wirkung des menschlichen Willens auf andere menschliche Willen anzusehen ist. Die Zahl der Methodisten allein in den Vereinigten Staaten ist im Jahre 1859 auf 1,867,937 angegeben und diesen haben sich in der Bitte um eine allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes gläubige Christen aus vielen andern Denominationen angeschlossen. Wenn auch nur eine Million willensstarker Menschen dasselbe eifrig begehrt, mögen sie es nun im Gebet aussprechen oder ohne Gebet, so liegt gewiß in dieser Richtung des vereinigten Willens schon eine Kraft, die auch als nur menschliche Naturkraft in schwächeren Seelen eine verborgene sympathetische Wirkung auszuüben wohl vermag. Mögen wir also auf frühere Wirkungen oder auf die neuesten Erscheinungen unsre Augen richten, so bleiben nach Abzug aller unwesentlichen Verschiedenheiten zwei Eigenheiten, welche die Erweckung im methodistischen Sinne charakterisiren: 1. daß diese Erweckung mit einer heftigen Erschütterung beginnt, bei welcher die Erweckten sich in einem Zustand der Unfreiheit befinden, welcher durch einen über sie kommenden heftigen Gemüthsaffect bewirkt worden; 2. daß diese Erweckung durch menschliche Absichtlichkeit erzielt wird. Nur diese beiden unterscheidenden Punkte sind es, von welchen es sich fragt, ob sie aus der heiligen Schrift zu begründen sind.

(Schluß folgt.)

*) Neue Ev. K. Z. Nr. 43. Octbr. 22. S. 698.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 22. Juni. № 50.

Ob die Erweckung im methodistischen Sinne aus der heiligen Schrift begründet werden kann? Ein Referat von Dr. Schmieder.

(Schluß.)

Die Sache wäre sogleich zu Gunsten unsrer in diesem Punkte methodistisch gestimmten Brüder entschieden, wenn ein klares Wort des Herrn vorhanden wäre, welches diese Art der Erweckung empföhle und durch Predigt und Gebet absichtlich darauf hinzuwirken geböte. Aber vergebens habe ich ein solches Wort unsers Herrn Jesu Christi in den Evangelien gesucht: auch in den Zeugnissen der Propheten und Apostel habe ich keins gefunden: ja, ich erinnere mich auch nicht, in den Schriften der eifrigen Beförderer jener Erweckungen, so weit sie mir zugänglich waren, nur einen Versuch gefunden zu haben, solche aus einem gebietenden oder auch nur empfehlenden Spruch der heiligen Schrift zu begründen. Nirgends steht ein Wort geschrieben, dessen Sinn sich in die Ermahnung zusammen fassen ließe: „Gehet hin! erschüttert die Seelen der Sünder, daß sie in einer Erschütterung ohne Gleichen ihrer selbst nicht mächtig sind, daß sie im Gefühl der Verdammniß jammern, zu Boden fallen und ohnmächtig werden: denn dieß ist der Weg zum Frieden in Christo, an dem ich Wohlgefallen habe: dieß der Weg zur Ausgießung des heiligen Geistes in der Sünder Herzen." Wie oft auch der Herr im A. B. die Propheten sendet, die Sünder zu warnen, Buße zu predigen und Gottes Gericht anzudrohen, wie dringend ferner der Heiland im N. T. seine Jünger auffordert die frohe Botschaft von seiner Auferstehung und der Vergebung der Sünden in seinem Namen allen Völkern zu verkündigen, sie zu Jüngern zu machen, sie zu taufen und zu lehren, wie ernstlich er auch will, daß die Welt gestraft werde um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht, so fern ist Er davon, irgend eine Methode, und namentlich die Methode der Erschütterung anzubefehlen oder auch nur plötzliche Erweckungen, die in kürzester Zeit von der äußersten Verzagtheit bis zu dem Genuß der vollen Kindschaft verlaufen, in Aussicht zu stellen.

Indessen entscheidet der Mangel eines bestimmten Gebots noch gar nicht für die Unmöglichkeit, die Erweckung im methodistischen Sinne aus der Schrift zu begründen. Vielleicht kann man sich ja auf das Vorbild des Herrn, auf die Beispiele der Propheten und Apostel berufen, wie uns dazu die Aussicht eröffnet wird, wenn ein Zeuge der Revivals behauptet*): „In der Apostolischen Zeit finden diese Erscheinungen Analogien genug." Aber in der That finden wir nur Einen scheinbar analogen Fall, und nur an Einem Mann, der zur Erde niedergeworfen wird und für einige Tage erblindet, der aber dennoch die volle Besonnenheit behält und dessen Erweckung zu einer ganz zuverlässigen Bekehrung schleunigst gefördert wird. Dieser Mann ist der Apostel Paulus und der Bewirker dieser Erweckung ist ohne menschliche Vermittelung ganz allein der verklärte Menschensohn, der vom Himmel herab redet. Zwar lesen wir in dem Evangelium Johannis, daß auch die Kriegsknechte, die den Herrn gefangen nehmen sollten, zu Boden gestreckt wurden: aber dieser Fall hat mit der Erweckung nichts zu thun. Wohl hat der Herr viele Dämonische, deren ein fremder böser Geist mächtig war, durch sein Wort befreit und ihnen Besonnenheit und Frieden wiedergegeben, aber Keinen hat er vorher unselig gemacht und der freien Bewegung des Geistes beraubt, um ihn dann erst als Begnadigten herzustellen. Aus dem apostolischen Zeitalter könnte man als Beispiele plötzlicher Erweckung die erste Pfingstgemeinde der Dreitausend**), den Hauptmann Cornelius nebst seinen Genossen***) und den Kerkermeister in Philippi†) anführen wollen: aber in allen diesen Fällen mangelt gerade alles das, was das Eigenthümliche der methodistischen Erweckung ist: die Erweckten sind ganz im Besitz ihrer Freiheit, ohne jene schrecklichen Affecte, welche das Gefühl der Verdammniß dort begleiten, und fragen nur gnadenhungrig, was sie thun sollen, um selig zu werden. Die Apostel thun an ihnen nach ihrem Amte und verkündigen ihnen den Weg Gottes zu ihrer Seligkeit, geben aber auch kein Zeichen von jenem Affect, mit welchem die methodistischen Prediger sich beeifern eine schleunige Erweckung herbeizuführen: sie lassen in heiliger Stille den Herrn walten.

Wäre es aber erlaubt, von der Erweckung zur Buße, von welcher allein hier die Rede ist, ganz abzusehen und nur Ana-

---

*) Neue Ev. K. Z. Nr. 43. Octbr. 22. S. 703.

**) Apgsch. 2, 37—41.

***) Apgsch. 10, 44.

†) Apgsch. 16, 29—34.

logien solcher Zustände in der heiligen Schrift ins Auge zu fassen, in welchen des Menschen geistige Besonnenheit und sein Wille von den Einflüssen des Geistes Gottes überwältigt ist, so stehen uns allerdings viele Beispiele zu Gebote, im A. wie im N. T. Die Stunden, wo der Geist des Herrn über die Propheten kommt, wo sie göttliche Gesichte sehen und Worte Gottes vernehmen, diese Stunden heiligen Empfangens sind so überwältigend, daß in denselben die Seher ihrer selbst nicht mächtig sind. In den Prophetenschulen wurden solche Zustände gepflegt und in den heiligen Kreis eingeführt konnte auch ein Saul mit in die Bewegung hineingezogen werden, ohne Heuchelei, denn er war wirklich seiner nicht mächtig, aber doch ohne Frucht, weil sein Herz im Argen lag und im wieder freien Zustande sich für Gottes Willen von Neuem verschloß. Die drei Jünger, die mit Jesu auf dem Berge der Verklärung waren, dann in Gethsemane, befanden sich hier und dort in einem Zustande, wo Besonnenheit und Freiheit des eigenen Geistes bei ihnen überwältigt war. Während der Ausgießung des heiligen Geistes, während der Zustände des Zungenredens, während der Entzückung, ist gleichfalls in den Kindern Gottes die natürliche Selbstmacht aufgehoben, und da diese Ereignisse von Gott veranstaltet und von den Heiligen des Herrn als Wirkungen der Gnade gepriesen werden, da dieselben, wenn sie im besonnenen Leben dann recht gebraucht werden, gesegnete Früchte bringen, so folgt daraus, daß erfahrene Christen sich hüten werden, alle Erschütterungen des Gemüths, die den Menschen übermannen, um der seltsamen Gebährden, Töne, Zuckungen oder Ohnmachten willen, die dabei vorkommen, ohne weitere Untersuchung zu verwerfen und als Heuchelei oder Teufelswerk anzuklagen. Aber daraus folgt nicht, daß nun auch die Erschütterung der Erweckten für eine Wirkung des heiligen Geistes zu halten ist. Denn eben so starke Erschütterungen können auch von nur natürlichen, nur menschlichen oder satanischen Anregungen ausgehn. Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind! dieß ist auch den Gläubigen und Bekehrten für die Bewegungen gesagt, welche sie in sich erfahren und dem heiligen Geiste zuzuschreiben geneigt sind. Solche starke Wirkungen des heiligen Geistes in Unbekehrten, in welchen die Erweckung erst beginnen soll, sind aber in der heiligen Schrift ohne Beispiel und aus ihr nicht zu begründen. Denn der König Saul war nur sympathetisch angeregt und beharrte in seiner Verstockung und Paulus wurde vom Herrn selbst in Person erweckt und bekehrt, war auch dabei vollkommen besonnen und seiner Vernunft mächtig. Haben wir aber auch für die Erweckung im methodistischen Sinne keine Empfehlung, kein Gebot des Herrn, auch kein zutreffendes Vorbild in der ganzen heiligen Schrift, so folgt daraus nicht, daß sie nicht wenigstens indirect aus der heiligen Schrift begründet werden kann, wenn nur zu erweisen ist, daß der Geist der Schrift nicht wider sie sondern für sie spricht. Mit dieser Beweisart müssen wir uns bei allen denjenigen Erscheinungen der neueren Zeit begnügen, welche in der Schrift nicht vorkommen können, weil die Bedingungen ihres Entstehens damals

noch nicht vorhanden waren. So wenig auf dem Gebiete des äußern Lebens unsre Uhren, Druckerpressen, Zeitungen, Eisenbahnen und Telegraphen in der Bibel erwähnt werden können, eben so wenig, darf man behaupten, ist es möglich, daß auf dem geistlichen Gebiete für die Erweckungen im methodistischen Sinne sich in der heiligen Schrift etwas ganz Entsprechendes nachweisen lasse: sie sind in ihrer besondern Gestalt ganz ein Erzeugniß des christlichen Culturzustandes der modernen Welt. Wie die Krankheitsgestalt und die sittliche Entartung, gegen die wir zu streiten haben, modern ist, so auch das Heilmittel, die Arznei, die methodistische Erweckung. Diese Art der Erweckung ist besonders in den niedern Ständen heimisch und ihr Ursprung, wie ihr Fortgang oder ihre Erneuerung hat sehr bestimmte geschichtliche Voraussetzungen. Hier fällt zuerst ins Gewicht die lange Verwilderung Englands während der Bürgerkriege des 17. Jahrhunderts, die Vornehmheit der bischöflichen Kirche, ihre Schläfrigkeit im Predigen, ihre Vernachlässigung der Jugend und Volkserziehung, die Verkommenheit des christlichen Familienlebens in den niedern Regionen der Gesellschaft, das massenhafte Zusammenleben roher Seelen in Kohlengruben und Fabriken, wie es John Wesley antraf und wie dergleichen trotz der christlichen Gegenwirkung noch heute sogar in gesteigertem Maaße stattfindet. Im Jahre 1785 berichtet Wendeborn*), ein deutscher Prediger in London: „Ein Freund, dem ich trauen darf, erzählte mir, daß auf dem Lande ein Bursche von 17 Jahren wegen einer Vergehung vor einen Friedensrichter sei gebracht worden, der ihn angeredet: „Habt ihr denn gar keine Scheu vor God almighty, vor dem allmächtigen Gott?" Der Junge antwortete nach wiederholten Fragen: „Ich kenne den Mann nicht." Der Richter erneuerte seine Frage: „Wie? kennt ihr den allmächtigen Gott nicht?" Da denn der bestürzte Bursche zur Antwort gibt: Yes, I believe I have heard of God almighty, that he is a good Gentleman." **) In London allein rechnet man heute eine Million Menschen, die nie eine Kirche betreten. Hierzu kommt nun die Verwüstung, welche die geistigen Getränke und alle ungezügelten Leidenschaften in den Volksmassen anrichten.

Die Menge solcher Elenden zu retten reicht der Apostel Paulus eine Waffe dar, welche durch die Reformatoren noch mehr für den Gebrauch geschärft worden ist, die Predigt von der Verdammniß und von der Rechtfertigung der Verdammten durch das sühnende Blut Jesu Christi. Der Wahn von einer stellvertretenden Kirche, die für den Sünder büßt und glaubt,

*) Dr. Gebhard Friedr. August Wendeborn, Prediger in London, der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und Kunst in Großbritannien gegen Ende des 18. Jahrh. (5 Thle. Berlin 1785. kl. 8.) Th. 3. S. 21. 22.

**) „Ja, ich glaube, ich habe von Gott-allmächtig gehört, daß er ein guter Mann ist." Das triviale Nur-menschliche, daß in dem englischen Ausdrucke Gentleman liegt und auch die bildliche Anwendung auf Gott nicht zuläßt, sondern nur zur lästerlichen Parodie machen würde, ist im Deutschen unübersetzbar.

war ausgerottet: jeder Einzelne muß seine Schuld fühlen und eingestehen, jeder Einzelne muß im Glauben an Christum Gnade suchen und finden und im neuen Gehorsam seine Bekehrung bewähren. An jeden Verlornen muß das Wort gelangen, welches tödtet und lebendig macht: da muß sichs entscheiden, ob ein Sünder zu den Auserwählten gehört und gerettet wird, oder ob er sich verstockt und ewiglich verloren geht. In diesem Sinne des von Calvin geschärften reformatorischen Heilsordnungs-Systems nahte sich Wesley mit erschütternder Predigt den Versäumten und Verachteten und predigte ihnen, wo er sie fand, unter freiem Himmel oder in jedem unwürdigsten Lokal, wenn es nur die herzuströmende Menge faßt. Bald wurden die verhärteten Herzen erschüttert: der Donner des göttlichen Worts streckte sie zu Boden, sie unterlagen den Schrecken des Gerichts, Leib und Seele brach zusammen. Wo aber der Blitz so eingeschlagen, da trat, wenn das Gewitter und der Platzregen vorüber war, die Sonne der Gnade neubelebend hervor und der gerichtete ertödtete Sünder schmeckte den Frieden Gottes in Christo Jesu, er war wie neugeboren, war eine neue Creatur. Nachdem ein Wesley so die heilsame Kraft des göttlichen Worts erfahren und sein Charisma zu solcher gewaltigen Predigt erkannt hatte, zweifelte er nicht, daß Gottes Gnade in diesen Erschütterungen sich verherrlichen wollte, und setzte sich in seinen Reden an das Volk das zum Zweck, was er für Gottes Zweck halten mußte, sorgte aber auch dann für die weitere Seelenpflege der Erweckten, und seine Gehülfen, seine Nachfolger schlugen denselben Weg ein. So ist die methodistische Erweckung eine geschichtliche Thatsache, eine geschichtliche Macht geworden.

Ist nun jedes einzelne Moment, das hierbei in Betracht kommt, der heiligen Schrift gemäß, und ist die eigenthümliche Zusammenfügung aller dieser Momente durch das Bedürfniß der Zeit gerechtfertigt, so ist anzuerkennen, daß diese ganze Erweckungsmethode dem Geist der Schrift nicht widerspricht. Betrachten wir nun die einzelnen Momente. Wesley sucht die Verlornen auf, weil ihn ihr Elend jammert. Darin folgt er dem Herrn, der da sprach: „Mich jammert des Volks; denn sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben.“ Wesley predigt den Verwahrlosten auf Straßen und Märkten. Darin folgt er dem Herrn, der auf den Bergen, in der Wüste, am galiläischen See Tausenden das Wort verkündigte. Wesley erschüttert die Gewissen: auch der Herr predigte gewaltig, daß es Mark und Bein durchdrang. Es folgten bei Wesleys Predigt oft Zustände, wo die Erschütterten ihrer selbst nicht mächtig waren. Von solchen Zuständen erschrockener Sünder zeigt uns zwar die heilige Schrift keine Beispiele; aber bei Gläubigen sind solche Erscheinungen der Ueberwältigung nach dem Zeugniß der heiligen Schrift eingetreten und als Wirkungen des heiligen Geistes anerkannt. Allerdings lehrt uns die Schrift, daß selbst heilige Menschen mit Prüfung und Vorsicht solche gewaltige Bewegungen beachten und behandeln mußten, wenn sie davon überwältigt worden sind: aber es ist kein Grund vorhanden, zu läugnen, daß auch die erste Erweckung von Sündern durch rein pathologische Erschütterungen des Gemüths vom heiligen Geist vorbereitet werden könne, und wir haben nur die Früchte dieser Ereignisse zu prüfen, um zu beurtheilen, ob sie Wirkungen des heiligen Geistes sind oder nicht. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Daß die Früchte der methodistischen Erweckung im Allgemeinen gut und gesegnet sind für das Reich Gottes, werden wir zugestehen, wenn auch im Einzelnen viele taube Blüthen abfallen, viele Prediger ihre eigene Ehre suchen oder in blindem Eifer Mißgriffe thun, viel Heuchelei, Unlauterkeit und Untreue mit unter läuft. Dieß fordert Sichtung des Verfahrens und der Personen, nicht Verwerfung der Sache, die dem Geist der Schrift nicht zuwider ist.

Wir sind am Ziele unserer Aufgabe. Wir haben erkannt, daß die Erweckung im methodistischen Sinne nicht als Muster und Vorbild aller Erweckung aus der heiligen Schrift sich begründen läßt, daß sie selbst nur als Eine Art der Erweckung weder durch ein Gebot noch durch ein Beispiel der Bibel empfohlen wird, daß sie aber auch als Hülfe für große weitverbreitete Sündennoth in einem bestimmten Volke und als Frucht von eigenthümlichen Charismen, die der Herr zur Abhülfe für solche Sündennoth verliehen hat, kein Zeugniß der Schrift gegen sich hat, vielmehr dem Geist der Schrift entspreche. Und welche Anwendung sollen wir von dieser Erkenntniß für uns machen? Das Erste, was wir uns als Deutsche, auch als deutsche Christen sagen müssen, ist eine Warnung, nicht mit dem Ausland zu buhlen, nicht den fremden Zuschnitt, der uns nicht steht, nachzuahmen, nicht durch die auf allen Gebieten etwas großsprecherischen, marktschreierischen Worte unserer überseeischen Stammverwandten uns bezaubern zu lassen, nicht die in der Erkenntniß christlicher Wahrheitsfülle dürftige, vielgeschäftige, affectvolle Einseitigkeit der methodistischen Erweckung herüber nehmen zu wollen. Diese Warnung gilt besonders denen unter uns, welche im geistigen und geistlichen Verkehr mit Großbritannien und Amerika stehen und darum die gebornen Vermittler des Christlichguten zwischen beiden evangelischen Nationen sind, die uns nach englischen Berichten, von Freunden der Bewegung erstattet, die Revivals im günstigsten Lichte gezeigt haben. Lasset euch nicht bezaubern und werdet für uns nicht Versucher zur Nachahmung, das ist zur Menschenknechtschaft.

Aber Viele unter uns werden dieser Warnung nicht bedürfen, und Mancher spricht vielleicht seufzend, gewiß nicht mit Unrecht: „Leider nicht!“ Denn die Verirrung, vor der zu warnen wäre, ist nur bei denen möglich, die einen inbrünstigen Eifer für die Rettung der Verlornen in ihrem Herzen tragen, die mit Entsetzen die Verwüstung in dem Weinberge des Herrn sehen und die mit Jeremia rufen möchten: „Mich jammert herzlich, daß mein Volk so verderbet ist, ich gräme mich, und gehabe mich übel!“*) und die nicht bloß seufzen, sondern auch wirklich Hand

*) Jerem. 8, 21.

anlegen zur Rettung. Immerhin müssen wir diese Männer des Eifers ehren und werthschätzen, wenn sie auch durch Nachahmung dessen, was uns nicht von Gott gegeben und was nicht das Allerbeste, das Sicherste ist, sich verirren sollten. Wir Andern aber sollen uns durch jene Erweckungen beschämen und zum Wetteifer reizen lassen. Mag sein, daß wir, die wir die Taufgnade kennen, mehr auf den stillen Weg allmäliger Erziehung gewiesen sind, wie dieser Weg in der ächt deutschen Stiftung der Rettungshäuser und der Gefangenen-Pflege, wie derselbe auch in Hermannsburg und Neudettelsau und im Stillen gewiß an sehr vielen andern Orten mit Gottes Segen eingeschlagen wird. Aber an unsern Predigten muß etwas faul sein, daß sie nicht erwecklicher sind, wie ja allgemein geklagt wird, und in unsrer Theologie muß etwas Schläfriges sein, daß nicht mehrere Männer erwachen, die das Verlorne in unsern großen Städten durch das Wort des Lebens unter Schmach und Gefahr aufzusuchen und kräftig anzufassen vom Geiste getrieben werden. Es ist etwas Krankes in unserer nationalen Bildung, daß die Initiative in den meisten neuen Unternehmungen im geistigen Gebiet entweder vom Auslande oder gar von dem Unglauben ausgehen mußte, und die Gläubigen nur nachhinken. So war es mit der Philosophie, mit der Poesie, mit dem Geschichtsstudium, mit der Pädagogik. So ist es fast auch mit der lebendigen Volksberedsamkeit. Gläubige Prediger, die mit dieser Gabe und mit heißer Liebe unter das Volk zu gehen vom Geiste gedrungen wären, sind bei uns sehr sparsam gesäet und ein Hebich in der Schweiz ist, wie es scheint, der etwas rohen Weise des Methodismus verfallen, ein Werner in Würtemberg mit mancherlei Irrthümern behaftet. Es muß anders werden! Nicht Erweckung im methodistischen Sinne, nicht Erweckung durch fremde Baptistenprediger oder durch erkünsteltes Pathos! Aber Erweckung, Erweckung der Sünder durch das Wort des Lebens! „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten! so wird dich Christus erleuchten!" Dieß sollen die Verlornen in allen Ständen bei uns hören, daß es ihnen durchs Herz geht.

Meine Brüder! Hier wollte ich mit einem Amen schließen: da traf mich in dem Maihefte der Evangel. Kirchenzeitung (1861. Nr. 38. 11 Mai. S. 456) ein Erweckungsruf, der vor gerade 200 Jahren, im Jahre 1661, über Deutschland erschollen ist und heute noch wie eine Posaune in unsre Ohren dringt. Laßt uns auch jetzt noch die Wächterstimme jenes Theophilus*) hören, als ob sie uns an diesem Tage gälte:

„Ich für meinen Theil habe auf meiner Hut gestanden und fleißig um mich her geschauet (Habak. 2, 1), was doch die Ursachen seien, warum Gott sein Volk schlägt? Habe endlich keine andere Ursache in ihrem ersten Ursprung finden können, als Zelum exstinctum, den erloschenen Eifer über die Behaltung der zum Reiche Gottes berufenen Seelen. In dieser Grube liegt all unser Unglück begraben und dämpfet von sich Schwefel und Pestilenz. Wird unser gütiger Gott nicht eifrige Männer erwecken, wie vormals, die um des Hauses des Herrn willen sich selbst und alle ihre Ehre, Lust und Gemach verläugnen, so wird der begonnene Riß weiter reißen und einen großen Fall verursachen, mit großem Schaden so vieler Seelen, die unterdessen — o wehe uns! — in ihren Sünden sterben und verderben. Die Liebe zur Welt, die Geringachtung des Himmelreichs, die Furcht vor Menschen, die Hoffnung zu hohen Beförderungen, das Gesuch guter Ruhe und Friedens sind die fünf kalten Wasserströme, dadurch das Feuer eines göttlichen Eifers bis auf den letzten Funken bei Geistlichen und Weltlichen ausgegossen ist." Wen dieß Wort gar nicht trifft, der danke Gott! wen es aber trifft, der beuge sich mit mir und flehe: Herr, erbarme dich unser. Amen.

*) Theophilus Großgebauer in Rostock.

Shakespeares Stellung zum Christenthum.

(Schluß.)

Mit ernster Mahnung spricht der Herzog-Mönch in „Maß für Maß" zu der gefallenen Julia:

„Ich lehr euch, wie ihr eu'r Gewissen prüft,
Und eure Reu' erforscht, ob sie aufrichtig,
Ob hohl im Innern; — die Reu' ist klein,
Denkt du der Schmach nur, die der Sünd entsprang;
Solch Leid ist immer selbstisch, himmlisch nicht,
Und zeigt, daß man aus Furcht nur, statt aus Liebe
Dem Himmel dient"

und Julia bekennt: „Ich fühle Reu', weil es ein Unrecht war und trage gern die Schmach." — Den Kuppler Pompejus straft er mit den Worten:

„Pfui, Schuft, ein Kuppler, ein verruchter Kuppler! —
Die Sünde, die dein Beistand fördern hilft,
Verschafft dir Unterhalt. Denk, was das heißt,
Den Wanst sich füllen, sich den Rücken kleiden
Mit so unsauberm Laster! Sprich zu dir:
Von ihrem schändlich viehischen Verkehr
Trink' ich und esse, kleide mich und lebe: — —
Und glaubst du wohl dein Leben sei ein Leben,
Wenn es so stinkt zum Himmel? — Geh! thu Buße!"

Den zum Tode verurtheilten Mörder Bernardino begnadigt er mit den Worten:

„Hör an! man sagt, du sei'st verstockten Herzens,
Du fürchtest nichts jenseit des Irdischen,
Und dem entspricht Dein Thun. Du bist verurtheilt;
Doch deine Schuld auf Erden sei verziehn:
So strebe nun, daß solche Huld dich leite
Auf bessre Zukunft. Pater, unterweist ihn,
Ich lass ihn euch."

Hamlet beschwört die Königin:

„— Mutter, um eu'r Heil!
Legt nicht die Schmeichelsalb' auf eure Seele,

Daß nur mein Wahnwitz spricht, nicht mein Vergehn;
Sie wird den bösen Fleck nur leicht verharschen,
Indeß Verderbniß, heimlich untergrabend,
Von innen angreift. Beichtet vor dem Himmel,
Bereuet was geschehn, und meidet künft'ges,
Düngt nicht das Unkraut, daß es mehr noch wuchre."

Selbst der fast bis zum Thier gesunkene Othello will, daß Desdemona vor ihrem Ende Buße thue:

„Kannst du dich einer Sünde noch erinnern,
Nicht ausgesöhnt dem Himmel und der Gnade,
So flehe jetzt alsbald."
„Nicht möcht ich deinen Geist in Sünden tödten,
Nein, Gott verhüt's! nicht deine Seele tödten."

Die Versöhnung durch die Gnade in Christo ist nun den Erklärern eine unbequeme Sache, mit der sie nichts anzufangen wissen und die sie daher auch, da Sh. überhaupt der Natur des Dramas nach mehr, viel mehr vom christlichen oder unchristlichen Handeln als vom christlichen Glauben handeln muß, ihrem Liebling, den sie zwar nirgends zum „Freigeist" stempeln, aber überall auf der Aufklärungshöhe (der verschiedenen Jahrzehnte) des 19ten Jahrhunderts erblicken, gar nicht zutrauen können. Hier ist das Charakteristische ein bedenkliches Schweigen über das Verdienst Jesu Christi oder ein noch bedenklicheres Verflüchtigen desselben. Indessen hören wir Porcia dem Juden Shylock erklären:

„— darum, Jude,
Suchst du um Recht schon an, erwäge dies:
Daß nach dem Lauf des Rechtes unser keiner
Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade,
Und dies Gebet muß uns der Gnade Thaten
Auch üben lehren."

Später erfährt denn auch Shylock an sich selbst, daß die Christen nicht blos von Liebe und Gnade reden, nein, daß der Herzog und Antonio in christlicher Gesinnung Thaten der Liebe und Gnade thun. Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Freigeisterei in diesem Drama gewittert hat: Sh. rede eigentlich im Grunde der Judenemancipation das Wort. — In „Maß für Maß" bittet Isabelle bei Angelo um Gnade für ihren dem Gesetz verfallenen Bruder und als das Bitten von jenem für vergeblich erklärt wird, ruft sie ihm zu:

„Ach! Alle Seelen waren einst verfallen,
Und er, dem Fug und Macht zur Strafe war,
Fand noch Vermittlung. Wie erging' es euch,
Wollt' Er, das allerhöchste Recht, euch richten
So, wie ihr seid?"

Clarence beschwört in „Richard III." seine Mörder:

„Ich sag' euch, wo ihr hofft auf die Erlösung
Durch Christi theures Blut, für uns vergossen:
Begebt euch weg und legt nicht Hand an mich!"

Warwick wendet sich in „Heinrich VI." an den König, während er diesen die Leiche des ermordeten Gloster sehen läßt:

„So sicher meine Seele hofft zu leben
Bei jenem furchtbar'n König, der auf sich
Den Stand der Menschen nahm, uns zu befreien
Von dem ergrimmten Fluche seines Vaters,
Glaub' ich, es ward gewaltsam Hand gelegt
An dieses hochberühmten Herzogs Leben."

Die zahlreichen Betheuerungen „beim Kreuz", „beim Heil", „bei deß Tode, der für Alle starb"; dann die wahrhaft innig klingenden Stellen wie die in „Hamlet":

„Sie sagen, immer wann die Jahrszeit naht,
Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
Die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel.*)
Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie;
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Kein Else faht, noch mögen Hexen zaubern:
So gnadevoll und heilig ist die Zeit";

die Frage Heinrich VIII. an Cranmer:

„— hofft ihr günst'ger Glück
Im Punkt meineid'ger Zeugen, denn eu'r Heiland, —
Dem ihr als Diener folgt, — so lang' er wallte
Auf dieser schnöden Erde?";

die Aufforderung Heinrich IV. zum Kreuzzug:

„— — — Darum, Freunde,
So weit hin bis zur Grabesstätte Christs,
Deß Krieger nun, mit dessen heil'gem Kreuz
Wir sind gezeichnet und zum Streit verpflichtet
Woll'n wir ein Heer von Englischen sofort
Ausheben, deren Arm im Mutterschoß
Geformt schon ward, zu jagen jene Heiden
Im heil'gen Lande, über dessen Hufen
Die segensreichen Füße sind gewandert,
Die uns zum Heil vor vierzehnhundert Jahren
Genagelt wurden an das bittre Kreuz."

Dies Alles kann freilich, für sich betrachtet, als ein Ausfluß der großen Objectivität Sh.'s gelten; aber, in Verbindung gebracht, muß es, im Hinblick auf die oben mitgetheilten Worte des Testaments, als aus der christlich-gläubigen Anschauung Sh.'s hervorgegangen, angesehen werden.

Daß die bereits berührte, wir möchten sagen: irdische Versöhnung in allen Sh.'schen Stücken, den Sommernachtstraum ausgenommen, zur Geltung kommt, mit anderen Worten, daß in ihnen stets das sittlich Wahre zum Sieg gelangt, brauchen wir nicht weiter zu erörtern. Es ist dies eine Thatsache, die von den meisten Erklärern, insbesondere von Kreyssig

*) Der Hahn. — Verläugnung Petri.

in sehr anerkennenswerther Weise überall nachgewiesen wird. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, daß es keinen Dichter gibt, der so, wie Sh. von streng-sittlichem Geiste erfüllt und zugleich nicht, wie er, von dem Glauben an die Erlösung durch Christum durchdrungen ist. —

Unzählige Mal endlich wird bei Sh. auf das Leben jenseits, auf die Ewigkeit hingewiesen. Dies kann überhaupt nur von einem Christen ernst gemeint sein; bei den bloßen Humanisten trägt eben die Sünde, weil sie die Strafe — und damit allerdings eine gewisse Sühnung, und damit die für eine dramatische Dichtung nothwendige Versöhnung unausbleiblich nach sich zieht, in sich selbst schon die Versöhnung — für Zeit und Ewigkeit. Im Anschluß hieran ist es denn auch der Zustand nach dem Tode, die Schrecken der Verwesung, das Geheimnißvolle des Zwischenzustandes, die Hölle, die mehrmals Sh. zu Betrachtungen treibt, die ein Dichter, dem dies Alles Märchen sind, niemals angestellt hätte. In dem berühmtesten aller Monologe: „Sein oder Nichtsein", ist es die merkwürdig ergreifende Stelle, die der vorhergehenden Schilderung des Geistes gegenüber Sh.'s eigne Ansicht gibt:

„— Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu stehn. Das ist die Rücksicht
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen. — — —
— Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von des Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn."

Es bleibt uns nur noch übrig, an einigen besonderen Verhältnissen des menschlichen Lebens die Christlichkeit Sh.'s zu zeigen. In der Auffassung der Ehe folgt er ganz dem, was nach der h. Schrift als das Wesen der christlichen Ehe angesehen wird. Ja, er hat dies in „der Widerspänstigen Zähmung" gradezu zum glänzenden Schlußpunkt gemacht:

„Dein Eh'mann ist dein Herr, ist dein Erhalter,
Dein Licht, dein Haupt, dein Fürst; —
Die Pflicht, die der Vasall dem Fürsten zollt,
Die ist die Frau auch schuldig ihrem Gatten.
Und ist sie trotzend, launisch, trüb und bitter,
Und nicht gehorsam billigem Gebot,
Was ist sie als ein tückischer Rebell,
Sünd'ger Verräther an dem lieben Herrn? —
Sie künden Krieg und sollten knien um Frieden!
O daß sie herrschen, lenken, trotzen wollen,
Wo sie nur schweigen, lieben, dienen sollen."

Nur in solcher Ehe will der fromme Heinrich V. leben. Gott ist sein Haupt und er des Weibes Haupt. Helena in „Ende gut Alles gut", Desdemona und Katharina sind die rechten Ehefrauen. —

Der christliche Monarch „von Gottes Gnaden" erscheint in den lehrhaften Worten des Herzogs in „Maß für Maß":

„Wem Gott vertraut des Himmels Schwert
Muß heilig sein und ernst bewährt;
Selbst ein Muster, uns zu leiten,
So festzustehn, wie fortzuschreiten;
Gleiches Maß den fremden Fehlen,
Wie dem eignen Fehler wählen.
Schande dem, der tödtlich schlägt
Unrecht, das er selber hegt."

Eingehender als die anderen Erklärer betrachtet Gervinus die Stellung Sh.'s zum Christenthum. Nach ihm steht der Dichter auch hier, wie in allen anderen Gebieten auf der Höhe der neueren — genauer der Gervinus'schen Anschauung. Sh. soll u. A. „den christlichen Gesetzen, die der menschlichen Natur eine Ueberspannung anmuthen", besonders der Feindesliebe entgegengeredet haben und doch läßt er den Timon von Athen schon für die Heidenzeit behaupten, daß das Gebot, die Feinde zu lieben, ein zeitgemäßes sei. Dann soll Sh. auch den Grundsatz vertheidigt haben, daß man auch zu viel des Guten thun könne und hierfür werden Timon, Percy und Angelo angeführt. Dies wird richtig sein: wenn man sinnlose Verschwendung, maßlosen Ehrgeiz und sündige Liebe — denn dadurch fallen jene — unter die Rubrik des Guten bringen kann. Dann soll Sh., wie Baco und Aristoteles kein positives Religions- oder Sittengesetz für alle Fälle anerkannt haben. Als ob nicht schon beim heiligen Apostel Paulus nicht sowohl das äußere „Was", sondern auch das innere „Wie" bei vielen Handlungen entscheidend wäre. Dann soll Sh. „ein Mann von viel zu hellem Geiste gewesen sein, um selbst in einer Zeit, die dem groben Aberglauben nicht entwachsen war, auch nur dem feineren zu huldigen. Prophezeiungen fallen bei ihm unter das Gesetz der Natur und Wunder unter vernunftmäßige Gesichtspunkte selbst im Munde seiner Priester. Mit Hölle und Teufel treibt er ein so muthwilliges Spiel, daß es selbst den heutigen Geistlichen ein Aergerniß ist, die Lanzelots Hieb auf die christliche Propaganda und überhaupt die profanirenden Anführungen der Schrift für den schlagenden Beweis von Sh.'s Heidenthum ansehen." — Gleichwohl legt Sh. dem Lafeu in „Ende gut Alles gut" im belehrenden Tone die Worte in den Mund:

„Man sagt, es geschehen keine Wunder mehr und unsre Philosophen sind dazu da, die übernatürlichen und unergründlichen Dinge alltäglich und trivial zu machen. Daher kommt es, daß wir mit Schrecknissen Scherz treiben und uns hinter unsre angebliche Wissenschaft verschanzen,

wo wir uns vor einer unbekannten Gewalt fürchten sollten."

Und gegen allen Rationalismus gehen die bekannten Worte:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt."

(Im Original steht philosophy). Allerdings werden Hölle und Teufel und Stellen der h. Schrift nicht selten in muthwilliger Weise citirt. Wir sind weit entfernt, dies zu entschuldigen, Sh. hat sich in diesem Punkte oft versündigt. Aber das steht fest, daß Sh. nie ein Wort der Schrift mit dem Sinne eines Voltaire ausgesprochen hat. Soll man nun wegen jenes allerdings in hohem Grade tadelnswerthen Leichtsinns, der eben zum Theil in der großen Vertrautheit mit dem Worte Gottes seinen Grund hat, von Jemanden sagen, daß er die Schrift mißachte? Lanzelots Hieb auf die christliche Propaganda ist in dem matten Witz der betr. Scene nicht zu erkennen; und selbst wenn dies möglich wäre, ist die Propaganda im vulgären Sinn aus dem Geiste Christi? — Im Allgemeinen soll Sh. mehr als das eigentlich Christliche die edle Menschlichkeit und — jede Ueberzeugung geehrt haben. Sicherlich können ihn auch die Deutschkatholiken, neben anderen Größen moderner Aufklärung, als Hauptapologeten ihrer weltüberwindenden Religion der Zukunft betrachten. — Gleichwohl soll er aber in anderen Gebieten ein entschiedener Verfechter des Gegebenen, des Ueberlieferten, ja sogar „eine Art poetischer Rechtgläubigkeit in ihm sein, womit er den Kern des überlieferten Stoffs überkommt, heilig hält und unangetastet läßt." —

Also Sh. überall orthodox — nur ums Leben nicht da, wo die Orthodoxie eigentlich zu Hause ist. — Nun, wir denken nicht so.

Nachrichten.

Freuden und Leiden der Protestanten Italiens.

Den Lesern Ihrer Zeitschrift werden vielleicht die Mittheilungen nicht entgangen sein, welche in der Beilage zu Nr. 20 der Ev. K. Z. über „Religionsfreiheit in Piemont" gemacht wurden. Die von Seiten der Evangelischen erhobenen Beschwerden haben nun in Beziehung auf die Beerdigung akatholischer Italiener eine Bestimmung des derzeit. Ministers des Innern, Commendatore Minghetti, erwirkt, welche die in Rede stehende Angelegenheit definitiv regeln soll und hoffentlich allen willkürlichen Eingriffen für die Folgezeit ein Ende machen wird.

Noch ganz vor Kurzem war in Livorno ein Fall vorgekommen, der den dortigen Waldenser Geistlichen, Herrn Ribet (italianisirt Ribetti), zur Remonstration an die Behörde getrieben hatte. Der Graf Girolamo Spanocchi, aus Siena gebürtig, war am 9. März in Livorno gestorben. Seit dem 20. Januar hatte er, im Vorgefühl seines Todes, eine „ergebenste Erklärung" (rispettosa dichiarazione) für den Druck vorbereitet, in welcher er sowohl seiner Familie, als seinen Freunden und Bekannten seinen Entschluß bekannt machen wollte, den er schon 1852 gefaßt hatte, sich von der Römisch-Katholischen Kirche loszusagen und in die „Waldensische Evangelische Kirche einzutreten, die treue Bewahrerin des ursprünglichen christlichen Glaubens" (oder wie es in Reminiscenz an die katholische Bezeichnung eigentlich heißt: des ursprünglichen christlichen Gesetzes, nova lex), „welche in Italien einen uralten Sitz hat"; und das habe er gethan „in der tiefsten Ueberzeugung, daß man die alleinige Hoffnung auf Erlösung in Jesum Christum setzen muß, der nach den Worten S. Pauli der einige Mittler ist zwischen Gott und Menschen." — Diese Erklärung und der Umstand, daß Graf Spanocchi unter dem geistlichen Beistand nicht eines Priesters, sondern des Waldenser Geistlichen Ribet gestorben war, genügte für die Behörde Livorno's, seiner Leiche die Beerdigung im gemeinsamen Kirchhofe zu verweigern. So geschah es wenige Tage darauf mit der Leiche eines dreijährigen Kindes evangelischer Eltern aus Livorno. Beide Verstorbenen sind noch in dem englischen Gottesacker zu Livorno beigesetzt; es mußte von Fremden die Beerdigung italienischer Todten auf italienischem Boden erbeten werden.

Mit solchen Uebelständen werden denn nun nach dem Erlaß jenes Rundschreibens die Protestanten Italiens hoffentlich nicht mehr zu kämpfen haben.

Auch nach einer andern Seite hin können wir Erfreuliches von der Lage der italienischen Protestanten berichten. Während früher Schmähungen gegen die Evangelische Kirche, ihre Gebräuche, ihre Diener völlig straflos ausgingen, bestimmt der neue unter Rattazzi ausgearbeitete sardinische Strafcodex Geld- und Gefängnißstrafen für solche Vergehen. Am 13. März d. J. ist zum ersten Male ein Erkenntniß in diesem Sinne ausgesprochen worden, von dem Gerichtshofe zu Chiavari, an der Ostküste von Genua. Giovanni Boitano hatte mit seinen zwei Söhnen öffentliche Beleidigungen gegen die evangelische Schule zu Favole und den Lehrer derselben ausgesprochen. Er wurde verklagt und das Urtheil gegen alle drei lautete auf 200 Fr. Geld- und fünf Tage Gefängnißstrafe. Möchten doch solche Entscheidungen das italienische Volk aufmerksam machen, daß die Protestanten auch Christen sind, ein Ehrenname, der in Italien den Evangelischen so beharrlich verweigert wird. Möchte die Katholische Kirche sich das gesagt sein lassen, was bei jener Verhandlung öffentlich vor dem Gerichtshofe ausgesprochen wurde: „Die katholische Religion darf nie mit den Waffen blinder Tyrannei, der Inquisition, der Feigheit und Ungerechtigkeit kämpfen, wenn sie geglaubt und erfaßt zu werden wünscht, sondern immer nur mit den Waffen der Vernunft, der Ueberzeugung, der Liebe und der Wahrheit. Heilig und unantastbar ist das Gewissen, und Niemand darf ungestraft es entweihen."

Wenn nun auch die Behörden allmälig immer mehr (nach dieser Seite hin) den Weg der Gerechtigkeit einschlagen, so fehlt doch nicht die heftigste Opposition gegen die Protestanten von Seiten des niederen Volks und der katholischen Priester. Toskana, in dessen Hauptstadt sich die evangelische Hochschule der Waldenser niedergelassen hat, ist der Mittelpunkt geworden für die antiprotestantische Bewegung; da platzen die Gegensätze am heftigsten auf einander. Sowohl fanatische Massenbewegungen des Volkes, als die organisirte Polemik der kirchlichen Organe finden hier ihren Platz. Für ersteres genüge Ein Beispiel.

Am Palmsonntag d. J., dem 24. März, sollte ein Kind die heil. Taufe empfangen, das der Vater trotz des Widerspruchs des übrigen Theils der Familie in der Waldenser Kirche taufen lassen wollte. Das Kind wurde im Wagen dahin geführt, als plötzlich auf der Straße der Wagen angehalten, das Kind herausgerissen und in den

Dom gebracht wurde, wo es nach katholischem Ritus die Taufe empfing. Kaum war die Feierlichkeit beendet, so zog der Haufe schreiend und drohend nach der Waldenser Kirche, um die Protestanten in ihrem Gottesdienste zu stören. Zum Glück waren Stadtpräfekt und Nationalgarde bald genug auf dem Platze, um ernstlicheren Unordnungen zu verhindern. Die Schreier mußten die Stelle räumen und nach Hause ziehen. Der Fall wird gerichtlich verfolgt und eine harte Strafe ist in Aussicht gestellt.

Außerordentlich thätig ist nun der römisch-katholische Clerus, und man kann sich aus seiner angestrengten Gegenwirkung eine Vorstellung machen, wie gefährlich und mächtig doch schon der Feind geworden sein muß, der solche Maßregeln hervorruft. In Livorno begründete sich im Spätherbst 1860 eine eigne Gesellschaft zur Vertheidigung des katholischen Glaubens durch Verbreitung guter Bücher. Sie gab unter Anderm heraus: Seelsorgerliche Unterweisung des Monsignor Andrea Charvaz *), Erzbischofs von Genua, über den protestantischen Proselytismus in Italien, mit Noten und Betrachtungen. Ferner eine andere Broschüre: Der enthüllte Protestantismus u. s. w. In den größeren Städten, Florenz, Pisa, Livorno, hat die römische Curie Controverspredigten gegen den Protestantismus angeordnet, in Florenz in nicht weniger als vier Kirchen; der bedeutendste Redner, der Padre Sensi, predigt in Santa Felicita. Im Dom von Livorno wurden von einem daselbst ansässigen italienischen Protestanten Worte wie folgende gehört: „Luther und Calvin, die beide des Stranges werth waren, haben ruchlos gelebt und sind in Verzweiflung gestorben. Die Protestanten sind geschworne Feinde der heiligen Jungfrau und entweihen die consecrirten Hostien. Sie verbreiten Unordnung und Immoralität, da sie predigen, die guten Werke wären unnütz. Die Häresiarchen sind Feinde des Volks, Freunde des Satans und der Tyrannen säen religiöses und politisches Unkraut. O ihr Betrüger, vom Odem des Teufels angeweht, schweiget; ja ihr Thoren, ihr aus dem Avernus heraufgekommenen Gotteslästerer, schweiget!“

In nicht viel anderem Tone reden die Bücher, die von katholischer Seite gegen die protestantische Bewegung ausgesandt werden. Neben der oben genannten Livornesischen Gesellschaft haben auch Andere solche Bücher veröffentlicht. So in Florenz der Abbate Pierini: „Irrthümer und Betrügereien der protestantischen Mission in Italien“, 480 Seiten. „Kurze Winke über die protest. Propaganda in Italien, von Teofilo Landalemi aus Rom.“ „Irrthümer und Fälschungen des modernen Buchs Lucilla (die Lucile von Monod), das zum zweiten Male von den protest. Missionen in Italien gedruckt wird“, von demselben Padre Giovanni Pierini, mit dem Motto: „Nichts darf den Christen so sehr schrecken, als von dem Leibe Christi getrennt zu sein.“ (Die erwähnte Lucilla ist übrigens schon in der dritten Auflage vergriffen). In Florenz wurde im Juli 1860 eine Zeitschrift gegründet, die sich den Kampf gegen den Protestantismus zum Hauptziele setzte, la Stella d'Etruria, der Stern Etruriens. Wir erwähnen aus dem Pogramm: ..... „Wir reden von der frechen protest. Propaganda, welche ohne alle Scheu, ohne alle Rücksicht auf die Welt, mit gefälschten Bibeln, mit scandalösen Büchern (und oft auch mit Gold) unsere Bevölkerung zu verderben und zu den protestantischen Sekten herüberzuziehen sucht.“ Alle Frevel und Verbrechen der Revolution werden

*) Vgl. über seine Antecedentien: Witte, Evangelium in Italien. Gotha, Besser, 1861. S. 25.

der evangelischen Bewegung Schuld gegeben, Haß und Verachtung gegen die Protestanten ausgeschüttet und dem Volke gepredigt. Und welches Zeugniß muß die Zeitschrift selbst der verachteten „Sekte“ ausstellen? Wir entnehmen einem langen Artikel der Zeitschrift vom 5. Januar 1861, überschrieben: „Besuch bei der Schule der neuen Ketzer in Pisa“ folgende Stellen:

„Ich begab mich in ein Haus in Pisa, das in wenig besuchter Gegend liegt; es war am 30. December, früh gegen 11 Uhr. Ich fand einen kahlen Saal, durch eine Art Bogenhalle in zwei Theile getheilt, an welcher eine kleine Lampe herabhing. Im Hintergrunde stand ein erhobener Sitz. Die Versammlung, die, Neugierige und Neubekehrte zusammengezählt, aus etwa 60 Personen bestehen mochte, war, so viel ich aus dem Aeußern schließen konnte, aus Leuten gebildet, die ebenso arm an Verstand als an Vermögen sein mochten. (1 Cor. 1, 26 ff.)

Es trat ein junger Mann ein, anständig in schwarzes Gewand und Oberrock gekleidet. Nachdem er auf das Katheder gestiegen, das mit einem plumpen Stuhl geschmückt war, verdeckte er sein Gesicht einige Minuten mit den Händen; dann erhob er sich und begann ein Gebet mit katholischen Anklägen (di Sapore cattolico). Sogleich drehten die Anwesenden ihm den Rücken zu und wendeten sich nach der Hinterwand des Saales. Ich bemerkte, daß fast die ganze Versammlung sich mit einem Knie auf den betreffenden Stuhl niederließ. In dem Augenblicke vergaß ich beinahe, daß ich mich in einem Saale von Andersgläubigen befand, und schaute mich um, ob an der Wand, wohin sie Alle ihre Gebete richteten, das Kreuz oder ein anderes Symbol der Verehrung sich befände: aber ich habe nichts gesehen, als daß diese armen Leute ihre Gebete an die nackte, weiße Wand richteten!!!“ (Diese drei Ausrufungszeichen gehören der Stella d'Etruria an.) „Nachdem sie noch weitere zehn Minuten gebetet hatten, ließen sich die Zuhörer und der Prediger auf ihre Stühle nieder. Der Prediger holte eine zierliche protest. Bibel vor und begann das Gleichniß von den klugen und den thörichten Jungfrauen mit einem Stück aus dem Folgenden zu lesen. Als er damit geendet hatte, begann er nun den von ihm vorgelesenen Theil des Evangeliums auszulegen.“ Vers für Vers erschien dem Berichterstatter die Auslegung unerträglich. Anders dem Zuhörerkreise, denn er selbst fügt weiter unten hinzu: „Ich setzte voraus, daß diese Gesellschaft (gentame, eigentlich Pöbel), die zum größten Theil aller Civilisation (!) baar und ledig war, sich ungeduldig zeigen müsse, Zeichen von Schläfrigkeit, Langeweile, Mißbilligung von sich geben müsse. Aber nein! Im Gegentheil, sie Alle erschienen unbeweglich, wie die Bildsäulen; sie waren aufs Höchste gespannt, und ein alter Graukopf, gerade in dem Augenblicke, wo keine Menschenseele den Redner begreifen konnte (1 Cor. 2, 14), wandte sich, seine Bibel in der Hand, mit großem Ernste und Würde zu seinem Nachbar und sagte: schön! das war gut! Ich zuckte die Achseln und sagte zu mir selbst: Ist's möglich, so etwas zu erklären? Was werden die Philosophen dazu sagen?“

Was die Philosophen dazu sagen werden, das wissen wir nicht. Was aber der Herr dazu sagt, das steht geschrieben Luc. 10, 21: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbaret den Unmündigen. Ja Vater, also war es wohlgefällig vor dir.“ Möchte der Herr immer mehr solcher Unmündiger zu sich sammeln, auf daß sein Reich gebauet und der Ungerechtigkeit gesteuert werde.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Mittwoch den 26. Juni. № 51.

Ueber die Gestaltung des Nationalismus in der neuesten Zeit.

Vortrag bei der Pastoralconferenz in Berlin von A. Wuttke.*)

Daß der Rationalismus todt, wissenschaftlich überwunden, kirchlich entwerthet sei, das ist das fast allgemeine Urtheil der Gegenwart, nicht etwa bloß bei denen, welche ihn in sich selbst überwunden haben und in dem Glaubensbewußtsein der Evangelischen Kirche stehen, sondern auch bei der Mehrzahl derer, die diesem Bewußtsein feindselig gegenüberstehen; auch bei diesen ist es gegen den wissenschaftlichen Anstand, sich zum Rationalismus zu bekennen; sie wollen einen höheren wissenschaftlichen Standpunkt vertreten, für welchen der Rationalismus nur eine unreife Vorstufe sei. Wie es gegenwärtig nicht wenige gibt, die, unzweifelhaft auf evangelisch-biblischem Grunde stehend, sich doch ungemein erleichtert fühlen, wenn sie dann und wann ein möglichst starkes Wort gegen einen strengeren Bekenntnißglauben und dessen Vertreter aussprechen können, und welche dem kirchlichen Glauben, den sie im Herzen doch wesentlich als den ihrigen wissen, nur, wie Petrus dem Herrn, von fern nachgehen und sich gern an dem Kohlenfeuer des Vorhofes die Hände wärmen, — so lieben es auch die Nachfolger des Rationalismus, ihre Zugehörigkeit zu demselben zu verleugnen und entrüstet sich von diesem „überwundenen Standpunkt" abzuwenden; und gegen Bekenntnißglauben wie gegen Rationalismus gleich eifrig sich erklären, das ist die Bekundung eines recht zeitgemäßen Theologen der Gegenwart. Es lohnt sich wohl der Mühe, die Erben des Rationalismus, die auf ihren Vorgänger mit so selbstzufriedener Verachtung herabblicken, uns etwas genauer anzusehen, um zu erfahren, ob unseres Feindes Feinde unsere Freunde sind.

Das evangelische Bewußtsein hat nach zwei Seiten hin unevangelische Principien sich gegenüber. Der Auctorität der heil. Schrift als höchster Wahrheitsquelle wird auf der einen Seite die Auctorität der unfehlbaren Kirche, auf der andern die der ebenso unfehlbaren Vernunft gegenübergestellt. Diese Principien gelten uns nicht als an und für sich irrig; wir sagen auch: die Kirche hat die Wahrheit und irret nicht, wenn sie die wahre, die gottgetreue ist; die Vernunft hat die Wahrheit und irret nicht, wenn sie die gottähnliche, in Gott ruhende ist. Aber wir fragen, was jene beiden für überflüssig halten; — ist die wirkliche Kirche auch die wahre und getreue? ist die wirkliche Vernunft des natürlichen Menschen auch die in Gott gebliebene? — denn wir erkennen die Möglichkeit der sündlichen Entartung sowohl für die Kirche, als für die Vernunft an; wir prüfen die Geister, ob sie aus Gott sind, an dem Worte des Geistes, der wahrhaft aus Gott ist; wir messen das Zweifelhafte an dem Unzweifelhaften, während beide Gegner eine solche Prüfung als unzulässig ablehnen; und wir behaupten als sichere Thatsache, die durch solche Prüfung sich uns ergeben: die unevangelische Kirche war entartet, darum hatte sie die Wahrheit nicht; der natürliche Mensch ist durch die Sünde entartet, darum erkennet er die Wahrheit nicht; nur die geistlich wiedergeborene Kirche, nur die geistlich wiedergeborene Vernunft sind der Erkenntniß der Wahrheit fähig. Wo die unmittelbare Wirklichkeit der Kirche genommen wird für die keiner Prüfung bedürftige wahre Kirche, da ist Romanismus; wo die unmittelbare Wirklichkeit der Vernunft genommen wird für die keiner geistlichen Wiedergeburt bedürfende reine Vernunft, da ist Rationalismus. Wir setzen nicht den Buchstaben der Schrift gegen den Geist, gegen die Vernunft, sondern wir setzen die göttliche Vernunft gegen die natürliche, d. h. gegen die von ihrer wahren Natur schuldvoll gefallene Vernunft. Wo die Wirklichkeit und Macht der Sünde als eine auch den erkennenden Geist beirrende geleugnet, wo der natürliche Mensch als keiner von Gott selbst ausgehenden, in geschichtlicher Heilsthat sich vollbringenden Erlösung bedürftig erachtet wird, sondern als befähigt, sich durch eigne, ungebrochene Kraft, höchstens unterstützt durch Belehrung, Beispiel und den sittlichen Gemeingeist, zum Heil zu helfen, da ist Rationalismus, es mag sich einen Namen geben, welchen es wolle, — da ist naturalistische Auffassung der Menschheit, gegenüber der geschichtlichen, welche in der Menschheit eine wirkliche, tiefgreifende Geschichte der Sünde und der Erlösung anerkennt, und die Geschichte der Erlösung als eine von Gott vollbrachte, als eine That des menschgewordenen Gottessohnes erkennt, ohne Wenn und Aber und ohne Phrase.

Der ältere Rationalismus, welcher in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die deutsche Theologie beherrschte, hat zu seiner Voraussetzung die sogenannte „Aufklärung" des 18. Jahrhunderts, und diese wieder den englischen und französischen Naturalismus, von welchem der Deismus nur eine besondere Form ist. Während aber in England und Frankreich

*) Der Vortrag selbst wurde der beschränkten Zeit wegen etwas abgekürzt; von dem Gesprochenen ist hier nichts weggelassen oder verändert.

diese naturalistische Richtung von Anfang an in offenen und feindseligen Gegensatz gegen das Christenthum trat, konnte sich dieselbe in Deutschland nur unter der Hülle christlicher Formen, nur unter dem Scheine eines „geläuterten" Christenthums Eingang verschaffen; die eigentliche Freigeisterei sprach in Deutschland damals fast nur französisch. Der Niederschlag des fremdländischen Naturalismus in der deutschen Atmosphäre trat mit dem Anspruch auf, nicht, wie dieser, *gegen*, sondern *für* das Christenthum zu sein. Das Christenthum, das war die Auffassung, ist von der Vernunftreligion nicht verschieden, obgleich das *kirchliche* Christenthum, welches die reine Vernunftlehre Jesu entstellt hat, allerdings vernunftwidrig ist. Es kommt also nur darauf an, die reine Lehre Jesu, die schon von den Aposteln, als befangenen, unaufgeklärten Juden, mißverstanden wurde, wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit herzustellen. Diese Lehre enthält drei Hauptpunkte: ein einiger Gott, der Alles geschaffen hat, erhält und regiert, Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, und die Tugend als der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit; Voraussetzung der Tugend ist die völlige Unverdorbenheit der menschlichen Natur in jedem Einzelnen, die Leugnung einer durch die Sünde in der Geschichte der Menschheit sich fortpflanzenden Verderbniß; es bedarf nicht einer geistlichen Wiedergeburt, sondern nur der Entwickelung der an sich vollkommen reinen und guten Natur des Menschen; die Sünde, die schlechterdings nur die persönliche Schuld des Einzelnen ist, ist nur eine nicht in das Wesen des Menschen selbst eingreifende Trübung des einzelnen Geistes, von welcher er sich durch ernsten Willen in jedem Augenblick wieder befreien kann, hat nicht eine objective Macht über den Menschen; dagegen hat sie in der väterlichen Liebe Gottes ihre allezeit bereite Vergebung sicher, sobald der Mensch diese nicht verschmäht. Christus war der erste Lehrer der Aufklärung, und der Zweck seines Wirkens war hauptsächlich die Anweisung, wie der Mensch durch Rechtschaffenheit zur höchsten Glückseligkeit kommen könne; das Christenthum ist so die nützlichste Religion.

Eine neue, obgleich nicht wesentlich davon verschiedene Gestalt nahm diese Vernunftreligion, die man dem Christenthum unterschob, durch die Kantische Philosophie an, und diese neue Gestalt ist der *Rationalismus*. Die Aufklärungstheologie war theoretisch und dogmatisch, ging aus von den angeblich in der Vernunft unmittelbar sich vorfindenden Gedanken Gottes, der Tugend und der Unsterblichkeit, und gründete das Sittliche erst auf diese; der Kantische Rationalismus war mehr praktisch und moralistisch, und ging aus von der Idee des Sittlichen als der ersten, woraus die Ideen Gottes und der Unsterblichkeit erst folgen; die Moral wird zur Grundlage, auf welcher alle Religion sich erst erbaut, so daß die Moral zwar ohne Religion, nicht aber die Religion ohne Moral gedacht werden kann. Die Religion hat wesentlich nur die Aufgabe, der Moral zur Stütze und Förderung zu dienen; und nur diejenigen religiösen Gedanken haben einen Werth, die dem moralischen Streben eine größere Sicherheit und Kraft geben. Die heiligen Urkunden des Christenthums sind also so auszulegen, daß überall das Moralische, in Uebereinstimmung mit den Forderungen der praktischen Vernunft, als die Hauptsache erscheint, das Dogmatische nur als Mittel zu diesem Zweck; abzuweisen sind alle diejenigen Dogmen, welche der rein moralischen Religion in den Weg treten oder doch keine moralische Anwendung zulassen, so die Lehre von der Dreieinigkeit, von der göttlichen Natur Christi, vor allem die Lehre von der Erbsünde, von der Versöhnung durch Christi Leiden und Tod, von der Rechtfertigung aus dem Glauben, von dem Dasein und Wirken böser Engel u. dgl. Der Kantische Gedanke vom radicalen Bösen, der ohnehin in Kant's Philosophie keine rechte Wurzel hat, wurde fallen gelassen, denn man erkannte sehr richtig, daß dadurch der ganzen rationalistischen, auf der Voraussetzung der unverdorbenen Güte der menschlichen Natur ruhenden Weltanschauung der Boden unter den Füßen hinweggezogen würde. — Der Rationalismus hat den naturalistischen Deismus zum Ausgangspunkt und zur Grundlage, die Kantische Philosophie zum Mittel, den christlichen Glauben zum vorläufigen nothgedrungenen Material, aus welchem die von der heil. Schrift durchaus unabhängige und sich selbst vollständig genügende, bei allen Menschen im Wesentlichen gleiche Vernunft die wahre Religion erst bilden soll, — den reinen *moralischen* Deismus zum Ziel; und in der Bewegung zu diesem Ziele hin besteht die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Des inneren Widerspruchs mit dem Christenthum waren sich die Wenigsten bewußt; man *wollte* schlechterdings *nicht* mit der Lehre Christi brechen, und suchte daher durch eine Exegese, die an Ungeheuerlichkeit alles bis dahin Geleistete übertraf, die rationalistische Lehre im N. T. wiederzufinden, — denn das A. T. gab man von vornherein preis, und fand grade ein Hauptverdienst Christi darin, die alttestamentliche Religion als eine falsche nachgewiesen und beseitigt zu haben.

Der Rationalismus wußte sich in der fast unbeschränkten Alleinherrschaft in der protestantischen Theologie so sicher und so wohl, glaubte so fest an die Unfehlbarkeit seiner Sätze, daß die anfangs vereinzelten, später immer entschiedener hervortretenden Stimmen, die für das Recht des evangelischen Bekenntnisses in die Schranken traten, als ein frevelhaftes Attentat gegen die Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts betrachtet und als nothwendig in Nichts zerfallend verhöhnt wurden. Aber während der Rationalismus seinen oft bis zum Fanatismus gesteigerten Groll gegen den „Mysticismus", „Pietismus", und wie diese Scheltnamen sonst noch heißen, freien Lauf ließ, und selbst die Staatsgewalten zum Schutz gegen das Umsichgreifen dieses Feindes aufzurufen begann, hatte er kaum gemerkt, daß noch ein ganz anderer Feind schon lange ihm zur Seite war, und ihm den Boden unterwühlte, — es war die neuere *pantheistische Philosophie* seit Fichte. Daß auf dem Boden der sich selbst wiedergegebenen Vernunft jemals ein anderes Gewächs aufsprießen könne als deistischer Rationalismus, das erschien diesem selbst als ein unmöglicher Gedanke, und doch mußte er das Unmögliche wirklich werden sehen.

Es ist gar seltsam anzusehen, mit welchem stummen Erstaunen der Rationalismus diesen Feind betrachtete, mit welcher Geistesschwäche er es bisweilen unternahm, gegen ihn eine vertheidigende oder angreifende Stellung einzunehmen. So lange die pantheistische Philosophie sich mehr in den höheren wissenschaftlichen Formen bewegte, verhielt sich indeß der Rationalismus im Allgemeinen ziemlich ruhig, und verschluckte die vornehme Geringschätzung, mit welcher er besonders von Hegel und seiner Schule behandelt wurde, mit großer Selbstüberwindung. Anders aber wurde die Sache, als diese Philosophie ihre unmittelbare Anwendung auf das geschichtliche Christenthum machte, die bisherigen Nebelhüllen der speculativen Phrasen abstreifte und klar und offen mit der Sprache herausging. Mit dem „Leben Jesu" von Dav. Strauß und dessen „Glaubenslehre" tritt ein Wendepunkt des Lebens und der Geltung des Rationalismus ein. Strauß hat unbestritten das Verdienst, alle die Masken und die Verkleidungen, mit welchen bisher der Rationalismus und die pantheistische Speculation die dem christlichen Bewußtsein widersprechenden Gedanken in christliche Formen kleidete, schonungslos abgerissen, den inneren Widerspruch und die große wissenschaftliche Schwäche des Rationalismus und der speculativen Vermittlungstheologie mit klarer Bestimmtheit nachgewiesen, und auch die zweideutige Haltung der Schleiermacherschen Theologie zu einer unzweideutigen Klarheit gebracht zu haben. Straußens Kritik ist keineswegs nur aus der Schule Hegels entsprungen; sie vereinigt vielmehr alle negativen Elemente der ganzen bisherigen theologischen und philosophischen Entwickelung, des alten Deismus, des eigentlichen, materialistischen Naturalismus, des Rationalismus, der pantheistischen Philosophie und der Schleiermacherschen Philosophie und Theologie, zu einem einigen, mächtigen Gesammtstrome, welcher alle durch frühere Vorsicht aufgeworfenen künstlichen Dämme durchbricht und das ganze Gebiet des christlichen Bewußtseins unter Wasser setzt, so daß nichts mehr zu sehen ist, als die wogende Fläche des reinen Naturalismus. Strauß beansprucht für seine Ergebnisse nicht mehr das Prädicat der Christlichkeit; er spricht es offen aus, daß dies alles das reine Gegentheil des Christlichen sei, und daß die Principien des Rationalismus im Grunde auch nichts anderes seien als ein solcher Gegensatz gegen das Christenthum.

Gegen diesen unerwarteten Angriff hatte der Rationalismus keine Waffen, und es gibt in der neueren Wissenschaft kaum etwas Kläglicheres, als die Weise, wie die rationalistische Theologie diese Angriffe abzuwehren suchte. Die Stellung des Rationalismus zu dieser neuen Gestaltung der Vernunftreligion kann nicht besser bezeichnet werden, als durch die Antwort, die mir in jener Zeit einer der theologischen Hauptvertreter des Rationalismus gab, als ich ihn nach dem Unterschiede des Rationalismus von der Strauß'schen Lehre fragte. „Unser Princip, sagte er, ist ganz dasselbe wie bei Strauß, auch die Richtung des Weges ist dieselbe; aber wir gehen auf diesem Wege nicht so weit als jener"; — und was soll uns bewegen, fragte ich,

auf halbem Wege stehen zu bleiben, wenn der Ausgangspunkt und die Richtung des Weges die richtigen sind? — „Die Religiosität, — antwortete er, — denn wenn wir weiter gingen, so kämen wir in die Umkehrung alles Christenthums, ja aller Religion, in den irreligiösen Pantheismus; darum dürfen wir nicht weiter vorwärts gehen." Diese Worte sind für die ganze Stellung des Rationalismus so klar und bezeichnend, daß wir zu ihnen nichts weiter hinzuzufügen nöthig haben.

Ein zweiter Grund der Niederlage des alten Rationalismus war Schleiermacher's Wirksamkeit. Was in Schleiermacher's philosophischen, wesentlich pantheistischen, an Spinoza sich anschließenden Gedanken von Einfluß auf die Theologie gewesen ist, das gehört zu der eben erwähnten Geistesströmung; und diese Elemente sind auch in die Gestaltung der Strauß'schen Lehre mit aufgenommen. Hier reden wir von seiner andern Seite, von der der christlichen Frömmigkeit. Als Theologe verfährt Schleiermacher durchaus nicht speculativ, nicht dialektisch, sondern empirisch und analytisch; er entwickelt die Anschauung und die innerliche geistliche Erfahrung einer vom Christenthum angeregten Persönlichkeit. Die Persönlichkeit in ihrer sittlich-religiösen eigenthümlichen Bestimmtheit ist der Ausgang, die Grundlage und der Mittelpunkt des ganzen Systems. Als Ausgang gilt ihm die christlich bestimmte Persönlichkeit des frommen Subjectes, die eben als Thatsache hingenommen und nun in ihrem Gesammtleben geschildert und auseinandergelegt wird; als Grundlage und Mittelpunkt gilt ihm die religiöse eigenthümliche Persönlichkeit Christi, die nicht als menschliche Persönlichkeit überhaupt, sondern grade in dieser ihrer bestimmten Eigenthümlichkeit, im Unterschiede von allen andern Persönlichkeiten aufgefaßt wird, allerdings in mehr religiös-poetischer als in streng geschichtlicher Weise. Diese seine hohe Achtung vor der Persönlichkeit und ihrem Rechte, und sein tiefes Verständniß derselben, steht in reinem Gegensatz gegen den Rationalismus, welchem die einzelnen Menschen eben nur Einzelwesen, gleichartige Exemplare des Begriffes Mensch, nicht wirklich sittliche Persönlichkeiten sind. Nicht die Auffassung der heiligen Schrift als Gottes Wort, am wenigsten die des alten Testaments, nicht die Auffassung der göttlichen Seite in Christo, nicht die des Werkes Christi und der Kirche trennen Schleiermacher wesentlich vom Rationalismus, — in der Lehre von Gott ist er selbst über bedenkliche, dem Pantheismus Raum gebende Zweideutigkeiten nicht hinausgekommen, — sondern allein die Auffassung von der Persönlichkeit Christi.

Es ist bei Schleiermacher allerdings nur der Menschensohn, nicht der Gottessohn, der ihm der Mittelpunkt der gesammten Religion ist; aber dieser Menschensohn wird in einer solchen Tiefe der Persönlichkeit erfaßt, und das Recht und die Bedeutung seiner persönlichen Eigenthümlichkeit im Unterschiede von allen andern Persönlichkeiten so hoch entwickelt, daß der Rationalismus ihm hierin nicht folgen kann. Der rationalistische Christus ist eben einfacher Mensch, nur durch höhere Tugend und Weisheit, also durch ein Mehr von andern mensch-

lichen Individuen verschieden, nicht durch das Wesen seiner Persönlichkeit; von dem Schleiermacher'schen Christus würden wir eben einfach sagen: eine solche Persönlichkeit konnte aus der sündlich entarteten Menschheit nicht erwachsen, während wir dies von dem rationalistischen Christus allerdings sagen können. Daher konnte Schleiermacher im Unterschiede vom Rationalismus, welcher das menschliche Subject in den Vordergrund stellt und zur Grundlage alles religiösen Lebens macht, den Glauben an Christi Person viel stärker betonen, zum Wesen und zur Grundlage des Christenthums machen, — obgleich ihm diese Person noch nicht als die des Menschgewordenen Gottes-Sohnes erschien. Den Rationalisten war Christus nur „ein glänzend und scheinend Licht", und sie wollten „eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Lichte" (Joh. 5, 35), — aber eben nur ein planetarisches Licht; — für Schleiermacher war Christus ein ureignes Sonnenlicht, — obgleich ihm freilich die ewige Sonne des persönlichen Gottes noch hinter den Wolken verborgen blieb und nur abgeblaßt durch sie hindurchschimmerte. Für den Rationalismus vereinigt sich aller Glanz der Menschheit in Christo, verschieden von dem Glanze der Gottheit; — für Schleiermacher vereinigt sich aller Glanz des göttlichen Lebens in Christo, — aber freilich eines Lebens, welches außer dieser glänzenden Offenbarung nicht ein ewiges persönliches Leben in sich selbst hat, oder doch zweifelhaft läßt. Diese eine Seite der Schleiermacher'schen Theologie, welche den einen, und sicherlich besten Theil seiner Schüler dem evangelischen Bewußtsein wieder zugeführt oder demselben doch näher gebracht hat, war eine wesentliche Ursache der Entwerthung des Rationalismus in seinem theologischen Ansehn.

Dazu trug noch ein dritter Umstand sehr viel, und für das Volksbewußtsein vielleicht das Meiste bei: der Versuch, ein selbständiges kirchliches Leben für sich zu gestalten, ohne die bisherige Anlehnung an die bestehende Kirche. Hatte früher der Rationalismus die ihm von Seiten einiger Vertreter des evangelischen Glaubens gemachte Zumuthung, sich von der evangelischen Kirche, mit deren Grundsätzen er in entschiedenem Widerspruch sei, zu trennen, mit einem allgemeinen Schrei der Entrüstung zurückgewiesen, über Fanatismus, Verfolgungssucht und Ketzergerichte sich ereifert, so kam er dennoch allmählich selbst zu der Einsicht, daß es ehrlicher und zu seiner eignen geschichtlichen Bewährung sogar nothwendig sei, außerhalb der Evangelischen Kirche, deren Bekenntnisse ihm ja in allen wesentlichen Punkten als Aberglaube und Widersinnigkeit erschienen, eine besondere kirchliche Gestaltung zu erringen; — und als das evangelische Bewußtsein in den Gemeinden wie in der Theologie immer lebendiger erwachte, da wurde es ihm immer unheimlicher in der Kirche, und er schritt daher nach dem Vorgange des geistesverwandten Joh. Ronge, dessen Auftreten von dem gesammten Rationalismus mit einem vielfach bis ans Kindische streifenden Enthusiasmus aufgenommen und gefeiert wurde, zu eigener Gemeindebildung.

Die Geschichte dieser Gemeinden, denen Gervinus bekanntlich eine welthistorische Aufgabe und Bedeutung zuschrieb, gehört zu den lehrreichsten Erscheinungen der neueren Kirchengeschichte. Keine von diesen Gemeinden ist auf dem rationalistischen Boden, auf dem sie zunächst sich gründete, stehen geblieben; ihre hauptsächlichsten Führer, unter ihnen auch Uhlich, sind in beschleunigtem „Fortschritt" aus dem alten Rationalismus in den nackten Atheismus, in die Verleugnung aller Religion, in die volle Vergötterung des Menschen und der sichtbaren Natur fortgegangen; — von wissenschaftlichen Früchten dieser Geschichte weiß ich nichts zu melden.*) — Die Evangelische Kirche kann mit Ruhe der weiteren Geschichte dieser Gemeinden entgegensehen; ob es nach den gemachten Erfahrungen auch ebenso der Staat kann, das haben wir nicht zu beantworten. Das aber hat die kurze, klägliche Geschichte dieser rationalistischen Gemeinden, — am kläglichsten da, wo sie am ungehemmtesten sich entfalten und kund machen konnten, — unzweideutig gezeigt, daß der Rationalismus sich nur so lange als kirchliche Macht halten kann, so lange er als ein Schmarotzergewächs auf dem festgegründeten Baume der alten Evangelischen Kirche sich einwurzelt und aus ihr seine Lebenssäfte saugt, — daß er sofort geistig und sittlich verkümmert und alles religiösen Inhalts ledig wird, sobald er auf eigenem Boden seine Wurzeln einzuschlagen versucht. Für die so hochgehenden Ansprüche des Rationalismus als einer die geistige Welt umbildenden Macht kann nichts niederschlagender sein, als der vollständige Banquerot, den er mit seinen kirchenbildenden Versuchen gemacht hat.

(Schluß folgt.)

---

*) Das reinste Bild dieser Bewegung, auch in Beziehung auf den Stand der geistigen Bildung, ist immer noch Joh. Ronge, der etwas schneller sich entwickelte, als der etwas schwerfälligere Uhlich. Ließ sich Ronge am ersten Jahresfeste seiner „Reformation" in einer Predigt über den Text: „Und es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes", — als den größten aller Reformatoren preisen, so finden wir ihn 1848 im Frankfurter Communisten-Club und als Demagogen vom reinsten Wasser. Hatte er 1846 ein besonderes Verdienst Christi in der Einsetzung der Taufe gefunden, — nämlich als Empfehlung der Reinlichkeit und der Heilkraft des kalten Wassers, so erklärt er jetzt die Taufe als der Gesundheit nachtheilig, und setzt an ihre Stelle das Bekränzen mit Blumen. Daß er sich vor wenig Tagen mit seltner Naivetät in Frankfurt a. O. öffentlich einen silbernen Lorbeerkranz aufsetzen ließ, das ist ein zur Vollendung des Bildes eben grade noch fehlender Zug.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1861. Sonnabend den 29. Juni. № 52.

Ueber die Gestaltung des Rationalismus in der neuesten Zeit.

(Schluß.)

Die naheliegende, auch von den freien Gemeinden selbst immerfort mit dem schweren Vorwurf der Feigheit aufgeworfene Frage, warum denn die zahlreichen Gesinnungsgenossen derselben nicht zu ihnen übertreten, sondern es vorziehen, in der vorhandenen Kirche zu bleiben, obgleich sie es zu ihrer Lebensaufgabe machen, dieselbe zu unterwühlen, löst sich durch das Bewußtsein dieser Thatsache. Wenn auch unzweifelhaft sehr Viele sich nur Anstands halber von den freien Gemeinden zurückhalten, weil sie da eben in eine Gesellschaft kommen, mit welcher sie denn doch nicht auf gleiche Linie gestellt sein möchten, so ist dennoch sicherlich bei den Meisten ein besserer Grund ihrer Zurückhaltung vorhanden; — es ist das Bewußtsein oder doch die Ahnung, daß der Rationalismus schlechterdings nicht die Fähigkeit habe, eine kirchliche Gemeinschaft zu bilden, daß dasjenige kirchliche Leben, welches er auch zu seinen Zwecken bedarf, nicht aus ihm, sondern aus dem im Volke noch lebendigen Bewußtsein der alten Evangelischen Kirche erwächst, — es ist ihre noch vorhandene Religiosität, welche sie ahnen läßt, daß sie in einer völlig rationalistisch gestalteten kirchlichen Gemeinschaft keine Befriedigung finden würden, es ist die unbewußte oder unfreiwillige Anerkennung des Geistes der Kraft und der Wahrheit in der Evangelischen Kirche, was sie abhält, das Band gänzlich zu lösen, welches sie noch mit dieser verbindet. Dieses, wenn auch noch so lockere Festhalten der entschiedensten Gegner der evangelischen Lehre an der Gemeinschaft mit der auf ihr Bekenntniß gegründeten Kirche ist ein glänzendes Zeugniß für die innere Lebenskraft dieser letzteren; — und eben darum, weil es eine, obgleich unbewußte oder nicht eingestandene Religiosität ist, welche jene ihren Principien nach der Kirche feindselig Gegenüberstehenden dennoch bei der äußerlichen Gemeinschaft der Kirche festhält, hat die Kirche nicht den Beruf, ihre Trennung von dieser Gemeinschaft zu fordern; sie trägt sie, nicht um der Kirche, sondern um dieser ihrer schwachen Glieder willen, — obgleich sie entschiedenes Zeugniß ablegen muß gegen ihre Verächter, und obgleich es sicherlich ein krankhafter Zustand ist, wenn dieselben als ihre Diener und Organe auftreten können.

Mit diesem wissenschaftlichen und kirchlichen Verdorren des alten Rationalismus ist aber die Geschichte des Rationalismus überhaupt, wenn man nicht mit Worten spielen will, nicht zu Ende; wenn sich die Kinder des Namens des Vaters schämen, so haben doch wir keinen Grund zu einer solchen Scheu. Die Erscheinungsform ist eine andere geworden, der Geist ist geblieben. Es frägt sich also, — worin der neue rationalistische Gegensatz gegen das evangelische Bewußtsein von dem älteren verschieden sei. — Der alte Rationalismus war etwa ein Menschenalter hindurch in so harmloser Einfachheit, daß sein Inhalt und sein Wesen sich sehr kurz und für die Gesammtheit desselben ziemlich gleich bezeichnen läßt; die „freisinnige" Theologie, — so nennt sie jetzt sich lieber, — der neueren Zeit ist nicht so einig in sich und nicht so einfach, und läßt sich weniger positiv als negativ unter einen Gesammtbegriff bringen. Es ist der Gegensatz gegen den evangelischen Glauben, der die verschiedenen Richtungen zusammenhält, das Protestiren gegen die heil. Schrift als Gottes Wort, und gegen die evangelischen Bekenntnißschriften als den treuen Ausdruck des Glaubensinhaltes der heil. Schrift. Daher nennen sie sich auch mit richtigem Tact nicht mehr evangelisch, sondern fast immer nur Protestanten, freilich in einem schlechterdings andern, ja in einem völlig entgegengesetzten Sinne, als in welchem die Evangelischen diesen Namen führten; — und bekanntlich nannten diese zunächst nicht selbst sich so, sondern wurden von den Gegnern so genannt; — und selbst Hase hat sich bewogen gefunden, seine „evangelische" Dogmatik nun in eine „evangelisch-protestantische" zu verwandeln. Die alten Protestanten protestirten gegen die menschliche Auctorität der Römischen Kirche, die neuen protestiren gegen die göttliche Auctorität der heil. Schrift und gegen alle Auctorität außer der natürlichen Vernunft jedes einzelnen Menschen selbst, und sie mißbrauchen gern, in völligem Widerspruch mit dem urkundlichen Wesen der Union, den Namen derselben zum Deckmantel ihres „Protestantismus." — Und weil sie nun eben die natürliche Vernunft, ungeachtet der einander schlechthin entgegengesetzten Aeußerungen derselben in den verschiedenen unevangelischen Parteien, über die heil. Schrift setzen, ohne für diese Vernunft eine geistliche Wiedergeburt durch den von Christo ausgehenden Geist zu fordern, so müssen wir sie allerdings sammt und sonders unter den Begriff des Rationalismus fassen, nur mit dem Vorbehalt, daß der ältere Rationalismus nur als ein Zweig, und zwar ein ziemlich dürrer, davon betrachtet werde.

Sollen wir den positiven Inhalt und Charakter dieses neuen Rationalismus angeben, so können wir bei den großen und an sich unvereinbaren Gegensätzen innerhalb desselben auch zunächst nur seine einzelnen Gestalten hinstellen. Die bunten Meinungen der hier vertretenen Auffassungen gestalten sich nur in dem Kaleidoskop des Kirchenhasses zu einer harmonischen Figur. Der alte Rationalismus hielt mit voller Entschiedenheit den Gedanken des persönlichen Gottes, der persönlichen Freiheit und der persönlichen Unsterblichkeit fest und verwarf mit Abscheu allen Pantheismus nicht bloß als unchristlich, sondern als völlig irreligiös. Die Sache hat sich geändert; seitdem das evangelische Glaubensbewußtsein mit höherer Kraft wieder aufgetreten ist, an dem Tage wurden Herodes und Pilatus Freunde mit einander, denn zuvor waren sie einander feind.

Auf der äußersten Linken dieses „freisinnigen Protestantismus" stehen die Vertreter des ordinären Pantheismus, die sich gern Schüler Hegels nennen, meist aber einfach auf Strauß sich stützen und auf Spinoza zurückführen, und sich von diesen beiden nur dadurch unterscheiden, daß sie sich protestantische Christen nennen, während jene beiden nicht den Anspruch erhoben, der christlichen oder gar der Evangelischen Kirche anzugehören. Diese Richtung hat mehr Vertreter, als es beim ersten Anblick scheint, vorausgesetzt, daß man sich durch die meist beliebte Umhüllung von zweideutigen Redensarten nicht täuschen läßt. Ihr Glaubensbekenntniß ist sehr kurz: — kein persönlicher Gott; keine persönliche Unsterblichkeit; der Mensch, nur auf das Diesseits angewiesen, ist das einzige denkende, vernünftige Wesen, und sein Bewußtsein von Gott ist Gottes Bewußtsein von sich; das Universum, in ewig kreisendem Wechsel lebend, ist Gott, und hat im Menschen seine höchste Entwickelungsform und seine Geistigkeit. — Es gehört allerdings eine dreiste Stirn dazu, diese Gedanken noch als protestantisches Christenthum zu bezeichnen, indeß ist dieses Erforderniß in unserer Zeit nicht eine seltene Eigenschaft. Auf der großen Schweizer Prediger-Conferenz in St. Gallen im August 1859, wo über 200 Theilnehmer waren, erklärten „freisinnige" Pfarrer, unter ihnen besonders Heinrich Lang, ein fleißiger und geschätzter Mitarbeiter der Berliner „Protestantischen Kirchenzeitung", das Christenthum sei völlig unabhängig von der Bibel, die Lehre von dem persönlichen Gott und von der persönlichen Unsterblichkeit des Menschen seien veraltete Dogmen und unzuläßig in dem Christenthum der Neuzeit, welches kein anderes Selbstbewußtsein Gottes kenne, als die Persönlichkeit und das Gottesbewußtsein des Menschen.

An diese schließen sich die Vertreter der äußersten Linken der Schleiermacherschen Schule, welche eben nur die eine, die philosophisch-pantheistische Seite ihres Meisters, wie dieselbe besonders in seinen jugendlichen „Reden über die Religion" dargestellt wird, hervorheben. Sie unterscheiden sich von den Vorigen meist nur darin, daß sie, hierin dem homiletischen Beispiel ihres Meisters, dem sie sonst sehr unähnlich sind, folgend, die christlichen Vorstellungen des volksthümlichen Bewußtseins mehr schonen und rhetorisch verwenden, und daß sie ihre eigentlichen Gedanken in zweideutige Redensarten hüllen.

Eine besondere Stellung nimmt neben diesen beiden erwähnten, einander wesentlich verwandten Richtungen, aber wissenschaftlich beide überragend, die Schule Baur's in Tübingen ein, die sich weniger auf den Lehrinhalt als auf die Geschichte des Christenthums richtet. Baur's umfassende, von hoher Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Gedankentiefe getragene und geistvoll behandelte Arbeiten sind die geschichtlichen Ausführungen der Hegelschen Philosophie in Beziehung auf das Christenthum; und darin, daß hier das Christenthum wesentlich als Geschichte erfaßt wird, unterscheidet sich diese Richtung sehr bestimmt von dem alten Rationalismus. Aber diese Geschichte ist nicht gegründet auf eine göttliche Geschichte, sondern von Anfang bis zu Ende eine rein menschliche; die Geschichte wird nicht in rein objectiver Weise durch einfache Erforschung der Quellen gefunden, sondern wird a priori construirt und die Wirklichkeit darnach gestaltet. Die Geschichte, insbesondere die des Christenthums, ist nichts als eine stetig fortschreitende Entwickelung Gottes zu immer höherem Bewußtsein von sich selbst, eine immer vollständigere Verwirklichung Gottes als Geistes; und da der Weltgeist in einem stetigen Proceß seines Werdens begriffen ist, niemals Rückschritte machen kann, so ist auch das Auftreten von geistig höheren Standpunkten immer nur nach den entsprechenden niedrigeren möglich; diejenigen neutestamentlichen Schriften also, die einen höheren Geist verrathen, als die Schriften der apostolischen Väter, müssen nothwendig später geschrieben sein als diese; die ersten Urkunden des Christenthums müssen nothwendig auch die beschränkteste Auffassung desselben enthalten haben. Da nun z. B. das Evangelium und die Briefe Johannis alle judaistische Beschränktheit abgestreift haben und eine viel höhere Auffassung zeigen als die wenigen als ächt anzunehmenden apostolischen Schriften, — die eben so ausgelegt werden, daß sie die allerbeschränkteste, möglichst unverständige Auffassung des Christenthums zeigen, — so können sie nicht vor der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts geschrieben sein, also nicht dem Apostel angehören. Man kann die Aufwendung von Scharfsinn und Phantasie nur bedauern, — ein Fall, in welchen man bei dem alten Rationalismus allerdings niemals kommt, — die sich in künstlichem Spiel mit der Geschichte ohne irgend ein gediegenes Ergebniß ergeht. Die Geschichte dieser Schule ist ihr eigenes Gericht; die Schüler des Meisters haben aus denselben Voraussetzungen fast jeder ganz andere Ergebnisse gefunden; und wer da sehen will, bis zu welchem Unsinn, den man lesen muß, um an seine Möglichkeit zu glauben, sich diese Schule verirren kann, der lese Volkmar's „Religion Jesu", für welches Werk derselbe zum Professor der Theol. in Zürich ernannt worden ist. *)

*) Das dem Ritter Bunsen gewidmete Buch: „Die Religion Jesu und ihre erste Entwickelung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft" (1857) — letzteres eine bekanntlich überall den Vertre-

An diese drei Gruppen schließt sich die verhältnißmäßig große Zahl derjenigen, welche über den vollkommenen Gegensatz zwischen Christenthum und Pantheismus entweder sich selbst nicht klar sind, oder für Andere nicht klar sein wollen und die pantheistische Weltanschauung in möglichst weitgreifender Weise mit christlichen Vorstellungen und Formen vermischen, den immanenten Gott in den Vordergrund stellen, und für den überweltlichen Gott nur das unfaßbare Grau der nebelhaften Phrase offen halten. Die Ansprüche auf neue, das bisherige Christenthum umbildende Bedeutung der betreffenden Schriften pflegt mit der Hohlheit der hochklingenden Redensarten zu steigen. In die Genossenschaft dieser Richtung gehört leider ein Mann, dessen frühere Wirksamkeit ihn hier nicht erwarten ließe, Bunsen, dessen Bibelwerk, mit ungemessenen Ansprüchen auftretend, die baldigste Enttäuschung derselben unmittelbar in sich trägt. Mit der Bibel kann man nun einmal nicht Propaganda für moderne pantheistische Anschauungen machen, selbst dann nicht, wenn man sie aus dem „Semitischen" ins „Japhetitische" übersetzt; und klüglicher handelt man sicherlich, wenn man bei solchen Bestrebungen die heil. Schrift lieber ganz aus dem Spiele läßt.

Die gesammten bisher erwähnten Richtungen sind allerdings von dem alten Rationalismus sehr verschieden. Der alte Rationalismus war wesentlich dualistisch; für ihn waren Gott und Christus nur Object, ein Jenseits, nur transcendent, Christus nur ein vergangener; — in den neuen Richtungen sind Gott und Christus wesentlich nur immanent; beide haben ihre Wirklichkeit nur in dem frommen Bewußtsein des Menschen. Jener hatte den geschichtlichen Christus, aber entleert von allem Göttlichen, diese haben nur den immerlebenden geistigen Christus, aber ohne seine geschichtliche Wirklichkeit, also nicht als lebendige Persönlichkeit, sondern nur als Idee, d. h. auf Deutsch: nur als Phrase. Die Anklage der Juden: „Wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetz muß er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht," erklärt sich der alte Rationalismus so: Wir haben auch ein Gesetz; und nach diesem Gesetz müßte er sterben, wenn er sich wirklich zu Gottes Sohn im Sinne der Kirche gemacht hätte, während er doch nur ein Mensch war; — der neue, vom Pantheismus getränkte Rationalismus sagt: Wir haben auch ein Gesetz; und nach diesem Gesetz hat er grade recht daran gethan, sich zu Gottes Sohn zu machen, eben darum, weil er ein Mensch war und das Wesen der Menschheit in seiner Wahrheit erfaßt hatte, nämlich daß Gott und Mensch an sich eins sind. Der alte Rationalismus sagt: In dem theologischen Princip, in dem Begriffe der Gotteslästerung hatten die Juden Recht; sie irrten nur in dem Factum, daß sie Christo einen solchen Ausspruch, der eine Gotteslästerung enthält, zuschrieben; — der neue Rationalismus sagt: In dem Factum hatten sie Recht, daß Christus sich für Gottes Sohn erklärte, sich als eins mit Gott wußte; aber

---

tern des Radicalismus eignende Redensart, — enthält Vorträge, die in Zürich vor einem Kreise „gebildeter Männer und Frauen" gehalten sind, und über Baur's Kritik hinaus die „absolute" Kritik darstellen sollen, während selbst Bruno Bauer nur auf halbem Wege stehen geblieben sei; der Verf. will damit die „wahrhaft orthodoxe Theologie der Evangelischen Kirche" begründen, die nicht mehr erschüttert werden kann, und erklärt, dadurch das Christenthum vor dem bisher so übermüthigen Unglauben und der nur negativen Kritik gerettet zu haben. Die Apostel, mit Ausnahme des Paulus, hielten das beschränkteste, ebionitische Judenchristenthum fest; Paulus galt allen übrigen Aposteln als ein Abtrünniger von dem Gott der Väter, als ein Gesetzesverderber, Zerstörer des Heils, mit dem Teufel im Bunde Stehender, und die Mildesten urtheilten: „Bruder Saulus, du rasest!" Aller Ingrimm der alten Apostel gegen Paulus vereinigt sich in der von dem Apostel Johannes geschriebenen Apokalypse, welche recht eigentlich als das Manifest der erwählten Jünger Christi gegen diesen Abtrünnigen zu betrachten ist. Johannes verwirft den Paulus schlechterdings aus der Zahl der Apostel, denn er kennt nur 12 Apostel (21, 14); er excommunicirt ihn aus der christlichen Kirche; er warnt die kleinasiatischen Gemeinden vor dem falschen Propheten, dem Gesetzes- und Israelsverderber, dem Lügner und Lügenapostel (2, 2), der ein Feind Israels ist wie Bileam (2, 14), der wie die verruchte Heidenpatronin Jezabel Israel verführt, vom Gott der Väter abzufallen und Götzenopfer zu essen (2, 20), — dem Lästerer, dessen Anhänger nicht Gottesverehrer, sondern Heiden und Satans Schule sind (2, 9; 3, 9); auch die Nicolaiten (2, 6) sind der Apostel Paulus, denn Nicolaiten bedeutet „Volksverderber". Die Tiefen der Gottheit rühmte sich Paulus erkannt zu haben (1 Cor. 2, 6—10); „ja die Tiefen des Satans kennt er, aber nicht die Tiefen Gottes", so „flucht und spottet" Johannes (2, 24). Während nun der Apostel Johannes den Paulus als den wahren Antichristen darstellt und dem Satan übergibt, ist das nach 160 geschriebene Evangelium des Johannes eine „geistvolle" Dichtung, das Evangelium der wahren Gnosis; der gnostische Verfasser nahm mit lobenswerther Schlauheit den Namen des Apostels an, um das ganz unverständige apostolische Christenthum zu stürzen und die neuen gnostischen Ideen an dessen Stelle zu setzen; und es ist ihm gelungen, denn die ganze spätere Kirche hat diese neuen Ideen für die ächte Lehre Jesu angenommen; und da eben dieser Gnosticismus etwas bei weitem Höheres ist als das apostolische Christenthum, so hatte der unbekannte Verfasser ein sittliches Recht zu dieser Erdichtung, die nur beschränkte und rohe Seelen Betrug nennen können; diese Erdichtung ist ja die höchste Wohlthat für die Menschheit und hat sie von dem durchaus bornirten apostolischen Christenthum befreit; sie ist also nicht bloß völlig harmlos, sondern hat auch ihr volles, ideales Recht; sie ist „ein Meisterwerk altchristlicher Dichtung, ein großartiges, einziges Evangelium, ein Juwel, so rein und hell und unschätzbar wie der köstlichste Rubin; es hat sich darin alles Große und Schöne, was in den früheren [gleichfalls erdichteten] Evangelien lag, zu einer einigen strahlenden Gestalt zusammengefaßt"; „es ist alles neu in diesem Evangelium." — Vielleicht gelingt es den Fortschritten der „Wissenschaft" noch, diesen bis jetzt unbekannten geistvollen Wohlthäter der Menschheit, der das apostolische Christenthum durch eine ganz andere Religion verdrängt hat, zu entdecken.

sie irrten in dem Princip, in dem Begriff; denn was sie Gotteslästerung nannten, das ist grade das wahre Wesen der Menschheit. Jener sagt: Die Kirche hat den schwersten Irrthum begangen, indem sie Christum im Sinne jener Anklage für Gottes Sohn erklärte, weil sie ihn dadurch über das Menschliche erhob; — dieser sagt: die Kirche hatte vollkommen Recht, Christum zum Gottes-Sohn zu machen; sie hatte nur darin Unrecht, daß sie eben darin Christum von den andern Menschen unterschied, die andern von jenem Prädicat schlechthin ausschloß. Der alte Rationalismus erkannte in Gott zwar die Persönlichkeit an, aber nicht den innern Wesensunterschied, hatte die Persönlichkeit nur als Individualität; der neue Rationalismus erkennt in Gott zwar einen innern Wesensunterschied, spricht sehr viel von der Trinität, giebt aber dafür die Persönlichkeit preis. — Von der alten, mittelalterlichen Mystik unterscheidet sich diese neuere Richtung sehr wesentlich; das mystische Element ist in dieser letztern nicht ein frommes, sondern ein unfrommes, weist nicht auf den persönlichen Gott, sondern nur auf das Universum. Die alte Mystik sagte: Der Mensch ist nur, insofern er in Gott ist; — der neue Pantheismus sagt: Gott ist nur, insofern er im Menschen ist; der alte Rationalismus dagegen sagte: Gott und Mensch sind nur, insofern beide schlechthin von einander geschieden sind, und von einander geschieden bleiben, auch in der Person Christi. — Der neue pantheistische Rationalismus hat zwar nicht mehr Verständniß, aber mehr Interesse als der alte Rationalismus für diejenige Seiten der christlichen Lehre, welche das Einwohnen und Wirken Gottes in Christo und in den Menschen betreffen; der alte Rationalismus hatte mehr Sinn und Interesse für die ethischen Seiten des Christenthums, welche durch die Voraussetzung der Selbständigkeit und Willensfreiheit des Menschen bedingt sind, — freilich auch nur in der allerbeschränktesten Auffassung.

Entsprechend der späteren Entwickelung des geistig bedeuteren Theils der Philosophie *nach* Hegel, die immer entschiedener zu der vollen Geltung der Persönlichkeit bei Gott wie bei den Menschen fortschritt oder zurückkehrte, hat auch ein Theil der liberalen Theologie, auch wo sie anfangs mehr pantheistischen Charakter hatte, den Gedanken der Persönlichkeit Gottes und der persönlichen Unsterblichkeit wieder mit größerer Kraft aufgenommen und sich darin dem älteren Rationalismus wieder genähert, von dem sich diese als „*speculativer Theismus*“ auftretende Richtung oft nur durch eine größere Feinheit der Gedanken und gereiftere Bildung überhaupt, und dadurch, daß sie möglichst viel von der neueren Philosophie aufnimmt, unterscheidet. Diese unter allen am stärksten vertretene Richtung faßt aber eine Vielheit von Schattirungen in sich, indem die Einen sich mehr an die Hegelsche Philosophie und ihre Ausläufer, Andere mehr an Schleiermacher sich anlehnen, von denen letztere gewissermassen das Centrum von dessen Schule bilden, Andere den schwierigen Versuch machen, die Standpunkte beider mit einander zu verschmelzen,*) und wieder Andere sich mehr dem alten Rationalismus nähern. In das Bereich dieser theistischen oder neu-rationalistischen Richtung im engeren Sinne gehört unter Andern auch Chr. H. *Weiße*, welcher nach mehrfacher Aenderung seiner Auffassungen sich jetzt von der Protestantischen Kirchenzeitung losgesagt hat. Ferner *Hase* in Jena, vielleicht der geschickteste Vertreter dieser Richtung. Von Schleiermacher vieles aufnehmend, ohne sein eigentlicher Schüler zu sein, hat er im Unterschiede von dem alten Rationalismus für die kirchliche Lehre wenigstens ein tieferes Verständniß und größere Anerkennung ihrer inneren Folgerichtigkeit; aber seine eigenen Auffassungen, in feiner, gedankenreicher, einnehmender Darstellung, unterscheiden sich von dem Rationalismus doch nur unwesentlich, und setzen höchstens *ästhetische* Anerkennung der tieferen christlichen Gedanken an die Stelle der rohen und plumpen Beseitigung derselben im alten Rationalismus. Was über die ästhetische Seite der biblisch-kirchlichen Lehre hinaus liegt, das eigentliche göttliche Mysterium in allem göttlichen Heilswalten, ist ihm unverständlich und verschlossen. Das Göttliche im Christenthum und in Christo ist ihm nicht ein wirkliches inneres Walten und Einwohnen des Göttlichen, sondern nur ein in bunten Farben spielender Anhauch göttlichen Wirkens; auch in der Kirchengeschichte sieht er überall nur das menschliche, nicht das göttliche Element. Seine eigentliche Auffassung der christlichen Lehre läßt übrigens Hase, auch im Gebiete des Dogmatischen mehr dem Geschichtlichen zugewandt, oft mehr errathen, als daß er sie bestimmt ausspräche; und der Schein größerer Achtung vor dem evangelischen Glauben wird sehr vermindert durch den Zug einer vornehmen Ironie, der durch alle seine Darstellungen hindurch geht. Daß Hase es nicht unter seiner Würde hält, der immer tiefer sinkenden Protestantischen Kirchenzeitung auch seinen Namen zu leihen, werden Manche für eine schwer erklärliche Selbstverleugnung halten; bestimmt ist es ein Beweis, auf welch abschüssigem Boden sich seine Theologie bewegt. *De Wette*, nur stark in klarer, compendiarischer Darstellung des geschichtlichen und exegetischen Stoffes, aber schwach in dem eigenen, positiven Lehrgehalt, setzt dieses Positive auch mehr in ästhetische als in religiöse Anerkennung des christlichen Glaubensbewußtseins, und steht in allem Wesentlichen auf dem altrationalistischen Standpunkt.

Eine durchaus originale Stellung und eine für eine neue Aera der Theologie bahnbrechende Geltung glaubt ein in neuester Zeit sehr viel redender Theologe beanspruchen zu dürfen, den

*) Hierher gehört theilweise auch R. *Rothe*, aber seine durchaus subjectivistische Speculation, die vielfach mehr dem Gebiet der Phantasie als der strengen Dialektik angehört, ist trotz ihrer in vieler Beziehung dem kirchlichen Radicalismus willkommenen, höchst bedenklichen Abirrungen von der evangelisch-kirchlichen Lehre dennoch andrerseits von dem eigentlichen Rationalismus so sehr verschieden, ihm vielfach gradezu entgegengesetzt, so stark mit theosophisch-mystischen Elementen versetzt, daß wir ihn von der Reihe der übrigen hier zu erwähnenden Theologen ausschließen müssen.

wir nichtsdestoweniger hier einreihen müssen, obgleich er in mancher Beziehung dem eigentlichen Rationalismus ferner steht als die zuletzt Erwähnten, Dan. Schenkel in Heidelberg. Mit Entschiedenheit sich gegen allen Pantheismus, wie gegen den alten Rationalismus erklärend, die allgemeine Erlösungsbedürftigkeit anerkennend, meint er dennoch die gesammte kirchliche Dogmatik einer durchgreifenden Revision und Reform unterziehen zu müssen, und für dieses klingend angekündigte Unternehmen auch eine ganz neue Grundlage gefunden zu haben. Während die älteren kirchlichen Theologen das religiös-sittliche Leben entschieden als eine Thätigkeit der Vernunft, und diese als das die göttliche Offenbarung aufnehmende Organ auffaßten, — nur eben das christlich-religiöse Leben nicht als eine Thätigkeit der natürlichen, sondern der geistlich wiedergebornen Vernunft, — und das Gewissen als eine besondere Seite des Vernunftlebens, — erklärt Schenkel, die Vernunft sei durchaus nicht das religiöse Organ, die Religion keine Vernunftthätigkeit, denn die Vernunft habe es nur mit den endlichen Dingen zu thun und sei ganz und gar kein religiöses Vermögen, — das religiös-sittliche Central-Organ sei vielmehr das von der Vernunft gänzlich verschiedene, ein besonderes Vermögen des menschlichen Geistes ausmachende Gewissen, in welchem mit dem Selbstbewußtsein unmittelbar zugleich auch das Gottesbewußtsein mit gesetzt sei. Das Gewissen ist der sichere Führer zu aller religiösen Wahrheit, nicht bloß als ein formales Princip, nicht bloß als ein Maaßstab, an welchem die anderswo entsprungenen religiösen Gedanken und Vorstellungen zu prüfen wären, sondern es enthält selbst den religiösen und sittlichen Inhalt in allem Wesentlichen. Kein Lehrsatz kann für das christliche Bewußtsein Geltung haben, der sich nicht zurückführen läßt auf eine Aussage des Gewissens; und heil. Schrift und Gewissen werden nun immerfort als Auctoritäten grade so neben einander gestellt, wie in der römischen Kirche die Schrift und die Tradition. Schenkel glaubt mit dieser Zurückstellung der Vernunft hinter das Gewissen allen Rationalismns zurückgewiesen zu haben, während es nichts als eine völlig grundlose Namensänderung ist; denn was er Vernunft nennt, das nennt man sonst im allgemeinen Sprachgebrauch Verstand, und was er Gewissen nennt, das nennt man eben sonst Vernunft. Daß das Gewissen durch die Sünde getrübt werden könne, giebt Schenkel zu, macht aber nichtsdestoweniger nicht die heil. Schrift zur Richterin über das Gewissen, sondern das Gewissen zur Richterin über die heil. Schrift. Es versteht sich ihm zwar von selbst, „daß nicht etwa bloß das Gewissen des Darstellers, sondern das der christlichen Gesammtheit, und nicht bloß das der gegenwärtig lebenden, sondern der Christen aller Zeiten hierbei maaßgebend sein muß" (Dogm I. S. 214). Fragen wir nun, von dieser Abweisung alles einseitigen Subjectivismus, die an die Traditionsregel des Vincentius Lerinesis erinnert, überrascht, welches denn das Organ sei, durch welches sich uns dieses Gesammtgewissen der Christenheit kund giebt, so werden wir sofort noch mehr überrascht, wenn Schenkel unmittelbar fortfährt: „Irgend einmal muß, was in der Dogmatik gegenwärtig als Wahrheit des Heils gelehrt wird, in einem Gewissen unmittelbar eine religiöse und sittliche Thatsache gewesen sein." Man möge uns irgend einen Unsinn nennen, der nicht „irgend einmal" von einem geistig verschrobenen Menschen als eine Thatsache seines „Gewissens" betrachtet worden wäre. Dem subjectiven Gewissen wird also dann doch wohl die Auswahl bleiben unter all diesen Thatsachen, die „irgend einmal" in irgend einem Gewissen gewesen sind. Jedenfalls kümmert sich der Verfasser in der Ausführung nicht im Mindesten mehr um jene ganz ungemessene Beschränkung des subjectiven Gewissens, sondern wirft ganz unbefangen alles das aus dem Bereich der christlichen Lehre hinaus, wovon er in seinem subjectiven Gewissen keine Aussage vorfindet, mag es auch noch so bestimmt von Christo und den Aposteln gelehrt sein, und betrachtet alle diejenigen, die daran festzuhalten wagen, als geistig beschränkte, durch Scholastik u. dgl. befangene Menschen.*) In der „herkömmlichen" Dogmatik findet

*) So findet er z. B. in seinem Gewissen keine Aussage in Betreff der Engel (II. 632), am wenigsten aber über das Dasein von bösen Engeln (II. 259 ff.); folglich kann es auch keinen Lehrsatz davon geben. Nun lehrt die heilige Schrift allerdings sehr viel von dem Dasein und Wirken der bösen Engel, aber das sind eben beschränkte Volksmeinungen, an welche selbst Christus herablassend sich anschloß (II. 274 ff.); wollte man noch länger diese Lehre festhalten, so müßte man auch nothwendig wieder Scheiterhaufen errichten und die Hexen verbrennen (II. 293). Daß der Tod die Frucht der Sünde sei, davon gibt es weder eine Aussage des Gewissens, noch eine Bestätigung im Worte Gottes; ohne Sünde würde der Tod eben, wie es jetzt auch oft noch vorkommt, ein sanftes Hinüberschlummern gewesen sein (II. 450), — so daß also jedenfalls oft die ruchlosesten Sünder diesen „Fluch" der Sünde nicht erfahren, sondern wie der vollkommen sündenreine Mensch „hinüberschlummern." Die Trinität faßt Schenkel völlig modalistisch als einen bloß zeitlichen Unterschied der göttlichen Offenbarungsweisen in der Welt, denn für einen ewigen Unterschied in dem Wesen Gottes selbst giebt es wieder keine Aussage des Gewissens; die kirchliche Lehre sei offenbarer Tritheismus. Natürlich kann hiernach auch der Gedanke von der göttlichen Natur in Christo nicht zu seinem Rechte kommen. Nicht der ewige Gottes-Sohn ist Mensch geworden, sondern die einige Gottheit selbst ist mit dem von Ewigkeit erwählten Menschen Jesus in eine enge Verbindung getreten, also daß Jesu Selbstbewußtsein schlechthin von Gott bestimmt und durch das Weltbewußtsein nicht getrübt war (II. 738). Dabei nimmt Schenkel das hohe Verdienst in Anspruch, die wahre

er überall nur Verwirrung, Unklarheit, Widersprüche, Scholastik u. dgl., und sich selbst berufen, endlich Klarheit in dieses Gewirre zu bringen. Die eigenen Leistungen ragen aber in Wahrheit durch nichts anderes hervor, als durch den Ton eines selbst in unserer Zeit ganz ungewöhnlichen Selbstgefühls. Die vornehme Geringschätzung der Leistungen anderer, besonders der früheren Theologen wird nur übertroffen durch die Schätzung der eigenen Errungenschaften. Dasjenige aber, was bei Schenkel im Unterschiede von dem alten Rationalismus den Schein größerer Anerkennung evangelischer Lehrsätze hat, ist meist in so vieldeutige Redeweisen gehüllt, daß der alte Rationalismus wenigstens den Vorzug einfacherer Klarheit hat.

Alle diese neueren „liberalen" Theologen lehnen die Zusammengehörigkeit mit dem älteren Rationalismus, über dessen Gedankenarmuth und Flachheit sie fast immer mit Verachtung reden, entschieden ab; viele wissen einzelnen kirchlichen Lehren mehr Geschmack und Interesse abzugewinnen, finden mehr Geist und Gedankentiefe in ihnen, aber in dem Grundcharakter sind

---

Menschheit Christi gegen die kirchliche Lehre gerettet zu haben, denn, — dies wird die Dogmenhistoriker interessiren, — nach der kirchlichen Lehre hat der ewige Logos keineswegs die vollständige menschliche Natur angenommen; „was der Logos von Seite des menschlichen Factors an sich nimmt, gehört nicht etwa der geistigen, sondern ausschließlich der organischen Sphäre des Menschen an"; die göttliche Person hat „sich nur in menschlich Fleisch und Blut gehüllt, etwa so wie die Majestät eines Königs sich vorübergehend in den Mantel eines Bettlers hüllt" (II. 659), — so daß die kirchliche Lehre offenbar mit dem Apollinarismus zusammenfällt. Ueber die menschliche Geburt Jesu werden viele schönklingende, mannigfach sich windende Redensarten gemacht; es erscheint als eine „Forderung des Gewissens", daß der Erlöser sein Personleben nicht mit einer sündhaften Naturbestimmtheit angefangen habe; jedoch erfahren wir, daß Christi „Empfängniß und Geburt derjenigen jedes andern Menschen gleichartig gewesen" sein müsse (II. 657), daß die heilige Schrift „über die Art der Entstehung des Personlebens Christi eigentlich nichts lehrt"; Christus habe der allgemein verbreiteten Annahme, daß er der Sohn Josephs sei, „niemals gradezu widersprochen, noch weniger haben die Apostel seine Gottessohnschaft und messianische Würde aus seiner übernatürlichen Empfängniß hergeleitet." Das ist verständlich genug. — Christi Auferstehung war eigentlich keine wirkliche Auferstehung, denn die leibliche Hülle, in welcher Christi Geist nachher fortlebte, war dem irdischen Leibe nur „einigermaßen verwandt", aber ein anderer, neu angenommener (II. 764. 1200). Christus besitzt fortan zwar in verklärter Menschheit die volle Herrlichkeit eines „Hauptes der Menschheit, ist aber weder allmächtig, noch allgegenwärtig, ist vielmehr völlig von der Erde geschieden, lebt im räumlichen Centrum des Weltalls, um „den Vater im Mittelpunkte der Welt zu verherrlichen"; und seine Gemeinschaft mit seiner irdischen Gemeinde geschieht nur durch die Kraft des heiligen Geistes, indem Christus kraft seiner Gemeinschaft mit Gott die Offenbarung desselben als in der Menschheit wirkenden heiligen Geistes veranlaßt (II. 786 ff.).

sie doch mit jenem einverstanden. Sie sehen in der Geschichte des Christenthums überall nur das Natürliche, Menschliche, nicht auch das übermenschliche, übernatürliche Heilswalten Gottes. Die heil. Schrift stellen sie fast alle noch niedriger als der alte Rationalismus; denn während dieser allen Ernstes der Meinung war, die neutestamentl. Lehre, wenigstens die Lehre Jesu, sei völlig einerlei mit der rationalistischen, geben sich die neuen Rationalisten meist gar nicht erst die Mühe, eine solche Uebereinstimmung nachzuweisen; ja sie zeigen oft ein deutliches Wohlgefallen daran, die neutestamentlichen Gedanken so beschränkt und unverständig, als irgend möglich, darzustellen; je kleiner der Geist der Apostel, um so glänzender tritt die eigene Größe hervor. Es kommt den meisten der liberalen Theologen nicht mehr darauf an, was die heil. Schrift lehrt, sondern nur darauf, was der Zeitgeist verlangt. Und daran schließt sich noch ein anderer, sehr wesentlicher Unterschied des neuen Rationalismus von dem älteren, nämlich auf dem sittlichen Gebiet.

Der alte Rationalismus, von Kant geschult, zeigte in sittlicher Beziehung zwar keine hohe Erhebung, aber einen anzuerkennenden Ernst, und die besseren rationalistischen Geistlichen hielten sehr viel auf sittliche Zucht in den Gemeinden, und sie sahen darin sogar ihre höchste Aufgabe. Der neue Rationalismus, der Gunst der großen Menge bedürfend, ist auch hierin vollständig in die Strömungen des Zeitgeistes eingetreten; und das Gelüste dieses Zeitgeistes geht nicht auf Zucht, sondern auf Zuchtlosigkeit. Der Gedanke der Kirchenzucht gehört der „freisinnigen" Theologie der neueren Zeit schlechterdings nur zu den mittelalterlichen Erinnerungen, welche so schnell als möglich und vollständig über Bord geworfen werden müssen. Die Schranken, welche nicht bloß die kirchliche, sondern auch die gesellschaftliche Sittlichkeit im Interesse der öffentlichen Ehrbarkeit zwischen sittlich bescholtenen und unbescholtenen Personen aufgerichtet hat, werden von diesen Theologen, im Wetteifer mit dem politischen Zeitungs-Liberalismus, mit Haß und Hohn niedergerissen. Freisinnigkeit auch in sittlicher Beziehung, d. h. Zurückhaltung aller kirchlichen Rüge gegen öffentliche Aergernisse, bereitwillige Weihung auch der schandbarsten Ehebündnisse, preisende Lobreden auf Selbstmörder und notorische Sittlichkeits- und Religionsverächter gehören mit zu den hervorstechendsten Charakterzeichen dieser liberalen Richtung. Mit Aufgebung aller Kirchenzucht wird der Kirche nur die Aufgabe gestellt, alle irgendwie gewünschten kirchlichen Weihen und Handlungen auf Bestellung handwerksmäßig zu vollziehen. So tief herabgewürdigt hat sich in sittlicher Beziehung noch keine kirchliche Partei in der neueren christlichen Geschichte; und die unkirchliche Welt selbst hat dafür wohl äußerliches Lob, aber keine Achtung vor dieser feilen Wegwerfung der kirchlichen Organe an die niedrigsten Zeitinteressen. Es giebt ehrenhafte Ausnahmen; aber es sind eben Ausnahmen.

Diese charakterlose Nachgiebigkeit gegen die sittlichen Ansichten des großen Haufens hängt mit einem andern Unterschiede des neuen Rationalismus von dem älteren zusammen.

Der alte Rationalismus trug trotz seiner Geistesarmuth einen etwas vornehmen Charakter, trat von vornherein mit dem Anspruch auf, das noch unaufgeklärte Volk zu bevormunden und zur Mündigkeit erst zu erziehen. Von dem Gebrauch der heiligen Schrift sprach er oft ganz so, wie die römische Kirche; die Bibel sei nur für die Männer der Wissenschaft verständlich, das Volk bedürfe, um sie zu verstehen, der Leitung der Gelehrten; und der Ton, in welchem die rationalistische Geistlichkeit gegen die schlichte Frömmigkeit des Volkes sprach, klang oft gar sehr an hierarchischen Priesterton an. Der neuere Rationalismus aber findet ein durch die Wirksamkeit des alten Rationalismus schon mehr herabgekommenes, oder wie sie es nennen, „aufgeklärteres" Geschlecht vor, und appellirt daher in Glaubens- und Sittlichkeitsfragen sehr gern an die Massen; und während die altrationalistischen Geistlichen auch nicht entfernt daran dachten, sich von ihren Gemeinden belehren lassen zu wollen, sie vielmehr meist wie unmündige Kinder behandelten, die noch gar nicht im Stande wären, dem hohen Gedankenflug ihrer Führer zu folgen, ist es jetzt zu einer beliebten Auffassung geworden, daß der Geistliche nichts sein solle, als das sprechende Organ des jedesmaligen Bewußtseins der Gemeinde. Wie sich dies in der Praxis gestaltet, darüber wissen die nicht eben beneidenswerthen „Sprecher" der freien Gemeinden interessante Auskunft zu geben. *)

Fassen wir das Ergebniß des Ganzen zusammen. Der ältere durch drei Jahrzehnte herrschende Rationalismus sammelte die früheren, verschieden gefärbten Strahlen des naturalistischen Geistes in einen einigen, weißen Lichtstrom; die pantheistische Philosophie, besonders durch Strauß, — Schleiermacher und die Gestaltung der freien Gemeinden bilden, so zu sagen, die drei Seiten eines Prisma's, in denen dieser Lichtstrom wieder in seine sieben Farben gebrochen wurde, also daß fortan, seit den Vierziger-Jahren die rationalistische Lichtwelt nur noch in einer bunten Reihe von verschiedenfarbigen Strahlen besteht, die freilich nicht als der Gnadenbogen am Himmel der christlichen Kirche prangen, wohl aber daran erinnern, daß dunkle Wolken an diesem Himmel stehen, und ihnen gegenüber die leuchtende Sonne des evangelischen Glaubens. Wo sich der Rationalismus zur Einheit zusammenzuraffen und zu wirklicher Gestaltung zu bringen versucht hat, da hat sich der positive Inhalt alsbald vollständig aufgelöst, und nur noch das Bekenntniß als das der Gemeinde übrig behalten: „Wir wissen nicht, was wir glauben, und wissen nicht, ob wir glauben."

Wir haben jetzt nicht mehr, wie früher, mit einem Geiste der naturalistischen Entartung des Christenthums zu kämpfen, sondern mit einer Vielheit von unevangelischen Geistern, die

*) Wie sich die „Gewissens- und Lehrfreiheit", — um welcherwillen ja die Lossagung von der „alten" Kirche stattfindet, in den „freien" Gemeinden gestaltet, davon giebt eine der ersten Synoden der christkatholischen Gemeinde in Schlesien, welcher der Verfasser als Zuhörer beiwohnte, Auskunft. Einer der Geistlichen wurde angeklagt, daß er neulich einmal „ganz orthodox" gepredigt habe. Dem allgemeinen Unwillen über dieses Vergehen gab der einstimmig angenommene Beschluß Ausdruck: daß fortan jeder zu berufende Geistliche vor seiner Anstellung sich schriftlich verpflichten müsse, immer nur freisinnig, im Sinne der Gemeinde, und niemals orthodox zu predigen. Dann habe man wenigstens etwas, so begründete es Nees van Esenbeck als Präsident, woran man sich halten könne, um gegen einen Uebertreter sofort einschreiten zu können. Dies Spiel wird von unsern „Freisinnigen" in Staat und Kirche in den verschiedenartigsten Formen alle Tage aufgeführt. Freiheit für alles Widerchristliche und Widersittliche, unduldsamer Haß und wo möglich Unterdrückung gegen alles Christliche.

nur so lange eins sind, als es dem Kampf gegen den evangelischen Glauben gilt, aber sofort uneins werden, sobald es einer selbständigen Gestaltung des eigenen Lebens gilt; und obgleich im Vergleich mit der Dürftigkeit des alten Rationalismus die wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete des neueren Rationalismus bedeutender sind, und mehr Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geist aufgeboten wird als bei jenem, so ist dennoch seine innere Kraft schwächer geworden, sowohl darum, weil ihm eine bei weitem höher gestiegene Kraft des evangelischen Bewußtseins und der evangelischen Wissenschaft gegenübertritt, als auch darum, weil er in sich uneins, und durch die thatsächliche Erfahrung seiner völligen Untüchtigkeit zur Kirchenbildung in seinem Selbstgefühl gebrochen ist.

Der Rationalismus, in seiner Blüthezeit getragen von der gleichgesinnten Bureaukratie des Staats, und darum selbst entschieden eingenommen für eine möglichst tiefgreifende Bevormundung des Volkes durch den „aufgeklärten" Absolutismus, hat in neuerer Zeit überwiegend in dem politischen Liberalismus seinen Bundesgenossen gesucht und gefunden; die gesammte Demokratie huldiget ihm, — wenn nicht dem Atheismus; — denn sie weiß, daß dies sei Bein von ihren Beinen und Fleisch von ihrem Fleisch. Ob der theologische Liberalismus durch diese Freundschaft für seine Zwecke viel gewinnen werde, das wird denen nicht zweifelhaft sein, die da wissen, daß Treue gegen die von Gott ausgehenden Ordnungen in Kirche und Staat, und Unterwerfung unter Gottes Wort und Willen, ob sie auch vielfach angefochten würden, doch endlich gewinnen und den Sieg behalten.

Die Proselyten der Römischen Kirche, von Friedr. Carl v. Moser.

(Aus dessen patriotischem Archiv Bd. 7. 1787.)

Wenn wir Protestanten von Einem hören, der zur Römischen Kirche getreten, so setzen wir gemeiniglich voraus, daß er von dem evangelischen Lehrbegriff so unterrichtet sei, als man es ungefähr von einem Professor oder doch dem Pfarrer des Orts erwarten kann, man verwundert sich also und ärgert sich um so mehr darüber, daß ein solcher Mensch von der erkannten Wahrheit ab- und zum Irrthum sich wenden möge. Grade dies aber ist Irrthum, daß man eine gründliche, zusammenhangende, überdachte, geprüfte Erkenntniß der evangelischen Wahrheit unterstellt, denn bei vielen, bei gar vielen, findet sich das gerade Gegentheil, und Unwissenheit ist bei sehr vielen die Ursache ihres Schritts, sie verleugnen eine Religion, die sie nie hatten, noch kannten, oder höchstens nur buchstäblich hatten und wenig kannten, und wählen sich erst eine, die ihnen erstmals ans Herz gelegt wird. Ich habe diese Bemerkung von zwei Männern abstrahirt, deren Freundschaft mir ewig theuer und ihr Andenken unvergeßlich ehrwürdig bleiben wird. Der eine war der Kaiserliche Geheime und Staats-Rath, Freiherr von Binder, der Zeigefinger an der rechten Hand des Fürsten Kaunitz; der andere der Kaiserliche Obrist und Kabinets-Sekretair, Freiherr von Röder. Beide waren von der Evangelischen Kirche, worin sie geboren und erzogen waren, zur Katholischen (nicht Römischen) übergetreten und zierten ihr Bekenntniß mit unsträflichem Leben und Wandel. Beide erzählten mir in dem mit ihnen gehabten vertrauten Umgang die Geschichte ihrer sogenannten Bekehrung. In der frühesten Jugend hatten sie den Katechismus so auswendig gelernt, wie es zu ihrer Zeit gewöhnlich war, und, ins Ganze zu sagen, bei dem Jugendunterricht in der Protestantischen Kirche leider! noch ist, ohne Sinn und Verstand, wozu diese Jahre nicht einmal hinreichen, noch mehr also ohne Theilnehmung des Herzens, sie wurden darauf confirmirt und so in die weite Welt hinaus geschickt, da sie dann lebten, wie die meisten andern. Baron Binder fiel zu Paris in eine tödtliche Krankheit und Baron Röder wurde mit sieben tödtlich scheinenden Wunden vom Schlachtfeld in Böhmen weggetragen. In dieser zum Besinnen

und Nachdenken über sich selbst so bequemen Zwischenzeit zwischen Leben und Tod wurde das Gewissen über ihr bisheriges Leben wacker und schmachtete nach Ruhe und Entsündigung vor Gott. Die wenige buchstäbliche todte Erkenntniß von ihren Kinderjahren war längst verwischt und vergessen, sie hießen nur noch Evangelisch, das ist, sie hatten Eltern, die sie aber nie gekannt haben. Sie hatten das Glück, in Hände von zwei dem Namen nach katholischen, aber mit evangelischem Geist gesalbten, Geistlichen zu kommen, die sie in ihrer Krankheit besuchten, vor ihr Herz traten und sie weder auf ihre eigene guten Werke, mit denen es ohnehin schlecht bestellt war, noch auf Verdienste und Fürbitte von Heiligen, sondern gerade auf Jesum, den Sündentilger und Sünderfreund, wiesen, bei dem sie mit Thränen Gnade suchten und fanden. Nichts war natürlicher, nichts dem ganzen Gang des menschlichen Geistes gemäßer, als daß sie mit dankbarer Sehnsucht der Gemeinschaft derjenige Kirchen beitraten, der sie zuerst Ruhe für ihre Seele zu verdanken hatten. — Wer diese beiden trefflichen Männer gekannt hat, mußte sie ehren und lieben, und da Beide in der Ewigkeit, Beide kinderlos gestorben sind, mithin kein Verdacht von Schmeichelei dies Zeugniß beflecken kann, so mache ich mir zur Freude, sie namentlich zu nennen, da noch allzuviele leben, welche die Wahrheit dieser Erzählung und Schilderung bestätigen können. — O wie zeichneten sich diese zwei würdigen Männer gegen die verachtungswürdigen und wirklich verachteten Menschen aus, welche zur Zeit der guten frommen Kaiserin in Wien herumliefen, die ihren angeblichen Glauben an den Kammerbeutel verkauft und sich Brot und Dienst herbeigelogen und geheuchelt hatten; welch schmählichem Seelenhandel aber nun Joseph II. aus den rechtlichsten und lobwürdigsten Gründen das Ende gemacht hat.

Wie viele andere mir genau bekannte Beispiele gleicher Gattung könnte ich noch anführen, es mag aber an diesen Beiden sich vor Andern auszeichnenden genug sei.

Aergerniß an Leben, Wandel und Lehre der Geistlichen, Aergerniß an ihren geistlosen Zänkereien, Verfolgung, Verketzerung, Verläumdung wahrer thätiger Christen, an ihrem Haß und Handwerksneid unter sich selbst, mag unter manchen Umständen in Augenblicken von Unmuth und Indignation ꝛc. bei manchen den Entschluß erweckt haben, sich von einer in sich selbst so uneinigen Gesellschaft zu trennen und in den Schooß einer Kirche zu treten, bei der die gepriesene Unität eine so glänzende Außenseite hat, und deren Clerisei für das Interesse der Kirche wenigstens unendlich mehr Eifer und Anhänglichkeit bezeugt, als unsern protestantischen Theologen nachgerühmt oder nachgesagt werden kann.

Studium der Kirchengeschichte kann, neben andern gegebenen und begleitenden Umständen, zu dem Uebertritt und Rückkehr zur Katholischen Kirche eben wohl vieles beitragen. So wenig eine treue Beherzigung der älteren Kirchengeschichte dem Papstthum vortheilhaft ist, so sehr begünstigt sie den Wunsch, daß die christliche Kirche in ihrer ersten Einfalt und Lauterkeit geblieben sein oder wiederhergestellt werden möchte.

Daß diese in der Protest. Kirchenverfassung (vom Lehrbegriff ist die Rede nicht) ebenso wenig anzutreffen sei, liegt einem nachdenkenden, die Sache mehr mit dem Kopf als dem Herzen fassenden, Mann nahe genug vor Augen.

Zu diesen Gründen und Vehikeln kommen nun noch die Methoden, deren sich die Römische Clerisei beim Proselytenmachen bedient, welche so bekannt sind, daß davon zu reden überflüssig wäre. Es geht ungefähr, wie auf den Werbplätzen der Soldaten, wo die Freiheiten, Vorzüge und Ehre des Soldatenstandes angepriesen, von den Prügeln, Zwang, Elend und Strafen aber sorgfältig geschwiegen wird. Man verlangt Keinen zum Papstthum und dessen unentschuldbarem, unerträglichem, menschenfeindlichem Joch, sondern nur zur lieben Mutter, der Kirche, zu bekehren, läßt den gescheidten denkenden Kopf vom Papst glauben, was man will, und von allem andern, was man kann, fordert nur das Ja, mit dem Uebrigen wird sichs von selbst geben.

Nun aber noch ein paar Worte von Wirkungen und Folgen eines

solchen Uebergangs, sowohl in Absicht eines eigenen Herzens, als der neuen Religionsverwandten. So viel das Erste betrifft, so findet der verständige und rechtschaffene Mann (denn von leichtsinnigen oder um das Handgeld sich verhandelnden Ueberläufern ist, um es nochmals zu sagen, weder Gedanke noch Rede), nach einiger Zeit und wenn sich der Nebel vor seinen Augen wieder zertheilt, gemeiniglich, daß er bei dem Tausch mehr verloren als gewonnen habe und Reue folgt alsdann nach. Der Schritt ist aber einmal geschehen und die Rückkehr unmöglich, wenigstens wird sie für unmöglich gehalten.

Alsdann fängt aber die Situation eines solchen Mannes erst an, ganz mißlich zu werden. Entweder grämt er sich heimlich zu Tode, oder er wird ein entschlossener Heuchler, macht äußerlich alles mit, was er innerlich mißbilligt, verwirft und verspottet und wankt an den Rand des Unglaubens hin, wird erst in sich und, wenn ers wagen darf auch äußerlich ein Spötter aller Religionen und stirbt so am kalten Brand. Oder er entzieht und verschließt sich, so viel er kann, macht sich sein eigen System, sucht mit Thränen den Weg wieder, von dem er sich verirrt, sucht die vernachlässigten, mißkannten und mißverstandenen Wahrheiten wieder herbei, demüthigt sich vor Gott, fleht um neue Gnade und Licht und wenn ihm solche zu Theil wird, bekennt er und läugnet nicht, wenn er auch gleich aus einer Form nicht wieder in die andere zurück- und übertritt. Dieser letztern Gattung sind wohl freilich die wenigsten und meistens nur Gott, dem Herzenskündiger, bekannt. Vor Menschen aber und noch mehr, in sich selbst, müssen sie ihre Schmach tragen, die sie oft tief genug beugt und schmerzt, sie haben ein kümmerliches Leben, tragen eine Wunde an sich, die zuweilen wieder aufbricht und von der sie ungern reden, noch ungerner aber solche von andern besichtigen lassen.

Was ist da viel zu sagen? Man kann am hellen lichten Tage auf ebenem Boden fallen und ein Bein brechen; dies Bein kann aber wieder curirt werden, bei einigen krumm, bei andern grade, doch gemeiniglich immer so, daß der Leidende, wenn sich das Wetter ändert, eine unbehagliche Empfindung davon hat. Vor ein solch wieder geheiltes gebrochenes Bein habe ich stets vielen Respekt und Mitleiden gehabt, mich nie ermächtigt zu fragen, wie es mit diesem Beinbruch zugegangen? mich nur gefreut, wenn ich den Mann mit oder ohne Krücken gehen sah.

In Ansehung der neuen Kirchengenossen ist das gewöhnliche Schicksal solcher Convertiten: daß sie Knechte derer sind, denen sie sich zu Knechten gegeben haben. Man fordert und erwartet von ihnen, zum Beweis ihrer Integrität, mehr Eifer, mehr Gehorsam, mehr Thätigkeit, als von den Eingebornen selbst; man traut ihnen nur in dem Grad, in welchem sie sich durch erstgedachte Eigenschaften auszeichnen und gleichwohl traut man ihnen bei allem dem immer nur halb, bis sie es so weit gebracht haben, oder man sie so weit verleitet hat, daß man des Hasses ihrer ehemaligen Religionsverwandten gegen sie gewiß ist. Bei allem dem bleibt Verachtung auf beiden Seiten ihr gewöhnlicher Lohn. Führt ihre Religions-Aenderung zu Ehren und Würden (und dies ist die gewöhnliche Absicht der Convertiten), so ist jeder ihrer Schritte mit dem Otterblicke des Neides begleitet und sie können am Ende von Glück sagen, wenn sie nur fallen, ohne zugleich Hals, Arm und Bein zu brechen, oder, wenn sie sich nur fortschleichen, und in unbemerkter Dunkelheit absterben dürfen. Dieses sage ich von Ministern, Staats- und Geschäftsmännern, und sage es aus lebendiger Kenntniß. Ist ein solcher Proselyt ein ehrlicher und verständiger Mann, so kommt er in seinen neuen Verbindungen zu Zeiten in Lagen, die martermäßig sind; auch davon sind mir wichtige Beispiele bekannt. Hingegen weiß ich auch solche, wo sie sich für den erduldeten Zwang fürchterlich gerächt haben; und ich könnte, wenn mir's anständig wäre, die Männer nennen und den Beweis führen, daß die neueren großen Revolutionen in dem kirchlichen System der Oesterreichischen Staaten ursprünglich nicht von Katholischen herrühren, sondern von Proselyten seit 20 Jahren her schon der Grund dazu gelegt worden sei.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.